bmask.gv.at
BUNDESMINISTERIUM FÜR
ARBEIT, SOZIALES UND
KONSUMENTENSCHUTZ

2. ÖSTERREICHISCHER MÄNNERBERICHT

Dem österreichischen Nationalrat
vorgelegt im Herbst 2011

ungen vom Original sind möglich.

REINHARD RAML EVELYN DAWID GERT FEISTRITZER

2. ÖSTERREICHISCHER MÄNNERBERICHT

IM AUFTRAG DER
MÄNNERPOLITISCHEN GRUNDSATZABTEILUNG DES
BUNDESMINISTERIUMS FÜR ARBEIT, SOZIALES
UND KONSUMENTENSCHUTZ

bmask
BUNDESMINISTERIUM FÜR
ARBEIT, SOZIALES UND
KONSUMENTENSCHUTZ

IFES
INSTITUT FÜR EMPIRISCHE SOZIALFORSCHUNG GMBH
Teinfaltstraße 8 • 1010 Wien
Telefon: (01) 54 670-0 • Fax: (01) 54 670-312
E-Mail: ifes@ifes.at • Internet: http://www.ifes.at

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

IMPRESSUM

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMASK)
Männerpolitische Grundsatzabteilung (Sektion V / Abteilung 5)
A-1010 Wien, Stubenring 1

Druck:

Zentrale Dienste, BMASK

Verlagsort, Herstellungsort:

Wien

Erscheinungsjahr:

2011

ISBN Nummer:

978-3-200-02311-6

Internet:

http://www.bmask.gv.at

Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwertung (auch auszugsweise) ist ohne schriftliche Zustimmung des Medieninhabers unzulässig. Dies gilt insbesondere für jede Art der Vervielfältigung, Übersetzung, Mikroverfilmung, der Wiedergabe in Fernsehen und Hörfunk sowie der Verarbeitung und Einspeicherung in elektronische Medien wie z.B. Internet und CD-ROM.

Zitation:

Raml, R., Dawid, E. & Feistritzer, G. (2011). 2. Österreichischer Männerbericht. (unter Mitarbeit von Mag. Nedeljko Radojicic und Mag. Setare Seyyed-Hashemi). Wien: Im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMASK).

Autoren:

MMag. Dr. Reinhard Raml
Mag.[a] Dr.[in] Evelyn Dawid
Mag. Dr. Gert Feistritzer

Redaktionelle Mitarbeit:

Mag. Nedeljko Radojicic
Mag.[a] Setare Seyyed-Hashemi

Wissenschaftliche Mitarbeit (Recherchen):

Mag.[a] Christine Schuster
Mag.[a] Susanne Völkl

Lektorat:

Mag. Christina Hohenecker

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Sehr geehrte Abgeordnete zum Nationalrat!

Sehr geehrte Damen und Herren!

Der aktuelle Österreichische Männerbericht an den Nationalrat entspricht den Herausforderungen einer modernen, beide Geschlechter berücksichtigenden Geschlechterpolitik und soll uns einen Schritt auf dem Weg zum Ziel einer geschlechtergerechten Gesellschaft weiter führen. Neue Themenfelder wie z.B. Männerbilder und Migration sowie die Situation der Patchworkväter sind in diesem zweiten Bericht berücksichtigt worden und zeigen, dass die Geschlechterpolitik mit der Dynamik der gesellschaftlichen Entwicklung Schritt halten muss und keinen Stillstand erlaubt.

Männerpolitik beginnt mit einer geschlechtergerechten Jugenderziehung und der Berücksichtigung der geschlechtsspezifischen Situation und der Bedürfnisse von Buben und Burschen. Das Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz organisiert daher seit 2008 den österreichweiten Boys´ Day. Die Umsetzung geschieht in erster Linie durch Kooperationspartner / Männerberatungsstellen in den Bundesländern. Die gute Zusammenarbeit des BMASK mit dem Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur ist dabei eine wesentliche Voraussetzung für das erfolgreiche Projekt Boys´ Day. Im vorliegenden Bericht wird den Männerberatungsstellen in Österreich die Gelegenheit gegeben, ihre Tätigkeit näher zu beschreiben.

Dieser aktuelle Österreichische Männerbericht dient auch der Politikberatung; die politischen Entscheidungsträgerinnen und -träger im österreichischen Parlament werden über die neuesten Entwicklungen und Herausforderungen informiert. Auf gesellschaftlicher Ebene umstrittene Themen, wie die Scheidungsfolgen für Männer, Frauen und Kinder, sind in diesem Bericht in einer die verschiedenen Blickwinkel berücksichtigenden Art und Weise aufgenommen worden. Es muss – so heißt es einhellig im Bericht – auch im Sinne der Kinder auf allen Seiten das Bewusstsein gestärkt werden, dass mit der Scheidung zwar die Ehe endet, nicht aber die Elternschaft.

Ich wünsche dem vorliegenden Bericht eine positive und unvoreingenommene Aufnahme in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen und politischen Handlungsfeldern. Der Bericht ist auch ein Versuch, wissenschaftliche Expertise und Datensammlung, die Darlegung unterschiedlicher Positionen und eine leicht lesbare Darstellung zu vereinen, um eine breit angelegte Leserschaft zu gewinnen.

Ihr Rudolf Hundstorfer

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort der Autoren und Autorinnen 5

Kurzfassung des 2. Österreichischen Männerberichts 9

Hauptteil des 2. Österreichischen Männerberichts

1.1 Buben und Burschen in der Familie 43
1.1.1 Sag mir, wo die Männer sind 44
1.1.2 Scheidungskinder und ihre Väter 48
1.1.3 Wie Männer mit Kindern umgehen und Buben sich verhalten 49
1.1.4 Warum man Söhne zu Vätern erziehen sollte 52
Literatur 55

1.2 Ist die Schule „weiblich“? 57
1.2.1 Die wichtigsten Erkenntnisse 58
1.2.2 Schulwahl: Statistische Daten 59
1.2.3 Bildungserfolg und Wohlbefinden 63
1.2.4 Auch „richtige“ Männer (können) lesen 68
Literatur 72
Grafiken 74

1.3 Berufseinstieg 75
1.3.1 Die wichtigsten Erkenntnisse 76
1.3.2 Ausgangssituation 78
1.3.3 Berufsentscheidungen 79
1.3.4 Burschen (und Mädchen) mit Qualifikationsdefiziten 82
1.3.5 Die Lehre – ein „männlicher“ Weg ins Berufsleben 92
1.3.6 Burschen- und frauentypische Berufe am Beispiel Kindergarten- und Hortpädagoge 95
Literatur 99
Grafiken 101
Tabellen 101

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

1.4 Politische Partizipation, Zukunftserwartungen, Wertemuster, Freizeitverhalten . 103
1.4.1 Die wichtigsten Erkenntnisse ... 104
1.4.2 Politische Partizipation und Einstellung zu Institutionen ... 106
1.4.2.1 Ausgangspunkt ... 106
1.4.2.2 Interesse an Politik ... 107
1.4.2.3 Einstellungen zur Politik ... 108
1.4.2.4 Partizipationsbereitschaft ... 109
1.4.2.5 Jugendliche und Demokratie ... 113
1.4.2.6 Vertrauen in Institutionen ... 115
1.4.3 Zukunftserwartungen ... 116
1.4.4 Wertemuster ... 123
1.4.5 Freizeitgestaltung ... 127
1.4.6 Männliche Jugendliche in der Großstadt ... 130
Literatur ... 135
Grafiken ... 137
Tabellen ... 137

2.1 Männergesundheit ... 139
2.1.1 Die wichtigsten Erkenntnisse ... 140
2.1.2 Soziale Ungleichheit, Gender Medizin und Migration ... 142
2.1.3 Lebenserwartung und Todesursachen ... 149
2.1.4 Geschlechtsspezifische Morbidität ... 155
2.1.5 Lebensstil, Vorsorge und Risikoverhalten ... 161
2.1.6 Gesundheit und Arbeiten ... 168
2.1.7 Gesundheitliche Ungleichheit im Jugendalter ... 177
2.1.8 Ansätze zur Männerarbeit im Bereich Gesundheit ... 184
Literatur ... 191
Grafiken ... 196
Tabellen ... 196

2.2 Erwerbsleben ... 197
2.2.1 Die wichtigsten Erkenntnisse ... 198
2.2.2 Erwerbsbeteiligung ... 201
2.2.3 Arbeitsrechtliche und berufliche Stellung ... 209
2.2.4 Allgemeine Arbeitsmarktsegregation ... 216
2.2.5 Arbeitsalltag ... 218
2.2.6 Einkommen ... 226
2.2.7 Working Poor ... 236
2.2.8 Lebenslanges Lernen ... 247
Literatur ... 255
Grafiken ... 259
Tabellen ... 259

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.3 Männer in frauentypischen Berufen ... 261
2.3.1 Die wichtigsten Erkenntnisse ... 262
2.3.2 Aus männertypisch wird frauentypisch – und umgekehrt? ... 264
2.3.3 Männer im Kindergarten – Männer in den Kindergarten! ... 269
2.3.4 Boys' Day – Burschen in Sozialberufen ... 276
Literatur ... 278
Tabellen ... 279

2.4 Scheidung und Trennung ... 281
2.4.1 Die wichtigsten Erkenntnisse ... 282
2.4.2 Gesellschaftliche Entwicklungen und rechtliche Folgen ... 284
2.4.3 Rechtliche Grundlagen und Probleme ... 286
2.4.4 Die Scheidung als Austausch von nutzbringenden Gütern ... 289
Literatur ... 297

2.5 Kriminalität, Gewalterfahrungen und Gewalttätigkeit ... 299
2.5.1 Die wichtigsten Erkenntnisse ... 300
2.5.2 Begriffsbestimmung und Datenlage ... 302
2.5.3 Die gerichtliche Kriminalstatistik ... 305
2.5.4 Jugendgewalt ... 308
2.5.5 Gewalt in der Familie ... 323
2.5.6 Werden aus Opfern Täter und Täterinnen? ... 334
2.5.7 Buben- und Burschenarbeit mit Gewaltopfern ... 336
Literatur ... 340
Grafiken ... 343
Tabellen ... 343

2.6 Gesellschaftliches Eingebundensein und soziale Netzwerke von Männern ... 345
2.6.1 Die wichtigsten Erkenntnisse ... 346
2.6.2 Soziale Orientierung und Einbettung ... 347
2.6.3 Vereine und Vereinsarbeit, gesellschaftliches Engagement ... 353
2.6.3.1 Formelle und informelle Freiwilligenarbeit ... 354
2.6.3.2 Spendenverhalten ... 356
Literatur ... 358
Grafiken ... 359

3.1 Männer und Familie: Planung und Alltag ... 361
3.1.1 Die wichtigsten Erkenntnisse ... 362
3.1.2 Kinderwunsch ... 364
3.1.3 Familiäre Arbeitsteilung: Haus-, Betreuungs- und Pflegearbeit ... 374
3.1.4 Beteiligung der Großeltern ... 381
3.1.5 Väterkarenz ... 384
Literatur ... 394
Grafiken ... 397
Tabellen ... 397

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

3.2 Familie und Beruf 399
3.2.1 Die wichtigsten Erkenntnisse 400
3.2.2 Familiäre Verpflichtungen 403
3.2.3 Erwerbsbeteiligung von Vätern und Müttern 405
3.2.4 Subjektive Vereinbarkeit von Familie und Beruf 415
Literatur 423
Grafiken 424
Tabellen 424

3.3 Väter in Patchworkfamilien 425
3.3.1 Die wichtigsten Erkenntnisse 426
3.3.2 Zunehmende Bedeutung der Patchworkfamilie 427
3.3.3 Zusammenwachsen der Patchworkfamilie 429
3.3.4 Rechtliche und faktische Bedürfnisse in Patchworkfamilien 432
Literatur 434

4 Spezifische Männerberatungsstellen in Österreich 435
4.1 Überblick: Männerberatung in Österreich 436
4.2 Die wichtigsten Erkenntnisse 439
4.3 Organisation der Männerberatungsstellen 441
4.3.1 Träger der Beratungsstellen 441
4.3.2 Finanzierung 443
4.3.3 Mitarbeiterstruktur: Berater und Therapeuten 444
4.3.4 Spezialisierung und Vernetzung 445
4.4 Inanspruchnahme der Beratung 447
4.4.1 Kontaktaufnahme 447
4.4.2 Entwicklung der Beratungsleistungen 448
4.4.3 Themen und Dauer der Beratungen 450
4.4.4 Beratungsbarrieren 456
4.4.5 Klienten mit Migrationshintergrund 458
4.5 Anliegen der Männerberatungsstellen 459
Quellen 462
Grafiken 462

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

VORWORT DER AUTOREN UND AUTORINNEN

Der 2. Österreichische Männerbericht wurde vom Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMASK) in Auftrag gegeben. Seine vorrangige Zielsetzung ist es, Lebensbereiche darzustellen, Entwicklungen aufzuzeigen und dem gesellschaftlichen Wandel Rechnung zu tragen.

In der Männerforschung wird zwischen verschiedenen Ansätzen, die sich aus dem grundlegenden Erkenntnisinteresse der Forschenden ergeben, unterschieden: Eine Gruppe (von Männern) versteht die Forschung am eigenen Geschlecht als Eigeninteresse an der Überwindung patriarchaler Strukturen, das sich darin begründet, dass in der Sozialisation von Männlichkeit ein hoher (emotionaler) Preis bezahlt werden muss. Eine andere Gruppe (von Männern) sieht ihre Arbeit als Beitrag, die Funktionsweisen patriarchaler Herrschaft besser zu verstehen. Weder der eine noch der andere Ansatz sollen hier weiter vertieft werden.

Dem 2. Österreichischen Männerbericht liegt vielmehr ein dialektisches, pragmatisches Verständnis zu Grunde. Wir wollen mit dem Bericht einen Beitrag leisten, um einige kleine und große Lebenswelten der Österreicher/innen einmal aus einer explizit männlichen Perspektive zu betrachten – und auch, aber nicht immer vorrangig, um (soziale) Ungleichheiten und Unterschiede zwischen Männern und Frauen darzustellen. Indem die Situation der Männer in den Mittelpunkt gerückt wird, kann die Perspektive der Frauen, die in Frauenberichten im Mittelpunkt steht, ergänzt werden. Wir sind der Überzeugung, dass nur die Berücksichtigung und Einnahme beider Perspektiven zu einem fundierten Verständnis geschlechtsspezifischer gesellschaftlicher Phänomene führen kann. Davon profitieren beide Geschlechter, denn so sehr sie bei der Einnahme von Perspektiven voneinander getrennt sind oder auch werden, so sehr sind sie im alltäglichen Leben voneinander abhängig und untrennbar miteinander verbunden.

Damit scheint für uns auch die Frage obsolet, ob Männer nur Männerforschung und Frauen nur Frauenforschung betreiben sollen oder gar können. Der Dialog zwischen Männern und Frauen und deren Perspektiven durchziehen auch den vorliegenden Bericht, der von Männern und Frauen gemeinsam verfasst wurde. Die thematischen Kapitel entstanden zunächst zwar aus der Perspektive eines Autors bzw. einer Autorin, bei der notwendigen Vernetzung der einzelnen Themen wurden dann aber die Perspektiven aller Beteiligten eingebracht. Die Einigung auf einen gemeinsamen Text setzte einen Dialog voraus, an dem nicht nur die Verfasser/innen selbst beteiligt waren, sondern auch Experten und Expertinnen unterschiedlicher Fachrichtungen, Mitglieder eines Beirats und Mitarbeiter/innen des BMASK. So gesehen ist der 2. Österreichische Männerbericht ein gemeinschaftliches Produkt von Frauen und Männern und hat nur sehr wenig mit klassischer Männerforschung zu tun. Diese ist hier neben anderen Ansätzen eher Gegenstand der Darstellung als direkter Produzent von Inhalten.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Im Mittelpunkt steht die umfassende und übersichtliche Beschreibung der Situation der Männer in Österreich. Die männlichen Lebenswelten werden zu diesem Zwecke in drei Hauptbereiche gegliedert, die sich an idealtypischen Lebensphasen orientieren: Die Analyse der Zeit des Heranwachsens stellt im ersten Teil des vorliegenden Berichts die Buben ins Zentrum, die Diskussion grundlegender Thematiken wie Beruf oder Gesundheit fokussiert im zweiten Teil auf Burschen und erwachsene Männer, und der genaue Blick auf die Rolle des Partners und Vaters im dritten Teil trägt der dynamischen Entwicklung unserer Gesellschaft – und dem Verhältnis von Männern und Frauen im privaten Bereich – in besonderem Maße Rechnung. Den einzelnen Lebensphasen wurden jeweils Themen zugeordnet, die jedoch nie rein Angelegenheit einer einzigen Phase sind, sondern in allen Lebensabschnitten von Bedeutung sein können.

Das Porträt, das wir so zu zeichnen versuchen, beruht vor allem auf der Darstellung und Analyse von empirischen Daten. Die Quellen hierfür sind so vielfältig wie die Sozialwissenschaften selbst. So werden neben den amtlich gesammelten Daten der Statistik Austria auch zahlreiche Studien und wissenschaftliche Projekte vorgestellt, die aus den unterschiedlichsten Disziplinen stammen. Dabei galt das Erkenntnisinteresse selten der Männer- oder Frauenforschung allein. Vielmehr standen jeweils die Themen, z.B. Gesundheit, Arbeitswelt, Freizeit, Partnerschaft etc. im Vordergrund. Die Studien stammen überwiegend aus Österreich, es werden aber auch deutsche und andere europäische Forschungsarbeiten berücksichtigt.

Der pragmatische Ansatz des vorliegenden Berichts wird durch eine Bewertung der besonderen Situation der Männer in Österreich ergänzt, woraus schließlich auch politische Handlungsempfehlungen abgeleitet werden. Diese sind im Wesentlichen allgemeiner Art und stellen Ansätze dar, was Politik tun kann, um geschlechtsspezifischen Bedürfnissen gerecht zu werden. Dazu wurden auch 23 Experten und Expertinnen aus den einzelnen Themengebieten interviewt, um mithilfe ihres Fachwissens die vordringlichsten Handlungsfelder und -optionen zu identifizieren. Die Interviews hatten darüber hinaus den Zweck, aktuelle Trends und Ergebnisse abzubilden und dienten der Anreicherung des Textes mit Meinungsbildern aus der Praxis. Eine wissenschaftliche Auswertung der Gespräche im Sinne einer qualitativen Analyse wurde nicht durchgeführt, da hierzu auch die Auswahl an Gesprächspartnern und -partnerinnen umfangreicher hätte sein müssen. An dieser Stelle möchten wir Experten und Expertinnen unseren herzlichen Dank für die interessante Zusammenarbeit und Mithilfe aussprechen.

Dieser Bericht wird den Abgeordneten zum Österreichischen Nationalrat vorgelegt. In vielen Expertinnen- und Expertengesprächen und in der vertiefenden Auseinandersetzung mit den Themen des Berichts wurde eines besonders deutlich: Die Anliegen von Männern und Frauen müssen von allen politischen Parteien aufgegriffen werden. Die den Geschlechtern eigenen Bedürfnisse entstammen der Mitte der Gesellschaft und dort sollten sie auch behandelt werden. Je breiter das Interesse ist und je umfassender die Diskussion über Männer- und Frauenperspektiven geführt wird, umso eher können alle – sowohl Männer, als auch Frauen – von den

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

eingesetzten finanziellen Mitteln und intellektuellen Ressourcen unserer Gesellschaft profitieren.

Reinhard Raml
Evelyn Dawid
Gert Feistritzer

Wien, im Dezember 2010

unter Mitarbeit von:

Nedeljko Radojicic
Setare Seyyed-Hashemi
Susanne Völkl
Christine Schuster

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

KURZFASSUNG DES 2. ÖSTERREICHISCHEN MÄNNERBERICHTS

Der 2. Österreichische Männerbericht entstand im Auftrag der **Männerpolitischen Grundsatzabteilung des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz** (BMASK). Er versteht sich als eigenständiger Sozialforschungsbericht, der den relevanten und aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen in Österreich Rechnung trägt, aber auch als Ergänzung zu den Frauenberichten, die hierzulande eine gute und lange Tradition haben. Ihm liegt die Überzeugung zugrunde, dass Gesellschaft, Wirtschaft und Politik besser verstanden werden können, wenn möglichst viele Blickwinkel und Positionen in die Betrachtung einfließen.

Ziel war es, ein möglichst **vielschichtiges, differenziertes und buntes Bild** zu zeichnen, um den Buben, Burschen und Männern in Österreich, so vielfältig und unterschiedlich sie sind, gerecht zu werden. So ist es auch ein Anliegen des vorliegenden Männerberichts, zu zeigen, dass es *die* österreichischen Männer nicht gibt, selbstverständlich genauso wenig wie *die* österreichischen Frauen – auch wenn uns das die Statistiken manchmal suggerieren mögen. Folgende Aspekte und Bereiche des gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Lebens in Österreich fanden Berücksichtigung:

- Familie,
- Schule,
- Beruf,
- Freizeit,
- Gesundheit,
- Kriminalität und Gewalt,
- gesellschaftliche und politische Partizipation,
- spezialisierte Unterstützungs- und Beratungsangebote.

Die Kapiteleinteilung orientiert sich grosso modo am Lebenslauf: beginnend bei den Buben und Burschen bis hin zu den erwachsenen Männern und Großvätern. Diese Struktur führt dazu, dass einzelne der oben aufgezählten Punkte mehrmals (mit unterschiedlichem Fokus) thematisiert werden. Zum Beispiel wird die **Familie** im Zusammenhang mit der primären Sozialisation der Buben und Burschen beleuchtet, aber auch im Kontext von Kinderwunsch und Väterkarenz, von häuslicher Gewalt, von Scheidung und Trennung sowie vom Entstehen neuer Familienformen. Beim Themenfeld **Beruf** – um auch den zweiten „dicken roten Faden“ anzusprechen, der sich durch den 2. Österreichischen Männerbericht zieht – werden ebenfalls zuerst die Jungen in den Mittelpunkt gerückt: ihre Berufswahl und der Berufseinstieg. Ein Kapitel beschäftigt sich mit der geschlechtstypischen Segregation am Arbeitsmarkt: der Erwerbsbeteiligung von Männern und Frauen, ihrer beruflichen Stellung, den Einkommensunterschieden, dem Arbeitsalltag, der Situation der Working Poor und der Rolle des Lebenslangen Lernens. Berücksichtigung finden auch die (allzu wenigen) Männer, die sich für einen frauentypischen Beruf entscheiden. Die

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

beiden roten Fäden werden quasi verknotet, wenn ein Blick auf die familiäre Arbeitsteilung und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie (für Männer) geworfen wird.

Die Basis für den 2. Österreichischen Männerbericht bilden **Forschungsarbeiten und Studien**, die in den letzten Jahren in Österreich, aber auch im benachbarten Ausland (insbesondere in Deutschland) durchgeführt wurden. Ergänzt werden diese quantitativ und qualitativ stets auf wissenschaftlicher Basis gewonnen Daten durch **Interviews**, die extra für den Männerbericht mit 23 Expert/innen aus verschiedenen Wissensgebieten geführt wurden. Die befragten Wissenschafter/innen, Jurist/innen, Mediziner/innen, Sozialarbeiter/innen, Therapeut/innen und Männer-Berater/innen bringen ihre Erfahrungen ein, weisen auf die neuesten Entwicklungen hin, benennen Versorgungslücken und formulieren Wünsche an die Verantwortlichen in Politik und Wirtschaft. Diese Interviews beleben das Zahlenmaterial und führen es näher an die Praxis heran, sie bilden aber keine eigenständige qualitative Erhebung und geben die persönlichen Meinungen der Expert/innen wieder. Die Langfassung des 2. Männerberichts enthält neben der wesentlich ausführlichen Darstellung und Analyse der behandelten Themenfelder auch **politische Handlungsempfehlungen**; diese leiten sich aus den Ergebnissen der vorgestellten wissenschaftlichen Arbeiten und den Gesprächen mit den Experten und Expertinnen ab.

BUBEN UND BURSCHEN IN DER FAMILIE

Die ersten und damit besonders prägenden Beispiele dafür, wie sich „ein Mann“ oder „eine Frau“ verhält bzw. zu verhalten hat, finden Kinder und Jugendliche zu Hause. Bis in die 1960er Jahre war die **Rolle des Mannes in der Familie** als deren Oberhaupt weitgehend klar definiert, auch wenn diese Eindeutigkeit seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts Brüche bekommen hat. Die Buben und Burschen konnten sich im wahren Wortsinn ein Beispiel nehmen: am Vater, an den Onkeln oder auch an den Lehrern in der Volksschule und später in den weiterführenden Schulen. Das Verschwimmen der ehemals selbstverständlichen Aufgabenteilung zwischen Mann und Frau bzw. Vater und Mutter, die Entwicklung hin zur Kleinfamilie, das Ansteigen der Scheidungsraten und das nahezu vollständige Verschwinden der männlichen Lehrer aus den Volksschulen, führte dazu, dass den Buben zunehmend die realen männlichen Vorbilder abhanden kamen. Dies birgt die Gefahr – und hat regelmäßig tatsächlich zur Folge –, dass die Jungen ihre Bilder von Männlichkeit außerhalb der Familie (und der Schule) suchen, etwa in den Medien und in der Peer-Group bei den etwas älteren Freunden, oder dass sie Männlichkeit als das genaue Gegenteil von Weiblichkeit – so wie diese ihnen von der Mutter oder der Lehrerin vorgelebt wird – definieren. Diesen drei Alternativstrategien der Buben und Burschen ist gemeinsam, dass traditionelle Rollenbilder fortgeführt oder gar verstärkt werden und dass eine stabile Identität bzw. ein fest gefügtes Wertekonzept nur schwer zu entwickeln ist.

Es sind also keineswegs die **hohen Scheidungsraten** allein, die für die in den Medien häufig angesprochene „Väterarmut“ verantwortlich sind. Studienergebnisse zeigen außerdem, dass in Österreich nur rund 20 Prozent der geschiedenen Väter ihre Kinder seltener als einmal im Monat

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

oder gar nicht sehen und dass zwischen Vätern und Kindern die Qualität des Kontakts gleich gut ist, unabhängig davon, ob sie in einem gemeinsamen Haushalt wohnen oder getrennt voneinander leben (ÖIF, 2007, S. 138; Ballnik et al., 2005, S. 180). Um ein gutes und enges Verhältnis der Scheidungsväter zu ihren Kindern zu erreichen, muss es den Eltern jedoch gelingen, ihre Trennungskonflikte beizulegen. Geschieht dies nicht und werden die Konflikte gar auf dem Rücken der Kinder weitergeführt, kann dies die Entwicklung einer positiven eigenen Geschlechtsidentität beeinträchtigen: „Wenn man das ganze Leben hört, der Vater ist das Letzte zwischen Scheibbs und Nebraska und auf Männer könne man überhaupt gut auch verzichten, ist das natürlich für kleine Buben schwierig“ (Martina Leibovici-Mühlberger).

Aber auch wenn Väter und Kinder im gleichen Haushalt wohnen, bedeutet dies keineswegs, dass sie eine gute Beziehung zueinander haben. Eine deutsche Studie weist auf Widersprüche zwischen dem gewünschten und dem tatsächlichen **Verhältnis der Söhne zu ihren Vätern** hin. Über drei Viertel der Burschen gaben an, dass der Vater ihnen vertraue bzw. sie unterstütze, knapp zwei Drittel meinten, dass der Vater mit ihnen zufrieden sei, und knapp die Hälfte, dass sie mit ihm über alles reden könnten. Tatsächlich besprachen die Jungen ihre Probleme aber nur zu drei Prozent mit dem Vater, weitaus öfter mit Freunden und Freundinnen (48%) und mit der Mutter (14%) oder sie behielten ihre Schwierigkeiten für sich (35%) (Koch-Priewe et al., 2009, S. 47f.).

Väter (und Mütter) sind nicht nur Beispiele für ihre Söhne (und Töchter), sie gehen außerdem statistisch nachweisbar mit ihren Kindern im Alltag auf unterschiedliche Art und Weise um: Männer spielen zum Beispiel tendenziell wilder und verlangen ihren Kindern mehr ab; sie fördern damit eher das so genannte Erkundungsverhalten, Mütter eher das so genannte Bindungsverhalten der Kinder. **Erziehungsstile** sind jedoch nicht konstant, sondern verändern sich von Elterngeneration zu Elterngeneration, je nachdem wie die Väter und Mütter selbst sozialisiert wurden und wie sie ihre Geschlechterrolle individuell definieren. Bestätigung findet dies etwa durch die Art, wie berufstätige Mütter mit ihren Kindern spielen, nämlich „männlicher“ im Sinn des oben Beschriebenen als die nicht berufstätigen Mütter (Brandes, 2010, S. 487ff.).

Dass sich zukünftige Väter und Mütter ihren Kindern gegenüber ebenfalls unterschiedlich verhalten werden, darauf weist schon jetzt das **Verhalten von Buben und Mädchen beim Spielen** hin: Buben suchen zielgerichtet „ihre“ Räume auf, dominieren großflächige Ballspiele, rauften häufig und stehen herum, um das Geschehen zu beobachten. Mädchen bilden kleinere Gruppen, beschäftigten sich mit informellen, darstellenden Spielen, benützen Schnüre, Seile, Schaukeln und Reckanlagen und flanierten häufig, während sie die anderen beobachteten (Diketmüller & Studer, 2007, S. 58ff.). Burschen zeigen einen aktiveren Bewegungsdrang als Mädchen. Wettbewerb ist für sie im Umgang miteinander in allen Altersstufen wichtiger als für Mädchen. Außerdem zeigen sie mehr Risikobereitschaft (Guggenbühl et al., 2006, S. 49f.). Eine österreichische Studie stellte fest, dass die Selbsteinschätzung der Buben einerseits sowie die Fremdeinschätzungen der Mädchen, der Eltern sowie der Pädagogen und Pädagoginnen andererseits ein erstaunlich übereinstimmendes und traditionelles Bild ergeben: Alle sind sich einig,

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

dass Buben mutig, lustig und neugierig sind, die Eigenschaften vorsichtig und ruhig wurden von allen befragten Gruppen als für Jungen am wenigsten zutreffend eingeschätzt (Guggenbühl et al., 2006, S. 60ff.).

Beeinflusst wird der Umgang der Eltern mit ihren Kindern auch vom **„Geschlechterarrangement" in der Partnerschaft**, also von ihrem gelebten Verständnis von Männlichkeit und Weiblichkeit. Dazu gehört auch die Aufteilung der Haushaltsarbeit. Die Forschung zeigt, dass Paare, die eine paritätische Haushaltsführung anstreben und zu Beginn ihrer Wohngemeinschaft leben, spätestens nach der Geburt des ersten Kindes häufig zu einer traditionellen Aufgabenteilung wechseln (s. Kap. 3.2), was viele Partnerschaften in weiterer Folge so sehr belastet, dass sie scheitern. Dabei spielt eine Rolle, dass Männer bei der Haushaltsarbeit und der Kinderversorgung ein geringeres Selbstvertrauen an den Tag legen als Frauen und außerdem tatsächlich weniger geübt sind, was sie in die Rolle von „Hilfskräften" drängt, die auf Zuruf der Frauen reagieren – was für beide auf Dauer unbefriedigend ist. Wenig förderlich wirkt auch das **berufliche Umfeld der Väter**, denn Unternehmen haben mehrheitlich sehr klassische Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder. Viele Männer sehen sich von den widersprüchlichen Anforderung und Rollenfacetten überfordert. Vor diesem Hintergrund scheint es sinnvoll, Söhne schon früh zu Vätern zu erziehen: damit sie Aufgaben im Haushalt selbstbewusst und kompetent erledigen können, damit weniger Ehen scheitern, damit die Väter der Zukunft mit ihren Doppelbelastungen und den an sie gestellten Erwartungen souverän umgehen können – und so ihren Söhnen wiederum ein gutes Vorbild sein können.

IST DIE SCHULE „WEIBLICH"?

Geschlechtsspezifisch unterschiedliche Entscheidungen, Verhaltensweisen und Kompetenzen werden bei Österreichs Schülern und Schülerinnen an vielen Punkten ihres Bildungsweges sichtbar: Schon nach der 4. Schulstufe, bei der ersten **Schulwahlentscheidung**, zeigen die Buben andere Präferenzen als die Mädchen: Sie gehen etwas öfter in eine Hauptschule (2008/09 – B: 61,6%, M: 58,3%) und etwas seltener in eine Allgemeinbildende Höhere Schule (AHS) (B: 31,3%; M: 35,3%). Nach der zweiten Schulwahlentscheidung, also nach der 8. Schulstufe, besucht eine relative Mehrheit der Burschen (31,3%) eine Berufsbildende Höhere Schule (BHS), fast ebenso viele eine Polytechnische Schule (29,5%), 21,4 Prozent eine AHS und 17,8 Prozent eine Berufsbildende Mittlere Schule (BMS). Die Anteile der Mädchen liegen bei allen Schultypen mit Ausnahme der Polytechnischen Schulen höher (Statistik Austria, 2010a, S. 27ff.).

Die **Polytechnischen Schulen** sind noch immer eine typisch männliche Schulform (B: 62,7%), obwohl der Anteil der Mädchen seit Mitte der 1990er Jahre stetig zugenommen hat (Statistik Austria, 2010b, S. 160 und 2010a, S. 29). Sie stellen in vielen Fällen einen Übergang in das duale Ausbildungssystem dar, und für eine Lehre entscheiden sich deutlich mehr Burschen als Mädchen. Die **AHS-Oberstufe** hingegen ist in den letzten 40 Jahren zu einer „weiblichen" Schulform geworden: Belief sich der Anteil der Burschen 1970/71 noch auf 52,3 Prozent, er-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

reichte er 2008/09 nur noch 43,0 Prozent (Statistik Austria, 2010a, S. 29 und 2010b, S. 40 u. 160). In der **BHS** sank der Anteil der männlichen Schüler bis zur Jahrtausendwende, seit damals ist das Verhältnis zwischen den Geschlechtern ausgeglichen (Bacher et al., 2008, S. 24f.). In der **BMS** liegt der Anteil der männlichen Schüler seit 20 Jahren konstant bei 40 Prozent (Statistik Austria, 2010a, S. 25). Innerhalb der Fachrichtungen der berufsbildenden Schulen zeigen sich überall geschlechtsspezifische Segregationsphänomene, die den traditionellen Geschlechterrollen folgen: Die Burschen bilden in den technisch-gewerblichen Schulen eine deutliche (75,4%) und in den land- und forstwirtschaftlichen Schulen eine schwache Mehrheit (51,7%), in allen anderen Fachbereichen sind sie aber in der Minderheit: in den wirtschaftsberuflichen (10,4%), den sozialberuflichen (16,7%) und den kaufmännischen (40,1%) Schulen (Statistik Austria, 2010a, S. 31).

Bereits die erste Schulwahlentscheidung verringert für die Buben die **Chancen,** später **eine höhere Bildung einzuschlagen**. Diese Tendenz setzt sich im Lauf der Schulkarriere fort: Die Burschen bleiben statistisch gesehen diesbezüglich mit fortschreitendem Alter immer mehr hinter den Mädchen zurück – und das, obwohl nach der Schulpflicht deutlich weniger männliche als weibliche Jugendliche völlig aus dem Bildungssystem ausscheiden. Das Geschlecht ist jedoch nur einer und dabei nicht der bedeutendste Faktor, der Einfluss auf die Schulwahlentscheidung hat. Stärkere Effekte zeigen die soziale Herkunft, das regionale Angebot an Schulen und vermutlich auch ein Migrationshintergrund (Bacher et al., 2008, S. 153f.).

Was die **Leistungen und das Wohlbefinden in der Schule** anlangt, zeichnen wissenschaftliche Studien sowie Bildungsexperten und -expertinnen ein differenzierteres Bild als die Medien, die regelmäßig die Jungen als die großen „Verlierer“ im Bildungssystem darstellen: Es lassen sich quantifizierbare Vorteile der Buben und Burschen gegenüber den Mädchen nachweisen (z.B. bessere Mathematikkompetenz, bessere Leistungen in den Naturwissenschaften in der 4. Schulstufe, bessere Kenntnisse in den physikalischen Systemen in der 9. Schulstufe, geringere Schul- und Prüfungsangst) ebenso wie Nachteile der Jungen (z.B. schlechtere Lesekompetenz, schlechtere Noten, häufigere Klassenwiederholungen, weniger Maturaabschlüsse, niedrigeres Wohlbefinden in und höhere Unzufriedenheit mit der Schule). Insgesamt finden sich Hinweise darauf, dass die Schule in ihrer derzeitigen Ausprägung für Mädchen besser „passt“ als für Burschen, wobei allerdings berücksichtigt werden muss, dass dies zwar für eine statistisch relevante Mehrheit gilt, keineswegs aber für alle. Dass männliche Schüler als „schwieriger“ wahrgenommen werden (z.B. von den Lehrer/innen) hängt auch damit zusammen, dass die Unangepassten sichtbarer sind und deshalb mehr Aufmerksamkeit erhalten; so kann der Eindruck entstehen, dass eine laute Minderheit die Norm darstellt. Es gibt aber sehr wohl Gruppen von Burschen, die problemlos und erfolgreich im Schulsystem integriert sind. Großen Einfluss scheint dabei der sozioökonomische Status der Eltern zu haben. Dies gilt, wie bereits erwähnt, für die Schulwahl, aber zum Beispiel auch für die Lesekompetenz: Eine Detailsauswertung der PISA-Ergebnisse von 2003 zeigte, dass 37 Prozent der Schüler/innen der Polytechnischen Schulen, aber nur jeweils zwei Prozent jener der AHS und der BHS in die schlechteste Lesekompetenz-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

gruppe fallen (Bacher & Paseka, 2006, S. 224). Eine andere Sonderauswertung, diesmal der Daten von 2000, weist nach, dass der Grundstein für eine gute Lesekompetenz nicht in der Schule, sondern bereits davor in der Familie gelegt wird: Die Lesefreudigkeit der Eltern und die Anzahl der Bücher in der elterlichen Wohnung zum Beispiel üben starken Einfluss aus (Böck, 2007, S. 71ff.).

Bildungsexperten- und expertinnen plädieren dafür, die **spezifischen Förderangebote** für Mädchen mindestens zu erhalten und jene für Burschen weiter **auszubauen**, aber auch dafür, die **Gender-Kompetenz der Lehrer/innen zu erhöhen**, indem eine geschlechtssensible Pädagogik in der Ausbildung einen Fixplatz erhält und in Weiterbildungsmaßnahmen vermittelt bzw. aufgefrischt wird. Ein Lösungsansatz scheint auch darin zu bestehen, die **Koedukation bei einzelnen Themen** in bestimmten Phasen des Unterrichts **vorübergehend aufzuheben**.

BERUFSEINSTIEG

Obwohl die Burschen in der Schule im Durchschnitt schlechtere Leistungen erbringen als die Mädchen, schneiden sie beim Übergang ins Erwerbsleben besser ab und ergreifen höher bezahlte sowie mehr auf Karriere orientierte Berufe (Budde, 2008). Ein Grund dafür besteht darin, dass Burschen und Mädchen ihren Beruf (und davor ihre Ausbildung) nach unterschiedlichen Kriterien aussuchen. Für männliche Jugendliche sind eher **extrinsische Berufsziele**, wie ein gutes Einkommen und ein hohes Sozialprestige, vorrangig, für weibliche eher intrinsische Berufsziele (Pinker, 2008 nach Blaß, 2009, S. 71). Bestätigt wird dies in der Oberösterreichischen Jugendstudie 2008: Den Burschen und jungen Männern im Alter zwischen 11 und 26 Jahren war bei einem Job am allerwichtigsten (und deutlich wichtiger als den Mädchen und Frauen), dass „man gut bezahlt wird und viel verdient“ (M: 82%, F: 68%) (JugendReferat des Landes OÖ, 2008).

Eine österreichische Erhebung (Statistik Austria, 2010b) stellte fest, dass junge Männer schon bei der Geschwindigkeit, mit der sie das erste Mal **in den Arbeitsmarkt eintreten**, Vorteile haben: Drei Viertel beginnen ihren ersten fixen Job entweder schon während ihrer Ausbildung oder maximal drei Monate nach dem Abschluss. Frauen gelingt dies nur zu 55 Prozent. Geschlechtsspezifische Unterschiede lassen sich auch bei den Methoden der erfolgreichen Arbeitsplatzsuche feststellen: Männer finden ihren ersten Job öfter mit Unterstützung von Familie, Freunden und Bekannten (M: 33%, F: 28%) oder über eine frühere Tätigkeit in derselben Firma (M: 27%, F: 18%), Frauen öfter über Direkt- oder Blindbewerbungen (M: 14%, F: 20%) oder über Stellenanzeigen in Zeitungen oder im Internet (M: 15%, F: 21%).

Bei der Berufswahl spielen die traditionellen Geschlechterrollen nach wie vor eine Rolle: Dass sich Burschen soviel häufiger für eine **Lehre** entscheiden als Mädchen – rund zwei Drittel der Lehrlinge sind männlich –, hängt damit zusammen, dass die Lehrlingsausbildung stark in Gewerbe und Handwerk bzw. Industrie verankert ist, in Beschäftigungsfeldern also, die von Männern bevorzugt werden (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 51). Daraus ergibt sich, dass für Burschen das Angebot an Lehrberufen attraktiver und daher auch größer ist als für Mädchen (Gre-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

goritsch, 2010). Der bei den Männern beliebteste Lehrberuf ist Kraftfahrzeugtechnik (9,2%), gefolgt von Installations- und Gebäudetechnik (5,9%) und Elektroinstallationstechnik (5,4%). Rund 20 Prozent der männlichen Lehrlinge sind in diesen drei Lehrberufen zu finden. Bei den Mädchen hingegen lernt ein knappes Viertel für den Einzelhandel, knapp die Hälfte für die drei beliebtesten Lehrberufe (Einzelhandel, Bürokauffrau, Friseurin) (WKO, 2010b). Jugendliche mit Migrationshintergrund sind bei den Lehrlingen insgesamt deutlich unterrepräsentiert, aber auch für sie gilt, dass die Lehre „männlich" ist: Der Anteil der Burschen an allen Lehrlingen mit Migrationshintergrund erreicht knapp zwei Drittel (Statistik Austria, 2010c, S. 150 u. 153). Nach dem Abschluss der Lehre gelingt es den jungen Männern besser, sich in den Arbeitsmarkt zu integrieren als den Frauen: Eine Längsschnittuntersuchung der Lehrlinge des Geburtenjahrgangs 1980 zeigt: Im fünften Jahr nach dem Lehrabschluss sind rund zwei Drittel der Männer, aber nicht einmal die Hälfte der Frauen das ganze Jahr hindurch vollzeitbeschäftigt. (Synthesis, 2007, S. 4).

Jenseits dieser statistischen Daten weiß man wenig darüber, wie bei Burschen **geschlechtstypische Ausbildungs- und Berufsentscheidungen** ablaufen; für Mädchen ist die Forschungslage diesbezüglich wesentlich besser. Das Projekt „elementar" der Universität Innsbruck beschäftigte sich umfassend mit männlichen Kindergartenpädagogen und lieferte erstmals für Österreich fundierte Informationen über Männer in einem frauentypischen Beruf. Es brachte zu Tage, dass männliche Jugendliche erhebliche Vorbehalte und Befürchtungen in Bezug auf Kindergärtner haben, aber auch, dass ihre Haltung überaus ambivalent ist, was die Autoren und Autorinnen darauf zurückführen, dass es kaum reale männliche Beispiele gibt. Über ein Drittel der befragten Schüler denkt, dass Kinderbetreuer keine „richtigen" Männer seien. Andererseits kann sich knapp ein Viertel grundsätzlich vorstellen, in einem Kindergarten oder Hort zu arbeiten, sieben Prozent sind sich darüber sogar sicher. Interesse an einem Praktikum zeigen 14 Prozent. Dies lässt darauf schließen, dass es ein Potential von sieben bis 14 Prozent an Burschen gibt, die bereit wären, in einer Kinderbetreuungseinrichtung zu arbeiten (Koch, 2010a, S. 5ff.).

Bei der **Jugendarbeitslosigkeit** sind nur geringe geschlechtsspezifische Unterschiede festzustellen. Tendenziell liegt sie zwar bei den Burschen etwas niedriger als bei den Mädchen, nicht jedoch im Krisenjahr 2009 (B: 10,5%, M: 9,4%) und auch (noch) nicht 2010 (B: 8,9%, M: 8,8%) (Statistik Austria, 2010a, S. 30 u. 2011, S. 52). Insgesamt sind die österreichischen Jugendlichen im europäischen Vergleich besonders gut integriert. Laut EUROSTAT betrug die Jugendarbeitslosenquote 2010 im EU-27-Raum 20,6 Prozent, in Österreich aber nur 8,8 Prozent (EUROSTAT, 2011). Die Gründe für die vergleichsweise gute Arbeitsmarktintegration der jungen Österreicher/innen werden in der hierzulande allgemein niedrigeren Arbeitslosigkeit und in der hoch entwickelten beruflichen Erstausbildung gesehen – in den mittleren und höheren berufsbildenden Schulen und noch mehr in der dualen Ausbildung der Lehrlinge.

Ein besonders hohes Risiko, arbeitslos zu werden, tragen all jene, die lediglich die Pflichtschule abgeschlossen haben und deshalb **akute Qualifikationsdefizite** aufweisen. Bei diesen frühen

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Schulabgängern und -abgängerinnen lassen sich in Österreich im Gegensatz zu fast allen anderen EU-Ländern nur sehr geringe geschlechtsspezifische Unterschiede zu Lasten der Burschen feststellen. Etwas anders stellt sich die Situation der jungen Männer und Frauen mit Migrationshintergrund dar: Erstens weisen sie deutlich häufiger akuten Qualifikationsbedarf auf, zweitens sind bei ihnen auch größere Nachteile bei den Burschen feststellbar: 47 Prozent der jungen Männer mit nicht-österreichischer Staatsbürgerschaft (F: 38%), aber nur 10 Prozent der Burschen mit österreichischem Pass (F: 11%) sind niedrig qualifiziert (Gregoritsch, 2009). Zwar sind Tendenzen ablesbar, dass sich der Bildungsstand der zweiten Einwanderergeneration dem österreichischen Durchschnitt angleicht, aber gerade bei jenen, die lediglich einen Pflichtschulabschluss aufweisen, ist die Differenz zwischen den Jugendlichen zweiter Generation und jenen mit österreichischen Eltern besonders groß – und für Männer noch größer als für Frauen.

POLITISCHE PARTIZIPATION, ZUKUNFTSERWARTUNGEN, WERTEMUSTER, FREIZEITVERHALTEN

Ein Blick in die Vergangenheit zeigt: Politik ist in unserem Kulturkreis traditionell Männersache. Bis heute zeigen Männer deutlich mehr **Interesse an Politik** und sind eher bereit, sich in politischen Fragen und Organisationen zu engagieren als Frauen. In einer Befragung der Universität Wien aus dem Jahr 2007 gaben 44 Prozent der Männer, aber nur ein Viertel der Frauen an, sich (sehr bzw. eher schon) für Politik zu interessieren (Weiss, 2007). Dieses geschlechtsspezifisch unterschiedlich ausgeprägte Interesse wird in den empirischen Erhebungen immer wieder bestätigt und zeigt sich auch bei Männern und Frauen mit höherer Bildung: In einer 2008 durchgeführten Studie meinten 69 Prozent der dort befragten männlichen Lehramtsstudenten, dass sie sich insgesamt sehr oder eher schon für Politik interessierten, von den angehenden Lehrerinnen taten dies lediglich 56 Prozent (Institut für Konfliktforschung, 2008).

Diese doch deutlichen Unterschiede im Interesse für das politische Geschehen können wohl als ein Grund dafür angesehen werden, dass Männer noch immer deutlich häufiger **in politischen und kommunalen Institutionen aktiv** werden. Zwar ist der Anteil der Frauen unter den Parlaments- und Landtagsabgeordneten in den letzten Jahrzehnten sukzessive angestiegen, aber von einer Ausgewogenheit der Geschlechter kann vielfach noch keine Rede sein. Im Nationalrat und im Bundesrat stellen die Männer jeweils rund drei Viertel der Abgeordneten, in den Landtagen rund 60 bist 80 Prozent (Stand Oktober 2009). Auch in den Parteiklubs sind Männer klar in der Mehrheit, außer bei den Grünen, bei denen ebenso viele Frauen wie Männer politisch arbeiten. Die Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien aus dem Jahr 2008 zeigt, dass die Wiener öfter als die Wienerinnen bereits einmal ein politisches Amt angestrebt haben bzw. in einer politischen Partei aktiv waren – und dass sie solche Schritte für sich persönlich auch in Zukunft für eher denkbar halten. Etwas geringer sind die geschlechtsspezifischen Abweichungen in Bezug auf die Teilnahme an Demonstrationen und die Mitarbeit in gemeinnützigen Vereinen sowie an Bürgerinitiativen. Bei dieser Betrachtung sollte jedoch immer Berücksichtigung finden, dass Frauen in weniger „sichtbaren“ Bereichen des gesellschaftlichen Engagements aktiver sind als Männer: etwa in der Nachbarschaftshilfe und in der Familie.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Obwohl das Interesse an Politik in Österreich insgesamt nicht sehr stark ausgeprägt ist – ein knappes Drittel der Bevölkerung gibt an, sich wenig bis gar nicht für Politik zu interessieren –, sind rund zwei Drittel der Österreicher/innen mit dem Funktionieren der **Demokratie** weitgehend zufrieden und schätzen das demokratische System sowie seine Institutionen hoch, und zwar Männer wie Frauen gleichermaßen (Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien, 2008). Im Rahmen der letzten großen Parlamentarismus-Studie im Jahr 2004 gaben rund neun von zehn Befragten an, das Parlament und dessen Tätigkeit für (sehr) wichtig zu erachten (IFES & Fessel GFK, 2004). Junge Männer sind übrigens sowohl mit dem Funktionieren der Demokratie als auch mit dem politischen Parteiensystem zufriedener als junge Frauen. Bei der Beurteilung der Demokratie beträgt die Differenz acht Prozentpunkte und beim politischen Parteiensystem 13 Prozentpunkte (Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien, 2008).

Nur wenige Österreicher/innen hegen die Hoffnung, dass in **Zukunft** eine „vernünftige Politik der Regierung" dafür sorgen könnte, dass ihre jeweiligen Wünsche und Ansprüche erfüllt werden (M: 18%, F: 14%). Mehr Hoffung setzen sie diesbezüglich in ihre Partner/innen (M: 51%, F: 50%), in sich selbst (M: 41%, F: 38%) und in ihren Freundeskreis (M: 35%, F: 37%). Insgesamt blicken Männer wie Frauen etwa gleichermaßen eher optimistisch in die Zukunft (M: 74%, F: 71%), wie sich überhaupt kaum geschlechtsspezifische Unterschiede bei den Zukunftserwartungen festmachen lassen: Es wird zum Beispiel für wahrscheinlich angesehen, dass die Kluft zwischen Arm und Reich steigt, dass der Leistungsdruck wächst, dass die Kriminalität zunimmt, dass krankmachende Umwelteinflüsse stärker werden, dass Sozialleistungen abgebaut werden, dass die Arbeitslosigkeit steigen wird, aber auch, dass sich die Gesundheit durch den medizinischen Fortschritt verbessern wird. Auch über die Eigenschaften, die in Zukunft wichtig sein werden, um das Leben gut zu meistern, sind sich Männer wie Frauen einig. Klassische geschlechtstypische Zuweisungen spielen dabei kaum (noch) eine Rolle: Die männlichen und weiblichen Befragten dachten etwa im gleichen Maße, dass es wichtig sein würde, anpassungsfähig (M: 86%, F: 87%) bzw. durchsetzungsstark (M/F: 85%) zu sein (Zentrum für Zukunftsfragen der FH Salzburg, 2008).

Auch bei ihren **Wertemustern** stimmen Männer und Frauen weitgehend überein: Am wichtigsten ist ihnen die Familie (sehr bzw. ziemlich wichtig: M: 94%, F: 98%), gefolgt vom Freundes- und Bekanntenkreis (M/F: 93%), der Arbeit (M: 90%, F: 89%) und der Freizeit (M/F: 88%). Der letztgereihte Punkt, die Freizeit, ist den Österreichern genauso wie den Österreicherinnen in den letzten 20 Jahren wichtiger geworden. 1990 bezeichneten 36 Prozent „Freizeit" für sich persönlich als „sehr wichtig", 2008 taten dies bereits 44 Prozent. Hinsichtlich der „Arbeit" bildet sich übrigens kein kontinuierlicher Trend ab, da hier offenkundig die jeweilige Wirtschaftslage bzw. Arbeitsmarktsituation von Bedeutung ist (Friesl et al., 2009, S. 128 u. 70ff.).

Ihre **Freizeit** verbringen Männer und Frauen selten mit „sinnstiftenden Aktivitäten", zu denen zum Beispiel ein ehrenamtliches politisches Engagement gehört, sondern mehrheitlich auf regenerative Art. Die häufigste Freizeitbeschäftigung ist das Fernsehen: Zweieinhalb Stunden pro Tag

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

verbringen fernsehende Männer und Frauen vor ihrem TV-Gerät (Statistik Austria, 2010). Männer widmen sich häufiger als Frauen dem Heimwerken (M: 42%, F: 21%) und Videospielen (M: 43%, F: 16%), sie sehen öfter Sportveranstaltungen zu (M: 32%, F: 12%) und gehen öfter in ein Lokal (M: 62%, F: 43%). Auf der anderen Seite beschäftigen sie sich seltener mit Handarbeiten (M: 5%, F: 25%) oder mit Shopping (M: 28%, F: 49%), lesen seltener Bücher (M: 30%, F: 51%) und gehen weniger wandern oder spazieren (M: 41%, F: 53%) (Zellmann & Baumann, 2009). Außerdem nehmen Männer zu geringeren Anteilen am öffentlichen Kulturleben teil und betreiben weniger Kulturaktivitäten im engeren Sinne (IFES, 2007). In der Großstadt Wien ist das Sport- und Fitnessinteresse der jungen Männer stark ausgeprägt. In der Sozialwissenschaftlichen Grundlagenforschung Wien (2008) gab jeder zweite männliche Jugendliche an, sich im letzten Jahr aktiv an Sportveranstaltungen beteiligt zu haben. 88 Prozent betreiben mindestens einmal wöchentlich Sport; rund vier von zehn sogar (fast) täglich. Von den jungen Frauen betätigen sich nur halb so viele mit dieser Regelmäßigkeit sportlich.

MÄNNERGESUNDHEIT

Die Gender-Medizin ist eine junge Disziplin: Erst seit rund zehn Jahren setzt sich zunehmend die Erkenntnis durch, dass Frauen und Männer medizinisch gesehen jeweils Besonderheiten aufweisen, die bei den Untersuchungen und Behandlungen Berücksichtigung finden sollten. Wenn im Folgenden die gesundheitliche Situation der österreichischen Männer kurz umrissen wird, spielt jedoch neben dem „biologischen“ Geschlecht stets auch das „soziale Geschlecht“ eine Rolle, denn gesundheitliche Ungleichheit ist in der Regel auch soziale Ungleichheit. US-amerikanische Untersuchungen liefern Hinweise darauf, dass zum Beispiel unterschiedliche Lebensstile, Rollenvorstellungen sowie gesellschaftliche und soziale Orientierungen die Gesundheit sogar stärker beeinflussen als biologische Faktoren (Rásky, 1998). Großen (meist negativen) Einfluss auf die Gesundheit von Männern und Frauen übt auch eine Migrationsbiographie aus.

Die österreichischen Männer leben im Schnitt um 5,4 Jahre kürzer als die Frauen. Die **Lebenserwartung** bei der Geburt beträgt für Männer 77,6 Jahre (F: 83,0). Sie können damit rechnen, davon 61,8 Jahre in guter Gesundheit zu verbringen (F: 63,2). (Statistik Austria, 2009b)

Bei der Österreichischen Gesundheitsbefragung 2006/2007 hielten 39,4 Prozent der Männer und 35,6 Prozent der Frauen ihre Gesundheit für sehr gut, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, dass Männer dazu tendieren, ihren **subjektiven Gesundheitszustand** positiver einzuschätzen als Frauen. Dies spielt wohl auch bei den Ergebnissen der Erhebungen über funktionale Einschränkungen, chronische Krankheiten und das Schmerzgeschehen eine Rolle: Nahezu durchgehend zeigen die Männer nämlich eine (etwas) niedrigere Betroffenheit als die Frauen (Statistik Austria, 2007).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Die **Sterblichkeit** der Männer liegt über jener der Frauen, insbesondere in den jüngeren Lebensjahren, was weniger auf biologische oder rein körperliche Ursachen zurückzuführen ist als auf Unfälle sowie psychische Überlastungen und Destabilisierungen (Statistik Austria, 2009b).

Bei Männern und Frauen sind Krebs und Erkrankungen des Herz-Kreislauf-Systems (HKS) die häufigsten **Todesursachen**. Männer sterben allerdings öfter an Krebs (M: 30%, F: 23%), Frauen an HKS-Krankheiten (M: 37%, F: 48%). Unter den Krebs-Neuerkrankungen nehmen bösartige Neubildungen an der Prostata mit Abstand den ersten Platz ein, die entsprechende Sterblichkeitsrate geht hingegen stetig zurück. Die häufigste Krebs-Todesursache bei den Männern ist Lungenkrebs (Statistik Austria, 2009b).

Zahlreiche geschlechtsspezifische Differenzen finden sich bei jenen **Aspekten des Lebensstils,** die mit der Gesundheit zusammenhängen: Männer essen mehr Fleisch, trinken häufiger Fruchtsäfte und gezuckerte Limonaden, sind öfter übergewichtig, trinken häufiger und mehr Alkohol, sind öfter Raucher und gehen etwas seltener zur Vorsorgeuntersuchung bzw. zum Arzt (Statistik Austria, 2007).

Zwischen den **Arbeitsbedingungen** und der Gesundheit der Berufstätigen besteht ein enger Zusammenhang, der für Männer stärker wirksam wird als für Frauen, allein schon, weil die Männer häufiger in Berufen und Branchen (z.B. Bauwesen, Sachgütererzeugung, Land- und Forstwirtschaft, Bergbau) arbeiten, in denen sie hoher physischer Belastung (z.B. Lärm, schwerer körperlicher Anstrengung, einseitiger körperlicher Belastung) ausgesetzt sind und in denen sich außerdem besonders viele Arbeitsunfälle ereignen. Die Daten des Sondermoduls zur Arbeitskräfteerhebung 2007 (Statistik Austria, 2009c) und des Österreichischen Arbeitsgesundheitsmonitors der Arbeiterkammer Oberösterreich (IFES, 2010a) weisen darauf hin, dass Männer am Arbeitsplatz deutlich häufiger physischen, aber auch psychischen Belastungen ausgesetzt sind. Außerdem bestätigen sie, dass (erwerbstätige) Männer insgesamt seltener von körperlichen Beschwerden und psychischen Schwierigkeiten berichten als (erwerbstätige) Frauen. Zusätzlich bringen sie zu Tage, dass Arbeitsbelastungen bei Männern einen stärkeren Einfluss auf die Gesundheit zeigen als bei Frauen und dass weder Männern noch Frauen die Bedeutung der Arbeitsbedingungen für die Gesundheit ausreichend bewusst ist.

Studien über die Gesundheit und den Lebensstil der **Kinder und Jugendlichen** in Österreich zeigen auffallend ähnliche Ergebnisse wie jene über die Gesundheit und den Lebensstil der erwachsenen Männer und Frauen. Dies lässt darauf schließen, dass der Grundstein für gesundheitliche Ungleichheiten – seien sie durch Geschlecht oder sozioökonomischen Status bedingt – schon im Kindes- und Jugendalter gelegt werden. Verhaltens- und Sichtweisen, die bereits in frühen Lebensjahren angenommen werden, prägen offenkundig das weitere Leben.

Wie die Erwachsenen stufen auch die Burschen ihren **subjektiven Gesundheitszustand** positiver ein als die Mädchen: 89 Prozent der 15-jährigen Burschen, aber nur 77 Prozent der Mädchen beschreiben ihre Gesundheit als „gut“ oder „ausgezeichnet“. Es zeigt sich, dass einerseits

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

die Differenz zu den Mädchen gerade im Jugendalter besonders groß ist – deutlich größer als bei den Erwachsenen – und dass andererseits das Wohlbefinden mit Eintritt in die Pubertät absinkt und nie wieder das alte Niveau erreicht. 70 Prozent der 11-jährigen Buben und 66 Prozent der Mädchen geben an, keine körperlichen oder psychischen Beschwerden zu haben. In den Jahren danach bleiben die Jungen in etwa auf dem gleichen Niveau, die Mädchen aber berichten von deutlich mehr Beschwerden. Von den 15-Jährigen sind dann 67 Prozent der Burschen, aber nur noch 50 Prozent der Mädchen völlig beschwerdefrei (HBSC 2006).

Buben und Burschen sind sportlicher als Mädchen: 41 Prozent der 15-jährigen Jungen, aber nur 19 Prozent der Mädchen sind an mindestens vier Tagen in der Woche körperlich so aktiv, dass sie ins Schwitzen kommen. Bei beiden Geschlechtern ist die Tendenz jedoch mit zunehmendem Alter fallend, und die Schere zwischen den Geschlechtern geht noch weiter auseinander. Trotz der höheren körperlichen Aktivität sind Jungen im Schnitt häufiger übergewichtig als Mädchen. Sie ernähren sich eher ungesund, essen aber weniger Süßigkeiten. Sie trinken mehr Limonaden und Alkohol (HBSC 2006). Sie konsumieren öfter illegale Drogen (Hibell et al., 2007). Die Ähnlichkeiten mit dem **Lebensstil** der erwachsenen Männer lassen es sinnvoll erscheinen, mit Informations- und Beratungsangeboten möglichst früh anzusetzen.

MÄNNER IM ERWERBSLEBEN

Das Berufsleben ist einerseits ständig in Bewegung und passt sich an ökonomische Gegebenheiten und gesellschaftliche Entwicklungen an, andererseits zeigt es aber auch starke Beharrungstendenzen: So hat einerseits die Zahl der möglichen Lebensentwürfe (auch was den Beruf anlangt) zugenommen, Zusammenhänge sind brüchig geworden (ein hoher Bildungsabschluss bedingt z.B. nicht mehr automatisch eine gute Karriere), und Erwerbsbiographien werden auch bei Männern häufiger (durch Jobwechsel) unterbrochen. Andererseits werden die Wahrnehmung familiärer Verpflichtungen und ein beruflicher Aufstieg (von Männern und Frauen) noch immer für kaum vereinbar gehalten, und trotz Veränderung der geschlechtsspezifischen Rollenbilder wird den Vätern mehrheitlich die Aufgabe des Geldverdienens zugeschrieben und den Müttern die Haushalts- und Familientätigkeiten – teilweise von ihnen selbst, noch häufiger aber von den Arbeitgebern (s. Kap. 1.1).

77,1 Prozent der Männer und 66,4 Prozent der Frauen im erwerbsfähigen Alter gingen 2010 im Jahresschnitt einer **Beschäftigung** nach (Erwerbstätigenquote). Der Anteil der Männer an den Erwerbstätigen beträgt 53,6 Prozent. In den letzten 15 Jahren ist die Zahl der Erwerbstätigen insgesamt gestiegen. Dies geht in erster Linie auf die Frauen zurück und basiert überwiegend auf Teilzeitarbeitsplätzen. Die **Teilzeitquote** der Männer betrug 2010 9,0 Prozent, jene der Frauen 43,8 Prozent. Rund 40 Prozent der teilzeitbeschäftigten Frauen geben an, aufgrund von Betreuungspflichten nicht Vollzeit zu arbeiten (Statistik Austria, 2009a, 2011; Frauenbericht 2010, S. 135).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Die **Arbeitslosigkeit** betrug für Männer 2010 4,6 Prozent (F: 4,2%) (Statistik Austria, 2011). Im langjährigen Durchschnitt lag die Arbeitslosenquote der Frauen stets über jener der Männer, die Wirtschaftskrise, die im Jahr 2009 voll wirksam wurde, hat dies jedoch (zumindest für eine Zeit) umgekehrt. Personen mit Migrationshintergrund tragen ein deutlich höheres Risiko, arbeitslos zu werden. Innerhalb der Gruppe der Migrant/innen sind jene, deren Familien aus der Türkei stammen, am häufigsten arbeitslos und waren am meisten von den Folgen des Konjunktureinbruchs betroffen.

84,6 Prozent der erwerbstätigen Männer waren 2009 **unselbständig tätig** (F: 89,0%)**,** 13,6 Prozent **selbständig** (F: 8,5%), 1,8 Prozent arbeiteten als mithelfende Familienangehörige. Der Anteil der Männer an den **freien Dienstnehmer/innen** betrug 44,4 Prozent, jener an den Leiharbeiter/innen 67,4 Prozent). Von den unselbstständig beschäftigten Männern waren 37,9 Prozent als **Arbeiter** (F: 20,2%) und 44,0 Prozent als **Angestellte** (F: 61,2) tätig (Statistik Austria, 2009a, 2010; Arbeiterkammer Oberösterreich, 2009).

Der Männeranteil unter den **Führungskräften** betrug 2009 72,8 Prozent. Deutlich mehr Männer als Frauen fanden sich in Facharbeiter-, Meister- und Vorarbeiterberufen (Anteil d. M: 82,2%), leitenden Beamtenpositionen (M: 69,7%), leitenden Angestelltenberufen (M: 66,0%), freien Berufen (M: 61,8%) und als Inhaber/innen von Firmen (M: 62,3%). Frauen hingegen hatten höhere Anteile bei einfachen Angestellten (F: 66,1%), nicht-leitenden Beamt/innen (F: 53,8%) und qualifizierten Angestellten (F: 53,6) (Statistik Austria, 2009a, 2010; IFES, 2010b).

Der Bruttostundenverdienst betrug 2009 für Männer 15,0 Euro, für Frauen 11,2 Euro. Daraus ergibt sich ein **Verdienstgefälle** von 25,5 Prozent zu Lasten der Frauen (Statistik Austria, 2009b). Im EU-Vergleich zählt Österreich damit zu den Ländern mit den größten Unterschieden zwischen Männern und Frauen. Der Schnitt im EU-27-Raum beträgt 17,7 Prozent. Zusätzlich bedenklich stimmt, dass sich die Verdienstschere in den letzten 15 Jahren weiter geöffnet hat. Ein Berechnungsmodell führt einen Teil des Gefälles, nämlich 7,4 Prozentpunkte, auf Beschäftigungsfaktoren wie das Alter, die Schulbildung, die Zugehörigkeitsdauer zum Unternehmen, den Beruf oder die Branche zurück. Es bleiben aber 18,1 Prozentpunkte, die durch diese Faktoren nicht erklärt werden können. Hier liegt die Annahme nahe, dass Effekte von Diskriminierung wirksam werden (Frauenbericht, 2010, S. 198). Trotz der Einkommensunterschiede sind Männer und Frauen mit ihrem Einkommen in etwa gleich zufrieden (sehr zufrieden – M: 18%, F: 19%; zufrieden – M: 43%; F: 40%; gar nicht zufrieden – M/F: 15%). Dies ist umso erstaunlicher als 47 Prozent der Männer und 55 Prozent der Frauen Probleme haben, mit ihrem Einkommen auszukommen (IFES, 2010a).

132.000 Österreicher und 116.000 Österreicherinnen, das sind rund sechs bzw. sieben Prozent der erwerbstätigen Männer und Frauen, werden als **working poor** eingestuft (BMASK, 2009a, S. 59): Sie haben mindestens sechs Monate im Jahr einen Arbeitsplatz und leben trotzdem in einem armutsgefährdeten Haushalt. Männer und Frauen sind statistisch gesehen also etwa gleich häufig *working poor*. Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, dass als Messgröße für

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

die Armutserfassung die Haushalte und nicht die individuellen Personen herangezogen werden; geschlechtsspezifische Unterschiede werden deshalb kaum abgebildet. Ausschlaggebend dafür, ob eine Armutsgefährdung trotz Erwerbsarbeit eintritt, sind erstens der Job– insbesondere die Höhe des Einkommens und die Beschäftigungsform –, zweitens die Zusammensetzung des Haushaltes (z.B. die Anzahl der Kinder) und drittens die Anzahl der erwerbstätigen Personen im Haushalt. Eine Studie über Niedrigverdienende in Salzburg (Buchinger, 2010), die unter anderem auf Interviews beruht, zeigt, dass

- die Mehrheit der niedrigverdienenden Gesprächspartner/innen traditionelle Vorstellungen von den Geschlechterbeziehungen hat.
- dass der Herkunftsfamilie eine große Bedeutung zukommt, sowohl was die emotionale Geborgenheit als auch was die finanziellen Möglichkeiten anlangt.
- dass Armutsgefährdung im Wechselspiel von verfügbarem Haushaltseinkommen und den zu tragenden Kosten entsteht.
- dass die Haushalte finanziell in einem äußerst fragilen Gleichgewicht sind: Es braucht wenig, um eine auswegslose Situation entstehen zu lassen.
- dass funktionierende familiäre Strukturen gut geeignet sind, um ausgleichend zu wirken.
- dass Niedrigverdienende in der Mitte der Gesellschaft stehen und in vielerlei Hinsicht ein „normales“ Leben führen können, in anderer Beziehung aber weit davon entfernt sind.

41,3 Prozent der erwerbstätigen Männer (F: 41,0%) absolvierten im Jahr 2006/07 eine arbeitsbezogene **Bildungsmaßnahme**. Erwerbstätige und Arbeitslose haben eine dreimal höhere Chance auf Teilnahme an Weiterbildung als Nicht-Erwerbspersonen. Hier spielt das Geschlecht insofern eine Rolle, als die Männer nur ein Viertel der Nicht-Erwerbspersonen stellen. Bei gleicher Bildung und gleichem Erwerbsstatus ergreifen Frauen öfter Bildungsaktivitäten, Männer wenden aber insgesamt mehr Zeit dafür auf. Die betrieblichen Rahmenbedingungen sind für Männer vorteilhafter: Bei ihnen fällt die Weiterbildung deutlich öfter ausschließlich in die Arbeitszeit als bei den Frauen (M: 68,2%; F: 54,8%); außerdem kommt bei ihnen der Arbeitgeber deutlich öfter für die Kosten auf (M: 75,0%; F: 64,8%) (Statistik Austria, 2009e, S. 232, 35, 250 u. 71f.).

MÄNNER IN FRAUENTYPISCHEN BERUFEN

Was heute als typisch männlicher oder typisch weiblicher Beruf gilt, muss dies keineswegs immer gewesen sein. Lange Zeit haben gesellschaftliche Übereinkünfte und gesetzliche Einschränkungen die Frauen noch mehr als die Männer daran gehindert, ihre Ausbildung und in weiterer Folge ihren Beruf frei zu wählen. Ein besonders eindrucksvolles Beispiel dafür, wie ein Beruf quasi sein Geschlecht gewechselt hat, bieten in Österreich die **Volksschullehrer/innen**: 1950/51 unterrichteten noch 13.327 männliche Volksschullehrer (Anteil der Männer: 50,2%), 2008/09 nur noch 3.094 (9,7%) (Statistik Austria, 2010b). Der Anteil der männlichen Volksschullehrer wird in Zukunft noch weiter sinken, denn an den Pädagogischen Hochschulen waren im Studienjahr 2007/08 lediglich 7,6 Prozent der Lehramtsstudent/innen für die Volksschule Männer (Statistik Austria, 2010a, S. 339). Über die Gründe dafür, weshalb die Männer in den letzten

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Jahrzehnten aus dem Beruf des Volksschullehrers mehr oder minder verschwunden sind, liegen keine Forschungsarbeiten vor, sehr wohl jedoch darüber, wie sich die wenigen Volksschullehrer als Minderheit in einem frauentypischen Beruf fühlen und bewegen: Sie empfinden es – nicht anders als Frauen im männertypischen Berufen – als belastend, im Scheinwerferlicht zu stehen und ständig kontrolliert zu werden. Sie sehen sich mit teils überzogenen Vorstellungen der Eltern sowie der Kollegen und Kolleginnen konfrontiert. Der Wunsch, sie mögen als männliches Rollenvorbild agieren, überfordert viele, weil sie selbst nicht genau wissen, wie sie sich „als Männer" richtig zu verhalten haben (BMBWK, 2005, S. 27-33).

Auch in fast allen anderen Schultypen ist der Anteil der **männlichen Lehrer** in den letzten 50 Jahren zurückgegangen, und die Männer bilden inzwischen nur mehr eine Minderheit. Ihre Anteile betrugen 2008/09 in den **Hauptschulen** 29,7 Prozent, in den **Sonderschulen** 13,8 Prozent, in den **Polytechnischen Schulen** 44,6 Prozent, in den **AHS** 38,5 Prozent und in den **BMS bzw. BHS** 49,0 Prozent. Die wenigen Ausnahmen betreffen Schulen mit technischen Schwerpunkten, etwa die Berufsschulen oder die technisch gewerblichen mittleren und höheren Schulen. Je älter übrigens die Schüler/innen werden, je „höher" also die Schule ist, desto größer ist der Anteil der männlichen Lehrer (Statistik Austria, 2010b).

Das Gesundheitswesen ist statistisch gesehen eine „weibliche Branche": 2008 lag der Anteil der männlichen Beschäftigten bei 30 Prozent. Dieser geringe Männeranteil ist auf die zahlenmäßig größte Gruppe innerhalb der Gesundheitsberufe, nämlich auf die diplomierten **Gesundheits- und Krankenpfleger/innen** zurückzuführen, von denen lediglich 13,4 Prozent Männer sind. Im Gegensatz dazu sind bei der zahlenmäßig deutlich schwächeren Gruppe der ausübenden **Ärztinnen und Ärzte** die Männer insgesamt in der Mehrheit: Zwar wurden bei den Allgemeinmediziner/innen zwischen 1998 und 2008 die Männer knapp von den Frauen überholt (Anteile der M: 60,4 bzw. 49,6%), aber die Fachärzteschaft ist nach wie vor eine männliche Domäne (M: 68,5%), auch wenn die Anteile der Frauen hier ebenfalls gestiegen sind. Ärztliche Fachdisziplinen mit hohem Prestige und/oder Einkommen bzw. solche, die hohes „handwerkliches" Geschick erfordern, sind tendenziell eher männerdominiert. Der Arztberuf wird wohl noch eine Weile männertypisch bleiben: Die Zahl der Studienanfänger/innen an den Medizinischen Universitäten hat sich zwischen 1998 und 2008 nahezu halbiert, und zwar stärker auf Kosten der Frauen als der Männer. 1998 erreichte der Anteil der männlichen Medizinstudenten 35,1 Prozent, 2008 dann 52,3 Prozent (Statistik Austria, 2009, S. 70ff.).

Die Arbeit mit kleinen Kindern ist traditionell in weiblicher Hand. Erst seit 1980 ist es in Österreich überhaupt möglich, dass auch Burschen die Ausbildung zum Kindergärtner bzw. **Kindergartenpädagogen** absolvieren. 2009/10 arbeiteten insgesamt 764 Männer in einer Krippe, einem Kindergarten, einem Hort oder einer altersgemischten Betreuungseinrichtung. Ihnen standen 45.742 Frauen gegenüber (Statistik Austria, 2010c). Deutlicher kann ein Beruf fast nicht mehr frauentypisch sein. Männliche Kinderbetreuer entscheiden sich später für diesen

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Beruf als weibliche und kommen öfter, nachdem sie schon in einem anderen Bereich gearbeitet haben, über einen zweiten Bildungsweg in die Kindertagesheime (Rohrmann, 2010, S. 2).

Ein 2010 abgeschlossenes wissenschaftliches Projekt der Universität Innsbruck („**elementar**“) widmete sich den männlichen Kindergartenpädagogen: den Studierenden an den Bildungsanstalten für Kindergartenpädagogik genauso wie den bereits aktiven Kindergärtnern. Befragt wurden auch Jugendliche vor der Berufswahlentscheidung (s. Kap. 1.3) sowie Eltern mit und ohne Erfahrung mit männlichen Kindergartenpädagogen. Zu den Erkenntnissen des Projekts gehört, dass Kindergartenpädagogen von den Kolleg/innen und den Kindern überwiegend positiv wahrgenommen werden. Die befragten Männer wiederum fühlen sich in den Teams mehrheitlich wohl und akzeptiert. Manchen von ihnen bereitet es Schwierigkeiten, der einzige Mann im Team zu sein, manchen werden aber auch Schwierigkeiten gemacht. Die befragten Männer und Frauen haben den Eindruck, dass sich die Kommunikation im Team durch die Männer verändert habe (Koch et al., 2010, S. 438; Rohrmann, 2010, S. 11). Die Befragung der Eltern zeigte, dass gegen Kindergärtner mehrheitlich keine prinzipiellen Vorbehalte bestehen. Die Summe der Ergebnisse macht jedoch auch klar, dass Männer im Kindergarten weder für die Kindergärtner selbst noch für die Eltern selbstverständlich sind und dass auf beiden Seiten Unsicherheit besteht.

Seit 2008 findet einmal jährlich in allen Bundesländern der **Boys' Day** statt, organisiert wird er von den Männerberatungsstellen (s. Kap. 4), finanziert von der Männerpolitischen Grundsatzabteilung im Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz, unterstützt außerdem vom Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur. Ziel der Veranstaltungen ist es, Burschen davon zu überzeugen, dass Sozialberufe auch für „richtige“ Männer geeignet sind. So sollen einerseits Männer in Arbeitsfelder gebracht werden, wo sie nach heutigem Verständnis fehlen (z.B. in Kindergärten oder Volksschulen), andererseits sollen aber auch den Burschen Berufe geöffnet werden, die ihnen besonders gute und stabile Jobchancen bieten. Ergänzend werden bei den Veranstaltungen des Boys' Day auf allgemeiner Ebene Geschlechterklischees angesprochen, diskutiert und hinterfragt. Damit soll ein prinzipiell vielseitigeres Männerbild gefördert werden.

SCHEIDUNG UND TRENNUNG

Im Zusammenhang mit dem Thema Scheidung kam es in den letzten Jahren nicht nur in Österreich regelmäßig zu Diskussionen, die keineswegs abgeschlossen sind. Für den vorliegenden Männerbericht wurden zwei ausgewiesene Expert/innen befragt, die in dieser Diskussion in vielen Punkten entgegengesetzte Positionen einnehmen. Im Folgenden werden zu einigen Aspekten die Standpunkte von Rechtsanwältin Dr.in Helene Klaar und Rechtsanwalt Dr. Alfred Kriegler einander gegenübergestellt, wie dies auch in der Langversion des Berichts geschieht, wenn auch ausführlicher. Um die originalen Zitate zu erhalten, übernehmen wir hier leicht gekürzte wörtliche Passagen aus der Langversion.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Zur **gemeinsamen Obsorge** meint Alfred Kriegler, dass es nicht nur um eine Änderung der Gesetze gehe, sondern auch um das Schaffen einer neuen Mentalität, nämlich darum, klar zu machen, dass mit der Scheidung zwar die Ehe, nicht aber die Elternschaft ende. Diese hänge weder davon ab, ob eine aufrechte Ehe bestehe, noch davon, ob das Paar zusammenlebe. Auch ohne Ehe sollten weiterhin beide Eltern mit der Geburt eines Kindes automatisch das gemeinsame Sorgerecht haben können – mit Ausstiegs- und Sanktionsmöglichkeiten, wenn ein Elternteil die Obsorge nicht wahrnimmt. Helene Klaar ist hingegen der Ansicht, dass eine gemeinsame Obsorge gegen den Willen eines Elternteils die hohe Wahrscheinlichkeit in sich trage, dass die Ehe-Konflikte der Ex-Partner/innen weitergeführt würden. Besonders skeptisch steht sie einer Erleichterung der gemeinsamen Obsorge für unverheiratete Eltern gegenüber. In Lebensgemeinschaften bestehe in vielerlei Hinsicht rechtliche Unsicherheit. Dass vor diesem rechtlichen Hintergrund gerade die gemeinsame Obsorge gesetzlich geregelt werden solle, sei nicht nachvollziehbar. Sie weist auch auf jene unehelichen Kinder hin, die nicht in eine Lebensgemeinschaft, sondern ungeplant in mehr oder minder lose Beziehungen geboren werden.

Vereinbaren die Eltern für die Zeit nach der Scheidung eine gemeinsame Obsorge für ihre Kinder, müssen sie den hauptsächlichen Aufenthalt der Kinder verbindlich festlegen (§ 177 Abs. 2 ABGB idF KindRÄG, 2001). Jener Elternteil, bei dem die Kinder in weiterer Folge leben, gilt als Hauptobsorgeberechtigter oder Hauptobsorgeberechtigte (Atteneder et al., 2010, S. 467). Die Mindesthöhe des **Kindesunterhalts** ist festgelegt, verhandelt kann also nur über einen allenfalls höheren Unterhalt werden. Der Elternteil, bei dem die Kinder nicht leben, ist nach österreichischem Recht zur Zahlung verpflichtet. Alfred Kriegler erläutert, dass eine Gesetzesänderung, die die gemeinsam obsorgeberechtigten Eltern von der Verpflichtung befreien würde, den Hauptaufenthaltsort der Kinder festzulegen, nachhaltige Folgen für die Regelung des Kindesunterhalts hätte. Gäbe es eine Vereinbarung, nach der die Kinder die Hälfte der Zeit beim Vater und die andere Hälfte bei der Mutter verbringen, müsste neu festgelegt werden, wer an wen wie viel zu bezahlen habe. Er gehe davon aus, dass der Widerstand gegen eine Ausweitung der gemeinsamen Obsorge stark mit diesen finanziellen Auswirkungen zusammenhänge. Auch Helene Klaar ist davon überzeugt, dass finanzielle Argumente bei der Diskussion über die gemeinsame Obsorge eine weit wichtigere Rolle spielen, als dies den Anschein habe. In den letzten acht Jahren sei der Unterhalt für die Kinder durch die Rechtssprechung bereits dramatisch gesenkt worden. Eine überdurchschnittliche Betreuung oder gar Doppelresidenz wäre dann das Ende des Geldunterhalts.

Alfred Kriegler ist der Ansicht, dass man grundsätzlich darüber diskutieren könne, ob das **Ehegatten- und das Kindesunterhaltsrecht**, die sich an der so genannten „Hausfrauenehe“ orientierten, noch zeitgemäß seien. Es gebe heute auch andere Familienkonstellationen, erwerbstätige Frauen und bei der Haushaltsarbeit aktive Männer, die andere gesetzliche Regelungen nahe legten. Helene Klaar sieht Hinweise darauf, dass die Judikatur bereits in diese Richtung geht: Die Gerichte gäben in zunehmendem Maß Scheidungsklagen statt, auch wenn diese „noch so sehr an den Haaren herbeigezogen“ seien. Nur sehr selten werde das überwiegende

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Verschulden des Ehemannes oder der Ehefrau festgestellt, viel öfter würden beiderseitige Verfehlungen aufgerechnet. Diese Praxis sei für Männer finanziell tendenziell von Vorteil, da sie wesentlich öfter gegenüber ihren (nicht oder nur eingeschränkt berufstätigen) Ex-Ehefrauen voll unterhaltspflichtig wären, würde ihr überwiegendes Verschulden festgestellt; bei einem geteilten Verschulden müsste hingegen lediglich „Unterhalt nach Billigkeit", also in etwa das Existenzminimum, gezahlt werden. Von diesem Betrag könne man kaum leben, weshalb die Unterhaltsberechtigten – in der Regel Frauen – meist voll in den Arbeitsprozess einstiegen, was die Verpflichteten – in der Regel Männer – vom Ehegattenunterhalt völlig befreie.

Für Helene Klaar sind Scheidungen seit 35 Jahren unverändert „für Männer vor allem ein finanzielles Problem, für Frauen aber ein existenzielles". Auch Alfred Kriegler spricht die **Armutsgefährdung** an, die mit Scheidungen einher geht: Besonders tragisch sei es, wenn eine Scheidung zur Armutsfalle – zuerst für den Mann und dann für die ganze Familie – werde: Es komme immer wieder vor, dass das Einkommen eines Alleinverdieners für einen, nach einer Scheidung dann aber nicht für zwei Haushalte reiche.

Es gebe bei der Obsorge und bei den **Besuchsregelungen** das Problem, dass diese nach einer Weile nicht mehr eingehalten würden, erläutert Anwalt Kriegler. Es gebe Väter, die ihre Kinder zu den Besuchszeiten nicht abholten, und Mütter, die ihre Ex-Partner vorsätzlich und geschickt daran hinderten, die Kinder an den vereinbarten Terminen zu sehen, etwa wenn sie behaupteten, das Kind sei krank. In beiden Fällen seien Sanktionen zwar vorgesehen, blieben aber zahnlos. Man könne Vätern, die ihr Besuchsrecht nicht wahrnehmen, finanzielle Strafen auferlegen, dies sei aber wenig erfolgversprechend, insbesondere bei sozial schwachen Familien. Ähnliches gelte für Mütter, die die vereinbarten Besuchsregelungen unmöglich machen möchten: Aber im Regelfall seien weder Geldstrafen oder niedrigere Unterhaltszahlungen, noch eine Gefängnisstrafe, noch der Verlust der Obsorge im Sinne der Kinder. Helene Klaar meint dazu, dass es zwar Väter gebe, die ihr Besuchsrecht gar nicht nützten. Häufiger sei es jedoch so, dass die Väter zwar kämen, aber nicht regelmäßig, oder kurzfristig absagten oder die Kinder zwei Stunden zu spät oder zu früh abholten bzw. wiederbrächten. Die (hauptsächlich) Obsorgeberechtigten hätten keinen rechtlichen Anspruch darauf, dass die Besuchsberechtigten ihre Kinder wirklich zum vereinbarten Zeitpunkt holten. Das liege auch daran, dass der Oberste Gerichtshof festgestellt habe, „dass das Besuchsrecht nicht dazu dient, dem hauptbetreuenden Elternteil Erholung und Freizeit von den Kindern zu geben. Da meine ich, das gehört einmal im Gesetz festgeschrieben, dass das sehr wohl ein Zweck des Besuchsrechts sein muss, dass der Hauptbetreuende eben sehr wohl den Anspruch auf zwei freie Wochenenden im Monat hat – und wenn er das nicht bekommt, in irgendeiner Form dafür entschädigt werden muss", so Klaar.

Einig sind sich Rechtsanwältin Klaar und Rechtsanwalt Kriegler darüber, dass ein **zentraler Familiengerichtshof** für ganz Wien an einem Haus oder zumindest an einigen wenigen Standorten wünschenswert wäre.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

GEWALT UND GEWALTTÄTIGKEIT

Das Ausmaß von Gewalt in einer Gesellschaft **empirisch zu erfassen**, stellt die Wissenschaft vor eine schwierige Aufgabe: Erstens verändert sich das Verständnis von Gewalt im Lauf der Zeit: Was Mitte des 20. Jahrhunderts hierzulande noch üblich war, wie etwa die körperliche Züchtigung in der Schule, gilt heute als inakzeptabel und ist strafbar. Der Gesetzgeber reagiert nämlich auf diese Entwicklungen und schafft neue Straftatbestände: Delikte, die bis dahin nicht als solche galten und daher statistisch nicht erfasst wurden, kommen so von einem Tag auf den anderen in die amtliche Kriminalstatistik. Was die Menschen als (zu) gewalttätig empfinden, beeinflusst aber auch ihre Anzeigenbereitschaft – und diese wirkt ebenfalls auf das so genannte Hellfeld der Kriminalstatistik: Ist die Anzeigenbereitschaft groß, kommen viele Delikte ins Hellfeld; ist sie eher gering, bleiben die Gewalttaten im Dunkelfeld. Dunkelfeldstudien, die die gesamte Bevölkerung bzw. bestimmte Teile, wie etwa die Jugend, zu ihren (aktiven und passiven) Gewalterfahrungen befragen, sollen die Lücken des Hellfelds füllen. Doch auch hier gibt es Grenzen: Gesellschaftlich erwünschtes Verhalten, Geschlechtsstereotype, (gewünschte) Selbstbilder, persönliche Befindlichkeiten und Scham spielen in Dunkelfeldstudien eine wichtige Rolle. Möchte man zum Beispiel männliche Gewaltopfer befragen, muss man sich dessen bewusst sein, dass man jenen Teil der Gewalt, der als „normal männlich“ gilt, und jenen, der als besonders schambesetzt und unmännlich (meist trifft das für sexuelle Gewalt zu) wahrgenommen wird, nur mit einem geeigneten Instrumentarium erfassen kann und dass manches trotzdem verborgen bleiben wird (Puchert & Jungnitz, 2005, S. 25f.).

Worin sich aber fast alle Studien zu Gewalt einig sind: **Die Mehrheit der Täter/innen und der Opfer sind Männer**, nur die Gewalt in intimen Beziehungen und bei Sexualvergehen richtet sich häufiger gegen Frauen als gegen Männer.

86 Prozent der **Verurteilungen**, die die österreichischen Strafgerichte im Jahr 2008 ausgesprochen haben, galten Männern. Das Verhältnis von verurteilten Männern zu Frauen ist seit dem Jahr 2000 konstant: Es liegt bei rund sechs zu eins. Männer begehen die schwereren Taten und sind öfter Wiederholungstäter. Bei strafbaren Handlungen, die explizit mit physischer, psychischer oder sexueller Gewalt verbunden sind, liegen die Anteile der verurteilten Männer fast durchwegs über 90 Prozent. Strafbare Handlungen gegen die sexuelle Integrität und Selbstbestimmung, die außer von sexueller auch in hohem Maße von physischer und/oder psychischer Gewalt geprägt sind, wie Vergewaltigungen oder der sexuelle Missbrauch von Unmündigen, werden fast ausschließlich von Männern begangen. Der strafrechtlich relevante Umgang mit Waffen ist ebenfalls ein männliches Phänomen (Statistik Austria, 2010b, S. 37, 13ff. u. 58-78).

Männliche **Jugendliche** zeigen weniger Distanz zu Gewalt als weibliche: 88 Prozent der Burschen im Alter von 15 bis 20 Jahren, aber 97 Prozent der Mädchen denken, dass sich jeder Konflikt auch ohne Gewalt lösen lasse. Bei der unter Jugendlichen am häufigsten vorkommenden Gewaltform, der verbalen Gewalt, lassen sich bei den Tätern und Täterinnen kaum ge-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

schlechtsspezifische Unterschiede feststellen, sehr wohl jedoch bei der körperlichen Gewalt: 38 Prozent der Burschen und 22 Prozent der Mädchen haben selbst schon körperliche Gewalt ausgeübt (ÖIJ, 2006, S. 4-7 u. 16f.). Forscher/innen aus Deutschland konnten belegen, dass für das Gewaltverhalten von Burschen und Mädchen die gleichen Ursachen verantwortlich sind: vor allem der Kontakt mit dem falschen (delinquenten) Freundeskreis, eigene Opfererfahrungen, geringe Selbstkontrollfähigkeiten sowie einige Verhaltensauffälligkeiten, wie häufiges Schulschwänzen und erhöhter Alkoholkonsum (Baier et al., 2010, S. 183ff.). In der Schule werden 50 Prozent der Burschen Opfer von Gewalt (M: 56%), etwas seltener als die Mädchen von verbaler Gewalt, etwas öfter von körperlicher Gewalt. Im öffentlichen Raum hingegen werden Burschen bei allen Formen von Gewalt (außer der sexuellen) häufiger Opfer als Mädchen, körperliche Gewalt spielt hier im Vergleich zur Schule eine deutlich größere Rolle und wird auch öfter eingesetzt als verbale Gewalt (ÖIJ, 2006, S. 10ff.).

Kinder und Jugendliche erfahren durch die eigenen Eltern im Zuge der **Erziehung** deutlich mehr Gewalt als in allen anderen Umfeldern – Gewalt, die von den Täter/innen häufig nicht als solche empfunden wird: In Österreich halten rund 40 Prozent aller Eltern eine „Ohrfeige wegen Ungehorsams“ zum Beispiel nicht für Gewalt, beim „Beleidigen bzw. Beschimpfen“ sind rund 55 Prozent dieser Meinung. Psychische Sanktionen werden also noch seltener als Gewalt betrachtet als physische. Körperliche und psychische Strafen werden von Vätern und Müttern etwa gleich häufig angewendet. Die Eltern in Migrantenfamilien verhalten sich im Großen und Ganzen wie Eltern ohne Zuwanderungsgeschichte. Sie greifen insgesamt etwa genauso häufig zu Körperstrafen, sprechen seltener Verbote aus, aber wenden häufiger psychische Sanktionen an. Buben und Burschen werden insgesamt häufiger mit körperlichen Sanktionen bestraft, Mädchen öfter mit psychischen. Kinder und Jugendliche, die eine gewaltbelastete Erziehung erfahren, werden selbst häufiger zu Täter/innen – und zu Opfern: Gewaltbelastet erzogene Jugendliche erleben auch außerhalb der Familie weitaus häufiger Gewalt. Wer selbst Gewalt anwendet, wird wohl auch häufiger Opfer (BMWFJ, 2009, S. 89, 43ff., 36ff. u. 44f. u. 59).

2004 erschienen in Deutschland eine nicht-repräsentative Pilotstudie über Gewalt gegen Männer (Forschungsverbund, 2004) sowie eine repräsentative Studie über Gewalt gegen Frauen (Müller & Schöttle, 2004). Die Ergebnisse der Studie über Gewalt gegen Männer stellen, obwohl sie nicht repräsentativ sind, für viele Lebensbereiche der Männer die einzige seriöse Quelle dar, unter anderem für **Gewalt in Partnerschaften**. 27 Prozent der befragten Männer haben mindestens einen Akt körperlicher Gewalt durch ihre aktuelle Partnerin erfahren. Wenn keine aktuelle Partnerschaft bestand, wurde nach der letzten gefragt. Ein Vergleich mit der Repräsentativstudie über Gewalt gegen Frauen ist nur mit Einschränkungen möglich, da hier Gewalthandlungen in aktuellen bzw. vergangenen Partnerschaften getrennt abgefragt wurden und außerdem sexuelle Gewalt einbezogen war: 13 Prozent der Frauen, die aktuell in einer Partnerschaft lebten, hatten in dieser mindestens eine Gewalthandlung erlebt; 17 Prozent der Frauen, die aktuell bzw. früher in einer Partnerschaft gelebt haben, erlitten in vergangenen Partnerschaften körperliche und/oder sexuelle Gewalt. Von Partnergewalt betroffene Frauen erleiden diese häufiger

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

und regelmäßiger als Männer. Frauen werden öfter Opfer sexueller Gewalt ihrer Partner. Von Männern ausgeübte Gewalt hat weitaus schwerere (Verletzungs-) Folgen. Es gibt jedoch auch Frauen, die ihre Männer gravierend verletzen, indem sie ihnen zum Beispiel Knochenbrüche, Gehirnerschütterungen oder innere Verletzungen zufügen, und es gibt Frauen, die ihre Männer zu sexuellen Handlungen zwingen oder es versuchen. (Forschungsverbund, 2004, S. 187, 198f.; Müller & Schöttle, 2004, S. 225ff., 233). Die Autoren der Pilotstudie plädieren für eine Sensibilisierung der Öffentlichkeit und des Hilfesystems, denn „auch wenn die Partnergewalt gegen Frauen insgesamt häufiger und folgenreicher ist (…), so sind die Opferzahlen bei Männern doch eindeutig zu hoch, um sie zu ignorieren“ (Forschungsverbund, 2004, S. 224).

GESELLSCHAFTLICHES EINGEBUNDENSEIN UND SOZIALE NETZWERKE VON MÄNNERN

Empathie und soziale Kompetenz sind Eigenschaften, die gemeinhin eher den Frauen als den Männern zugeschrieben werden. Eine Studie liefert für Österreich quantitative Daten, die dies bestätigen (IFES, 2010) – zumindest statistisch gesehen. Wer mit Durchschnittswerten arbeitet, liefert griffiges Zahlenmaterial, kann aber die unendliche Vielfalt an individuellen Eigenschaften, Verhaltensweisen und Präferenzmustern nicht abbilden.

Die in der oben genannten Studie erfassten Männer meinten jeweils zu einem guten Viertel, dass sie sich „sehr“ für die Belange anderer Menschen einsetzten, am Schicksal ihre Mitmenschen teilnähmen bzw. sich in die Situation ihrer Mitmenschen einfühlen könnten. Die befragten Frauen zeigten deutlich höhere Zustimmungsraten zwischen 39 und 46 Prozent (IFES, 2010).

Dazu passt, dass Männer in etwas geringerem Maß Menschen außerhalb ihres engsten Familienkreises haben, mit denen sie ganz persönliche Dinge besprechen, auf die sie sich im Notfall verlassen können bzw. mit denen sie in ihrer Freizeit etwas unternehmen (IFES, 2010). Die Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien (2008) kommt zu dem Ergebnis, dass Männer und Frauen etwa gleich viele **soziale Kontakte** halten. Überdurchschnittlich hoch ist die Kontaktintensität bei Jugendlichen, aber auch bei aus der Türkei zugewanderten Migrantinnen und mehr noch Migranten.

Geeignete Indikatoren dafür, in welchem Maße sich Bürger und Bürgerinnen engagieren, sind das Ausmaß der **Freiwilligenarbeit** und die Spendenbereitschaft. Die Männer sind unter den sogenannten ehrenamtlich Tätigen insgesamt deutlich in der Mehrheit. Männer arbeiten freiwillig eher in formellem Rahmen (z.B. in Vereinen), Frauen eher informell (z.B. in der Nachbarschaftshilfe). Männer leisten außerdem mehr als die Hälfte aller freiwilligen Arbeitsstunden. Wie im regulären Arbeitsmarkt lassen sich auch bei der formellen Freiwilligenarbeit geschlechtsspezifische Segregationsphänomene feststellen: Einerseits gibt es weiblich und männlich dominierte Branchen, andererseits sind die Leitungsfunktionen überproportional häufig mit Männern besetzt (auch in den „weiblichen“ Branchen). Männer und Frauen mit Migrationshintergrund sind sowohl im formellen als auch im informellen Bereich zu ungefähr gleichen Teilen freiwillig aktiv. Zuwanderinnen und Zuwanderer aus der Türkei, Ex-Jugoslawien und den „neuen“ Mit-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

gliedsländern des EU-27-Gebiets (ohne Slowenien) sind übrigens – im Gegensatz zu den in Österreich Geborenen – häufiger informell als formell freiwillig tätig, was unter anderem darauf zurückzuführen ist, dass sie im traditionellen, formellen Bereich der Freiwilligenarbeit, wie in den Rettungsdiensten oder im politischen Bereich, kaum vertreten sind. Dies wäre im Sinne einer sozialen Integration aber durchaus wünschenswert (BMASK, 2009, S. 56, 66, 95f. u. 139-147).

Männer zeigen sich seltener und weniger regelmäßig **spendenbereit** und geben außerdem geringere Beträge als Frauen. 62 Prozent der Männer (F: 71%) spenden mindestens einmal jährlich Geld: knapp ein Prozent wöchentlich (F: 2%), fünf Prozent monatlich (F: 8%). Männer gaben durchschnittlich 56 Euro, Frauen 76 Euro jährlich (Neumayr & Schober, 2009, S. 7-14).

MÄNNER UND FAMILIE: PLANUNG UND ALLTAG

Die Datenlage darüber, **wie viele Kinder sich Männer und Frauen wünschen**, ist einerseits gut, andererseits sind die verschiedenen Studien kaum zu vergleichen und bringen – je nach Design – leicht unterschiedliche Tendenzen zu Tage: Laut Generation und Gender Survey 2008/09 möchte jeweils die Mehrheit der österreichischen Männer und Frauen zwei Kinder. Nur neun Prozent der Männer geben an, kinderlos bleiben zu wollen (F: 8%). Andere Studien liefern Hinweise, dass die Männer im deutschsprachigen Raum insgesamt einen geringer ausgeprägten Kinderwunsch haben als die Frauen (z.B. Tazi-Preve, 2008; Eckhart & Klein, 2006). Der Population Policy Acceptance Survey 2001 erhob zum Beispiel, dass der Kinderwunsch der 20- bis 40-jährigen Männer in Österreich bei 1,84 Kindern, jener der gleichaltrigen Frauen bei 2,04 Kindern liegt (Tazi-Preve, 2008, S. 294). Die Realität sieht jedoch auf jeden Fall anders aus: Einerseits haben 21 Prozent der Männer im Alter von 40 bis 45 Jahren (noch) keinen Nachwuchs (F: 18%) (GGS, 2009). Andererseits hatte eine Frau in Österreich im Jahr 2009 durchschnittlich 1,39 Kinder; diese Fertilitätsrate liegt seit 2002 nahezu konstant auf gleichem Niveau (Statistik Austria, 2009, 2010). Frauen mit nicht-österreichischer Staatsbürgerschaft haben deutlich mehr Kinder (2008: 2,01), insbesondere jene mit türkischem Migrationshintergrund (2,71), aber auch jene aus Ex-Jugoslawien (2,05) (Statistik Austria, 2009, S. 26).

Geschlechtsspezifische Unterschiede bestehen in Bezug auf den **Zeitpunkt, zu dem der Kinderwunsch verwirklicht werden soll**: Frauen wollen dies eher vor ihrem 30. Geburtstag, Männer eher nachher; am größten sind die Differenzen bei den über 35-Jährigen (GGS, 2009). Und tatsächlich liegt bei den ehelichen Geburten das Durchschnittsalter der Mutter bei 29,9 Jahren, jenes des Vaters bei 34,3 Jahren (Statistik Austria, 2009, S. 181f.).

Die österreichischen Männer verrichten im Schnitt seltener **Haushaltsarbeiten** und wenden dafür weniger Stunden auf als die Frauen: 74,3 Prozent der Männer, aber 92,2 Prozent der Frauen investieren an jedem Werktag Arbeitszeit in die Haushaltsführung, und zwar durchschnittlich zwei Stunden und 39 Minuten bzw. vier Stunden und eine Minute täglich (Statistik Austria, 2010b). Das Putzen und Aufräumen übernimmt in Wien nur bei drei Prozent der Paare in der Regel der Mann (F: 44%), das Bügeln nur bei vier Prozent (F: 69%) und das Kochen nur

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

bei neun Prozent (F: 59%). Dass die Hausarbeit nach wie vor vorwiegend geschlechtstypisch aufgeteilt wird, zeigt sich auch daran, dass bei 68 Prozent der Wiener Paare der Mann die Reparatur- und Einbauarbeiten macht (F: 7%). Überwiegend gemeinsam werden Einkaufen, Kinderbetreuung, Pflegeleistungen und Amtswege erledigt, wobei allerdings zwischen den befragten Männern und Frauen sehr unterschiedliche Einschätzungen darüber bestehen, wie viel sie selbst und wie viel die jeweiligen Partner/innen konkret leisten. Männer gaben öfter an, dass eine Aufgabe gemeinsam wahrgenommen werde, Frauen, dass sie die Tätigkeit völlig allein verrichteten. Bei Migrant/innen aus Ex-Jugoslawien und der Türkei sind die traditionellen Rollenstereotypen bei den häuslichen Arbeiten verbreiteter: 77 Prozent der Zugewanderten aus Ex-Jugoslawien und 71 Prozent jener aus der Türkei gaben an, dass meistens die Frau kocht, beim Bügeln lauten die entsprechenden Quoten 84 bzw. 75 Prozent und beim Putzen 56 bzw. 59 Prozent (Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien, 2009).

Die Aufgaben der **Kinderbetreuung** liegen ungleich öfter in den Händen der Mütter allein als in jenen der Väter allein. Dies gilt zum Beispiel für das Helfen bei Hausaufgaben (M allein: 7%, F allein: 54%) oder das Ankleiden (M allein: 2%, F allein: 57%). Die Kinderbetreuung fällt auch häufiger in die alleinige Zuständigkeit der Mütter als in die gemeinsame Zuständigkeit der Eltern – mit zwei Ausnahmen: der Wahrnehmung von Freizeitaktivitäten (M allein: 3%, F allein: 23%, gemeinsam: 73%) und dem Zu-Bett-Bringen (M allein: 4%, F allein: 38%, gemeinsam: 51%) (GGS, 2009, S. 18).

Mehrere Studien weisen darauf hin, dass die Männer zwar in größerer Zahl prinzipiell bereit sind, mehr zum Haushalt und zur Kinderbetreuung beizutragen, dies aber in der Realität wesentlich seltener auch tun. In der alltäglichen Praxis äußert sich also der Wandel im männlichen Selbst- und Fremdbild (noch) recht wenig (z.B. Kapella & Rille-Pfeiffer, 2007; Tazi-Preve, 2004; Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien, 2009).

Ob ein Mann Kinderkarenz in Anspruch nimmt, hängt mit seiner Bereitschaft zusammen, den Haushalt und die Babybetreuung für eine Weile zu übernehmen, aber genauso sehr ist dies von seinen Karrierevorstellungen und seinem beruflichen Umfeld abhängig. Damit bildet die Frage der Karenz eine Schnittstelle zwischen Familie und Beruf – und hier in diesem 2. Männerbericht die Überleitung zum nächsten Kapitel, das die Vereinbarkeitsfrage in den Mittelpunkt stellt. Der Anteil der Männer an den Bezieher/innen von Kinderbetreuungsgeld liegt bei 4,7 Prozent; jener der Väter an den Erwerbstätigen, die eine **Kinderkarenz** in Anspruch nehmen, bei 0,4 Prozent (Statistik Austria, 2010a; BMWFJ, 2010). Väter, die in Karenz gehen, bilden also nach wie vor eine geradezu verschwindend kleine Minderheit, obwohl die neuen gesetzlichen Regelungen eine gewisse Wirkung zu zeigen scheinen: Noch 2003 waren lediglich 1,5 Prozent der Kindergeld-Bezieher/innen männlich. Beamte beziehen am häufigsten Kinderbetreuungsgeld (9,8%), gefolgt von Arbeitern (8,4%), das Schlusslicht mit einem weit unterdurchschnittlichen Anteil bilden die Angestellten (2,4%) (BMWFJ, 2010). Die Expert/innen interpretieren diese Zahlen dahingehend, dass sich eine berufliche Karriere in den klassischen Angestelltenberufen mit

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

einem verstärkten familiären Engagement besonders schlecht vereinbaren lasse. Das liege unter anderem daran, dass die Zeit der Familiengründung mit jener des ersten beruflichen Aufstiegs zusammenfalle – und den Vätern eine Entscheidung für das eine oder das andere abverlange. Bei der Karenz zeigen sich – wie bei Hausarbeit und Kinderbetreuung – starke Diskrepanzen zwischen den Wünschen, Plänen und Werten der Männer und ihrem tatsächlichen Verhalten: In einer Studie aus dem Jahr 2004 gaben 63 Prozent der Männer an, sich vorstellen zu können, ihre Erwerbstätigkeit zu unterbrechen, um einen Teil der Karenz zu übernehmen. Tatsächlich hatten allerdings fast alle befragten Väter ihr Dienstverhältnis nach der Geburt ihres (jüngsten) Kindes nicht unterbrochen (Kapella & Rille-Pfeiffer, 2007, S. 20f.). Erfolgreiche Karenzmodelle sollten Folgendes berücksichtigen (Scambor und Faßhauer, 2006, S. 8), wobei im österreichischen Modell viele dieser Element bereits umgesetzt sind:

- Kürzere Karenzzeiten
- Mehrfache, kurze Karenzphasen
- Einkommensabhängige Transferzahlungen
- Elternteilzeit ohne Zuverdienstgrenzen über einen längeren Zeitraum hinweg
- Integration von Karenzvätern (und -müttern) in institutionelle Standardabläufe

FAMILIE UND BERUF

Mit der Geburt eines Kindes müssen sich die Eltern für ein **Versorgungs- bzw. Ernährungsmodell** für die Familie entscheiden. Die Frage, wer wie lange in Karenz geht, ist dabei nur ein, wenn auch für die weitere Berufstätigkeit und die Karrierechancen der Eltern bedeutender, Aspekt. Insgesamt entscheiden sich die österreichischen Eltern am häufigsten (zu 40,9%) dafür, dass der Vater Vollzeit und die Mutter Teilzeit arbeitet (Statistik Austria, 2010). Dies ist angesichts der ungleichen Bezahlung von Mann und Frau (s. Kap. 2.2) individuell gesehen ökonomisch vernünftig, denn schon bei Paaren ohne Kinder verdienen die Männer im Schnitt etwa zwei Drittel des gesamten Haushaltseinkommens (Hofinger & Enzenhofer, 2006). Gleichzeitig aber trägt es gesamtgesellschaftlich gesehen dazu bei, dass die traditionellen Rollenbilder erhalten bleiben und dass die Einkommensschere offen bleibt, weil Teilzeitjobs, unabhängig von ihrem „Inhalt“, prinzipiell schlechter bezahlt sind als Vollzeitjobs.

Wie das Ernährungsmodell einer Familie konkret aussieht, ist vom **Alter des jüngsten Kindes** abhängig. Es wandelt sich nämlich statistisch gesehen mit zunehmendem Alter der Kinder. Wie die Daten zur Männerkarenz (s. Kap. 3.1) erwarten lassen, ist in Familien mit Kindern im Säuglings- und Kleinstkindalter in der Regel der Vater voll erwerbstätig, die Mutter ist hingegen gar nicht erwerbstätig (33,3%) oder in Elternkarenz (30,3%). In 22,1 Prozent der Familien ist sie in dieser Phase teilzeitbeschäftigt, in fünf Prozent vollzeitbeschäftigt. Bei Familien, in denen das jüngste Kind drei bis fünf Jahre alt ist, arbeitet ungefähr die Hälfte der Mütter Teilzeit (50,6%), nur noch ein knappes Viertel verzichtet gänzlich auf eine Erwerbstätigkeit (23,3%). Danach steigen immer mehr Frauen wieder voll ins Berufsleben ein: 27,7 Prozent der Mütter mit Kindern

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

von 10 bis 14 Jahren arbeiten Vollzeit, immerhin noch 45,4 Prozent Teilzeit und 15,5 Prozent gar nicht – und in 5,9 Prozent der Familien ist nur die Frau erwerbstätig (Statistik Austria, 2010).

Neben dem Alter der Kinder spielt auch ihre Anzahl eine Rolle: 79,0 Prozent der Frauen mit einem Kind (unter 15 Jahren) sind erwerbstätig, 73,0 Prozent jener mit zwei Kindern und nur noch 52,2 Prozent jener mit drei oder mehr Kindern (Statistik Austria, 2010). Auch die **Anzahl der Kinder** beeinflusst also fast ausschließlich die Erwerbstätigkeit der Frauen, d.h. jene der Väter wird insgesamt von der Geburt und dem Aufwachsen der Kinder im Vergleich zu den Müttern weniger berührt. Unterschiede lassen sich jedoch zu den kinderlosen Männern festmachen: Väter sind häufiger erwerbstätig als Männer ohne Kinder (bis 15 Jahren) (Statistik Austria, 2010). Sie leisten außerdem mehr Überstunden: Vier von zehn Vätern erbringen regelmäßig Überstunden, von jenen ohne Kinder gilt dies lediglich für jeden Dritten (IFES, 2010). Das passt zu dem vielfach beschriebenen Phänomen (z.B. Buchebner-Ferstl & Rille-Pfeiffer, 2008, S. 10), dass nach dem ersten Kind in den Familien vielfach eine traditionelle Arbeitsteilung Einzug hält: Die Frau ist in erster Linie für Haushalt und Kinder zuständig, der Mann für das Einkommen. Die Tendenz geht dahin, dass die Männer in weiterer Folge immer mehr arbeiten, um ihrer Rolle als Ernährer gerecht zu werden und um auszugleichen, dass sie kaum etwas im Haushalt leisten (können). So rückt eine paritätische Haushaltsführung in immer weitere Ferne (s. Kap. 1.1).

Die **Zufriedenheit** mit dem jeweils getroffenen Arrangement ist bei Österreichs Eltern von Kindern unter 15 Jahren mehrheitlich hoch, bei den Vätern noch höher als bei den Müttern: 86,6 Prozent der Männer und 77,7 Prozent der Frauen können keinen Änderungsbedarf erkennen. 7,9 Prozent der Väter (F: 4,8%) würden gerne weniger arbeiten, um mehr Zeit für die Kinder zu haben, 2,7 Prozent (F: 8,3%) möchten lieber mehr arbeiten. (Statistik Austria, 2006) Ein gutes Drittel der Väter und auch der Mütter geben an, Beruf und Privatleben „sehr gut“ miteinander vereinbaren zu können, weiteren 44 bzw. 43 Prozent gelingt dies „gut“. Lediglich fünf Prozent der Männer und drei Prozent der Frauen meinen, Beruf und Familie nur „schlecht“ bzw. „sehr schlecht“ unter einen Hut zu bringen. Der Möglichkeit, Teilzeit zu arbeiten, kommt bei dieser Bewertung eine essentielle Rolle zu: Nur für 26 Prozent der vollzeiterwerbstätigen, aber für 43 Prozent der teilzeiterwerbstätigen Mütter funktioniert die Vereinbarkeit von Beruf und Familie „sehr gut“. Auch Väter in Teilzeit – wenngleich eine kleine Minderheit – haben es leichter als die große Mehrheit der Vollzeitbeschäftigten (IFES, 2010).

Für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie ist auch von Bedeutung, **wie viel Flexibilität die Arbeitgeber den Müttern und Vätern** (unabhängig von Vollzeit- oder Teilzeitbeschäftigung) **zugestehen**, damit sich diese im Bedarfsfall um ihre Kinder kümmern können. 23,6 Prozent der Väter (F: 29,6%) haben sich in den zwölf Monaten vor der Befragung durch die Statistik Austria einen ganzen Tag freigenommen, da die üblicherweise genutzten Betreuungseinrichtungen nicht verfügbar waren. Ein Fünftel hat dafür die Arbeitszeit verkürzt oder Zeitausgleich konsumiert (F: 24,5%), und 6,1 Prozent haben auf eine spezielle Arbeitszeitvereinbarung (z.B. Heimarbeit, Diensttausch) zurückgegriffen (F: 10,2%). Arbeiter nehmen sich weniger Tage frei und verkürzen

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

seltener die Arbeitszeit als Angestellte oder Personen im öffentlichen Dienst, dies gilt in zum Teil wesentlich schwächerer Ausprägung auch für Selbstständige (Statistik Austria, 2006).

MÄNNER IN PATCHWORKFAMILIEN

Vor allem die hohen Scheidungsraten (s. Kap. 2.4) sind dafür verantwortlich, dass neben der klassischen Kleinfamilie, die spätestens seit Mitte des 20. Jahrhunderts in den westlichen Industrieländern als Idealmodell gilt, **neue Familienformen** aufgetaucht sind: die Ein-Eltern-Familie, die aus Alleinerzieher/innen und Kindern besteht, und die Patchworkfamilie, in die zumindest ein Teil des „neuen" Paares Kinder aus einer vergangenen Beziehung mitbringt. Expert/innen erklären, dass dieser schlichte Wandel allzu oft nicht wertfrei betrachtet, sondern als ein „Verfall" der Familie eingestuft werde. Es gehe aber an der Realität vorbei, wenn man Familie mit der Triade Vater-Mutter-Kind gleichsetze. Tatsächlich leben rund zehn Prozent der Familien mit Kindern unter 18 Jahren in einer Patchwork-Situation. Mehr als die Hälfte dieser Paare ist verheiratet und pro Patchworkfamilie zählt man im Durchschnitt zwei Kinder. Daraus ergibt sich, dass 10,8 Prozent der österreichischen Kinder in einer Patchworkfamilie aufwachsen. Addiert man die 12,6 Prozent Kinder, die in einer Ein-Eltern-Familie leben, zeigt sich, dass knapp jedes vierte Kind nicht in einer klassischen Kernfamilie groß wird (Statistik Austria, 2010, S. 76).

Den beiden neuen Familienformen ist gemeinsam, dass ihnen gegenüber das Vorurteil besteht, sie könnten nicht jene Geborgenheit herstellen, die dem konventionellen Familienmodell zugeschrieben wird. Auch hier wird also massiv gewertet. In Wirklichkeit hat jede der Familienformen ihre spezifischen Vorteile und Probleme. Bei der Patchworkfamilie besteht die Herausforderung vor allem in ihrer **komplexen Struktur und den zahlreichen beteiligten Personen**: In die meisten Patchworkfamilien bringt die Frau ihre Kinder mit, diese bekommen einen Stiefvater, der ihnen vorerst genauso fremd ist, wie sie ihm. Der leibliche Vater lebt nicht mehr im Haushalt, hat wahrscheinlich eine neue Partnerin, die unter Umständen ebenfalls Kinder in die Beziehung mitbringt. Und in beiden neuen Partnerschaften können wiederum Kinder zur Welt kommen. Hinzu kommt, dass ein Großteil der Beteiligten schon in Familien gelebt und dort Gewohnheiten entwickelt hat, aber auch auf (belastende) Erfahrungen mit Trennung und Verlust zurückblickt. In dieser Konstellation ist vor allem auf die Kinder zu achten, aber auch auf die beiden Männer: den Stiefvater und den leiblichen Vater, die beide eine neue Rolle gegenüber den Kindern entwickeln müssen.

Der Gesetzgeber hat hier unterstützend eingegriffen: Im **Familienrechtspaket 2009** (FamRÄG 2009) wurde festgelegt, dass Stiefvater und Stiefmutter einerseits eine Beistandspflicht gegenüber dem in die Ehe mitgebrachten minderjährigen Kind haben, das heißt, sie müssen zum Beispiel bei den Schulaufgaben helfen, die Kinder in die Schule begleiten bzw. sie trösten und unterstützen. Andererseits haben die Stiefeltern die gesetzliche Pflicht und das Recht, den obsorgeberechtigten Elternteil in bestimmten Fällen (z.B. Abwesenheit, Erfordernis der Situation) in der Ausübung der Obsorge zu vertreten. Die Beistandspflicht gegenüber den Kindern besteht auch bei unverheirateten Paaren, die Möglichkeit zur Obsorgevertretung jedoch nur in eheli-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

chen Gemeinschaften. Inwieweit die neuen gesetzlichen Regelungen für den Alltag der Patchworkfamilien passen, kann erst beurteilt werden, wenn sie – vor allem unter dem Blickwinkel des Kindeswohls – evaluiert worden sind.

Wie auch bei den gesetzlichen Regelungen zur Ehescheidung kommt bei jenen über die Patchworkfamilie dem Wohlergehen der Kinder besondere Beachtung zu. Dies sollte auch für den Aufbau einer neuen Patchworkfamilie gelten, denn die Kinder geraten oft in einen Loyalitätskonflikt zwischen den leiblichen und den „neuen" Vätern und Müttern. Hilfreich sei es da, so die Expert/innen, wenn der neue Mann bzw. die neue Frau nicht als Vater bzw. Mutter auftritt, sondern schlicht als der neue Partner der Mutter bzw. die neue Partnerin des Vaters. Die Stiefeltern sollten sich (vor allem am Beginn) aus Erziehungsthemen möglichst heraushalten. Das Kind könne selbst den Zeitpunkt bestimmen, ab wann es den Stiefvater bzw. die Stiefmutter in die Familie einordnet und in welcher Form. Dem leiblichen Elternteil außerhalb des Haushalts müsse die Möglichkeit gegeben werden, die Rolle als Vater bzw. Mutter weiterhin ausüben zu können. Und für all dies müsse Zeit sein; es dauere bis zu fünf Jahre, bis das neue System eingespielt sei.

SPEZIFISCHE MÄNNERBERATUNG IN ÖSTERREICH

Die folgende Beschreibung umfasst nur Männerberatungsstellen, die ihre Dienstleistungen zur Gänze für Männer konzipiert haben. Damit fallen all jene Einrichtungen weg, die zwar auch männerspezifische Angebote haben, sich aber grundsätzlich an eine breite Palette von Zielgruppen richten, wie etwa die Familienberatungsstellen. Die Angaben beruhen auf einer Reihe von Interviews mit Mitarbeiter/innen von Männerberatungsstellen, auf Jahresberichten der Einrichtungen und auf der Erhebung „Männerarbeit in Österreich" aus dem Jahr 2004.

Die **Träger** der Männerberatungsstellen sind entweder privat, öffentlich oder kirchlich bzw. kirchennahe. Von den für den vorliegenden Männerbericht recherchierten Beratungseinrichtungen sind sechs bei kirchennahen Trägern, fünf bei privaten und vier bei öffentlichen angesiedelt, wobei diese Aufstellung keinen Anspruch auf Vollständigkeit hat, da zahlreiche kleine, lokal tätige Beratungsstellen nicht erfasst werden konnten.

Die Männerberatungsstellen werden nach dem Familienberatungsförderungsgesetz 1974 vom Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend **gefördert**. Bei einzelnen Projekten (z.B. Boys' Day) erfolgt (auch in finanziellen Belangen) eine Zusammenarbeit mit der Männerpolitischen Grundsatzabteilung im Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz. Auch die Länder und Gemeinden treten als Subventionsgeber auf. Außerdem erhalten die Einrichtungen Geld- und Sachleistungen von ihren Trägern und können Beiträge von den Klienten einheben.

Der deutliche Schwerpunkt der **Tätigkeit** der Männerberatungsstellen liegt – wie der Name schon sagt – auf psychologischen, juristischen, sozialarbeiterischen und manchmal auch medi-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

zinischen Beratungen. Das zweite große Tätigkeitsfeld umfasst therapeutische Angebote und hat in den letzten Jahren an Umfang und Bedeutung gewonnen, was insbesondere auf die Arbeit mit Gewalttätern und -opfern zurückgeht. Die Vermittlung der Klienten an andere spezialisierte Beratungs- und Betreuungseinrichtungen sowie die Vernetzung mit anderen einschlägig spezialisierten Organisationen vervollständigen den Tätigkeitsfächer der Männerberatungsstellen.

Beratungen und Therapien werden zu zahlreichen **Themen** angeboten: Es lässt sich ein gewisser Schwerpunkt beim Themenfeld Gewalt feststellen, wobei unter den Klienten zwar eher mehr Täter als Opfer zu finden sind, in Wien zum Beispiel nimmt die Beratungsstelle aber die Aufgaben der Prozessbegleitung wahr. Erfasst werden die verschiedenen Aspekte von (körperlicher, psychischer und sexueller) Gewalt: jene in Schulen und Jugendzentren, auf der Straße, in der Familie und in Partnerschaften sowie am Arbeitsplatz. Einen Schwerpunkt bildet die Arbeit mit Gewaltopfern und -tätern auch, weil sie besonders zeitintensiv ist, sich über einen relativ langen Zeitraum erstreckt und zahlreiche Kontakte sowie Kooperationen mit anderen Betreuungseinrichten (z.B. mit den Interventionsstellen) nötig sind. Das zweite Beratungsfeld, das in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen hat, betrifft Arbeit und Arbeitslosigkeit, insbesondere seit 2008 die Wirtschaftskrise in Österreich spürbar geworden ist. Unterstützung erhalten die Klienten unter anderem auch in Bezug auf die Partnerschaft, die Erziehung der Kinder, den Arbeitsplatz sowie bei Identitäts- und Persönlichkeitsfragen, bei Scheidungen und Trennungen, bei Suchterkrankungen, bei sexuellen Problemen, bei männerspezifischen Gesundheitsfragen, bei Stress oder bei sozialen und psychischen Problemen.

Der Breite des Angebots entsprechend bringen die **Berater/innen** eine Vielzahl von Qualifikationen ein. In den Beratungsstellen arbeiten Sozialarbeiter/innen, Trainer/innen und Coaches, Lebens- und Sozialberater/innen, (Psycho-) Therapeut/innen, Gewaltberater/innen und Gewaltpädagogen/innen, Soziolog/innen, Psycholog/innen sowie Jurist/innen.

Zu den **Klienten** gehören männliche Jugendliche und Erwachsene mit und ohne Migrationshintergrund, wobei sich die Probleme und Anliegen der Zugewanderten nicht grundsätzlich von jenen der anderen Burschen und Männer unterscheiden. Seit einigen Jahren steigt die Anzahl der Klienten deutlich an. Eine Schätzung auf Basis der Jahresberichte ergibt derzeit rund 18.000 Beratungen pro Jahr.

Zu den größten **Barrieren für die Inanspruchnahme** der Leistungen der Beratungsstellen gehört laut den befragten Expert/innen die oft (zu) späte Selbsterkenntnis der Klienten, dass sie Unterstützung benötigen, was auf die nach wie vor herrschenden Männlichkeitsideale zurückzuführen sei. Außerdem würden die Männerberatungen in erster Linie mit Gewalt in Verbindung gebracht, die anderen Angebote seien weniger bekannt und die Spezialisierung auf Gewalt schrecke manche ab. Eine umfassende, empirische Erhebung über die Notwendigkeit und Akzeptanz von Männerberatung fehlt in Österreich derzeit aber noch.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

In der Kurzfassung verwendete Literatur

Buben und Burschen in der Familie

Ballnik, P., Martinetz, E. & Garbani-Ballnik, O. (2005). Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität (Studie im Auftrag der Männerpolitischen Grundsatzabteilung des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz). Wien: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz.

Brandes, H. (2010). Ersatzmuttis oder tolle Spielkameraden: Was bringen Männer in die Erziehung ein? In: Erziehung und Unterricht 160/5-6. Wien: ÖBV, S. 484-496.

Diketmüller, R. & Studer, H. (2007). Schulfreiräume und Geschlechterverhältnisse. In: BMUKK – Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (Hg.). Geschlechtersensible Schule. Forschung und Praxis im Dialog. Dokumentation des 1. österreichweiten Gender Day für Schulen. Wien: BMUKK, S. 54–66.

Guggenbühl, A., Stojcic, S., Schweitzer-Daimer, B., Priesch, M., Wassertheurer, P. & Tamegger, K. (2006).Wissenschaftliche Grundlagen der Buben- und Burschenarbeit (im Auftrag des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz Sektion V, Männerpolitische Grundsatzabteilung). Wien: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz.

Koch-Priewe, B., Niederbacher, A., Textor, A. & Zimmermann, P. (2009) Jungen – Sorgenkinder oder Sieger? Ergebnisse einer quantitativen Studie und ihre pädagogischen Implikationen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

ÖIF – Österreichisches Institut für Familienforschung (2007). Vom Kontaktabbruch der Vater-Kind-Beziehung nach Scheidung/Trennung – Hintergrund und Motivation. Wien: ÖIF

Ist die Schule „weiblich“?

Bacher, J. & Paseka, A. (2006). Leistungsdifferenzen von Mädchen und Buben. In: Haider, G. & Schreiner, C. (Hg.). Die PISA-Studie. Österreichs Schulsystem im internationalen Wettbewerb. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, S. 220–228.

Bacher, J., Beham, M. & Lachmayr, N. (Hg.) (2008). Geschlechterunterschiede in der Bildungswahl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Böck, M. (2007). Literacy im Alltag von Jugendlichen. Eine Kulturtechnik im Spannungsfeld zwischen Freizeit und Schule. Projektbericht (unter Mitarbeit von Mag. Christina Wallner-Paschon). Salzburg: Fachbereich Kommunikationswissenschaft, Universität Salzburg & Institut Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien.

STATISTIK AUSTRIA (2010a). Bildung in Zahlen 2008/2009. Schlüsselindikatoren und Analysen. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2010b). Bildung in Zahlen 2008/2009. Tabellenband. Wien: Verlag Österreich GmbH.

Berufseinstieg

Blaß, H. (2009). „Sag mir, wo die Männer sind“. Überlegungen zur veränderten Geschlechterverteilung in sozialen Berufen und insbesondere in der psychoanalytischen Ausbildung. In: Dammasch, F., Metzger, H. & Teising, M. (Hg.). Männliche Identität. Psychoanalytische Erkundungen. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel, S. 65–79.

Budde, Jürgen (2008). Bildungs(miss)erfolge von Jungen und Berufswahlverhalten bei Jungen/ männlichen Jugendlichen (Bildungsforschung Bd. 23). Bonn, Berlin: Bundesministerium für Bildung und Forschung.

Dornmayr, H. & Wieser, R. (2010). Bericht zur Situation der Jugendbeschäftigung und Lehrlingsausbildung in Österreich 2008–2009. Endbericht. Wien: Österreichisches Institut für Berufsbildungsforschung & Institut für Bildungsforschung der Wirtschaft.

EUROSTAT (2001). Arbeitslosenquoten, Jahresdurchschnitte, nach Geschlecht und Altersgruppe (%). [URL: http://epp.eurostat.ec.europa.eu/portal/page/portal/eurostat/home, 21.4.2011)

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Gregoritsch, P. (2009). Jugendliche mit akutem Qualifikationsbedarf. Analysen und Prognosen für den Zeitraum 2008 bis 2018 (AMS info 145). Wien: Communicatio.

Gregoritsch, P. (2010). Zur Situation der Lehrausbildung in Österreich. Entwicklungen 2009 bis 2014 (AMS info 158). Wien: Communicatio.

JugendReferat des Landes Oberösterreich (2008). OÖ Jugendstudie 2008: Linz: JugendReferat des Landes Oberösterreich.
[URL: http://jugendarbeit.ooe-jugend.at/infos/jugendstudien/jugendstudie2008.html, 10.11.2010].

Koch, B. (2010). Berufswahlentscheidung und Männerbild. Vortrag auf der Fachtagung „Kinder brauchen Männer – Männer in der Kinderbetreuung – neue Perspektiven für die Elementarpädagogik, 11./12. Juni 2010, Universität Innsbruck (unkorrigiertes Vortragsmanuskript). [URL: http://www.uibk.ac.at/ezwi/elementar/pdf-dateien-fachtagung/ koch_berufswahlentscheidung_und_maennerbild.pdf, 23.10.2010].

Pinker, S. (2008): Das Geschlechter-Paradox. Über begabte Mädchen, schwierige Jungs und den wahren Unterschied zwischen Männern und Frauen. München: DVA.

STATISTIK AUSTRIA (2010a). Eintritt junger Menschen in den Arbeitsmarkt. Modul der Arbeitskräfteerhebung 2009. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2010b). Zwei Drittel der jungen Erwachsenen gelingt Berufseinstieg innerhalb von 3 Monaten nach Ausbildungsende. Pressemeldung.
[URL: http://www.statistik.at/web_de/presse/053304, 10.11.2010].

STATISTIK AUSTRIA (2010c). Bildung in Zahlen. Tabellenband. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2011). Arbeitsmarktstatistik. Jahresergebnisse 2010. Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung. Wien: Statistik Austria.

Synthesis (2007). Wie gut gelingt der Berufseinstieg nach einem Lehrabschluss? Karriereanalyse von Personen des Geburtsjahrgangs 1980. Fokusbericht 02/2007. Wien: Synthesis.

Wirtschaftskammern Österreichs (WKO) (2010b). Lehrlingsstatistik, Stichtag 31.12.2009. Die zehn häufigsten Lehrberufe 2009.
[URL: http://wko.at/statistik/jahrbuch/Lehrling6.pdf, 2.11.2010].

POLITISCHE PARTIZIPATION, ZUKUNFTSERWARTUNGEN, WERTEMUSTER, FREIZEITVERHALTEN

Friesl, C. (Hrsg.), Polak, R. (Hg.) & Hamachers-Zuba, U. (2009). Die Österreicher/innen. Wertewandel 1990-2008. Wien: Czernin.

Zellmann, P. & Baumann, J. (2009). Forschungstelegramm 03/2009. Unterschiede im Freizeitverhalten von Frauen und Männern. Wien: Institut für Freizeit- und Tourismusforschung. [URL: http://www.freizeitforschung.at/data/forschungsarchiv/2009/ft_03_2009.pdf, 20.10.2010].

Institut für Konfliktforschung (2008). Politische Bildung an Universitäten und Pädagogischen Hochschulen. Wien. Empirische Datenerhebung: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 27031003.

IFES (2007). Kultur-Monitoring 2007. Im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur (BMUKK). Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 23800007.

Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien (2008). Universität Wien, Institut für Staatswissenschaft. Wien. Empirische Datenerhebung: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 98048001.

STATISTIK AUSTRIA (2010), Zeitverwendungserhebung 2008/2009 Wien.
[URL: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/soziales/zeitverwendung/index.html, 18.10.2010].

Weiss, H. (2007). Soziale Gerechtigkeit und Wahrnehmung gesellschaftlicher Konflikte. Wien: Institut für Soziologie. Universität Wien.

Zentrum für Zukunftsfragen der Fachhochschule Salzburg (2008). Lebensqualität und Zukunftskonzepte. Empirische Datenerhebung: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 98052001.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

MÄNNERGESUNDHEIT

Dür, W. & Griebler, R. (2007). Die Gesundheit der österreichischen Schüler/innen im Lebenszusammenhang. Ergebnisse des WHO-HBSC-Survey 2006. Wien: Bundesministerium für Gesundheit, Familie und Jugend (BMGFJ).

Hibell, Björn/ Guttormsson, Ulf/ Ahlström, Salme/ Balakireva, Olga/ Bjarnason, Thoroddur/ Kokkevi, Anna/ Kraus, Ludwig (2009): The 2007 ESPAD report. Substance use among students in 35 European countries [ESPAD-Bericht 2007. Substanzkonsum unter Schülerinnen und Schülern in 35 europäischen Ländern], Swedish Council for Information on Alcohol and Other Drugs, Stockholm, Schweden. [URL: http://www.espad.org/espad-reports und http://www.isg.co.at/espad/index.htm; 21.05.2010].

IFES (2010a). Der Österreichische Arbeitsgesundheitsmonitor. Im Auftrag der Arbeiterkammer Oberösterreich. Erste Ergebnisse und Wissenschaftliche Grundlagen. Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 21400082.

Rásky, E. (1998). Frauen- und Mädchengesundheitsbericht Graz und Steiermark. Im Auftrag des Landes Steiermark. Graz.

STATISTIK AUSTRIA (2007). Österreichische Gesundheitsbefragung 2006/2007. Hauptergebnisse und methodische Dokumentation. Wien: Verlag Österreich GmbH. [Bezug: www.statistik.at].

STATISTIK AUSTRIA (2009b). Jahrbuch der Gesundheitsstatistik 2008. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2009c). Arbeitsunfälle und arbeitsbezogene Gesundheitsprobleme. Ein Modul der Arbeitskräfteerhebung 2007. Wien: Verlag Österreich GmbH.

MÄNNER IM ERWERBSLEBEN

Arbeiterkammer Oberösterreich (2009). Freie Dienstnehmerinnen und Dienstnehmer. Informationsblatt der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Oberösterreich, ZL.-Nr.: GZ 02Z033 937 M. Linz: AK OÖ (Nr. 313/2009).

BKA – Bundeskanzleramt Österreich (2010). Frauenbericht 2010. Bericht betreffend die Situation von Frauen in Österreich im Zeitraum von 1998 bis 2008. Wien: Bundesministerin für Frauen und Öffentlichen Dienst im Bundeskanzleramt Österreich.

Buchinger, B. (2010). „In der Mitte der Gesellschaft“. Zur sozialen Lage und Armutsgefährdung von niedrigverdienenden Beschäftigten im Bundesland Salzburg. Eine handlungsorientierte Studie. Salzburg: Kammer für Arbeiter und Angestellte für Salzburg.

Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMASK) (2009a). Armutsgefährdung in Österreich. EU-SILC 2008, Eingliederungsindikatoren. Wien: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz.

IFES (2010b). Quartalsweise Mehrthemenumfrage im Umfang von je 2.000 Personen. Persönliche Interviews an der Haushaltsadresse auf Basis einer mehrfach geschichteten Zufallsauswahl. Auswertungszeitraum: 2008 bis 2. Quartal 2010. Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 98999.

STATISTIK AUSTRIA (2009a). Arbeitskräfteerhebung 2008. Ergebnisse des Mikrozensus. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2009b). Verdienststrukturerhebung. Struktur und Verteilung der Verdienste in Österreich. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2009e). Erwachsenenbildung. Ergebnisse des Adult Education Survey (AES). Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2010). Arbeitsmarktstatistik. Jahresergebnisse 2009. Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung. Schnellbericht 5.8. Wien: Verlag Österreich GmbH.

IFES (2010a). Der Österreichische Arbeitsklima-Index. Im Auftrag der Arbeiterkammer Oberösterreich. Ergebnisse im Zeitverlauf seit 1997 und Wissenschaftliche Grundlagen. Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 214000096.

STATISTIK AUSTRIA (2011). Arbeitsmarktstatistik. Jahresergebnisse 2010. Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung. Schnellbericht 5.8. Wien: Verlag Österreich GmbH.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

MÄNNER IN FRAUENTYPISCHEN BERUFEN

Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur (BMBWK) (2005). Männer als Volksschullehrer. Statistische Darstellung und Einblick in die erziehungswissenschaftliche Diskussion, Wien: BMBWK.

Koch, B., Strubreither, B., Schauer, G. & Rohrmann, T. (2010). Männer in der Kinderbetreuung: neue Perspektiven für die Elementarpädagogik. In: Zeitschrift für Erziehung und Unterricht, Nr. 5/6, Wien: ÖBV, S. 435–442.

Rohrmann, T. (2010). Männer (und Frauen) in der Praxis von Kinderbetreuungseinrichtungen. Präsentationsfolien zu Vortrag auf der Fachtagung „Kinder brauchen Männer“ am 12.6.2010 an der Universität Innsbruck. [URL: http://www.uibk.ac.at/ezwi/elementar/pdf-dateien-fachtagung/elementar-rohrmann-praxis- 201006.pdf, (23.10.2010].

STATISTIK AUSTRIA (2009). Jahrbuch der Gesundheitsstatistik 2008, Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2010a). Bildung in Zahlen. Tabellenband, Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2010b). Lehrerinnen und Lehrer an öffentlichen und privaten Schulen 1923/24 bis 2008/09. [URL: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bildung_und_kultur/ formales_bildungswesen/lehrpersonen/index.html, 23.10.2010].

STATISTIK AUSTRIA (2010c). Kindertagesheime 1972-2009. [URL: http://www.statistik.at/ web_de/statistiken/bildung_und_kultur/formales_bildungswesen/kindertagesheime_kinderbetreuung/index.html, 23.10.2010].

SCHEIDUNG UND TRENNUNG

Atteneder, C., Bauer, T., Böheim, R., Buchegger, R., Buchegger-Traxler, A. & Halla, M. (2010). Auswirkung von Scheidung und Trennung auf Kinder, Frauen und Männer. In: Bundesministerium für Familie, Wirtschaft und Jugend (BMFWJ) (Hg.). 5. Familienbericht 1999-2009. Die Familie an der Wende zum 21. Jahrhundert, Bd. II, Wien: BMFWJ, 435-610

GEWALT UND GEWALTTÄTIGKEIT

Baier, D., Pfeiffer, C., Rabold, S., Simonson, J. & Kappes, C. (2010). Kinder und Jugendliche in Deutschland: Gewalterfahrungen, Integration, Medienkonsum. Zweiter Forschungsbericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt des Bundesministeriums des Inneren und des KFN. Hannover: KFN.

BMWFJ – Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (Hg.) (2009). Familie – kein Platz für Gewalt!(?) 20 Jahre gesetzliches Gewaltverbot in Österreich. Vergleichende Untersuchung Österreich – Deutschland – Schweden – Frankreich – Spanien. Ergebnisse einer Befragung von Experten und Expertinnen in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Wien: BMWFJ.

Forschungsverbund „Gewalt gegen Männer“ (Hg.) (2004). Gewalt gegen Männer in Deutschland – Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Müller, U. & Schöttle, M. (2004). Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Berlin: Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

ÖIJ – Österreichisches Institut für Jugendforschung (2006). Jugend und Gewalt. Gewalt innerhalb und außerhalb der Schule, Wien: ÖIJ.

STATISTIK AUSTRIA (2010b). Gerichtliche Kriminalstatistik, Wien: Statistik Austria.

GESELLSCHAFTLICHES EINGEBUNDENSEIN UND SOZIALE NETZWERKE VON MÄNNERN

Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMASK) (2009). 1. Bericht zum freiwilligen Engagement in Österreich.

IFES (2010). Gesundheitsmonitor (quartalsmäßige bundesweite quantitative Bevölkerungsbefragung kumulierte Daten 2008-2010). Im Auftrag der Arbeiterkammer Oberösterreich. Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 21400101.

Neumayr, M. & Schober, C. (2009). Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsbefragung zum Spendenverhalten in Österreich. Wien: NPO-Institut an der WU Wien.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien (2008). Universität Wien, Institut für Staatswissenschaft. Empirische Datenerhebung: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 98048001.

MÄNNER UND FAMILIE: PLANUNG UND ALLTAG

Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend – BMWFJ (2010). Kinderbetreuungsgeld - Statistik.

[URL: http://www.bmwfj.gv.at/Familie/FinanzielleUnterstuetzungen/Kinderbetreuungsgeld/Seiten/KBG-Statistik2010.aspx, 09.2010].

GGS – Generations and Gender Survey 2008/2009 (2009). Familienentwicklung in Österreich. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung der Universität Wien (ÖIF), Vienna Institute of Demography der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW).

Eckhard, J./ Klein T (2006). Männer, Kinderwunsch und generatives Verhalten. Eine Auswertung des Familiensurvey zu Geschlechterunterschieden in der Motivation zur Elternschaft. Wiesbaden.

Tazi-Preve, Mariam I. (2004). Vaterschaft im Wandel? Eine Bestandaufnahme von Verhalten und Einstellung von Vätern. In: Cizek Brigitte (Hg.): Familienforschung in Österreich. Markierung – Ergebnisse – Perspektiven, Wien, S. 109-131.

Tazi-Preve, Mariam I. (2008). …Väter sein umso mehr – Österreichische Väter in Sozialpolitik und -praxis. In: Brunner José (Hg). Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte (2008): Mütterliche Macht und väterliche Autorität. Elternbilder im deutschen Diskurs. Göttingen.

Gisser, R. (Hrsg.). (2003). Population Policy Acceptance Survey (PPA II). Familie, Geschlechterverhältnis, Alter und Migration. Wissen, Einstellungen. Wünsche der Österreicherinnen und Österreicher. Tabellenband Zusammenfassung ausgewählter Ergebnisse. Forschungsbericht Nr. 25. Wien: Institut für Demographie. Österreichische Akademie der Wissenschaften.

Kapella O./ Rille-Pfeiffer C. (2007). Einstellungen und Wertehaltung zu Themen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Deskriptive Ergebnisse einer Einstellungs- und Wertestudie zu Mutter- und Vaterrolle, Kinderbetreuung und Erwerbstätigkeit der Frau. ,Wien: OIF: Working Paper.

Scambor, E. & Faßhauer, M. (2006). Strukturelle Rahmenbedingungen aktiver Vaterschaft, Fokus – Karenregelungen und Teilzeit in Österreich. Graz: Forschungsstelle der Männerberatung, Österreichische Kinderfreunde – Bundesorganisation.

Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien (2009). Universität Wien, Institut für Staatswissenschaft. Empirische Datenerhebung: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 98048001.

STATISTIK AUSTRIA (2009). Demographisches Jahrbuch 2008. Wien: Verlag Österreich GmbH.

Statistik Austria, 2010: „Weltstatistiktag am 20.10.2010: Europäische Statistik – eine Informationsquelle für alle“;
http://www.statistik.at/web_de/presse/pressemitteilungen_laufendes_jahr/053485?year=2010.

Statistik Austria, 2010a: „Bezieherinnen und Bezieher ausgewählter Familienleistungen 2000 bis 2009“; http://www.statistik.gv.at/web_de/statistiken/soziales/sozialleistungen_auf_bundesebene/familienleistungen/020119.html.

STATISTIK AUSTRIA (2010b). Zeitverwendungserhebung 2008/2009 (erstellt im Auftrag des Bundesministeriums für Frauen und Öffentlichen Dienst).
[URL: http://www.statistik.at/web_de/ presse/052103, 05.11.2010].

FAMILIE UND BERUF

Hofinger, C. & Enzenhofer, E. (2006). Mehr Beruf, weniger Familie? – Zur Lage der berufstätigen Väter in Österreich. In Werneck, H./ Beham, M./ Palz, D. (Hrsg.): Aktive Vaterschaft - Männer zwischen Familie und Beruf. Psychosozial Verlag.

IFES (2010a). Der Österreichische Arbeitsklima-Index. Im Auftrag der Arbeiterkammer Oberösterreich. Ergebnisse im Zeitverlauf seit 1997 und Wissenschaftliche Grundlagen. Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 214000096.

STATISTIK AUSTRIA (2006). Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Modul der Arbeitskräfteerhebung 2005. Wien: Verlag Österreich GmbH.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

STATISTIK AUSTRIA (2010). Familien- und Haushaltsstatistik 2009. Ergebnisse der Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung. Wien: Verlag Österreich GmbH.

MÄNNER IN PATCHWORKFAMILIEN

STATISTIK AUSTRIA (2010). Familien- und Haushaltsstatistik 2009. Ergebnisse der Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung. Wien: Verlag Österreich GmbH.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

HAUPTTEIL DES 2. ÖSTERREICHISCHEN MÄNNERBERICHTS

bmask
BUNDESMINISTERIUM FÜR
ARBEIT, SOZIALES UND
KONSUMENTENSCHUTZ

IFES
INSTITUT FÜR EMPIRISCHE SOZIALFORSCHUNG GMBH

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

1.1 BUBEN UND BURSCHEN IN DER FAMILIE

INHALTSVERZEICHNIS

1.1 Buben und Burschen in der Familie 43
1.1.1 Sag mir, wo die Männer sind 44
1.1.2 Scheidungskinder und ihre Väter 48
1.1.3 Wie Männer mit Kindern umgehen und Buben sich verhalten 49
1.1.4 Warum man Söhne zu Vätern erziehen sollte 52
Literatur 55

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Die erste Prägung von Buben und Mädchen, die in der Familie stattfindet, legt einen Grundstein für den weiteren Lebensweg: Väter und Mütter leben ihren Kindern von deren Geburt an Geschlechterrollen vor – ob sie wollen oder nicht –, sie reproduzieren und schaffen durch ihr Verhalten, ihre Handlungen und ihre Entscheidungsmuster mehr oder minder bewusst Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, auf denen ihre Kinder aufbauen.[1] Wenn nun die Väter (oder die Mütter) im familiären Alltag zu wenig präsent sind, dann können sie den Kindern nur eingeschränkt vermitteln, wie sich „ein Mann" (bzw. „eine Frau") verhält. Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit der Präsenz von Vätern und anderen Männern im Leben von Buben und Burschen, mit der Beziehung von geschiedenen – und daher im Familienleben seltener anwesenden – Vätern zu ihren Söhnen (und Töchtern), mit männlichen Verhaltensmustern beim Spielen und mit den Vorteilen, die sich für die Buben und Burschen in Zukunft ergeben, wenn sie schon als Kinder und Jugendliche zur Übernahme von Aufgaben im Haushalt und in der Kinderbetreuung erzogen werden.

1.1.1 SAG MIR, WO DIE MÄNNER SIND

Die sogenannte „**Väterarmut**" sei für Buben und Burschen ein hoch aktuelles Problem. Mit ihr könne man das auffällige, unangepasste Verhalten und die Leistungsschwächen erklären, die bei Jungen vermehrt beobachtet würden, dies wird in medialen und wissenschaftlichen Diskussionen regelmäßig vorgebracht (z.B. Boldt, 2007, S. 31). Dass die Väter so wenig präsent seien, liege vor allem an den **hohen Scheidungsraten** (siehe Kap. 2.4), die viele Mütter zu Alleinerzieherinnen machten, sowie an der beruflichen Arbeitsbelastung der Männer. Die Scheidungen als Erklärungsansatz heranzuziehen, erscheint auf den ersten Blick plausibel, denn tatsächlich haben sich in der westlichen Welt noch niemals zuvor in der dokumentierten Geschichte so viele Paare getrennt. Einblick in das Ausmaß allerdings, in dem österreichische Buben und Mädchen nach einer Scheidung tatsächlich weiter Kontakt zum Vater haben, bietet eine Sonderauswertung von Mikrozensusdaten, die freilich bereits 2001 erhoben wurden, also nicht präzise die aktuelle Situation abbilden.[2] 56,2 Prozent der geschiedenen Väter treffen demnach die Kinder persönlich mindestens einmal wöchentlich. Ein knappes Viertel sieht die Kinder mindestens einmal im Monat. Übrig bleiben rund 20 Prozent, die seltener oder keinen Kontakt haben (ÖIF, 2007, S. 138). Diese Zahlen relativieren die Bedeutung der Scheidungen für die gesamtgesellschaftlich wahrgenommene „Väterarmut" (ganz abgesehen davon, dass im Zeitalter der Patchwork-Familien womöglich längst ein „Ersatzvater" im Haushalt lebt).

[1] Der 1. Männerbericht bietet eine übersichtliche Zusammenschau verschiedener Sozialisationstheorien (Ballnik & Wassertheurer, 2005, S. 13–52).
[2] Die Analyse selbst geht auf das Jahr 2007 zurück.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Dass mit **Arbeitsdruck und Zeitmangel** argumentiert wird, lässt ebenso Skepsis aufkommen wie die Tatsache, dass die körperliche Abwesenheit der Väter in der Familie als relativ neues Phänomen verstanden wird. Einerseits gilt nämlich die gesetzliche Wochenarbeitszeit von 40 Stunden in Österreich erst seit 1975[3], davor arbeitete man deutlich mehr Stunden pro Woche. Andererseits ist die Betreuung und Erziehung der Kinder schon seit Jahrhunderten die Domäne der Frauen, auch wenn sich die Väter traditionell um die Ausbildung und Berufswahl der Söhne kümmerten. Über die „neue Väterlichkeit“ und Karenzregelungen für Männer hätte man noch vor 50 Jahren heftig gestaunt. Martina Leibovici-Mühlberger, Ärztin, Psychotherapeutin und Erziehungsberaterin, präzisiert: Eigentlich bestehe das Problem nicht in der Abwesenheit der leiblichen Väter, sondern der männlichen Bezugspersonen. Früher habe es viel größere Familienverbände gegeben, zu denen stets zahlreiche Männer gehört hätten. Es habe also männlichen Ersatz für den leiblichen Vater (im Sinne von Bezugspersonen) gegeben, wenn der Vater selbst nicht da gewesen sei.

Tatsächlich ist das Leben in der Kernfamilie, in den trauten vier Wänden, hinter abgeschlossenen Türen ein relativ neues Phänomen, das mit Wohlstand und dem Leben in der modernen Großstadt einhergeht. Ein **kursorischer Streifzug durch die Geschichte** zeigt: Man lebte in der Vergangenheit auf weniger Platz und mit mehr Menschen zusammen – weil sich mehrere Familien aus Armut ein Haus teilen mussten, weil mehrere Generationen auf einem Bauernhof zusammen lebten oder weil das Palais voller Familienmitglieder und Bediensteter war; und nicht zuletzt, weil im Rahmen einer traditionellen Dorfgemeinschaft ständiger, engster Kontakt mit Personen beiderlei Geschlechts gepflegt wurde, die in der modernen Gesellschaft als Fremde angesehen werden – in der Regel sogar enger als mit den eigenen Familienmitgliedern. Männliche Vorbilder unterschiedlichster Art waren im Alltag also stets anwesend. Der Vater als Familienoberhaupt war überdies allein durch seine Funktion gleichsam virtuell stets im Haus, seine Rolle war klar umrissen. Er dominierte das Zuhause, auch wenn er abwesend war. Saß er zu den Mahlzeiten nicht bei Tisch, blieb sein Platz zum Beispiel stets leer. In wohlhabenden Familien „gehörte“ sein Arbeitszimmer ihm und war für die Kinder stets tabu.[4] Wie sich „ein Mann“ und „eine Frau“ zu verhalten hatten, stand in Abhängigkeit von der jeweiligen Zeit und vom sozialen Stand weitgehend fest. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts begannen sich die Frauen allmählich gegen die ihnen zugewiesene Geschlechterrolle zu wehren. In Folge der 1968er Bewegung erodierte die patriarchalisch geprägte männliche Autorität endgültig. Seit den 1970er Jahren verloren die geschlechtsspezifischen Rollenbilder spürbar mehr und mehr an

[3] Arbeitszeitgesetz – AZG, BGBl. Nr. 2 /1975.
[4] siehe dazu das Standardwerk von Ariès, P. & Duby, G. (Hg.) (1999). Geschichte des privaten Lebens. Augsburg: Weltbild Verlag – zum Beispiel für das Leben in der Familie im 15. Jahrhundert : de la Roncière. C. Gesellschaftliche Eliten an der Schwelle zur Renaissance. Das Beispiel Toskana. In: ebenda, Bd. 2, S. 161-297; über die Rolle des Vaters im 18. und das väterliche Haus im 19. Jahrhundert: Collomp, A. Wohnverhältnisse und Zusammenleben. In: ebenda, Bd. 3, S. 517 und Perrot, M. Rollen und Charaktere. In: ebenda, Bd. 4, S. 132-135.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Eindeutigkeit, und die Väter in der Rolle des Familienoberhaupts „verschwanden“. Eine Studie aus der zweiten Hälfte der 1990er Jahre, in der Männer im Alter von 24 bis 48 Jahren rückblickend befragt wurden, liest sich wie „eine vernichtende Aburteilung der Väter: Sie überforderten die Söhne, brachten wenig Zuneigung auf, geizten mit Lob, Aufmunterung und Anerkennung, hatten zu wenig Zeit, trösteten nie, schlugen oft zu, waren engstirnig zielorientiert und letztlich mehr oder weniger uninteressiert an den Gefühlen des Sohnes“ (Schnack & Neutzling, 1997, S. 135f. zit. n. Boldt, 2007, S. 31). Auch jene Väter, die körperlich anwesend waren, erfüllten ganz offensichtlich nicht (mehr) die Erwartungen und Wünsche ihrer Söhne, und zwar obwohl die Männer mehr praktische Aufgaben im Haushalt und in der Kinderbetreuung übernahmen als jemals zuvor. Die Familien wurden kleiner und das Leben noch „privater“. Die männlichen Lehrer verschwanden nahezu vollständig aus den Volksschulen (siehe Kap. 2.3). Die schon erwähnten hohen Scheidungsraten taten ein Übriges. Martina Leibovici-Mühlberger spitzt die Extremsituation mancher Buben und Burschen zu: „Es ist kein Onkel oder Opa da. Im Kindergarten gibt es eine Pädagogin, in der Volksschule eine Lehrerin. Im Alltag treffen die Buben im Gymnasium dann vielleicht einen Mathematik- oder einen Werklehrer. Das ist dünn. Der Bub ist zehn Jahre alt und weiß bis dahin, dass Eminem ein Mann ist (…). Der verkörpert dann die männliche Identität.“ Holger Brandes, Psychologe und Männerforscher an der Hochschule Dresden, bestätigt und ergänzt: Wenn den Jungen das „Männliche“ fehle, dann versuchten sie, anderswo einen Ersatz zu organisieren, etwa in den Medien oder bei Gleichaltrigen. Dies bekomme häufig eine Eigendynamik. Je weniger Männer im Alltag vorhanden seien, desto mehr entwickelten die Jungen ihre Alternativstrategien und griffen auf andere Orientierungsmöglichkeiten zurück.

Wenn also die realen männlichen Vorbilder fehlen, besteht die Gefahr, dass Buben und Burschen ein Bild von Männlichkeit übernehmen, wie es ihnen in den **Medien** präsentiert wird: Boy Groups, Pop- und Rock-Stars, Sportler und die Helden aus Filmen und Videospielen werden zu Vorbildern, die einerseits niemals erreicht werden können – womit die Enttäuschung vorprogrammiert ist –, andererseits häufig sehr traditionelle Geschlechterbilder vermitteln. Außerdem wird den Buben in den bei ihnen beliebten Actionfilmen und in Videospielen vermittelt, dass Gewaltanwendung ein typisch männliches Mittel zur Lösung von Konflikten sei (siehe Kap. 2.5). Holger Brandes weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass Jungen im Allgemeinen deutlich öfter als Mädchen elektronische Medien nutzten, und zwar speziell passive Ausprägungen wie etwa das Fernsehen. Auch am Computer bevorzugten die Jungen Spiele, während die Mädchen viel früher anfingen, aktiv Texte zu produzieren. Brandes schlägt eine Brücke zur Bildungsdebatte und äußert die Vermutung, dass Häufigkeit und Art des Medienkonsums nicht nur das Männerbild der Buben und Burschen beeinflussten, sondern auch mitverantwortlich seien für deren niedrigere Lesekompetenz (siehe Kap. 1.2). Wünschenswert wäre es, schon in den Familien ansetzen zu können, um die Medienkonsumgewohnheiten der Jungen zu ändern – nur seien die Familien am schwersten zu erreichen. Deshalb müsste sowohl im Kindergarten als auch in der Schule mit pädagogischen Mitteln auf den Mediengebrauch der Jungen reagiert werden, was derzeit kaum geschehe.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

In Ermangelung erwachsener *role models* suchen die Burschen auch in der **Peer-Group** Orientierung (siehe Kap. 1.2). In einer Studie aus dem Jahr 2006 gab ein Drittel der 14- bis 19-jährigen Burschen an, einer Clique mit festen Strukturen anzugehören, weitere 42 Prozent nannten mehr oder weniger lose Kontakte (Guggenbühl et al., 2006., S. 67). In den Peer-Groups wird häufig ebenfalls ein traditionelles Männlichkeitsbild gepflegt: Schlagfertigkeit, Körperkraft, Geschicklichkeit und Risikobereitschaft spielen dort ein Rolle – je nach Ausprägung eine positiv-fördernde oder, wenn Verhaltensauffälligkeit oder gar Gewalt in den Vordergrund rückt, ein negative. Martina Leibovici-Mühlberger spricht von einer „Zusammenrottung in der Peer-Group-Family", wo nur marginal Ältere zu den Orientierungspersonen würden, was allzu oft dazu führe, dass „der Blinde vom Einäugigen" geführt werde. Die Entwicklung einer stabilen Identität und eines Wertekonzepts sei schwierig, wenn ein Bub gerade zwölf Jahre alt sei und sich an einem 14-Jährigen orientiere.

Eine dritte Möglichkeit für die Buben und Burschen, sich ein Bild von Männlichkeit zu konstruieren, besteht darin, ein **Gegenbild zum angeblich typisch Weiblichen** zu zeichnen; männliche Identität entsteht hier durch Abgrenzung. Emotionalität und Kommunikation zum Beispiel werden als weiblich und damit gleichzeitig als „unmännlich" gesehen. Auch hier wird also ein traditionelles Geschlechterbild gestärkt, das in dieser Ausprägung in der heutigen Zeit wenig Erfolg verspricht, da es zu einseitig und eindimensional ist (Boldt, 2007, S. 33f., 13f. u. 26ff).

Die Österreicher/innen sehen mehrheitlich (54%[5]) zwar kein höheres Risiko einer Verhaltensstörung bei Burschen, die in der Familie keine männliche Bezugsperson haben. Dass aber rund ein Drittel[6] sehr wohl eine derartige Gefährdung wahrnimmt und 14 Prozent keine Antwort geben wollten oder konnten, lässt darauf schließen, dass in der Gesellschaft Bewusstsein für dieses Problemfeld vorhanden ist (Bildungsmonitoring, 2006, IFES).

[5] stimme gar nicht zu: 27%, stimme eher nicht zu: 27% (Bildungsmonitoring, 2006, IFES).
[6] stimme völlig zu: 7%, stimme eher schon zu: 25% (Bildungsmonitoring, 2006, IFES).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

1.1.2 SCHEIDUNGSKINDER UND IHRE VÄTER

Eine Scheidung (siehe Kap. 2.4) bedeutet keineswegs automatisch, dass sich das Verhältnis der Väter zu ihren Kindern verschlechtert. So stellte etwa eine qualitative Studie aus dem Jahr 2005 fest, dass zwischen den befragten Kindern und Vätern die Qualität des Kontakts gleich gut war, unabhängig davon, ob diese in einem gemeinsamen Haushalt wohnten oder getrennt voneinander lebten.[7] Ganz im Gegenteil erschien der Kontakt mit den getrennt lebenden Vätern intensiver zu sein, was die Forscher/innen darauf zurückführen, dass „Vater und Kind all das, was ihre Beziehung trägt, entwickelt, fördert und festigt, in einer kurzen Besuchszeit miteinander leben müssen“ (Ballnik et al., 2005, S. 180). Um auch nach einer Scheidung eine enge Bindung zu den – meist bei der Mutter lebenden – Kindern aufrecht zu erhalten, müssen die Väter schon vorher eine tragfähige Beziehung zu ihnen gehabt haben. Der Kernpunkt besteht aber darin, dass die Eltern den Konflikt, der zur Trennung geführt hat, bereinigen (Ballnik et al., 2005, S. 181f.). Martina Leibovici-Mühlberger betont, wie wichtig ein harmonisches Einverständnis der Ex-Eheleute darüber sei, dass die Ehe und das Paar als Liebespaar nicht mehr weiter existierten. Wenn diese Einsicht einmal gelungen sei, dann gestalte sich die Beziehung normalerweise so, dass den Bedürfnissen der Kinder Rechnung getragen werden kann. Dies sei insbesondere dann der Fall, wenn die Verantwortung für die Kinder gemeinsam wahrgenommen werde und die Kinder das auch spürten, etwa weil die Eltern nach wie vor gemeinsam zu den Sprechtagen in die Schule gingen. Dass die Väter in der Regel weniger Zeit als die Mütter mit den Söhnen (und Töchtern) verbrächten, sei in diesen Fällen kein Problem, denn auch in aufrechten Familien hätten die Eltern oft sehr unterschiedliche Zeitsegmente zur Verfügung, und trotzdem könnten beide Teile eine gleich enge Beziehung zu den Kindern haben.

Gelingt dem Paar die Beilegung seines Beziehungskonflikts nicht, wird dieser häufig auf dem Rücken der Kinder fortgeführt: Ärger und Zorn über den Ex-Partner oder die Ex-Partnerin werden auf die Kinder übertragen, der Unmut an ihnen ausgelassen und der jeweils andere Elternteil schlecht gemacht. Letzteres sei für die Entwicklung einer positiven eigenen Geschlechtsidentität besonders problematisch, erläutert Martina Leibovici-Mühlberger: „Wenn man das ganze Leben hört, der Vater ist das Letzte zwischen Scheibbs und Nebraska und auf Männer könne man überhaupt gut auch verzichten, ist das natürlich für kleine Buben schwierig.“ Wenn der elterliche Trennungskonflikt mit der Scheidung nicht gelöst werde, dann sei eine gemeinsame Obsorge (siehe Kap. 2.4) für die Kinder dieser Paare sogar schlechter, erklärt Leibovici-Mühlberger weiter, weil diese Form der Obsorge mehr Spielfeld dafür biete, den Konflikt über das Kind zu inszenieren, etwa indem die Mutter das Kind bei einer anderen Schule anmelde als der Vater, anstatt dass beide gemeinsam die beste Schule für das Kind suchten.

---

[7] Insgesamt wurden 25 Familien in die Untersuchung einbezogen, fünf lebten in Scheidung oder Trennung (Ballnik et al., 2005, S. 42).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

1.1.3 Wie Männer mit Kindern umgehen und Buben sich verhalten

Eine deutsche Studie, bei der im Schuljahr 2005/06 1.635 Jungen im Alter zwischen 12 und 19 Jahren befragt wurden, brachte zu Tage, dass es gewisse Widersprüche zwischen einer idealisierten und gewünschten **Beziehung zum Vater** und der tatsächlichen gibt. Einerseits meinten über drei Viertel der Burschen, dass der Vater ihnen vertraue bzw. sie unterstütze, knapp zwei Drittel gaben an, dass der Vater mit ihnen zufrieden sei, und knapp die Hälfte, dass sie mit ihm über alles reden könnten. Tatsächlich besprachen die Jungen ihre Probleme aber nur zu drei Prozent mit dem Vater, weitaus öfter mit Freunden und Freundinnen (48%) und mit der Mutter (14%) oder sie behielten ihre Schwierigkeiten für sich (35%). Wenn sie weinten, so ignoriere das der Vater, antworteten 56 Prozent, oder er lenke sie ab (48%) oder er verurteile sie dafür (43%). Nur jeweils neun Prozent der Buben gaben an, vom Vater getröstet oder in den Arm genommen zu werden. Auch bei der Form der Begrüßung zeigte sich (körperliche) Distanz: Fast die Hälfte der Befragten begrüßten den Vater mit Worten (47%), 16 Prozent gaben ihm die Hand, 15 Prozent grüßten mit einer Umarmung, sechs Prozent mit einem flüchtigen Kuss und fünf Prozent mit Kuss und Umarmung.[8] 72 Prozent der Buben gaben an, ein Vorbild zu haben, aber für lediglich 16 Prozent war dies der Vater (Koch-Priewe et al., 2009, S. 47f. u. 71ff). Eine österreichische Studie erhob, dass mehr als zwei Drittel der Buben den Vater eindeutig als Vorbild sehen. Da allerdings die Frage anders formuliert war, können die beiden Ergebnisse nicht verglichen werden (Guggenbühl et al, 2006, S. 133).

Das Verhältnis zwischen Söhnen und Vätern scheint also häufig von einer gewissen Distanz geprägt zu sein. Trotzdem üben – gleichsam auf anderen Ebenen – Väter (wie Mütter) im Rahmen der familiären Sozialisation nachhaltigen Einfluss auf ihre Söhne (und Töchter) aus und gehen außerdem mit ihren Kindern im Alltag auf unterschiedliche Art und Weise um. So bevorzugen Väter spielerische Aktivitäten, Mütter pflegerische. Väter kommunizieren und spielen zudem anders mit den Kindern als Mütter: fordernder und herausfordernder. Ihre Spiele sind wilder und eher körperbetont: Sie werfen die Kinder gerne in die Luft, rangeln mit ihnen und lassen spielerische Kämpfe zu. Sie verwenden öfter ungewöhnliche und den Kindern unbekannte Wörter. Sie drängen eher darauf, dass die Kinder selbst die Lösung eines Problems finden und geben damit Anreize zur Selbstständigkeit. Väter verstärken also mehr das „Erkundungsverhalten“, Mütter mehr das „Bindungsverhalten“ der Kinder. Für Söhne und Töchter besonders vorteilhaft ist, wenn Vater und Mutter sich in die Erziehung einbringen und sich deren Stile und Funktionen unterscheiden (Brandes, 2010, S. 487ff). Diese unterschiedlichen **Erziehungsstile** seien statistisch nachweisbar, bestätigt Martina Leibovici-Mühlberger, weist aber darauf hin, dass der Erziehungsstil der jeweils aktuellen Elterngeneration deren eigene Soziali-

[8] Die Mutter begrüßten die Buben und Burschen zu 45 Prozent mit Worten, zu sieben Prozent mit einem Händedruck, zu zwölf Prozent mit einem flüchtigen Kuss, zu 19 Prozent mit einer Umarmung und zu sechs Prozent mit Kuss und Umarmung (Koch-Priewe et al., 2009, S. 71).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

sierung in sich trage, man also nicht von einem biologisch bedingten männlichen oder weiblichen Erziehungsverhalten ausgehen könne. Neben der Sozialisation spielt aber auch das „Geschlechterarrangement beider Eltern“, also deren individuelles und gemeinsam entwickeltes Verständnis von Männlichkeit und Weiblichkeit eine Rolle. Bestätigung findet dies zum Beispiel durch die Art, wie berufstätige Mütter mit ihren Kindern spielen, nämlich „männlicher“ im Sinn des oben Beschriebenen als die nicht berufstätigen Mütter (Brandes, 2010, S. 492).

Was **Männer in erzieherische Berufe** einbringen, könne angesichts der internationalen und nationalen Forschungslücken in diesem Bereich nicht genau gesagt werden, erklärt Holger Brandes: „Wir arbeiten noch immer mehr mit Hypothesen und Vorurteilen als mit belastbaren Erkenntnissen.“ Es gebe zwar die Annahme, dass Männer als Pädagogen anders agierten als Frauen, aber man habe kaum Kenntnisse darüber, wie diese Prozesse im Detail abliefen. Zum Teil könne man wohl Parallelen zur Väterforschung ziehen, insbesondere wenn man sich entlang von Klischeelinien bewege und davon ausgehe, dass männliche Kindergartenpädagogen eher grobmotorische Spiele, Wettkämpfe und Rangeleien zuließen. Dies sei aber nur ein kleiner Ausschnitt der Interaktionen zwischen den männlichen Erziehern und den Kindern. Interessanter sei es, ob im gesamten Kindergartenalltag unterschiedliche Haltungen bei Männern und Frauen festzustellen seien. Für den Grundschulbereich sei die Forschungslage ähnlich unbefriedigend: Es gebe nur Studien, die untersuchten, ob sich das Geschlecht der Lehrkräfte auf die Noten auswirke, aber keine darüber, was im Klassenraum passiere. Das sei aber das Entscheidende. Im Zusammenhang mit Kindergartenpädagogen und Volksschullehrern immer mit der Väterforschung zu argumentieren, sei auch aus einem anderen Grund ein wenig dünn: In der professionellen Arbeit mit Kindern treffe man nämlich „schon eine besondere Gruppe von Männern“ an, die nicht unbedingt repräsentativ für den Durchschnitt der Väter sei. Holger Brandes berichtet von einem qualitativen Forschungsprojekt, das unter seiner Leitung in Dresden eben angelaufen ist und das zeigen möchte, was in den Kindergartengruppen konkret abläuft. Dazu werden „pädagogische Tandems“ von jeweils einem Erzieher und einer Erzieherin mit ausschließlich weiblich besetzten Tandems verglichen. Untersucht werden insgesamt 40 Kindergruppen mit 80 Erziehern und Erzieherinnen auf Basis von Videoaufnahmen, Interviews mit den Mitgliedern der Tandems und Gesprächen mit den Kindern.

In Österreich wird derzeit von Josef Aigner von der Universität Innsbruck eine Studie mit dem Titel „Die Wirkung männlicher Kindergartenpädagogen auf die Entwicklung von Kindern“ im Auftrag der Männerpolitischen Grundsatzabteilung des BMASK erstellt.

Dass die **geschlechtsspezifischen Unterschiede beim Spielen** wohl auch bei den nächsten Generationen von Vätern und Müttern sowie Pädagogen und Pädagoginnen erhalten bleiben werden, darauf weist das Verhalten der Kinder hin. Im Zuge eines Forschungsprojekts wurden 60 Pausensituationen an 20 österreichischen Schulen beobachtet und dort deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede festgestellt: Buben waren die ersten und letzten am Pausenhof, sie suchten zielgerichtet „ihre“ Räume auf, dominierten großflächige Ballspiele, rauften

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

häufig (auch manchmal mit Mädchen) und standen außerdem herum, um das Geschehen zu beobachten. Mädchen bildeten kleinere Gruppen, beschäftigten sich mit informellen, darstellenden Spielen, benützen Schnüre, Seile, Schaukeln und Reckanlagen und flanierten häufig im Hof, während sie die anderen beobachteten (Diketmüller & Studer, 2007, S. 58ff). Buben nutzen öffentliche Räume, wie Parks und Spielplätze, im Allgemeinen weiträumig und benötigen große Aktionsflächen; sie spielen rauer, in größeren Gruppen und bevorzugen Wettkampfspiele wie Fußball. Mädchen setzen eher räumliche Schwerpunkte, sprechen öfter miteinander und erfinden Rollenspiele. Diese unterschiedlichen Nutzungen sind nicht nur das Ergebnis von Sozialisation, in ihnen werden auch laufend Geschlechterstereotype reproduziert und aufrechterhalten. Durch die Gestaltung der öffentlichen Räume, das Betreuungsangebot etwa im Pausenhof sowie Regeln und Vereinbarungen kann man aber die geschlechtsspezifische Nutzung aufbrechen und ändern oder auch eine geschlechtsspezifische Nutzung fördern (Diketmüller & Studer, 2007, S. 55f.).

Eine österreichische Studie aus dem Jahr 2006, die wissenschaftliche Grundlagen der Buben- und Burschenarbeit sammelte, aber auch empirische Daten erhob, stellte fest, dass Buben und Burschen einen aktiveren **Bewegungsdrang** zeigen als Mädchen, wobei die körperbetonten Aktivitäten wie Raufen, Laufen oder Schubsen häufig Elemente von Konkurrenz enthalten. Nach ihren eigenen größten Kompetenzen befragt, sahen die Buben und Burschen aller Altersgruppen ihre Stärken am ehesten beim Sport, insbesondere beim Fußball – eine Einschätzung, die von den befragten 6- bis 14-jährigen Mädchen geteilt wurde. Der **Wettbewerb** ist für Buben und Burschen im Umgang miteinander in allen Altersstufen wichtiger als für Mädchen. Schon im Kindergarten lassen sich in den Buben-Gruppen hierarchische Strukturen erkennen, die Konflikte verursachen. Diese werden dann körperlich, mit Drohungen oder Imponiergehabe geklärt. Mädchen sind seltener handgreiflich und greifen öfter zu sprachlichen Mitteln, um einen Streit auszutragen. Auch in Hinblick auf Motivationsfaktoren spielt der Wettbewerb bei Buben und Burschen eine ungleich größere Rolle als bei Mädchen. So gaben zum Beispiel die befragten Jungen im Alter von 11 bis 20 Jahren signifikant häufiger an, dass es sie motiviere, sich „mit anderen messen zu können“. Jungen zeigen außerdem mehr **Risikobereitschaft**, wobei sie ihr Handeln allerdings nicht unbedingt als risikoreich einschätzen. Ihnen geht es eher darum, ihre Grenzen auszuloten. Bei richtiggehenden „Mutproben“ konnten jedoch keine geschlechterspezifischen Unterschiede festgestellt werden. Die befragten Jugendlichen fanden Mutproben „blöd“ oder „unnötig“ bzw. „trauten sich nicht“ (Guggenbühl et al., 2006, Mutproben, S. 49f.).

Die **Selbsteinschätzung** der Buben sowie die **Fremdeinschätzungen** der Mädchen, der Eltern sowie der Pädagogen und Pädagoginnen ergeben ein geradezu erstaunlich übereinstimmendes und traditionelles Bild. Die Buben aller Altersgruppen schätzen ihre Geschlechtsgenossen als mutig, lustig, erfolgreich, angriffslustig und neugierig ein. Die 11- bis 20-Jährigen nannten außerdem die Eigenschaften angeberisch, selbstsicher, gelassen und einfallsreich. Alle Mädchen schätzten die Buben als mutig, neugierig, angeberisch, angriffslustig und lustig ein, die älteren Mädchen zusätzlich als selbstsicher, kontaktfreudig und gelassen. Die befragten Mütter und

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Väter hielten die Buben für lustig, ehrlich, natürlich, selbstsicher, neugierig, angeberisch, einfallsreich, anspruchsvoll, hilfsbereit und mutig, die Pädagogen und Pädagoginnen charakterisierten sie als neugierig, natürlich, lustig, einfallsreich, mutig und angriffslustig. Der kleinste gemeinsame Nenner besteht also darin, dass Buben mutig, lustig und neugierig sind. Gleichsam am anderen Ende der Skala wurden die Eigenschaften vorsichtig und ruhig von allen befragten Gruppen als für Jungen am wenigsten zutreffend eingeschätzt (Guggenbühl et al., 2006, S. 60ff).

1.1.4 Warum man Söhne zu Vätern erziehen sollte

Auf die Frage, was man bei der Erziehung von Buben und Burschen heutzutage mit Blick auf die Zukunft besonders beachten solle, antwortet die Erziehungsberaterin Martina Leibovici-Mühlberger blitzschnell: „Die **paritätische Haushaltsführung**, weil daran – sehe ich jetzt 20 Jahre später – viele Ehen scheitern." Die „neue Weiblichkeit" sei inzwischen sehr stark im weiblichen Selbstbewusstsein verankert, dies verlange eine Work-Family-Balance. Um diese zu verwirklichen, bräuchten die Frauen in der Situation der Familiengründung einen Partner, der diese Vision teile. Dies treffe für sehr viele Männer auf einer kognitiven Ebene zu, sie seien also grundsätzlich bereit, Aufgaben im Haushalt und in der Kinderbetreuung zu übernehmen. Im operativen Bereich seien diese Männer aber nicht entsprechend sozialisiert worden, was zur Folge habe, dass sie die Arbeiten in der Praxis nicht ausreichend beherrschten. Als Folge übernähmen die Frauen die Führung und erwarteten, dass Männer Haushalt und Kinderbetreuung genauso ausführten, wie sie es vorgegeben hätten. Männer kämen so in eine Art Abwarteposition und reagierten nur mehr auf die Zurufe der Frauen, ohne ihren eigenen Zugang entwickeln zu können. Dieses „Erfüllungsgehilfentum" sei auf Dauer unbefriedigend, deshalb entstünden daraus sehr viele Konflikte, die sich auch darin manifestierten, dass die Männer sich völlig aus Haushalt und Kinderbetreuung herausnähmen, was wiederum dazu führe, dass die Paare auseinanderdrifteten. Im Rahmen einer Studie, die von ihr selbst durchgeführt wurde, erzählt Leibovici-Mühlberger, habe man Paare vom letzten Schwangerschaftsdrittel bis ins zweieinhalbte Lebensjahr des ersten Kindes begleitet. Vor dem Baby habe es als Wunschkonzept eine paritätische Rollenaufteilung gegeben, ungefähr zum ersten Lebensjahr des Kindes sei die Rollenaufteilung dann jedoch ganz traditionell gewesen, und viele Paare hätten sich mittlerweile getrennt, weil sie das Konfliktpotential, das sich aus dem Auseinanderklaffen von „Traum und Wirklichkeit" ergeben hatte, in der Beziehung nicht durchtragen konnten (vgl. hierzu auch Kap. 3.3).

Forschungsarbeiten aus Deutschland bestätigen, dass Männer und Frauen ein Modell des Zusammenlebens bevorzugen, das auf Symmetrie und Gleichberechtigung aufbaut. Beide betrachten sich als verantwortlich und zuständig für alles, was ansteht, und beide möchten arbeiten. Nach dem ersten Kind bricht jedoch die Gleichstellung von Mann und Frau in der Partnerschaft auseinander. Frauen sind zu einem großen Teil nicht mehr voll erwerbstätig. Die Einkommensverteilung zwischen Mann und Frau geht auseinander. Hausarbeit wandert in die al-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

leinige Verantwortung der Frau, die Partnerschaftsqualität nimmt ab, die Häufigkeit von Scheidungen zu (Fthenakis, 2006, S. 22ff).

Von Frauen werde automatisch angenommen, dass sie mit Kindern umgehen und einen Haushalt führen könnten – und sie selbst seien auch überzeugt davon. Männer müssten sich diese Fähigkeiten einerseits in Folge einer anders gelaufenen Sozialisation häufiger erst selbst erarbeiten. Andererseits hätten sie nicht das Selbstbewusstsein zu sagen: „Ich kann das, ich mache das auf meine Art“. Dies sei jedoch notwendig, denn Männer hätten andere Strategien und andere Zugänge, mit analogen Anforderungen aus dem Bereich Haushalt und Kinder umzugehen. Ein idealtypisches Beispiel: Ein 15 Monate alter Bub soll mit Karottenbrei gefüttert werden, der nicht gerade sein Lieblingsessen ist. Der Kleine prustet und wehrt sich. Die Mutter setzt das Kind in den Hochsessel in die Küche, füttert es langsam und verrichtet gleichzeitig andere Haushaltsarbeiten. Am Ende ist der Bub gefüttert, sein Lätzchen schmutzig und die Küche aufgeräumt. Der Vater hingegen fokussiert viel mehr auf das Kind, blödelt und spielt mit ihm, um es zum Essen zu bringen. Wenn die Partnerin nach Hause kommt, hat der Kleine viel Karottenbrei gegessen und beide „Männer“ haben viel Spaß gehabt, die Küche allerdings gleicht einem Schlachtfeld. Die verständnislose Reaktion der Partnerin ist vorprogrammiert: „Was hast du den ganzen Tag nur gemacht?“ Die Vormundschaft der Frauen entmutige die Männer, die lieber eins nach dem anderen machen und später putzen würden.

Dass die Paare ein Jahr nach der Geburt des Kindes bei einer traditionellen Arbeitsteilung angelangt seien, liege aber auch am beruflichen Umfeld der Väter: Unternehmen agierten noch immer sehr traditionell und hätten klassische Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder, die ganz deutlich den gesellschaftlichen Entwicklungen nachhinkten. In der Wirtschaft werde die „neue Männlichkeit bzw. Väterlichkeit“ nicht goutiert, man wolle dort nach wie vor "Power-Alpha-Männchen" an der Spitze sehen. Viele Männer sähen sich von den widersprüchlichen Anforderung und Rollenfacetten überschwemmt, versuchten, es jedem Recht zu tun, und gerieten so ins Schleudern. Sie seien in der Zange: Auf der einen Seite wollten sie höhere Positionen erreichen, auf der anderen Seite als junge Väter reüssieren. Im Unternehmen müssten sie der coole, total harte Typ sein und daheim dann die Mistsackerln zusammenbinden und die Windeln wechseln. Frauen hätten es da leichter, weil sie schon länger mit unterschiedlichen Rollen zurecht kommen müssten und einem geringeren Karrieredruck ausgesetzt seien: Wenn eine Mutter eine mittlere Managementposition halten könne, bekomme sie von der Gesellschaft rückgemeldet, dass dies ein adäquater Platz für eine Frau und Mutter sei, von einem Mann erwarte man hingegen, dass er an die Spitze möchte. Gesellschaftlich werde das Dilemma der Männer kaum reflektiert, sie bekämen wenig Unterstützung. Die Aufgabe, mit den verschiedenen Rollen zurecht zu kommen, werde jedem Mann privat umgehängt.

Dass die Männer besser verdienten als die Frauen, unterstütze die Tendenz, dass sich Männer aus der Kinderbetreuung verabschiedeten. Um dann die traditionelle Rolle des Erhalters einnehmen zu können, neigten Väter dazu, besonders viel zu arbeiten, und entfremdeten sich so

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

den Kindern, aber auch der Arbeit im Haushalt. Die traditionelle Rollenaufteilung werde noch einmal verfestigt.

Die von Martina Leibovici-Mühlberger geschilderten Mechanismen, die Männer von der Kinderbetreuung fernhalten, sind also teilweise das Ergebnis von Sozialisation, teilweise durch das Umfeld bedingt. Buben (und Mädchen) sehen die von ihren Eltern gelebte Aufgabenteilung und werden in eine ähnliche Richtung sozialisiert wie Vater und Mutter. Väter, die keine Gelegenheit erhalten, den Haushalt und die Kinderbetreuung auf ihre Art zu managen, können dies auch nicht an die Kinder weitergeben. Und so bleibt der weibliche Zugang Standard. Männer und Frauen vergeben sich die Möglichkeit, voneinander zu lernen. Ganz abgesehen davon, dass praktische Fertigkeiten wie Kochen, Putzen und Bügeln meist nach wie vor nicht auf dem Erziehungsplan von Buben stehen: Fertigkeiten also, die ihnen später fehlen werden, wenn sie sich Haushaltsarbeit und Kinderbetreuung mit der Partnerin teilen wollen. Berücksichtigt sollte dabei allerdings werden, dass sich die geschlechtsspezifischen Unterschiede zwischen Burschen und Mädchen in Bezug auf die Hausarbeit erst in der Pubertät entwickeln: Buben im Alter von sieben und acht Jahren helfen zu Hause sogar mehr mit als die Mädchen. Dies ändert sich mit elf bis 14 Jahren, was damit erklärt wird, dass die Burschen diese als weibliche angesehenen Arbeiten verweigern, um in der Peer-Group nicht als „Muttersöhnchen“ angesehen zu werden (Guggenbühl et al., 2006, S. 129).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

LITERATUR

Aigner, J. C. (2009a). „Public Fathers“. Überlegungen zu Männern in der öffentlichen Erziehung (und in der öffentlichen Repräsentation). In: Dammasch, F., Metzger, H. & Teising, M. (Hg.). Männliche Identität. Psychoanalytische Erkundungen, Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel, S. 53–64.

Aigner, J. C. (2009b). Väterlichkeit und Männlichkeit als bedeutende Faktoren in Erziehung, Bildung und sozialer Arbeit. In: BMUKK – Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (Hg.). Chancengerechtigkeit durch Gender-Kompetenz. Erfahrungen aus der Schulpraxis und aktuelle Forschungsergebnisse. Dokumentation des 2. österreichweiten Gender Day für Schulen. Wien: BMUKK, S. 61–70.

Ariès, P. & Duby, G. (Hg.) (1999). Geschichte des privaten Lebens. Augsburg: Weltbild Verlag.

Ballnik, P. & Wassertheurer (o. J.). 1. Österreichischer Männerbericht. Im Auftrag des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Sektion V, Männerpolitische Grundsatzabteilung, Wien: Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz.

Ballnik, P., Martinetz, E. & Garbani-Ballnik, O. (2005). Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität (Studie im Auftrag der Männerpolitischen Grundsatzabteilung des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz). Wien: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz.

Boldt, Uli (2007). Buben unterstützen. Männer bringen sich in die Erziehung ein. Das Handbuch für Eltern und LehrerInnen. Wien: öbvhpt.

Brandes, H. (2010). Ersatzmuttis oder tolle Spielkameraden: Was bringen Männer in die Erziehung ein? In: Erziehung und Unterricht 160/5-6. Wien: ÖBV, S. 484-496.

Diketmüller, R. & Studer, H. (2007). Schulfreiräume und Geschlechterverhältnisse. In: BMUKK – Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (Hg.). Geschlechtersensible Schule. Forschung und Praxis im Dialog. Dokumentation des 1. österreichweiten Gender Day für Schulen. Wien: BMUKK, S. 54–66.

Fthenakis, W. (2006). Chancen und Risiken im Familienentwicklungsprozess für Männer und Frauen. In: Land Steiermark (Hg.). Familie heute – Wandel der Familienstruktur und Folgen für die Erziehung (Veranstaltungsdokumentation). Graz: Land Steiermark, FA6A Referat Frau-Familie-Gesellschaft.

Guggenbühl, A., Stojcic, S., Schweitzer-Daimer, B., Priesch, M., Wassertheurer, P. & Tamegger, K. (2006).Wissenschaftliche Grundlagen der Buben- und Burschenarbeit (im Auftrag des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz Sektion V, Männerpolitische Grundsatzabteilung). Wien: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz.

IFES (2006). Bildungsmonitoring 2006. Bevölkerungsbefragung zum Schul- und Bildungswesen. Im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur (BMUKK). Wien Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Achivnummer: 23800005.

Koch-Priewe, B., Niederbacher, A., Textor, A. & Zimmermann, P. (2009) Jungen – Sorgenkinder oder Sieger? Ergebnisse einer quantitativen Studie und ihre pädagogischen Implikationen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

ÖIF – Österreichisches Institut für Familienforschung (2007). Vom Kontaktabbruch der Vater-Kind-Beziehung nach Scheidung/Trennung – Hintergrund und Motivation. Wien: ÖIF

Schnack, D. & Neutzling, R. (1997). „Der Alte kann mich mal gern haben!“ Über männliche Sehnsüchte, Gewalt und Liebe. Hamburg: Rowohlt.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Sonstige Quellen

Arbeitszeitgesetz (AZG), BGBl. Nr. 2/1975,
[URL: http://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1975_2_0/1975_2_0.pdf].

Interviewte Experten und Expertinnen

- Prof. Dr. Holger Brandes, Diplompsychologe, Diplompädagoge und Gruppenanalytiker, ist Direktor des Instituts für Frühkindliche Bildung an der Evangelischen Hochschule Dresden. Seine aktuellen Arbeitsschwerpunkte betreffen unter anderem die Rolle von Männern und Vätern in der Erziehung.

- Dr. Martina Leibovici-Mühlberger ist praktische Ärztin, Gynäkologin, Psychotherapeutin, Ärztin für Psychosomatik, Lehrmediatorin und analytische Gesprächspsychotherapeutin. Sie forscht mit sozialpsychologischem Fokus über Jugend und Familie, ist Autorin von Büchern und Fachartikeln und aus den Medien als Nanny und Family-Coach bekannt.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

1.2 IST DIE SCHULE „WEIBLICH“?

INHALTSVERZEICHNIS

1.2 Ist die Schule „weiblich“? 57
1.2.1 Die wichtigsten Erkenntnisse 58
1.2.2 Schulwahl: Statistische Daten 59
1.2.3 Bildungserfolg und Wohlbefinden 63
1.2.4 Auch „richtige“ Männer (können) lesen 68
Literatur 72
Grafiken 74

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

1.2.1 DIE WICHTIGSTEN ERKENNTNISSE

Sind die „bösen Buben“[1] tatsächlich „angeknackste Helden“[2], „das wahre schwache Geschlecht“[3] in der Schule, die aktuellen „Verlierer“[4]? Gibt es diese „Krise der kleinen Männer“[5], so wie es uns deutschsprachige Medien schreierisch seit Jahren vermitteln? Die Bildungsexperten und -expertinnen beschwichtigen und plädieren für eine differenzierte Sichtweise: Tim Rohrmann, Männer- und Bildungsforscher, meint, all dies seien falsche Generalisierungen, der Anteil der Schulversager und -verweigerer sei bei den Buben und Burschen immer schon höher gewesen[6]. Tatsächlich kann eine Abwärtsentwicklung – und eine solche wird häufig insbesondere in der medialen Diskussion zum Thema mehr oder minder explizit behauptet – seriöserweise nicht festgestellt werden, da keine vergleichbaren Daten für einen längeren Zeitraum zur Verfügung stehen. Was aus Studien abzulesen ist: Buben und Burschen entscheiden sich seltener als Mädchen für eine höhere Schulbildung, ihre Leistungen und Kenntnisse sind teilweise schlechter (Stichwort: Lesen), teilweise besser (Stichwort: Mathematik und Physik) als jene der Mädchen. Sie gehen weniger gerne in die Schule und fühlen sich dort nicht so wohl. Auf den Übertritt in den Arbeitsmarkt und den weiteren Berufsweg hat all das jedoch (noch) kaum Auswirkungen, ins Erwerbsleben haben die Männer nach wie vor den besseren Start, werden dort dann höher bezahlt und machen meist die besseren Karrieren (siehe Kap. 1.3 und 2.2).

Das folgende Kapitel zeigt an Hand der Schulwahl, wie früh und wie fest Geschlechterklischees verankert werden und wie sehr diese die Bildungskarrieren beeinflussen können, und greift das Thema Leistung und Leistungsunterschiede auf, wobei aktuell diskutierte Erklärungsansätze (Stichwort: „Feminisierung“ der Schule) und Lösungsvorschläge (Stichwort: Aufhebung der Koedukation) kritisch hinterfragt werden. Ein weiterer inhaltlicher Schwerpunkt liegt bei der Lesekompetenz, weil die österreichischen Burschen hier so auffällig große Defizite haben und das Lesen eine wichtige Grundlage für viele Alltagsverrichtungen und für einen erfolgreichen beruflichen Werdegang ist. Hierzu werden die aktuellen Erkenntnisse der am 7. Dezember 2010 veröffentlichten PISA Studie, die 2009 durchgeführt wurde, ergänzend referiert. An den grundlegenden Schwächen der männlichen Jugendlichen in Österreich hat sich kaum etwas geändert.

Die Lesekompetenz ist stark von der frühkindlichen Förderung abhängig und damit auch davon, ob die Kinder – gerade aus sozioökonomisch schlechter gestellten Familien – einen Kindergarten besucht haben. In Österreich schneiden Jugendliche mit Migrationshintergrund besonders

[1] Neuer Zürcher Zeitung, NZZ Folio, August 2001.
[2] Der Spiegel 21/2004.
[3] Münchner Merkur, 25.11.2007.
[4] Die Welt, 4.1.2009.
[5] Die Zeit, 24/2007.
[6] Der Standard, 29.6.2010.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

schlecht ab – ihre Ergebnisse liegen hinter den meisten Migranten und Migrantinnen anderer Länder. Die zweite Generation erzielt zwar signifikant bessere Ergebnisse als die erste, fällt aber auch hier hinter die meisten anderen teilnehmenden Staaten zurück. Die angestammten Schüler/innen liegen ebenfalls hinter den Schülern und Schülerinnen ohne Migrationshintergrund der anderen Länder zurück; die Unterschiede sind jedoch weniger groß und man befindet sich mit einer Reihe von weiteren Ländern auf gleichem Niveau (vgl. Schwantner & Schreiner, 2010, S. 42).

Experten und Expertinnen fordern – zusätzlich zur Mädchenförderung – verstärkt Unterstützungsmaßnahmen für Burschen. Ihre Bedürfnisse müssten besser berücksichtigt werden, um sie nicht als Störenfriede wahrzunehmen. An den Pädagogischen Hochschulen bedarf es einer stärkeren Verankerung der Gender-Thematik. In bestimmten Bereichen könnte es sinnvoll sein, für einen gewissen Zeitraum Mädchen und Buben getrennt zu unterrichten. Schulversuche in Deutschland, in denen im Anfangsunterricht für ein halbes Jahr die Koedukation aufgehoben wurde, zeigen für Buben einen positiven Effekt im Fremdsprachenunterricht und für Mädchen in Physik.

Aus sozialwissenschaftlicher Sicht werden Grundlagenstudien benötigt, die der Frage nachgehen, warum sich Buben in der Schule weniger wohl fühlen als Mädchen und warum so viele Experten und Expertinnen den Eindruck haben, die heutige Schulorganisation „passe besser“ zu Mädchen als zu Burschen, ohne dabei zu meinen, dass für die Mädchen alles ideal wäre. Darüber hinaus braucht es empirische Befunde, welche positiven Effekte von einer höheren Quote männlicher Pädagogen für die Entwicklung und Förderung der Schüler zu erwarten sind.

1.2.2 Schulwahl: Statistische Daten

Schon bei der ersten Schulwahlentscheidung, die nach der 4. Schulstufe ansteht, lassen sich geschlechtsspezifische Unterschiede feststellen: Buben besuchten 2008/09 etwas öfter eine **Hauptschule** (B.: 61,6%, M.: 58,3%), Mädchen eine Allgemeinbildende Höhere Schule (**AHS**) (B.: 31,3%; M.: 35,3%). Gleich häufig entschieden sie sich hingegen für die Neue Mittelschule (je 3,9%) (Statistik Austria, 2010a, S. 27). In den 1980er Jahren begann eine Entwicklung, die weg von der Hauptschule und hin zur AHS führte. Sie betraf sowohl Schüler als auch Schülerinnen, die Mädchen allerdings tendenziell etwas mehr, und seit dem Beginn der 1990er Jahre liegen die Anteile der männlichen Schüler in der AHS unter 50 Prozent. Das relative Chancenverhältnis für einen Übertritt in eine AHS beträgt aus Sicht der Buben 0,85. Zur Erklärung: Bei einem Wert von 1 hätten Buben und Mädchen genau gleich hohe Chancen, eine AHS zu besuchen (Bacher et al., 2008, S. 21). Ein auffallend hoher Bubenanteil ist in den Sonderschulen festzustellen: 2008/09 erreichte er fast zwei Drittel (64,2%), wobei allerdings in der 5. Schulstufe lediglich 2,1 Prozent der männlichen Schüler eine Sonderschule besuchen (Statistik Austria, 2010b, S. 38 und 2010a, S. 27). In der Sekundarstufe I lässt sich geschlechtsstereotypes Den-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

ken zum Beispiel anhand der alternativen Pflichtgegenstände **Textiles Werken** und **Technisches Werken** aufzeigen, von denen die Schüler/innen seit 1993 eine Form wählen müssen. Die Anteile der Buben in der Variante Technisches Werken betrugen 2008/09 in je nach Schultyp zwischen 85 und 91 Prozent. Noch deutlicher werden die geschlechtsspezifischen Vorlieben bei der offensichtlich als weiblich empfundenen Alternative Textiles Werken: In der Hauptschule erreichte der Anteil der Buben sechs Prozent, in der AHS nur drei Prozent, in der neuen Mittelschule immerhin elf Prozent und in den Sonderschulen sechs Prozent. Es zeigt sich also, dass Burschen beim Werken noch seltener als Mädchen die geschlechtsspezifischen Fachgrenzen überschreiten (BMUKK, 2010a). In einer Studie aus dem Jahr 2007 hielten es fast zwei Drittel der Österreicher/innen (64%) übrigens für sehr wichtig oder wichtig, dass Mädchen und Burschen in der Pflichtschule sowohl im Technischen Werken als auch im Textilen Werken unterrichtet werden (IFES, 2007).

Nach der 8. Schulstufe steht eine Entscheidung an, die für den weiteren Berufs- und Lebensweg bestimmend sein kann: die Wahl zwischen der Fortsetzung der Schulbildung, einer berufsvorbereitenden Weiterbildung (wie der Lehre) oder dem direkten Einstieg ins Berufsleben. Diese Schnittstelle steht im Mittelpunkt von Kapitel 1.3, allerdings mit Blick auf die Lehre und den Berufseinstieg, also den Übergang in den Arbeitsmarkt. Hier liegt der Fokus hingegen auf der Fortsetzung der Schulbildung und damit auf der Sekundarstufe II. In der 9. Schulstufe besuchte 2008/09 eine relative Mehrheit von 31,3 Prozent der Burschen eine Berufsbildende Höhere Schule (BHS), fast ebenso viele eine Polytechnische Schule (29,5%), 21,4 Prozent eine AHS und 17,8 Prozent eine Berufsbildende Mittlere Schule (BMS). Die Anteile der Mädchen liegen bei allen Schultypen mit Ausnahme der Polytechnischen Schulen höher[7] (Statistik Austria, 2010a, S. 29).

Nach der Pflichtschule (9. Schulstufe) scheiden nach wie vor mehr weibliche als männliche Jugendliche aus dem Bildungssystem völlig aus. Dies hat zur Folge, dass der Anteil der Burschen an allen Schülern und Schülerinnen – jene aus der Berufsschule eingerechnet – größer wird. Gleichzeitig verlieren die männlichen Schüler im Lauf der Sekundarstufe I jedoch noch weiter an Chancen, eine höhere Bildung einzuschlagen. Liegt das **relative Chancenverhältnis**, in eine AHS zu wechseln, nach der vierten Schulstufe – wie oben angeführt – für die Buben noch bei 0,85, so beläuft es sich nach der achten Schulstufe in Hinblick darauf, in eine maturaführende Schule zu wechseln, auf 0,82 und in der 10. Schulstufe in Hinblick darauf, eine maturaführende Schule zu besuchen, auf 0,60 bzw. 0,73, wenn man das vermehrte Ausscheiden der Mädchen aus dem Schulsystem berücksichtigt (Bacher et al., 2008, S. 25f.).

In die **BHS** wechselten mehr AHS- als Haupt-Schüler (2008/09: 33,8 bzw. 23,8%). Bei den Mädchen ist es umgekehrt (29,2% bzw. 33,1%) (Statistik Austria, 2010b, S. 160). Insgesamt ist

[7] 2008/09, Mädchen: 9. Schulstufe: Polytechn. Schulen 17,4%, AHS 27,1%, BMS 21,5%, BHS 34,0% (Statistik Austria, 2010a, S. 29).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

die quantitative Bedeutung der BHS in den letzten beiden Jahrzehnten gestiegen. Dies geht noch mehr auf die Mädchen als auf die Burschen zurück, da sich immer mehr Schüler/innen für eine BHS statt für eine BMS und damit die höhere Ausbildung entscheiden. Bis zur Jahrtausendwende sank der Anteil der männlichen Schüler in der BHS, seit damals ist das Verhältnis zwischen den Geschlechtern aber ausgeglichen (Bacher et al., 2008, S. 24f.).

In die **Polytechnischen Schulen** gehen fast ausschließlich ehemalige Hauptschüler/innen, und zwar etwa jeder dritte männliche und jede fünfte weibliche (B.: 33,6%, M.: 21,7%). Die Polytechnischen Schulen sind zwar noch immer eine typisch männliche Schulform (B.: 62,7%), aber auch hier hat der Anteil der Mädchen seit Mitte der 1990er Jahre zugenommen. Die Polytechnischen Schulen stellen in vielen Fällen einen Übergang in das duale Ausbildungssystem dar. Dazu passt, dass das Verhältnis Burschen zu Mädchen in etwa jenem in den Berufsschulen, also einem Verhältnis 2:1[8], entspricht (siehe Kap. 1.3). Direkt in die **Berufsschule** wechselten ein gutes Zehntel der Hauptschüler (11,3%), aber nur 1,3 Prozent der Gymnasiasten, bei den Mädchen liegen die Anteile deutlich niedriger (4,5 bzw. 0,5%) (Statistik Austria, 2010b, S. 160 und 2010a, S. 29; Bacher et al., 2008, S. 26)

Mehr als die Hälfte der Burschen, die eine **AHS**-Unterstufe besuchen, bleiben diesem Schultyp in der 9. Schulstufe treu (56,3%). Von den Hauptschülern wechseln lediglich 4,4 Prozent in die AHS. In den vergangenen 40 Jahren ist die AHS in der Oberstufe gleichsam zu einer weiblichen Schulform geworden: Belief sich der Anteil der Burschen 1970/71 noch auf 52,3 Prozent, erreichte er 2008/09 nur noch 43,0 Prozent. Die AHS-Unterstufen-Schülerinnen bleiben noch häufiger im gleichen Schultyp als die Schüler, nämlich zu fast zwei Drittel (63,8%). Außerdem finden auch Hauptschülerinnen häufiger den Weg in die AHS als ihre männlichen Kollegen (8,1%) (Statistik Austria, 2010a, S. 29 und 2010b, S. 40 u. 160). Innerhalb des AHS-Systems gibt es nur zwei Bereiche, in denen die Burschen die Mehrheit bilden, das Realgymnasium (B.: 60,3%) und den von den Schülerzahlen[9] her sehr kleinen Schulversuch Mittelschule an AHS (B.: 53,7%) (BMUKK, 2010b).

Die **BMS** ist neben den Polytechnischen Schulen jene Form der Sekundarstufe II, für die die AHS-Schüler/innen kaum Interesse zeigen (B.: 2,1%, M.: 1,7%). Bei den Burschen sind es 18,0 Prozent, bei den Mädchen 24,5%, die von der Hauptschule in eine mittlere Schule wechseln. Seit 20 Jahren liegt der Anteil der männlichen Schüler in der BMS konstant bei 40 Prozent (Statistik Austria, 2010b., S. 160 und 2010a, S. 25).

[8] 2008/09, Burschen: Polytechn. Schulen 62,7%; Berufsschulen 65,4% (Statistik Austria, 2010a, S. 29).
[9] Im Schulversuch Mittelschule an AHS waren 2008/09 1.431 Schüler/innen (BMUKK, 2010b).

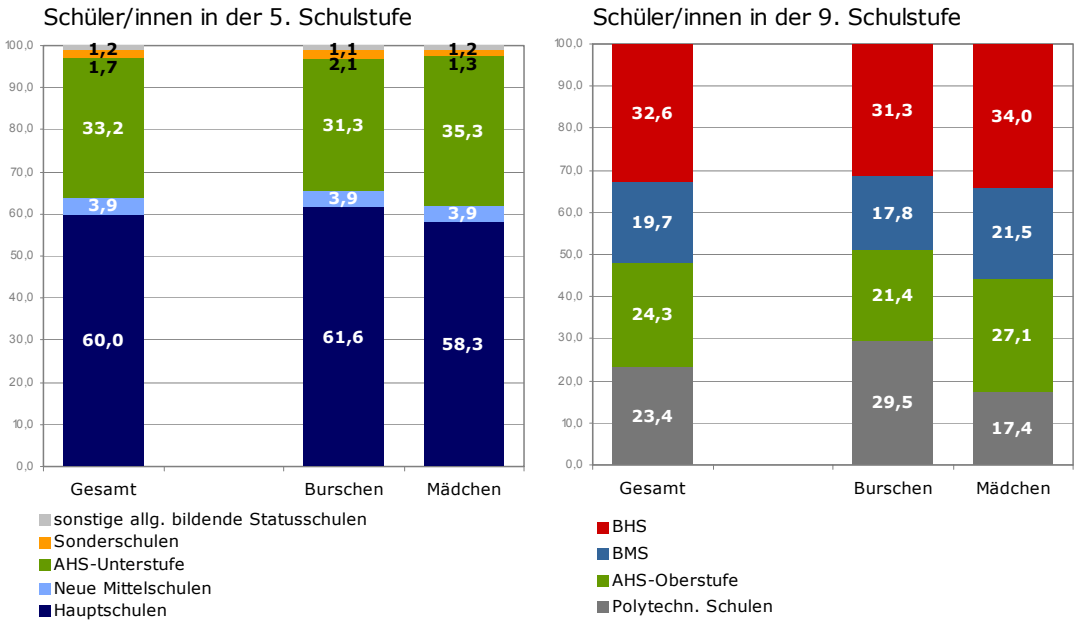
Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Ein Blick auf die Fachrichtungen der **berufsbildenden Schulen** (BHS, BMS) bringt starke geschlechtsspezifische Segregationsphänomene zu Tage, die ganz den traditionellen Geschlechterrollen folgen: Die Burschen bildeten 2008/09 in den technisch-gewerblichen Schulen eine deutliche Mehrheit von drei Viertel und in den land- und forstwirtschaftlichen Schulen eine schwache von 51,7 Prozent, in allen anderen Fachbereichen sind sie eindeutig in der Minderheit: in den wirtschaftsberuflichen (10,4%), den sozialberuflichen (16,7%) und den kaufmännischen (40,1%) Schulen (Statistik Austria, 2010a, S. 31).

Auch wenn der Fokus hier auf der Schulwahl von Burschen und Mädchen liegt, sei doch darauf hingewiesen, dass die geschlechtsbedingten Effekte wesentlich schwächer sind als jene der **sozialen Herkunft**, des **regionalen Angebots an Schulen** und vermutlich auch des **Migrationshintergrundes**. Insbesondere bei der Entscheidung nach der Volksschule (zwischen Hauptschule und AHS) werden starke Schichteffekte wirksam. Diese frühe Bildungsentscheidung im Alter von zehn Jahren wirkt – wie eben gezeigt wurde – in beträchtlichem Maße auf die weitere Bildungs- und Berufskarriere fort. Das gilt zum Beispiel auch für Kinder mit nichtdeutscher Muttersprache, die überdurchschnittlich häufig in die Hauptschule[10] gehen und damit geringere Chancen auf höhere Bildung haben. (Bacher et al., 2008, S. 153f.).

Grafik 1: Schulwahl nach Geschlecht und Schulstufe

Anteil in Prozent.



Quelle: Statistik Austria, 2010a, S. 27 und 29.

[10] Hauptschule: Schüler und Schülerinnen mit deutscher Umgangssprache 58,8%, mit nicht-deutscher Umgangssprache 64,7% (Statistik Austria, 2010a, S. 27).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

1.2.3 BILDUNGSERFOLG UND WOHLBEFINDEN

Was die Bildungsbeteiligung anlangt, haben die Burschen im Laufe der letzten Jahrzehnte sukzessive ihre Führungsposition an die Mädchen abgegeben. Wie eben gezeigt wurde, schlagen sie seltener den Weg einer höheren Schulbildung ein. Bei den Maturanten und Maturantinnen, den Studierenden und den Absolventen und Absolventinnen der Universitäten stehen sie mittlerweile zahlenmäßig hinter den Mädchen und jungen Frauen zurück (Statistik Austria, 2010b, S. 58, 215 u. 221). Spätestens seit Studien wie TIMSS, PIRLS und PISA[11] liegen Hinweise darauf vor, dass die Burschen in mancherlei Hinsicht auch leistungsmäßig Schwierigkeiten haben, mit ihren Altersgenossinnen mitzuhalten. Insbesondere die PISA-Ergebnisse über die schlechte Lesekompetenz der 15- bis 16-jährigen Burschen kamen in ihrer Klarheit unerwartet: Die Burschen können deutlich weniger sinnerfassend lesen als die Mädchen.[12] Die PIRLS-Daten zeigen, dass die Buben schon in der 4. Schulstufe schlechter lesen als die Mädchen, allerdings ist die Differenz bei weitem nicht so groß wie bei den Älteren (Suchan, 2009a).[13] Bei der Mathematikkompetenz liegen die Burschen jedoch weit vor den Mädchen.[14] In Bezug auf die Naturwissenschaften haben die Buben in der 4. Schulstufe laut TIMSS 2007 einen signifikanten Vorsprung vor den Mädchen, insbesondere was ihre Kenntnisse in Erdkunde anlangt[15]. Bei PISA 2006 waren (wie auch 2009) bei den Naturwissenschaften in Summe zwar keine signifikanten geschlechtsspezifischen Unterschiede festzustellen, sehr wohl aber bei den damals erhobenen Detailaspekten[16]: Burschen haben weniger Wissen darüber, wie die Naturwissenschaften funk-

[11] TIMSS (Trends in International Mathematics and Science Study) misst im Abstand von vier Jahren die Mathematik- und Naturwissenschaftskompetenz von Schülern und Schülerinnen in der 4. Schulstufe. PIRLS (Progress in International Reading Literacy Study) misst im Abstand von fünf Jahren die Lesekompetenz von Schülern und Schülerinnen in der 4. Schulstufe. PISA (Programme for International Student Assessment) misst die Kompetenzen der 15-/16-Jährigen in den Bereichen Lesen, Mathematik und Naturwissenschaft. PISA findet alle drei Jahre mit wechselnden Schwerpunkten statt. (BIFIE, 2010).

[12] Die Burschen erreichten bei PISA 2006 bei der Lesekompetenz einen mittleren Punktestand von 468. Sie liegen damit 45 Punkte hinter den Mädchen. Vergleicht man die Leistungen über die drei Studien hinweg, zeigen sich zwar keine signifikanten Entwicklungen, tendenziell hat sich jedoch die Leistung der Burschen weiter verschlechtert, jene der Mädchen hingegen verbessert (Schreiner & Schwantner, 2009, S. 58f.). Bei PISA 2009 beträgt die mittlere Punktedifferenz 41 zuungunsten der Buben; an den geschlechtsspezifischen Unterschieden hat sich damit de facto nichts geändert (Schwantner & Schreiner, 2010, S. 20).

[13] 2006 lagen die Buben bei PIRLS um zehn Punkte hinter den Mädchen (Suchan, 2009a).

[14] Bei den Mathematikleistungen liegen die Buben und Burschen bei TIMSS 2007 um 14 Punkte, bei PISA 2006 um 23 Punkte und bei PISA 2009 um 19 Punkte vor den Mädchen. Die PISA-Daten zeigen, dass sich seit 2003 eine signifikante Vergrößerung der Geschlechterdifferenz zugunsten der Burschen ergeben hat (Melißnig & Wallner-Paschon, 2009, S. 21; Schreiner & Schwantner, 2009, S. 79f., Schwantner & Schreiner, 2010, S. 32).

[15] Für Gesamtleistung in den Naturwissenschaften erhob TIMSS 2007 ein Vorsprung der Buben von 13 Punkten (Erdkunde: 16 Punkte, Physik: 11 Punkte, Biologie: 7 Punkte) (Wallner-Paschon & Melißnig, 2009, S. 35).

[16] Im Jahr 2006 lag der Schwerpunkt der PISA-Studie bei Naturwissenschaften, 2009 bei der Lesekompetenz.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

tionieren (Wissen über die Naturwissenschaften), aber zum Teil deutlich mehr über die grundlegenden naturwissenschaftlichen Konzepte und Theorien (Wissen in den Naturwissenschaften). So ist das Wissen der Burschen in den Erd- und Weltraumsystemen und mehr noch in den physikalischen Systemen signifikant besser als jenes der Mädchen: Bei den physikalischen Systemen haben die Burschen in Österreich einen größeren Vorsprung vor den Mädchen als in allen anderen 36 teilnehmenden EU- bzw. OECD-Staaten[17] (Schreiner & Schwantner, 2009, S. 25f.).

Was die Themenfelder anlangt, scheint also die geschlechtsspezifische Teilung in Österreich sogar in besonders hohem Maße aufrecht zu sein. Mathematik und Naturwissenschaften sind traditionell männliche Domänen, das Lesen (siehe unten) hingegen wird eher als „weibliche" Beschäftigung wahrgenommen, insbesondere wenn dabei literarische Texte und Bücher im Spiel sind. Eher als männlich gilt es, um der Information willen zu lesen und dafür zur Zeitung oder Zeitschrift zu greifen bzw. elektronische Medien zu nutzen. Derartige geschlechtsspezifische Vorlieben können bereits bei Zehnjährigen festgestellt werden. Je höher jedoch die formale Bildung ist, desto mehr verschwimmen die Differenzen; je niedriger sie ist, desto mehr kommen traditionelle Rollenzuschreibungen zum Tragen (Böck, 2007, S. 34ff.). Auch jenseits der Ergebnisse der PISA-Studie gibt es Hinweise, dass Burschen in Summe schlechtere **Schulleistungen** erbringen als Mädchen. Sie müssen zum Beispiel häufiger Klassen wiederholen. Sie haben die schlechteren Noten und sind bei Abschlussprüfungen und bei der Matura weniger erfolgreich, und das auch in Schulen, in denen sie die Mehrheit bilden, wie etwa in den Höheren Technischen Lehranstalten (HTL) (Bacher et al., 2008, S. 23f.; Eder, 2005, S. 183f.; Statistik Austria, 2010b, S. 191ff.).

Das **Wohlbefinden in der Schule** – damit sind mehrere Aspekte der Zufriedenheit und des Sich-Wohlfühlens gemeint – liegt in allen Schulstufen bei den Mädchen höher als bei den Buben und Burschen, dies zeigt eine Studie aus dem Schuljahr 2004/05. Sie bestätigt außerdem einen Zusammenhang zwischen diesem Wohlbefinden und der Lernmotivation sowie dem Verhalten in der Schule: Schüler/innen, die sich wohl fühlen, sind motivierter, schwänzen weniger, arbeiten mehr mit und verzichten eher auf Störungen des Unterrichts. Für die Burschen gilt, dass sie – auf insgesamt hohem Niveau – weniger gerne in die Schule gehen, dass es ihnen dort weniger gut gefällt und dass sie mit der Schule etwas unzufriedener sind als die Mädchen. Andererseits haben die Burschen deutlich weniger Schul- und Prüfungsangst, insbesondere ab der 7. Schulstufe. Sie wenden signifikant weniger Zeit für die Schule auf, empfinden deutlich weniger Schulstress und berichten weniger häufig von depressiven Verstimmungen. Sowohl ihr Leistungsselbstkonzept als auch ihr allgemeines Selbstwertgefühl sind höher, und zwar bereits in der Volksschule. Hier lässt sich jedoch eine Entwicklung feststellen: Während sich in einer älteren Studie aus dem Jahr 1996 die Unterschiede im allgemeinen Selbstwertgefühl der Burschen und Mädchen im Lauf der Schulkarriere tendenziell vergrößert hatten, ist dies in der neu-

[17] Die Burschen erreichten 540 Punkte und eine Differenz von 45 Punkten zu den Mädchen. (Schreiner & Schwantner, 2009, S. 26f.).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

eren nicht mehr festzustellen – mehr noch: In der AHS zeigte sich diesbezüglich sogar ein Rückgang der Unterschiede. Burschen haben ein etwas schlechteres Verhältnis zu den Lehrkräften. Die Wahrnehmung der Burschen und Mädchen geht gleichermaßen in die Richtung, dass Mädchen bevorzugt und häufiger aufgerufen würden und dass sie leichter gute Noten bekämen, andererseits aber auch dahin, dass Mädchen „weniger zählen“ und ihre Beiträge weniger ernst genommen werden (Eder, 2005, S. 176-196).

Die verschiedenen Studien geben also einen durchaus **differenzierten Befund**. Bei manchen Aspekten der Schulleistungen und des Befindens in der Schule haben die Jungen quantifizierbare Vorteile gegenüber den Mädchen, bei anderen ist es umgekehrt. Es gibt Hinweise darauf, dass die Schule in ihrer derzeitigen Ausprägung für Mädchen in Summe besser „passt“ als für Burschen (siehe dazu Budde, 2010), was nicht heißt, dass für Mädchen alles ideal ist. Die Bildungsexperten und -expertinnen plädieren für eine differenzierte Sichtweise, die auch andere Unterscheidungskriterien kennt als nur das Geschlecht. Sowohl Evelin Langenecker, Genderexpertin im Unterrichtsministerium, als auch Uli Boldt, Lehrer aus Bielefeld, betonen, wie wichtig es sei, dass Mädchenförderung an den Schulen stattgefunden habe und auch weiter stattfinde, und dass der Aufholprozess der Mädchen nicht auf Kosten der Burschen gegangen sei. Evelin Langenecker erklärt, dass man heute bessere und andere Daten zur Verfügung habe und deshalb immer mehr sehe, wo Burschen und Mädchen im Schulsystem „unterschiedliche Dinge“ bräuchten. Uli Boldt weist darauf hin, dass es nicht nur die viel zitierten Verlierer unter den Jungen gebe, sondern auch jene, die das Schulwesen sehr erfolgreich durchlaufen. Eine bestimmte Gruppe von Buben, die durch „Verarmungsprozesse und Ausgrenzung in ganz dramatische Situationen geraten, gehöre allerdings tatsächlich zu den Verlierern“, und zwar mehr als die Mädchen, weil es gerade ihnen nicht gelinge, Antworten zu finden, wie moderne männliche Lebensentwürfe aussehen könnten. Deshalb hielten sie an den alten Vorstellungen fest, könnten diese aber nicht realisieren, weil sie eben nicht mehr zeitgemäß seien. Viele dieser Jungen hätten eine migrantische Biographie, wobei es aber weniger auf den Migrationshintergrund ankomme als auf den sozialen Status. Wie groß die Rolle des sozioökonomischen Status für Bildungsentscheidungen und -erfolge ist, darauf finden sich sowohl in den statistischen Daten über die Schulwahl (siehe oben) als auch in den PISA-Ergebnissen über die Lesekompetenz (siehe unten) zahlreiche Hinweise. In der Fachliteratur wird auch darauf hingewiesen, dass es nicht die Buben und Burschen im Allgemeinen seien, die im Schulkontext auffällig würden, sondern nur eine eher kleine Gruppe, die zwar zu Unrecht als Norm gelte, aber durchaus große Wirkung entfalten könne: Diese so genannten „richtigen“ Burschen gäben den Ton an, terrorisierten die Peer-Group, störten den Unterricht, bekämen dadurch überdurchschnittlich viel Aufmerksamkeit und zum Teil sogar eine Art von Anerkennung von Seiten der Lehrer/innen; die Peer-Group mache mit, um dazuzugehören (Schlaffer, 2007, S. 45; Bissuti, 2007, S. 70f.).

Zusätzlich zur Mädchenförderung müsse es nun verstärkt **Unterstützungsmaßnahmen für Jungen** geben, darin sind sich die Bildungsexperten und -expertinnen in der Fachliteratur einig. Man müsse die Buben einfach mehr wahrnehmen und darauf achten, wie sie seien und was sie

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

bräuchten, um sich auszuleben, ohne dabei nur als Störenfriede gesehen zu werden, erklärt Evelin Langenecker. Uli Boldt ergänzt, dass auch die Unterrichtsinhalte und -methoden so verändert werden müssten, dass in manchen Lernbereichen die Burschen stärker angesprochen werden und in anderen die Mädchen, nämlich jeweils dort, wo die einen oder die anderen Schwächen zeigten. Dies sei in Hinblick auf die Schule die „große Baustelle in der Geschlechterdebatte".

Als ein Grund für die schlechteren Leistungen und das niedrigere Wohlbefinden der Burschen in der Schule wird häufig die **geringe Zahl von männlichen Lehrkräften** (siehe Kap. 2.3) angeführt. Es gibt jedoch keine empirischen Belege dafür, dass Lehrer männliche Schüler zu besseren Leistungen bringen (Faulstich-Wieland, 2010, S. 497ff.), ganz im Gegenteil brachte eine österreichische Studie zu Tage, dass männliche Klassenvorstände am Übergang zur Sekundarstufe II den Buben die schlechteren Noten geben (Bacher et al., 2008, S. 152). Schwierig ist es auch, das zweite Argument für mehr Lehrer empirisch zu belegen: Dass Buben und Burschen männliche Vorbilder, so genannte role models, bräuchten, um eine zeitgemäße männliche Identität zu entwickeln. Vielfach wird damit argumentiert, dass Kinderbetreuer und Lehrer eine ähnliche Funktion hätten wie die Väter in der Familie[18], erforscht ist dies jedoch noch nicht ausreichend. Evelin Langenecker und Uli Boldt sind sich einig, dass es Buben und Burschen nicht schlechter gehe, wenn sie nur von Lehrerinnen betreut würden, insbesondere in der Volksschule, meinen aber, dass es grundsätzlich besser wäre, wenn es in den pädagogischen Einrichtungen eine gute Durchmischung von Männern und Frauen gäbe. Inwieweit Lehrer/innen ihre Schüler/innen je nach Geschlecht unterschiedlich behandeln, darüber sind die Befunde äußert gegensätzlich, sie verwirren mehr als sie erklären (Hörl, 2010, S. 443). Uli Boldt erläutert, dass die deutschen Jungen im Rahmen einer Studie sagten, ihnen sei es egal, von wem sie unterrichtet würden[19]. Seiner Einschätzung nach könnten die meisten Buben diese Frage aber nicht so richtig beantworten, weil sie ein Schulsystem durchlaufen, in dem sie eher Frauen treffen. Hätten die befragten Buben mehr Erfahrungen mit beiden Geschlechtern, wären die Antworten vielleicht anders ausgefallen. Für die Herausbildung eines männlichen Rollenbildes sei es für Buben wichtig, dass sie überhaupt in Kontakt mit Männern kämen und in die Lage versetzt würden, sich in einem relativ bewussten Prozess Teilaspekte von Männlichkeit anzueignen, die Vielfalt von „Männlichkeiten" wahrzunehmen und zu sagen: „Das ist etwas, das ich mir aneignen möchte, das möchte ich ausprobieren, das ist eine Rolle, die zu mir passt. Das ist

[18] Siehe z. B. Aigner, J. & Poscheschnik, G. (2010). Jungen und Männer im pädagogischen Diskurs: zwischen Selbstbehauptung, Empirie und Geschlechterkampf. In: BMUKK – Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (Hg.). Geschlechtersensible Schule. Forschung und Praxis im Dialog. Dokumentation des 1. österreichweiten Gender Day für Schulen. Wien: BMUKK, S. 427–434; Aigner, J (2009). "Public Fathers". Überlegungen zu Männern in der öffentlichen Erziehung (und in der öffentlichen Repräsentation). In: Dammasch, F., Metzger, H. & Teising, M. (Hg.). Männliche Identität. Psychoanalytische Erkundungen. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.

[19] Boldt bezieht sich auf die Dortmunder Jungenstudie 2005, die ergab, dass es 59 Prozent der Befragten egal sei, ob sie von einem Lehrer oder einer Lehrerin unterrichtet würden. 18 Prozent meinten, dies sei von Unterrichtsfach abhängig, 17 Prozent bevorzugten eine Frau und nur sechs Prozent wollten ausschließlich einen Mann (Koch-Priewe et al., 2009, S. 108f.).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

ein Mann, der ist cool, aber der verhält sich auch empathisch, sozial und hilfsbereit.“ Gerade Buben in der Pubertät, etwa im Alter von elf bis 14 Jahren, hätten noch keine stabile Persönlichkeit entwickelt, sondern würden immer noch „im Dunkeln herumstochern“, wenn man sie frage, was eigentlich einen „richtigen“ Jungen ausmache.

Sowohl Uli Boldt als auch Evelin Langenecker stellen die gute **Qualifikation der Lehrer/innen** über das Geschlecht und sprechen sich für eine verbesserte Aus-, Fort- und Weiterbildung der Lehrkräfte aus. An den Pädagogischen Hochschulen in Österreich wird Gender-Kompetenz und geschlechtssensible Pädagogik noch kaum thematisiert, erläutert die Expertin aus dem Unterrichtsministerium. Es werde über Rollenbilder und wie man diese aufbrechen könne, zu wenig reflektiert. Wie wichtig es zum Beispiel für die häufig im Scheinwerferlicht stehenden männlichen Grundschullehrer ist, sich über ihr eigenes Bild von Männlichkeit im Klaren zu sein, zeigen mehrere internationale Studien. Nicht selten sind die Lehrer von den Erwartungen überfordert, das „Männliche“ schlechthin zu vertreten (siehe auch Kap. 2.3) (Faulstich-Wieland, 2010, S. 501f.; BMBWK, 2005, S. 27-33).

Im Zuge der medialen Diskussion über schwache Schulleistungen von Burschen wird immer wieder auch die **Koedukation** verantwortlich gemacht, und reine Buben- bzw. Mädchenschulen werden als die Erfolgsmodelle schlechthin dargestellt. Der gemeinsame Unterricht von Buben und Mädchen ist in Österreich seit 1975 an öffentlichen Schulen verbindlich[20]. Evelin Langenecker[21] hält nichts davon, die Koedukation generell aufzugeben. Die Schule müsse die Gesellschaft abbilden, und die bestehe nun einmal aus Männern und Frauen, Buben und Mädchen. Es sei aber möglich und gesetzlich vorgesehen, die Koedukation auf Zeit, nicht auf ein ganzes Schuljahr, aber etwa für bestimmte Projekte und bei bestimmten Unterrichtsthemen aufzuheben. Dies sei zum Beispiel in den Naturwissenschaften oder bei Sexualkunde sinnvoll und werde bei diesen Fächern auch in Anspruch genommen. Eine Studie aus dem Jahr 2006 zeigt, dass die Österreicher/innen einer partiellen Aufhebung der Koedukation in naturwissenschaftlichen Fächern und im Sprachenunterricht nicht viel abgewinnen können: 77 Prozent sprachen sich dagegen aus (IFES, 2006). Eindeutig fällt auch das Votum einer Befragung von deutschen Buben aus: Lediglich fünf Prozent von ihnen wären grundsätzlich „lieber nur mit Jungen in der Klasse“. Höher liegen allerdings die Zustimmungsraten bei den Fächern Sport (25%) und Sexualkunde (21%). Als Gründe dafür, dass sie lieber mit Mädchen gemeinsam in eine Klasse gehen, meinten die Burschen, dass der Unterricht mit Mädchen interessanter sei (66%), dass andernfalls das Flirten fehlen würde (55%) und dass sie mit Mädchen besser lernten (43%) (Koch-Priewe, 2009, S. 95ff). In der aktuellen Diskussion unter Experten und Expertinnen geht es um eine bewusste Auseinandersetzung mit der Koedukation und nicht um deren Abschaffung. Uli Boldt meint wie Evelin Langenecker, dass es Sinn ergeben könne, Mädchen und Buben bei einzelnen Themen zu trennen, weist jedoch ausdrücklich darauf hin, dass dies immer

[20] § 4 Abs. 1 Schulorganisationsgesetz BGBl Nr. 242/1962 (zuletzt geändert 2006).
[21] siehe auch http://www.bmukk.gv.at/schulen/unterricht/ba/gender_lehrplaene.xml.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

auch eine Frage der Ressourcen und der Qualifizierung des Personals sei. Problematisch sei außerdem, dass es kaum Möglichkeiten gebe, die Folgen solcher partiellen Trennungen im Sinne einer Wirkungsforschung zu erfassen. Deshalb würden solche Maßnahmen häufig von den Lehrern und Lehrerinnen selbst begleitend evaluiert, was wiederum dazu führe, dass die anderen Schulen den Ergebnissen nicht trauten und keine Folgeprojekte starteten. Trotzdem gebe es in Deutschland jetzt häufiger Versuche in diese Richtung, zum Beispiel Schulen, die im Literaturunterricht die Burschen und Mädchen für einige Wochen trennten. Die Verarbeitung der Literatur erscheine leichter, wenn den Jungen und Mädchen jeweils ein geschützter Raum gegeben werde, in dem sie sich empathisch mit den Personen auseinandersetzen könnten, die in den Werken präsentiert werden. In München gibt es ein Gymnasium, das seit 1990 den Anfangsunterricht Physik und seit 2000 den Anfangsunterricht für die zweite Fremdsprache für ein halbes Jahr trennt. Die Akzeptanz der Mädchen für Physik sowie jene der Jungen für die Sprache habe enorm zugenommen. Es gebe nach dem halben Jahr auch keine Probleme, die Gruppen wieder zusammenzuführen. Die Jungen seien dann so an Französisch herangeführt worden, dass sie gestärkt auftreten. Die Lehrer/innen, die diese Fremdsprachen unterrichten, sagten, sie nähmen die Jungen auf einmal ganz anders wahr: als lernbereite, fleißige, nette Schüler – und dies habe eine positive Auswirkung auf die Gesamtatmosphäre in der Schule.

1.2.4 Auch „richtige“ Männer (können) lesen

Um Bankangelegenheiten zu erledigen, Behördenwege zu machen, einen Lehrplatz zu bekommen (siehe Kap. 1.3), beruflich aufzusteigen, für den kranken Nachbarn laut Einkaufszettel Besorgungen zu machen, im Internet zu surfen, ein Rezept nachzukochen, ein elektrisches Gerät in Betrieb zu nehmen etc., die Liste der Tätigkeiten, für die man sinnerfassend lesen[22] können muss, ließe sich noch lange fortsetzen. Umso bedenklicher stimmt, dass mehr als ein Drittel der 15- bis 16-jährigen Burschen laut PISA 2009 in die sogenannte Risikogruppe[23] fallen, für die die Gefahr besteht, dass sie aufgrund ihrer fehlenden Lesekompetenz die oben aufgezählten Tätigkeiten nicht oder nur eingeschränkt ausführen können – und damit **in ihrer gesellschaftlichen Teilhabe beeinträchtigt** sind. In fast allen Ländern, in denen PISA durchgeführt wurde, ist die Lesekompetenz der Mädchen höher als jene der Burschen, die Unterschiede sind hierzulande aber besonders ausgeprägt: 35 Prozent der Burschen, aber „nur“ 20 Prozent der Mädchen werden der Risikogruppe zugerechnet (Schwantner & Schreiner, 2010). 2006 lagen

[22] „… die Fähigkeit, geschriebene Texte zu verstehen, zu nutzen und über sie zu reflektieren, um eigene Ziele zu erreichen, das eigene Wissen und Potenzial weiterzuentwickeln und aktiv am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen“ (OECD, 2004, S. 312 – zit. n. Schreiner, 2006, S. 85).

[23] In die Risikogruppe fallen Schüler/innen auf Kompetenzlevel 1 und <1. Auf Level 1 können sie nur die leichtesten Aufgaben mit größerer Wahrscheinlichkeit lösen. Sie erkennen das Hauptthema und die Absicht des Autors bzw. der Autorin in einem Text über ein vertrautes Thema, wenn die erforderliche Information gut erkennbar ist. Sie sind außerdem in der Lage, einfache Verbindungen zwischen Text und Alltagswissen herzustellen. Burschen und Mädchen, die diese Aufgaben mit über 50 Prozent Wahrscheinlichkeit nicht lösen, sind dem Level <1 zuzuordnen (Schreiner & Pointinger, 2006, S. 115).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

die entsprechenden Anteile noch niedriger bei 27 bzw. 15 Prozent (Schreiner & Schwantner, 2009, S. 107). Wesentlich geringer sind die geschlechtsspezifischen Unterschiede bei den Jüngeren: In der 4. Schulstufe zählten laut PIRLS 2006 18 Prozent der Buben und 14 Prozent der Mädchen zur Risikogruppe. Im Laufe der Sekundarstufe I vergrößert sich also der Leserückstand der Burschen beträchtlich (Suchan, 2009b).

Zwischen Lesekompetenz und besuchtem **Schultyp** besteht ein enger Zusammenhang – wie eine Detailauswertung der PISA-Ergebnisse von 2003 zeigt: Von den Schülern und Schülerinnen der Polytechnischen Schulen fielen 37 Prozent in die Risikogruppe, von jenen der Berufsschulen und der mittleren Schulen jeweils rund ein Viertel. In BHS und AHS waren die Anteile mit je zwei Prozent ungleich geringer. Je nach Schulform gab es also einen großen Leistungsunterschied, woraus zum Teil das schlechtere Abschneiden der Burschen resultiert, die – wie oben gezeigt wurde – seltener weiterführende Schulen besuchen als Mädchen (Bacher & Paseka, 2006, S. 224).

Dass das Lesen eine Voraussetzung für vieles ist, das auf den ersten Blick nicht mit dem Lesen in Verbindung gebracht wird, zeigt sich schon im schulischen Zusammenhang: Beinahe die Hälfte der Burschen, die laut PISA 2003 in die **Mathematikrisikogruppe** fallen, liegen bei der Lesekompetenz am untersten Level (<1: B.: 48%, M.: 17%). Man geht davon aus, dass diese Jugendlichen die Anleitungen für die Mathematikaufgaben nicht sinnerfassend lesen können und deshalb auch keine Chance haben, sie zu lösen – selbst wenn sie eine mathematische Begabung haben (Schreiner & Pointinger, 2006, S. 134).

Im Folgenden wird eine Sonderauswertung von PISA 2000 (Schwerpunkt war hier wie 2009 das Lesen) vorgestellt, die zahlreiche Informationen über die Lesegewohnheiten und -vorlieben sowie die Einstellungen der Jugendlichen analysierte (Böck, 2007); in den Ende 2010 publizierten „Ersten Ergebnissen zu PISA 2009“ (Schwantner & Schreiner, 2010) sind noch nicht sämtliche geschlechtsspezifischen Unterschiede im Detail ausgearbeitet bzw. ausgewiesen. Die Lesekompetenz ist in hohem Maße vom **familiären Umfeld** und der kulturellen Teilhabe abhängig. Der Grundstein für das Interesse am Lesen (von Büchern) und damit bis zu einem gewissen Grad auch für die Lesekompetenz wird also früh und außerhalb der Schule gelegt. Dabei kommt der Familie ein besonderer Platz zu, etwa der Lesefreudigkeit der Eltern oder der Anzahl von Büchern, die in der elterlichen Wohnung zur Verfügung stehen. Eine große Rolle scheint aber auch der Kindergarten zu spielen: Risikoleser/innen haben überdurchschnittlich oft keinen **Kindergarten** besucht (19% gegenüber Durchschnitt 11%). Gezielte Frühförderung im Elternhaus wirkt sich bei Burschen positiv auf die Lesekompetenz aus, bei Mädchen nicht. Eltern könnten also in Zusammenarbeit mit dem Kindergarten ihre Söhne zum Lesen bringen[24] (Böck, 2007, S. 71ff).

[24] Siehe für England: www.bookstart.co.uk.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Risikoleser/innen kommen eher aus unterprivilegierten Familien. Misst man den **sozioökonomischen Status** der Eltern auf einer vierstufigen Skala, so zeigt sich, dass in der Gruppe mit dem niedrigsten Status der Anteil der männlichen Risikoleser mit 35 Prozent am größten (M.: 23%) und in der Gruppe mit dem höchsten Status mit sieben Prozent am geringsten ist (M.: 3%). In allen vier Gruppen ist die Lesekompetenz der Burschen geringer als jene der Mädchen; die Unterschiede werden jedoch schwächer, je höher der Status ist (Böck, 2007, S. 40).

Außerhalb der Schule lesen fast drei Viertel der Burschen in der Risikogruppe nicht zum **Vergnügen** (Mädchen: 49%). Zum Vergleich: Bei den Spitzenlesern und -leserinnen – in der PISA-Studie gleichsam das Gegenstück zu den Risikolesern und -leserinnen – trifft dies nur für knapp ein Viertel der Burschen zu (B.: 22%, M.: 11%). 60 Prozent der Mädchen, aber nur ein gutes Drittel der Burschen liest in der **Freizeit**. Am geringsten sind die Unterschiede in der Risikogruppe: 24 Prozent der Burschen und 38 Prozent der Mädchen lesen zum Vergnügen. Auch in der Spitzengruppe ist das Lesen für Burschen weitaus seltener eine Freizeitbeschäftigung als für Mädchen, nämlich für zwei Drittel der Burschen, aber 83 Prozent der Mädchen. 45 Prozent der männlichen Risikoleser lesen nur, wenn sie müssen (M.: 29%), 39 Prozent nur, um Informationen zu bekommen (M.: 26%), für 34 Prozent ist Lesen **Zeitverschwendung** (M.: 15%), für lediglich sechs Prozent ist es eines ihrer liebsten Hobbys (M.: 7%) (Böck, 2007, S. 49ff u. 61f.).

Die Burschen der Spitzengruppe lesen mehrmals wöchentlich zu 61 Prozent eine **Tageszeitung** (M.: 56%) und zu 38 Prozent eine **Zeitschrift** (M.: 26%), in der Risikogruppe etwa gleich häufig eine Tageszeitung (B.: 35%, M.: 32%) wie eine Zeitschrift (B.: 36%; M.: 37%). Bei den längeren Texten ist es aussagekräftiger, auf einen längeren Bezugszeitraum zurückzugreifen, also auf einen Monat statt auf eine Woche. **Sachbücher** sind eher „männliche“ Lesemedien, wobei allerdings die Burschen und Mädchen aus der Risikogruppe nahezu gleich häufig zu einem Sachbuch greifen: Mindestens einmal im Monat lesen 29 Prozent der Burschen und 21 Prozent der Mädchen ein Sachbuch. In der Spitzengruppe ist die Differenz weitaus höher (B.: 47%, M.: 35%). Geradezu spektakulär unterschiedlich verhalten sich die Jugendlichen jedoch im Hinblick auf **erzählende Literatur**, und zwar sowohl was die Gruppen, als auch was die Geschlechter anlangt: Mindestens einmal im Monat greifen elf Prozent der Burschen aus der Risikogruppe zur erzählenden Literatur (M.: 45%), bei jenen aus der Spitzengruppe sind es 58 Prozent (M.: 81%) (Böck, 2007, S. 54ff).

Büchern gegenüber zeigen sich besonders die Burschen aus der Risikogruppe stark ablehnend: Mehr als zwei Drittel gehen nicht gerne in Bibliotheken und Buchhandlungen (M.: 49%) und mehr als die Hälfte freuen sich nicht über Buchgeschenke (M.: 33%) (Böck, 2007, S. 62). Lesen wird nach wie vor meist mit der Lektüre von erzählender Literatur gleichgesetzt. Im Alltag konsumiert man aber heutzutage vielfach Texte in anderer Form, sehr oft auf Bildschirmen und Displays (Böck & Bergmüller, 2006, S. 331). Zwar steht die Lesekompetenz mit der Lektüre von Romanen, Erzählungen etc. in einem besonders engen positiven Zusammenhang, aber nicht nur der Lesestoff, sondern auch das kulturelle Kapital und der formale Bildungsstatus der Fami-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

lien zeigen hier Auswirkungen (Böck, 2007, S. 51-59). Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob schulische Leseförderung, die das Etikett „Lesen“ trägt und allein an Büchern ansetzt, bei der speziellen Zielgruppe der Risikoleser/innen Sinn ergibt, und ob es nicht erfolgversprechender ist, die leseunterstützenden Maßnahmen in einen anderen Kontext einzubinden. Dazu passt, dass Jugendliche, die überdurchschnittlich häufig schulische Leseförderungsmaßnahmen erfahren haben (die eher auf Bücher und traditionelle Lesegewohnheiten abzielen), eine unterdurchschnittliche Lesekompetenz zeigen (Böck, 2007, S. 59-64 u. 69).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

LITERATUR

Bacher, J. & Paseka, A. (2006). Leistungsdifferenzen von Mädchen und Buben. In: Haider, G. & Schreiner, C. (Hg.). Die PISA-Studie. Österreichs Schulsystem im internationalen Wettbewerb. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, S. 220–228.

Bacher, J., Beham, M. & Lachmayr, N. (Hg.) (2008). Geschlechterunterschiede in der Bildungswahl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Bergmüller, S. & Böck, M. (2006): Rahmenbedingungen der Leseförderung an den Schulen. In: Haider, G. & Schreiner, C. (Hg.). Die PISA-Studie. Österreichs Schulsystem im internationalen Wettbewerb. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, S. 319–330.

Bissuti, R. (2007). Hintergründe und Strategien der Burschenförderung in der Schule. In: BMUKK – Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (Hg.). Geschlechtersensible Schule. Forschung und Praxis im Dialog. Dokumentation des 1. österreichweiten Gender Day für Schulen. Wien: BMUKK, S. 67-75.

BMUKK – Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (2010a). Technisches Werken/Textiles Werken (5.-8. Schulstufe) (unveröffentlichtes Arbeitspapier).

BMUKK – Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (2010b), Bildungsstatistik: Anteil der (weiblichen) AHS-Schülerinnnen (2008/09) nach Bundesländern und AHS-Bereichen (unveröffentlichte Bildungsstatistik).

Böck, M. & Bergmüller, S. (2006). Jugendliche und das Lesen – ein sich veränderndes Verhältnis. In: Haider, G. & Schreiner, C. (Hg.). Die PISA-Studie. Österreichs Schulsystem im internationalen Wettbewerb. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, S. 331–336.

Böck, M. (2007). Literacy im Alltag von Jugendlichen. Eine Kulturtechnik im Spannungsfeld zwischen Freizeit und Schule. Projektbericht (unter Mitarbeit von Mag. Christina Wallner-Paschon). Salzburg: Fachbereich Kommunikationswissenschaft, Universität Salzburg & Institut Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien.

Budde, J. (2010). „Der Valentin ist ein Sorgenkind…“. Bildungsungleichheit als kulturelle Passungsprobleme zwischen Habitus und Schulkultur? In: Erziehung und Unterricht 160/5-6. Wien: ÖBV, S. 505–512.

Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur (BMBWK) (2005). Männer als Volksschullehrer. Statistische Darstellung und Einblick in die erziehungswissenschaftliche Diskussion, Wien: BMBWK.

Eder, F. (2005). Das Befinden von Kindern und Jugendlichen in der österreichischen Schule. Befragung 2005 (Kurzfassung). Wien: Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur.

Faulstich-Wieland, H. (2010). Mehr Männer in die Grundschule: welche Männer? In: Erziehung und Unterricht 160/5-6. Wien: ÖBV, S. 497–504.

Hörl, G. (2009). Lehrer/innenbildung im Fokus der Geschlechterverteilung. In: Erziehung und Unterricht 160/5-6. Wien: ÖBV, S. 443–450.

IFES (2006). Bildungsmonitoring 2006. Bevölkerungsbefragung zum Schul- und Bildungswesen. Im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur (BMUKK). Wien Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Achivnummer: 23800005.

IFES (2007). Bildungsmonitoring 2007. Bevölkerungsbefragung zum Schul- und Bildungswesen. Im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur (BMUKK). Wien Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Achivnummer: 23800006.

Koch-Priewe, B., Niederbacher, A., Textor, A. & Zimmermann, P. (2009). Jungen – Sorgenkinder oder Sieger? Ergebnisse einer quantitativen Studie und ihre pädagogischen Implikationen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Meließnig C. & Wallner-Paschon C. (2009).Mathematische Inhaltsbereiche bei Mädchen und Buben. In: Suchan, B., Wallner-Paschon, C., Bergmüller, S. & Schreiner, C. (Hg.). TIMSS 2007. Mathematik & Naturwissenschaft in der Grundschule. Erste Ergebnisse (aktualisierte Version vom 18. August 2009). Graz: Leykam, S. 20–21.

OECD (Hg.) (2004). Lernen für die Welt von morgen. Erste Ergebnisse von PISA 2003. Paris: OECD.

Paseka, A. & Wroblewski, A. (2009). Geschlechtergerechte Schule: Problemfelder, Herausforderungen, Entwicklungsansätze. In: Specht, W. (Hg.). Nationaler Bildungsbericht Österreich 2009. Band 2. Fokussierte Analysen bildungspolitischer Schwerpunktthemen. Graz: Leykam, S. 203–221.

Schlaffer, E. (2007). Die neue Genderbalance: Stimmen der Buben hören! In: BMUKK – Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (Hg.). Geschlechtersensible Schule. Forschung und Praxis im Dialog. Dokumentation des 1. österreichweiten Gender Day für Schulen. Wien: BMUKK, S. 44-56.

Schreiner, C. & Pointinger, M. (2006). Risikoschüler/innen im internationalen Vergleich. In: Haider, G. & Schreiner, C. (Hg.). Die PISA-Studie. Österreichs Schulsystem im internationalen Wettbewerb. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, S. 115–122.

Schreiner, C. & Schwantner, U. (Hg.) (2009). PISA 2006. Österreichischer Expertenbericht zum Naturwissenschafts-Schwerpunkt. Graz: Leykam.

Schreiner, C. (2006). Kompetenzprofil Lesen. In: Haider, G. & Schreiner, C. (Hg.). Die PISA-Studie. Österreichs Schulsystem im internationalen Wettbewerb. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, S. 85–93.

Schwantner, U. & Schreiner, C. (2010). PISA 2009. Internationaler Vergleich von Schülerleistungen. Erste Ergebnisse: Lesen, Mathematik, Naturwissenschaft. Graz: Leykam.

STATISTIK AUSTRIA (2010a). Bildung in Zahlen 2008/2009. Schlüsselindikatoren und Analysen. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2010b). Bildung in Zahlen 2008/2009. Tabellenband. Wien: Verlag Österreich GmbH.

Suchan, B. (2009a). Kompetenzprofil Lesen. In: Suchan, B., Wallner-Paschon, C. & Schreiner, C. (Hg.). PIRLS 2006. Die Lesekompetenz am Ende der Volksschule – Österreichischer Expertenbericht. Graz: Leykam.
[URL: http://www.bifie.at/buch/395/3, 15.11.2010].

Suchan, B. (2009b). Risikoschüler/innen. In: Suchan, B., Wallner-Paschon, C. & Schreiner, C. (Hg.). PIRLS 2006. Die Lesekompetenz am Ende der Volksschule – Österreichischer Expertenbericht. Graz: Leykam.
[URL: http://www.bifie.at/buch/395/4/1, 15.11.2010].

Wallner-Paschon, C. & Meließnig, C. (2009). Natuwissenschaftliche Inhaltsbereiche bei Mädchen und Buben, In: Suchan, B., Wallner-Paschon, C., Bergmüller, S. & Schreiner, C. (Hg.). TIMSS 2007. Mathematik & Naturwissenschaft in der Grundschule. Erste Ergebnisse (aktualisierte Version vom 18. August 2009). Graz: Leykam, S. 34-35.

BIFIE (2010). [URL: http://www.bifie.at, 15.11.2010]

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Interviewte Experten und Expertinnen

- Uli Boldt arbeitet an einer Bielefelder Gesamtschule, führt Jungenarbeit durch und arbeitet im Auftrag der Bezirksregierung als Moderator für schulische Fortbildungen im Bereich der „Reflexiven Koedukation“.
- Mag.[a] Evelin Langenecker, Mitarbeiterin der Abteilung Gender und Schule im Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (Bereich IT und Gender) ist vor allem in den Bereichen (geschlechtssensible) Berufsorientierung, Gewaltprävention und IKT tätig.

GRAFIKEN

Grafik 1: Schulwahl..... 62

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

1.3 BERUFSEINSTIEG

INHALTSVERZEICHNIS

1.3 Berufseinstieg 75
1.3.1 Die wichtigsten Erkenntnisse 76
1.3.2 Ausgangssituation 78
1.3.3 Berufsentscheidungen 79
1.3.4 Burschen (und Mädchen) mit Qualifikationsdefiziten 82
1.3.5 Die Lehre – ein „männlicher“ Weg ins Berufsleben 92
1.3.6 Burschen- und frauentypische Berufe am Beispiel Kindergarten- und Hortpädagoge 95
Literatur 99
Grafiken 101
Tabellen 101

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

1.3.1 Die wichtigsten Erkenntnisse

Mit 14 bzw. 15 Jahren – nach dem Abschluss der Sekundarstufe I bzw. der Pflichtschulzeit – stehen Burschen und Mädchen vor einer Entscheidung, die ihr restliches Leben in hohem Maße mitbestimmt. Sie können die Schulbildung fortsetzen, eine Lehre beginnen, in den Arbeitsmarkt eintreten oder (vorerst) nichts tun.

Bei diesem Übergang stehen mit den Burschen und Mädchen auch die Schulen, die sie bis dahin besucht haben, auf dem Prüfstand – und zwar in zweierlei Hinsicht: Ist es ihnen gelungen, die Schüler/innen so weit vorzubereiten, dass sie eine weiterführende Ausbildung anschließen können, einen Lehrplatz finden und behalten oder im Arbeitsmarkt bleiben? Der Pflichtschule kommt dabei nicht nur die Aufgabe zu, Kenntnisse und Fertigkeiten (zum Beispiel Grundlegendes wie das sinnerfassende Lesen, Schreiben und zumindest Basiskenntnisse der Mathematik) zu vermitteln, sondern auch die Burschen und Mädchen in ihrem Umgang mit der Umwelt (Stichwort: Höflichkeit), ihrer Einstellung zur Arbeit (Stichwort: Sorgfalt) und ihrer Haltung zu sich selbst (Stichwort: Selbstbewusstsein) zu schulen. Die Pflichtschule steht aber auch insofern auf dem Prüfstand, als ihr im Entscheidungsprozess der Jugendlichen eine zentrale Stellung zukommt: Gelingt es also der Schule, mit ihren Berufsorientierungs- und Beratungsangeboten die Schüler/innen so weit zu unterstützen, dass diese ihre Interessen finden und dann die individuell passenden Ausbildungs- oder Berufswege einschlagen?

Im nun folgenden Kapitel stehen die Berufs- und Bildungsentscheidungen der Burschen nach der Pflichtschule sowie deren Folgen im Mittelpunkt. Ein genauerer Blick gilt der Arbeitsmarktintegration und der Arbeitslosigkeit, Burschen und Mädchen mit Qualifikationsdefiziten, der Lehre als typisch männlichem Ausbildungsweg und der Haltung von Burschen gegenüber frauentypischen Berufen. Dabei wird auch auf die Situation der Jugendlichen mit Migrationshintergrund eingegangen.

Die Ausgangssituation im Bereich der Arbeitsmarktintegration von Jugendlichen ist in Österreich im Vergleich zu Europa besonders günstig: Die Jugendarbeitslosigkeit liegt bei 8,8 Prozent (2010); für die EU-27 wird von EUROSTAT ein mehr als doppelt so hoher Wert ausgewiesen. Trotz des international positiven Vergleichs ist festzuhalten, dass innerhalb Österreichs die Arbeitslosigkeit bei den Jugendlichen am höchsten ist. Des Weiteren belegen Studien, dass die Erfahrung von Arbeitslosigkeit in dieser Altersklasse im Hinblick auf die Folgewirkungen besonders kritisch zu sehen ist. Jugendlichen, denen die Integration in den Arbeitsmarkt schwer fällt bzw. erschwert wird, haben eine ungünstige Zukunftsprognose: Es kommt auch in weiterer Folge häufig zu Berufsunterbrechungen, längeren Phasen der Arbeitslosigkeit, Qualifikations- und Weiterbildungsdefiziten und zur Stagnation auf niedrigem Einkommensniveau.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Die Gründe für eine gut gelungene Arbeitsmarktintegration werden in Österreich in der generell niedrigen Arbeitslosigkeit und in der hoch entwickelten beruflichen Erstausbildung (berufsbildende mittlere und höhere Schulen, Lehre) gesehen. Generell erweist sich die schulische Bildung als wichtigster Faktor für den erfolgreichen Berufseinstieg.

150.000 Jugendliche im Alter von 15 bis 24 Jahren wurden im Jahr 2008 gezählt, die auf eine Weiterbildung verzichteten. Sie stellen eine besondere Risikogruppe dar und haben akuten Qualifikationsbedarf. Gerade männliche Jugendliche mit Migrationshintergrund sind in dieser Gruppe überdurchschnittlich häufig zu finden. Die bessere Bildungs- und Arbeitsmarktintegration dieser Gruppe wird von Experten als die größte Herausforderung für die Politik in diesem Bereich definiert. Neben individuell nachteiligen Folgen beim Ausscheiden aus dem Bildungssystem sollten auch die negativen Auswirkungen für die Gesellschaft nicht unterschätzt werden: Das nicht genutzte Potenzial bzw. die nicht erworbenen Qualifikationen kommen dem Staat teuer, denn eine von Arbeitslosigkeit, Armut und mangelnder Teilhabe am gesellschaftlichen Leben bedrohte Bevölkerungsgruppe bedarf der verstärkten finanziellen Unterstützung durch die öffentliche Hand.

Eine besondere Rolle bei der Integration von jungen Menschen in die Berufswelt kommt den Schulen zu. Sie sind für viele Jugendliche ein wichtiger Ratgeber und oftmals neben Verwandten und Freunden die einzige Informationsquelle bezüglich der Möglichkeiten des Arbeitsmarktes. Dies gilt insbesondere für junge Migranten und Migrantinnen und deren Eltern. Die politische Unterstützung von Beratungs- und Orientierungsangeboten (in Schulen) sowie die Vorbereitung der Lehrer/innen für diese Verantwortung sind neben arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen (z.B. überbetriebliche Lehrlingsausbildung) zentrale Schlüsselfaktoren.

Einen wichtigen Ansatz für junge Männer bildet die Erhöhung des Interesses für soziale Berufe, die mittelfristig besonders stark gefragt sein werden: Pflege, Sozialarbeit und Kindergartenpädagogik. Dazu müssen eine Reihe von Vorurteilen abgebaut werden, denn die Barrieren liegen nicht primär in der oft zitierten schlechten Bezahlung bzw. den mangelnden Aufstiegsmöglichkeiten, sondern vielmehr im vermeintlichen Widerspruch dieser Berufe mit der männlichen Identität. Der Vorteil guter Beschäftigungsperspektiven könnte auch für (junge) Männer einen positiven Anreiz darstellen. Zu diesem Thema sei auch auf zwei DVDs der Männerpolitischen Grundsatzabteilung des BMASK verwiesen: Die DVD „Social Fighters“ zeigt die Erfahrungen junger Männer in sozialen Berufen, die DVD „Social Works“ stellt den Berufsalltag ausgewählter Berufe wie Kindergartenpädagoge, Volksschullehrer, Sozialarbeiter, Krankenpfleger etc. in den Mittelpunkt (vgl. auch Kap. 2.3).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

1.3.2 AUSGANGSSITUATION

In Europa liegt Österreich bei der Jugendarbeitslosigkeit besonders günstig, an zweitbester Stelle hinter den Niederlanden. Laut EUROSTAT betrug die Jugendarbeitslosenquote 2010 im EU-27-Raum 20,6 Prozent (2009: 19,7%), in Österreich 8,8 Prozent (2009: 10,0%) (EUROSTAT, 2011). Das Jahr 2009, in dem die Wirtschafts- und Finanzkrise besonders stark spürbar wurde, wirkte sich auf die Arbeitslosenquote der Jugendlichen bis 24 Jahren deutlich negativer aus als auf jene der älteren Personen: Letztere stieg um 1,7 Prozentpunkte (2008: 5,9%, 2009: 7,6%), die Jugendarbeitslosigkeit hingegen um zwei Prozentpunkte (2008: 8,0%, 2009: 10,0%) (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 31). Damit liegt Österreich im EU-Vergleich wieder günstig, denn in den EU-27-Ländern betrug der Anstieg der Jugendarbeitslosigkeit von 2008 auf 2009 4,2 Prozentpunkte. Die Gründe für die vergleichsweise gute Arbeitsmarktintegration der österreichischen Jugendlichen werden in der allgemein niedrigeren Arbeitslosigkeit in Österreich und in der hoch entwickelten beruflichen Erstausbildung gesehen – in den mittleren und höheren berufsbildenden Schulen und noch mehr in der dualen Ausbildung der Lehrlinge. So waren zum Beispiel 2007 77 Prozent der österreichischen Schüler/innen in der Sekundarstufe II (d. h. in der Oberstufe) in einer berufsbildenden oder berufsvorbereitenden Ausbildung und nur 23 Prozent in einer allgemeinbildenden; für die 19 OECD-Staaten innerhalb der EU lauten die Vergleichszahlen 53 und 47 Prozent. Auch wenn der internationale Vergleich für Österreich positiv ausfällt, sollte das Problem nicht gering geschätzt werden, dass die Arbeitslosenrate gerade bei Jugendlichen weit höher ist als in anderen Altersgruppen (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 5 u. 24).

Bei der Jugendarbeitslosigkeit sind nur geringe geschlechtsspezifische Unterschiede festzustellen. Tendenziell liegt sie bei den Burschen etwas niedriger als bei den Mädchen. Im Krisenjahr 2009 überstieg sie allerdings jene der Mädchen, da traditionell männliche Branchen, wie etwa der Produktionsbereich, vom wirtschaftlichen Einbruch in hohem Maß betroffen waren: 1999 belief sich die Arbeitslosenquote der Männer bis 24 Jahre auf 4,6 Prozent (Frauen: 5,7%), 2004 auf 9,3 Prozent (Frauen: 10,1%), 2009 auf 10,5 Prozent (Frauen: 9,4%) und 2010 auf 8,9 Prozent (Frauen: 8,8%) (Statistik Austria, 2010a, S. 30; Statistik Austria, 2011, S. 52).

Infobox: Wie lange dauert der Eintritt in den Arbeitsmarkt?

Titel der Erhebung: Eintritt junger Menschen in den Arbeitsmarkt.

Einrichtung: Statistik Austria.

Die Daten für die EU-weit durchgeführte Studie wurden im Rahmen der Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung im 2. Quartal 2009 gesammelt. Zielgruppe der Befragung waren die 15- bis 34-Jährigen. Der Zeitraum, zu dem sie in den Arbeitsmarkt eintraten, reicht also vom Beginn der 1990er Jahre bis zum 2. Quartal 2009. Gefragt wurde nach dem ersten bezahlten Job nach Ausbildungsende, der länger als drei Monate dauerte. Das Ausbildungsende ist hier nicht gleichbedeutend mit einem formellen Abschluss, auch Ausbildungsabbrecher/innen wurden berücksichtigt. Die Lehre gilt als Ausbildung, nicht als Erwerbstätigkeit.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Drei Viertel der befragten Männer können relativ nahtlos in das Berufsleben einsteigen, nachdem sie aus dem Bildungssystem ausgeschieden sind: Sie beginnen ihren ersten stabilen Job entweder schon während ihrer Ausbildung oder maximal drei Monate nach dem Abschluss. Frauen gelingt ein derart schneller Berufseinstieg wesentlich seltener, nämlich nur zu 55 Prozent. Starken Einfluss auf die Geschwindigkeit des Arbeitsmarkteintritts hat auch die höchste abgeschlossene Ausbildung: Nur einem Viertel der Pflichtschulabsolventen und -absolventinnen gelingt eine Erwerbsaufnahme binnen drei Monaten nach Schulaustritt. Bei den Lehrlingen liegt der entsprechende Anteil hingegen bei mehr als drei Viertel, bei den Absolventen und Absolventinnen der mittleren und höheren Schulen sowie der Universitäten bei rund zwei Drittel. Negativ auf die Schnelligkeit des Berufseinstiegs wirkt auch ein Migrationshintergrund, wobei dies wohl eng mit dem höchsten Bildungsabschluss zusammenhängt. Jugendliche mit Migrationshintergrund haben nämlich weit überdurchschnittlich häufig nur einen Pflichtschulabschluss. Während Personen ohne Migrationshintergrund zu 71 Prozent binnen drei Monaten zu arbeiten begannen, gilt das nur für 44 Prozent jener mit Migrationshintergrund (Statistik Austria, 2010b).

Die größte Unterstützung bei der erfolgreichen Suche nach dem ersten stabilen Arbeitsplatz erhalten die Jugendlichen von der Familie sowie von Freunden und Bekannten (30,2%). Diese Schiene in die Erwerbstätigkeit ist für Männer etwas hilfreicher als für Frauen (Männer: 32,7%, Frauen: 27,7%), noch bedeutender ist sie jedoch für Personen mit Migrationshintergrund (42,3%) und Pflichtschulabsolventen und -absolventinnen, von denen sogar mehr als die Hälfte ihren ersten Job auf diese Weise finden. Weitere geschlechtsspezifische Unterschiede lassen sich bei folgenden Methoden der erfolgreichen Arbeitsplatzsuche festmachen: Männer finden ihren ersten Job öfter über eine frühere Tätigkeit in derselben Firma (Männer: 27,0%, Frauen: 18,2%), etwa über Lehrausbildung, Praktika oder Ferienjobs; Frauen öfter über Direkt- oder Blindbewerbungen (Männer: 14,2%, Frauen: 20,3%) und über Stellenanzeigen in Zeitungen oder im Internet (Männer: 14,7%, Frauen: 20,5%) (Statistik Austria, 2010b).

1.3.3 BERUFSENTSCHEIDUNGEN

102 Säuglinge standen im Jahr 2000 im Mittelpunkt einer Studie[1]. Die drei Tage alten Babys wurden gefilmt und beobachtet, während sie ein mechanisches Mobile und ein Gesicht betrachteten. 43 Prozent der Buben, aber nur 17 Prozent der Mädchen schauten länger auf das Mobile. Auch andere Studien bestätigen, dass sich Buben, Burschen und Männer in ihrer Wahrnehmung mehr auf Gegenstände als auf Menschen konzentrieren und dass sie besser darin sind, räumlichen Strukturen im Detail schnell zu begreifen, als soziale Signale zu verarbeiten. Mädchen und Frauen hingegen interessieren sich eher für lebendige Objekte und legen größere empathische Fähigkeiten an den Tag (Pinker, 2008 zitiert nach Blaß, 2009, S. 70f.). Anlagen

[1] Siehe dazu Baron-Cohen, 2004.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

und Sozialisation führen zu diesen eher männlichen und eher weiblichen Wahrnehmungsmustern, die unter anderem bei Ausbildungs- und Berufsentscheidungen eine große Rolle spielen.

Dass in der Familie und noch mehr in der Schule das Verhalten der „wilden, schlimmen“ Buben abgelehnt und bestraft statt moderiert wird, dass ihren Schwächen, ihrem extravertierten Verhalten und ihrem häufig starken Bedürfnis nach Bewegung mit wenig Verständnis und Geduld begegnet wird, führt neben anderem – vereinfacht gesagt – dazu, dass Buben und Burschen im Schnitt weniger innere Sicherheit – nicht zu verwechseln mit Selbstsicherheit (siehe Kap. 1.2) – haben als Mädchen (Blaß, 2009, S. 72f.). Es zeigt sich, dass sie bis kurz vor den Entscheidungen, die nach der achten bzw. neunten Schulstufe anstehen, in ihrer Lebens- und Berufsplanung weniger realistisch sind als Mädchen. Die detaillierten Schritte einer konkreten Zukunftsplanung fallen ihnen schwerer. Zwischen der Gegenwart und der Zukunft empfinden sie eine große Lücke, die sie nur schwer überbrücken können. Bis in die siebente Schulstufe orientieren sie sich bei ihren Berufswünschen an Stereotypen, häufig genannt werden Polizist, Soldat oder Profisportler. Besonders stark zeigt sich dies bei unterprivilegierten Buben und Burschen (Budde, 2008, S. 33f.).

Für Burschen und junge Männer sind sogenannte extrinsische Berufsziele, wie ein gutes Einkommen und ein hohes Sozialprestige, vorrangig. Mädchen und junge Frauen, die im Alter der Entscheidungsfindung eine stärkere innere Sicherheit zeigen, legen mehr Wert auf intrinsische Berufsziele (Pinker, 2008 nach Blaß, 2009, S. 71.). Eindrucksvoll bestätigt wird dies in der Oberösterreichischen Jugendstudie 2008[2]: Den befragten Burschen und Männern im Alter zwischen 11 und 26 Jahren war bei einem Job am allerwichtigsten, dass „man gut bezahlt wird und viel verdient“. 82 Prozent von ihnen waren dieser Meinung, aber nur 68 Prozent der Mädchen und Frauen. Mehr Übereinstimmung herrschte bei dem Punkt, der den weiblichen Befragten am wichtigsten war, nämlich „dass die Kollegen nett sind und ein gutes Betriebsklima herrscht“ (Männer: 75%, Frauen: 79%), und bei jener Nennung, die Männer wie Frauen an die dritte Stelle reihten, „dass die Tätigkeit abwechslungsreich und interessant ist“ (Männer: 71%, Frauen: 70%). Deutliche höhere Zustimmung von Burschen und Männern als von Mädchen und Frauen erhielten tatsächlich ausschließlich Nennungen, die in die Kategorie der extrinsischen Motivationsfaktoren fallen: „dass man selbst auch Untergebene hat“ (Männer: 25%, Frauen: 14%), „dass man zusätzlich zum Gehalt Nebenleistungen wie zum Beispiel ein Firmenauto hat“ (Männer: 31%, Frauen: 21%), „dass der Job mit hohem Ansehen verbunden ist und man bei Freunden punkten kann“ (Männer: 21%, Frauen: 13%), „dass man gute Aufstiegschancen und Karrieremöglichkeiten hat“ (Männer: 59%, Frauen: 52%) und „dass gute Leistungen der Mitarbeiter auch entsprechend belohnt werden“ (Männer: 53%, Frauen: 46%). Für die nach wie vor große Bedeutung von traditionellen Männlichkeitsbildern – wie übrigens auch für das vergleichsweise größere Bedürfnis nach Bewegung (siehe Kap. 1.1 und 1.2) – spricht jener Punkt, dem die Jun-

[2] Ähnliche eindeutige Ergebnisse brachte auch die Oberösterreichische Jugendstudie 2009 bei den Fragen nach den erstrebenswerten Zielen im Leben (JugendReferat des Landes OÖ, 2009).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

gen deutlich häufiger ihre Zustimmung gaben als die Mädchen: Sie wünschten sich von ihrem zukünftigen Job zu 36 Prozent, dass „man körperlich arbeiten kann“, die Mädchen nur zu 17 Prozent (JugendReferat des Landes OÖ, 2008).

Tabelle 1: Wichtigkeit für die Berufsentscheidung

„Bei einem Job ist den oberösterreichischen Jugendlichen besonders wichtig…“ (Nennungen mit geschlechtsspezifischen Differenzen ≥ 7 Prozentpunkte)

Anteile in Prozent.

	Gesamt	Männer	Frauen	Differenz
dass man körperlich arbeiten kann	27	36	17	**19**
dass man gut bezahlt wird	73	82	68	**14**
dass man selbst auch Untergebene hat	20	25	14	**11**
dass man zusätzlich zum Gehalt Nebenleistungen wie z. B. ein Firmenauto hat	26	31	21	**10**
dass der Job mit einem hohen Ansehen verbunden ist, man bei Freunden punkten kann	17	21	13	**8**
dass man gute Aufstiegschancen, Karrieremöglichkeiten hat	56	59	52	**7**
dass gute Leistung der Mitarbeiter entsprechend belohnt wird	49	53	46	**7**
dass die Arbeit nicht gesundheitsschädigend ist	55	51	59	**-8**
dass man dabei ein interessantes, faszinierendes Aufgabengebiet hat	54	50	58	**-8**
dass die Arbeit nicht gefährlich ist	43	38	47	**-9**
dass neu eingetretene Mitarbeiter einen Ansprechpartner für Fragen haben	37	32	41	**-9**
dass die Arbeit mit öffentlichen Verkehrsmitteln leicht erreichbar ist	32	27	38	**-11**
dass man dabei Kundenkontakt hat	39	31	48	**-17**
dass Frauen und Männer bei gleicher Leistung gleich viel verdienen	50	32	68	**-36**

Quelle: JugendReferat des Landes OÖ, 2008.

Junge Männer schneiden beim Übergang ins Erwerbsleben besser ab als Frauen und sie ergreifen höher bezahlte und karriereorientierte Berufe. Dies stellt eine Publikation des deutschen Bundesministeriums für Bildung und Forschung über die Bildungs(miss)erfolge und Berufswahlentscheidungen von Jungen fest. Das ist wohl unter anderem auch auf die geschlechtsspezifisch unterschiedliche Motivationslage bei der Ausbildungs- und Berufswahl zurückzuführen. Außerdem, so die deutsche Publikation, orientieren sich Buben und Burschen stark an tradierten Geschlechterbildern und ergreifen bevorzugt Berufe in Handwerk und Industrie (Budde, 2008, S. 35). Auch dies findet in einer Oberösterreichischen Jugendstudie, diesmal aus dem Jahr 2009, Bestätigung. Die männlichen und weiblichen Befragten waren sich weitgehend einig darüber, welche Berufssparten Zukunft haben: die Computerbranche, freie Berufe, Ämter und Behörden sowie Banken und Versicherungen. Nur bei vier Arbeitsfeldern hatten die männlichen und weiblichen Jugendlichen zum Teil deutlich unterschiedliche Einschätzungen: Die Burschen und Männer fanden einen Arbeitsplatz (für jene, die dazu geeignet seien) in einem Handwerksbetrieb (Männer: 36%, Frauen: 25%) oder in einem Industriebetrieb (Männer: 32%, Frauen: 21%) attraktiver als die Mädchen und Frauen, die wiederum den Pflegedienst und Gesundheitsbereich (Männer: 36%, Frauen: 54%) sowie den Tourismus und Gastronomiebereich

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

(Männer: 24%, Frauen: 33%) bevorzugten (JugendReferat des Landes OÖ, 2009, S. 13 u. Tab. 10).

1.3.4 Burschen (und Mädchen) mit Qualifikationsdefiziten

Bildungs- und Berufsentscheidung nach der Schulpflicht: statistische Daten

Hier sollen jene Jugendlichen im Mittelpunkt stehen, die lediglich die Pflichtschule abgeschlossen haben. Sie haben durchgehend akuten Qualifikationsbedarf und gelten als besonders problematische Gruppe am Arbeitsmarkt. Eine Studie, die im Auftrag des AMS durchgeführt wurde, zählte 2008 knapp 150.000 15- bis 24-Jährige, die nach der Pflichtschule auf einen weiteren Bildungsabschluss verzichteten. Zu ihnen gehören nicht nur die etwa 25.000 sogenannten Direkteinsteiger/innen, also Burschen und Mädchen, die unmittelbar nach der neunten Schulstufe ohne weitere Bildungsaktivitäten zu arbeiten beginnen, sondern auch rund 98.000 Schul- und Lehrabbrecher/innen und rund 20.000 Jugendliche, die nie in den Arbeitsmarkt integriert oder im weiterführenden Ausbildungssystem aktiv waren (die so genannten Erwerbsfernen) (Gregoritsch, 2009). Auch wer bald nach der Pflichtschule oder dem Abbruch der Ausbildung einen Job findet, ist keinesfalls gut in den Arbeitsmarkt integriert. Diese jugendlichen Hilfsarbeiter/innen und angelernten Arbeitskräfte sehen sich häufigen Perioden von Arbeitslosigkeit, langfristig instabilen Beschäftigungskarrieren und überaus eingeschränkten Aufstiegsmöglichkeiten gegenüber.

Bei den sogenannten frühen Schulabgängern und -abgängerinnen, also jenen Jugendlichen, die ihre Bildungskarriere nach der Schulpflicht niemals fortgesetzt bzw. zu Ende geführt haben, lassen sich in Österreich nur sehr geringe[3] geschlechtsspezifische Unterschiede zu Lasten der Burschen feststellen, ganz im Gegensatz zu fast allen anderen EU-Ländern[4], in denen der Anteil der männlichen frühen Abgänger jenen der weiblichen zum Teil ganz beträchtlich überschreitet: zum Beispiel 2008 in Portugal um 13,3, in Spanien um 12,3, in Lettland um 9,5, aber auch im Bildungsvorzeigeland Finnland um 4,4 Prozentpunkte (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 23ff). Eine Prognose bis ins Jahr 2018 sagt voraus, dass die Anzahl der männlichen Jugendlichen mit akutem Qualifikationsbedarf ungefähr gleich bleiben wird, jene der weiblichen aber um rund 2.300 Mädchen geringer sein wird. Die Tendenz scheint also auch in Österreich dahin zu gehen, dass Burschen in Zukunft mehr von diesem Problemfeld betroffen sein werden (Gregoritsch, 2009).

[3] Eine Studie des IHS aus dem November 2007 erhob für Burschen und junge Männer im Alter von 18 bis 24 Jahren leicht höhere jährliche Dropout-Raten (9,6%) als für Mädchen und junge Frauen (8,4%) (Steiner & Wagner, 2007, S. 5f).
[4] Nur in Bulgarien und Rumänien war 2008 der Anteil der frühen Schulabgängerinnen höher als jener der männlichen (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 23ff).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

In besonders hohem Maß betroffen vom akuten Qualifikationsbedarf sind junge Männer und Frauen mit Migrationshintergrund. Rund ein Drittel der frühen Schulabgänger/innen hat eine andere als die österreichische Staatsbürgerschaft. 46,5 Prozent der Burschen (und 37,9 Prozent der Mädchen) mit nicht-österreichischer Staatsbürgerschaft sind zur Gruppe der Niedrigqualifizierten zu zählen. Bei den Österreichern und Österreicherinnen gilt das für 9,9 Prozent der Burschen (und 11,1 Prozent der Mädchen) (Gregoritsch, 2009). Bei den Jugendlichen mit Migrationshintergrund sind also deutlichere geschlechtsspezifische Differenzen feststellbar, und zwar zu Ungunsten der Burschen. Die bessere Bildungs- und in Folge auch Arbeitsmarktintegration der Jugendlichen mit Migrationshintergrund wird als die vielleicht größte Herausforderung für die Politik in diesem Bereich angesehen (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 6). Dass es gewisse Fortschritte in diese Richtung gibt, lässt sich an der sogenannten zweiten Generation – also jenen Personen mit Migrationshintergrund, die in Österreich geboren sind – ablesen: Der Bildungsstand der Angehörigen der zweiten Generation (25- bis 64-jährige Bevölkerung) scheint sich jenem der Österreicher/innen ohne Migrationshintergrund anzunähern: Auffallend ist allerdings, dass gerade beim Pflichtschulabschluss ein großer Unterschied besteht, und zwar bei den Männern noch mehr als bei den Frauen: 8,3 Prozent Männern ohne Migrationshintergrund mit lediglich Pflichtschulabschluss standen 2009 16,8 Prozent männliche Angehörige der Zweiten Generation gegenüber (Erste Generation: 28,5%). Bei Lehrabschluss (und Berufsbildender Mittlerer Schule) ist eine noch größere Differenz feststellbar (siehe Tab. 2) (ÖIF, 2010a, S. 47).

Tabelle 2: Bildungsstand

Bildungsstand der 25- bis 64-jährigen Bevölkerung: Personen ohne Migrationshintergrund, Erste Generation, Zweite Generation.
Anteile in Prozent.

	ohne Migrationshintergrund			erste Generation von MigrantInnen			zweite Generation von MigrantInnen		
	Ges.	M	W	Ges.	M	W	Ges.	M	W
Pflichtschule	13,3	8,3	18,2	32,7	28,5	36,4	20,5	16,8	24,0
Lehre, BMS	59,1	64,6	53,5	32,8	39,7	26,6	51,3	55,4	47,2
AHS, BHS, Kolleg	13,9	14,0	13,9	16,6	14,0	18,9	14,7	14,3	15,1
Universität, FH, Akademien	13,7	13,0	14,4	17,9	17,8	18,1	13,5	13,5	13,6

Quelle: ÖIF, 2010a, S. 47.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Infobox: Niedrige Qualifikation, Migrationshintergrund und Arbeitslosigkeit

Titel der Erhebung: Arbeitslose Jugendliche mit türkischem Migrationshintergrund und Arbeitsmarktintegration in Wien.

Einrichtung: Österreichischer Integrationsfonds.

Im Juni 2010 wurden in Wien 100 arbeitslose Jugendliche im Alter von 15 bis 25 Jahren mit türkischem Migrationshintergrund befragt. Das Verhältnis Männer zu Frauen betrug 50:50. Als Erhebungsinstrument diente ein standardisierter, muttersprachlicher Fragebogen.

Mehr als drei Viertel der befragten jungen Männer sind in Österreich geboren (Frauen: 58%), 59 Prozent der Männer (und der Frauen) haben die österreichische Staatsbürgerschaft. In Österreich beträgt die Arbeitslosenquote von Jugendlichen mit türkischer Staatsbürgerschaft 12,6 Prozent und liegt damit leicht über dem gesamtösterreichischen Durchschnitt von zehn Prozent (ÖIF, 2010b). 71 Prozent der Befragten leben länger als zehn Jahre in Wien, 17 Prozent zwischen fünf und zehn Jahren, weitere zehn Prozent kürzer. Dies gilt für Männer und Frauen gleichermaßen. Die Umgangssprachen zu Hause sind bei 92 Prozent Türkisch und bei 38 Prozent Deutsch, 30 Prozent verwenden im Alltag beide Sprachen. Dies lässt darauf schließen, dass ein Gutteil der Befragten Deutsch nur mangelhaft beherrscht (Potkanski & Isler, 2010, S. 17f.).

Ein Blick auf die höchste abgeschlossene Schulbildung bestätigt die Gefahren, die mit einem frühen Bildungsabgang verbunden sind: Immerhin 55 Prozent der arbeitslosen Jugendlichen haben lediglich die Pflichtschule besucht, 23 Prozent eine Lehre absolviert, 16 Prozent die Matura gemacht und fünf Prozent ein Universitätsstudium hinter sich. Die Männer haben im Schnitt eine höhere Ausbildung und etwas seltener nur die Pflichtschule abgeschlossen als die Frauen (Potkanski & Isler, 2010, S. 21).

15 Prozent haben keine Vorstellung davon, was sie in Zukunft machen wollen. Nahezu der Hälfte der jungen Männer (48%) ist es wichtiger, sich weiterzubilden als einen Job zu haben; von den Frauen war nur ein knappes Drittel dieser Ansicht (32%). Die geäußerten beruflichen Vorlieben folgen stark traditionellen Geschlechterbildern, wobei die Burschen Berufe bevorzugen, die mit einer intensiveren und längeren Ausbildung sowie einem höheren Bildungsniveau verbunden sind. Die drei „männlichen“ Spitzenreiter sind der Bildungsbereich (12 Nennungen von 77), die Automobilindustrie (10) sowie Hotel und Gastwirtschaft (10). Die „weiblichen“ Top-3 – streng genommen Top-5 – sind der kaufmännische Bereich (12 Nennungen von 65), das Mode- und Friseurgewerbe (11) und ex aequo an dritter Stelle das Kredit- und Versicherungswesen, das Bekleidungs- und Textilgewerbe sowie Hotel und Gastwirtschaft (je 6 Nennungen) (Potkanski & Isler, 2010, S. 26, 36 und 27ff).

Über ihre beruflichen Möglichkeiten ließen sich die Männer am häufigsten in der Schule (19 Nennungen von 63) informieren, an zweiter und dritter Stelle liegen Eltern und Familie (13) sowie Bekannte (13). Bei den Frauen nehmen Eltern und Familie den Spitzenplatz ein (16 Nen-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

nungen von 46), gefolgt von der Schule (9) und den Bekannten, dem AMS und eigenen Recherchen (jeweils 6). Neben den persönlichen Kontakten spielt also die Schule bei der Berufsorientierung eine tragende Rolle. Umso bedenklicher stimmt es, dass 42 Prozent der befragten Burschen und 46 Prozent der Mädchen angaben, in der Schulzeit nicht ausreichend über die Berufsmöglichkeiten informiert worden zu sein (Potkanski & Isler, 2010, S. 29ff).

Die von den Befragten genannten Hindernisse auf dem Weg zu einem stabilen Job machen deutlich, dass die jungen Männer weniger selbstkritisch sind und sich aufgrund ihrer Kultur stärker diskriminiert fühlen (Potkanski & Isler, 2010, S. 39f.).

Die individuellen und gesellschaftlichen Folgen des Verzichts auf Weiterbildung

Die Gründe dafür, mit der Schule aufzuhören, sind vielfältig, etwa fehlende Erfolgserlebnisse beim Lernen und bei den Noten, kein Interesse an den Inhalten, der Wunsch, Geld zu verdienen und so unabhängig und damit gleichsam erwachsen zu werden. Dies mag kurzfristig reizvoll erscheinen, auf lange Sicht geht der Schuss jedoch nach hinten los, denn die Ausbildung bestimmt in hohem Maße die Chancen am Arbeitsmarkt und damit auch den zukünftigen Lebensstandard. Schon im Alter von 30 Jahren spüren Pflichtschulabgänger/innen deutlich negative Einkommenseffekte gegenüber ihren höher qualifizierten Jahrgangskollegen und -kolleginnen. Im Jahr 2008 betrug das Jahresbeschäftigungseinkommen (Median) der 30-jährigen männlichen Pflichtschulabgänger (mit österreichischer Staatsbürgerschaft) im Schnitt 23.900 Euro, jenes der Absolventen einer Lehre oder mittleren Schule 30.200 Euro, jenes von Maturanten 36.000 Euro und jenes von Akademikern 36.900 Euro. Die Einkommensunterschiede zwischen Männern und Frauen nehmen ab, je höher das erreichte Ausbildungsniveau ist. Pflichtschulabgänger verdienen nahezu doppelt so viel doppelt wie Frauen desselben Ausbildungsniveaus (um rund 92,74% mehr), Lehr- und BMS-Absolventen um rund drei Viertel mehr (74,57%), Maturanten um knapp sechzig Prozent (59,30%) und Akademiker um fast vierzig Prozent mehr (38,72%) (Synthesis, 2009, S. 3ff). Auch von Arbeitslosigkeit sind niedrig Qualifizierte besonders häufig betroffen: Die Arbeitslosenquote der männlichen Pflichtschulabgänger betrug 2010 im Jahresdurchschnitt 10,2 Prozent (Frauen: 7,7%), jene der Absolventen einer Lehre 3,5 Prozent (Frauen: 3,8%), einer mittleren Schule 3,6 Prozent (Frauen: 3,3%), einer höheren Schule 5,1 Prozent (Frauen: 3,8%) und jene der Akademiker 2,5 Prozent (Frauen: 2,8%) (Statistik Austria, 2011, S. 55). Zu den wichtigsten Faktoren, die in Armutsgefährdung oder manifeste Armut (siehe Kap. 2.2) führen, gehört ein niedriger Bildungsabschluss: Die Armutsgefährdungsquote von Pflichtschulabgängern und -abgängerinnen liegt bei 22 Prozent[5] (Durchschnitt Österreich: 12%), der Anteil der manifest Armen erreicht elf Prozent (Durchschnitt Österreich: 6%) (BMASK, 2009, S. 33 u. 37).

[5] Die Armutsgefährdungsquote bzw. der Anteil der manifest Armen betragen bei Absolventen einer Lehre oder mittleren Schule neun bzw. vier Prozent, bei Maturanten acht bzw. vier Prozent und bei Akademiker/innen sechs bzw. drei Prozent. (BMASK, 2009, S. 33 u. 37).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Den Burschen und Mädchen, die im Rahmen der Oberösterreichischen Jugendstudie 2009 befragt wurden, ist mehrheitlich bewusst, dass ein höherer Bildungsabschluss günstig für die Arbeitssuche ist, wobei die Burschen den Nutzen tendenziell etwas geringer einschätzen als die Mädchen. Auf die Frage „Bitte sagen Sie mir, welche von diesen Schulabschlüssen Ihrer Ansicht nach besonders günstig für die Jobsuche sind“ antworteten 65 Prozent der Burschen „Matura“ (Mädchen: 70%), 60 Prozent „Lehre“ (Mädchen: 60%), 54 Prozent „Studium“ (Mädchen: 59%), 24 Prozent „mittlere Schule“ (Mädchen: 29%), aber immerhin auch fünf Prozent „keine Ausbildung“ (Mädchen: 4%). Auffallend ist das hohe Vertrauen in die Matura und das vergleichsweise geringe in einen Universitätsabschluss; speziell die Burschen schätzen die Jobchancen von Akademikern und Akademikerinnen schlechter ein als jene von Lehrlingen sowie Maturanten und Maturantinnen, was der tatsächlichen Situation keineswegs entspricht (JugendReferat des Landes OÖ, 2009, S. 12 u. Tab. 9).

Neben den individuell nachhaltigen Folgen eines frühzeitigen Ausscheidens aus dem Bildungssystem lassen sich auch negative Aspekte ausmachen, die gesamtgesellschaftlich wirksam werden. Das nicht genutzte Potential der Jugendlichen, die nicht erworbenen Qualifikationen zum Beispiel, wird in Zukunft fehlen. Eine von Arbeitslosigkeit, Armut und mangelhafter Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ständig bedrohte Bevölkerungsgruppe kommt dem Staat teuer. Vor diesem Hintergrund sind die seit Jahren vorgetragenen Forderungen der Bildungs- und Arbeitsmarktexperten und -expertinnen nach einem Ausbau und einer Qualitätssteigerung der Berufs- und Bildungsberatung zu verstehen. Die Wünsche betreffen speziell die Schulen, denen es zukommt, die Kinder schon früh zur Arbeitswelt hinzuführen, Einblicke in reale Berufssituationen zu gewähren, indem etwa Schnupperpraktika angeboten werden, und den Schülern und Schülerinnen informierend und beratend zur Seite zu stehen, wobei eine verpflichtende Teilnahme an den Beratungs- und Orientierungsangeboten für sinnvoll erachtet wird. Besondere Bedeutung hat die schulische Berufs- und Bildungsinformation für Schüler/innen mit Migrationshintergrund bzw. deren Eltern. Tendenziell wird das vergleichsweise niedrige Bildungsniveau der Eltern mit Migrationshintergrund tradiert. Die Migranten und Migrantinnen beeinflussen die Entscheidungen ihrer Kinder nachhaltig (siehe oben), wissen aber häufig nur wenig über das österreichische Bildungssystem, haben geringe Kontakte zu Institutionen und Unternehmen und sind durch die häufig mangelhaften Sprachkenntnisse in ihren Möglichkeiten eingeschränkt, die notwendigen Informationen einzuholen. Die weiter oben beschriebene Studie über Wiener arbeitslose Jugendliche mit türkischem Migrationshintergrund macht deutlich, wie wichtig eine Information der Eltern und der Jugendlichen in der Schule wäre (insbesondere für Burschen, die sich mehrheitlich in der Schule über die Berufsmöglichkeiten informieren) – und dass es hier Defizite gibt.

Den Lehrer/innen jedoch scheinen diese Defizite in ihrem vollen Ausmaß nicht bewusst zu sein: Bei einer Befragung von Lehrkräften im Jahr 2010 meinten 86 Prozent, dass in ihrer Schule

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

„Migranteneltern über die möglichen Bildungswege ihrer Kinder“ gut[6] informiert würden. Zwar liegt die Vergleichszahl für Eltern von Schülern und Schülerinnen ohne Migrationshintergrund mit 93 Prozent[7] deutlich höher, trotzdem scheinen die Lehrer/innen die Informationsweitergabe an Eltern mit Migrationshintergrund zu positiv einzuschätzen. Die befragten Lehrkräfte meinten außerdem zu 54 Prozent[8], dass es oft schwierig sei, „den Migranteneltern das österreichische Schulsystem zu erklären“. Bestätigt wird, dass die Eltern mit Migrationshintergrund wenig über das Schulsystem wissen: 68 Prozent[9] der Befragten gehen davon aus, dass die „Migranteneltern oft wenig konkrete Vorstellungen über die beruflichen Möglichkeiten haben“, bei Eltern ohne Migrationshintergrund treffe das nur auf 23 Prozent[10] zu. Schließlich meinen 53 Prozent[11] der Lehrkräfte, dass „viele Migranteneltern (…) keinen Wert darauf [legen], dass ihre Kinder einen höheren Bildungsweg absolvieren“, über die Eltern von Schüler/innen ohne Migrationshintergrund dachten nur 16 Prozent[12] so. Mehrheitlich wird also die Schuld für die höhere Bildungsverweigerung der Jugendlichen mit Migrationshintergrund eher bei deren Eltern als bei der Schule gesehen, eine Meinung, die von Bildungs- und Arbeitsmarktexperten und -expertinnen so nicht geteilt wird (Befragung von LehrerInnen, 2010, IFES). Eine von mehreren Teilstudien über die Lebensrealitäten von Jugendlichen mit muslimischem Migrationshintergrund kommt zu ähnlichen Ergebnissen wie die Befragung der Lehrkräfte: Lehrer/innen sowie Schuldirektoren und -direktorinnen äußerten die Befürchtung, dass sich Eltern mit muslimischem Migrationshintergrund nicht ausreichend um die Schullaufbahn ihrer Kinder kümmerten. Für die befragten Eltern ist aber die Ausbildung der Kinder das Allerwichtigste. Dass sie trotzdem wenig Kontakt mit den Schulen hätten, liege häufig daran, dass sie fürchteten, sich dort nicht gut genug ausdrücken zu können. Außerdem gingen insbesondere türkische Migranten und Migrantinnen nicht gerne zu Ämtern und „verwandten“ Einrichtungen und billigten Lehrern und Lehrerinnen so hohe Autorität und Fachkompetenz zu, dass sie deren Urteil nicht in Zweifel zögen (Schlaffer, 2009, S. 30).

Nach der Pflichtschule den richtigen Bildungsweg eingeschlagen zu haben, bedeutet heutzutage nicht mehr, dass man den Rest des Lebens in einem einzigen Beruf tätig sein wird. Und wenn man sich in der Wahl der Weiterbildung geirrt hat, folgt daraus auch keine langfristige Bindung. Man kann und muss immer wieder auch etwas dazulernen, aber dies ist leichter, wenn man einen längeren Bildungsweg hinter sich gebracht hat (Härtel, 2008, S. 354f.).

[6] trifft voll zu: 50%, trifft eher zu: 36% (Befragung von LehrerInnen, 2010, IFES).
[7] trifft voll zu: 65%, trifft eher zu: 28% (Befragung von LehrerInnen, 2010, IFES).
[8] trifft voll zu: 11%, trifft eher zu: 43% (Befragung von LehrerInnen, 2010, IFES).
[9] trifft voll zu: 14%, trifft eher zu: 54% (Befragung von LehrerInnen, 2010, IFES).
[10] trifft voll zu: 2%, trifft eher zu: 21% (Befragung von LehrerInnen, 2010, IFES).
[11] trifft voll zu: 10%, trifft eher zu: 43% (Befragung von LehrerInnen, 2010, IFES).
[12] trifft voll zu: 3%, trifft eher zu: 13% (Befragung von LehrerInnen, 2010, IFES).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Infobox: Wege in den Arbeitsmarkt und in die Arbeitslosigkeit

Titel: Jugendliche mit akutem Qualifikationsbedarf 2007–2015. Monitoring und Prognosen

Einrichtung: Synthesis Forschung (im Auftrag des AMS)

Die Längsschnittanalysen der Geburtsjahrgänge 1983, 1987 und 1990 erlauben es, den Ausbildungsverlauf und zumindest die ersten Berufsjahre nachzuverfolgen. Untersucht wurden Bildungs- bzw. Erwerbsweg bzw. -status zum Stichjahr 2007, in dem die Personen der untersuchten Jahrgänge das 17., das 20. bzw. das 24. Lebensjahr vollendet hatten. Die Datenbasis bilden Versicherungsdaten über mitversicherte Familienangehörige – die Jugendlichen sind meist bei ihren Eltern mitversichert –, die anhand der Daten des Mikrozensus justiert wurden.

Um die möglichen Bildungs- und Berufswege nach Beendigung der Schulpflicht nachzuverfolgen, seien als erstes die 96.930 Österreicher/innen des Geburtsjahrgangs 1990 herangezogen. Das Verhältnis Burschen zu Mädchen betrug in diesem Jahrgang 51 zu 49 Prozent.

- **Weiterführende (Schul-) Bildung**: Mehr als die Hälfte (55,5%) setzte die Schule fort – die Burschen (49,0%) deutlich seltener als die Mädchen (62,3%).

- **Lehre**: 41 Prozent machten sich auf die Suche nach einer Lehrstelle, wesentlich mehr Burschen (49,8%) als Mädchen (31,8%). 13,6 Prozent der Suchenden konnten keine Lehrstellen finden – 48 Prozent davon Burschen – und versuchten daraufhin entweder in den Arbeitsmarkt einzusteigen oder sie nahmen eine andere Ausbildung in Angriff. 34.300 Jugendliche begannen also eine Lehre, das entspricht 44,4 Prozent der Burschen und 26,0 Prozent der Mädchen dieses Jahrgangs.

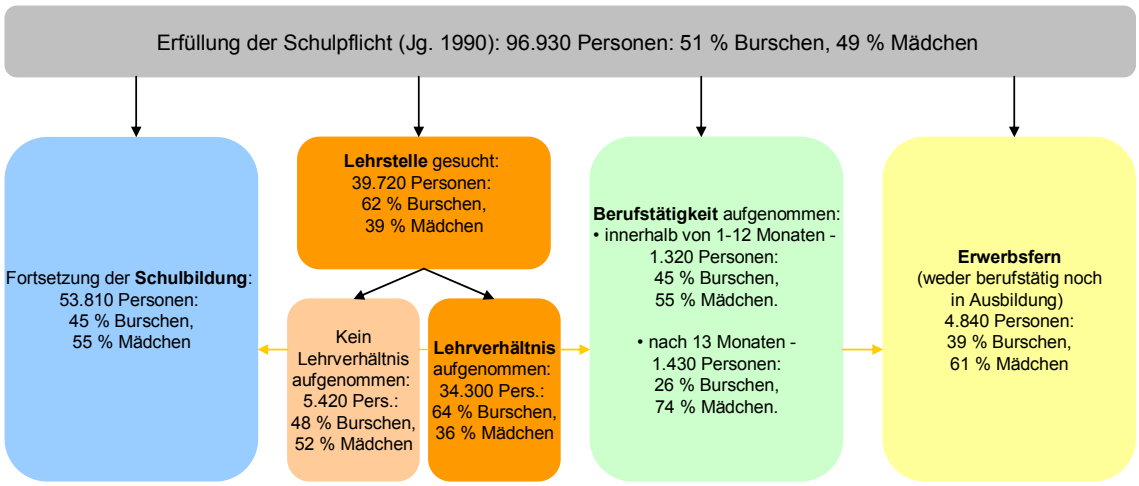
- **Erwerbstätigkeit**: Im Jahr nach Absolvierung der Schulpflicht begannen 1.320 Personen ohne weitere Ausbildung zu arbeiten: 1,2 Prozent der Burschen und 1,5 Prozent der Mädchen. Nach 13 Monaten hatten dann 1.430 Jugendliche einen Job: 0,8 Prozent der Burschen und 2,2 Prozent der Mädchen.

- **Erwerbsferne**: Ein wenig höher sind die Anteile jener, die 2007 weder in Ausbildung noch im Arbeitsmarkt waren: 3,8 Prozent der Burschen und 6,2 Prozent der Mädchen (Kamleitner et al., 2008, S. 13).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 1: Bildungs- und Arbeitsmarktlaufbahn für Personen, die 2007 das 17. Lebensjahr vollendet haben.

Anteile in Prozent.



Quelle: Kamleitner et al., 2008, S.13.

Am Beispiel des Jahrgangs 1990 konnte die Situation zwei Jahre nach Absolvierung der Schulpflicht dargestellt werden – die meisten 17-Jährigen gingen noch in die Schule, sei es in eine mittlere oder höhere, sei es in die Berufsschule. Der Jahrgang 1983 hatte 2007 bereits das 24. Lebensjahr beendet, außer Studierende[13] oder Personen, die Bildung „nachholten", sollte die Mehrheit den Sprung in den Arbeitsmarkt also schon geschafft haben. Für den Jahrgang 1983 wurden die Bildungswege und ersten Berufsschritte von 99.800 Österreichern und Österreicherinnen untersucht. Das Verhältnis Männer zu Frauen war in diesem Jahrgang ausgeglichen.

- **Weiterführende (Schul- und Universitäts-) Bildung**: Auch so viele Jahre nach Beendigung der Schulpflicht besuchten noch immer deutlich mehr Frauen als Männer eine Schule, eine Universität oder eine andere höhere Bildungseinrichtung, die Anteile der Personen in Ausbildung liegen jedoch mittlerweile insbesondere bei den Männern mit 2,4 Prozent des Jahrgangs sehr niedrig (Frauen: 11,0%).

[13] Durchschnittliche Studiendauer im Studien Jahr 2007/2008 in Semestern (Median): Bachelorstudien: 7,6; Lehramtsstudien: 12,1; Diplomstudien ohne LA: 12,3; Masterstudien: 4,0; anschließende Doktoratsstudien: 6,6 (Statistik Austria, 2010c, S. 273).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

- **Lehre**: Von den 49.900 Burschen des Geburtsjahrgangs begannen weit mehr als die Hälfte eine Lehre (59,4%), etwa jeder Zehnte (9,2%) brach sie ab. 26.920 junge Männer, das sind 53,9 Prozent des Jahrgangs, konnten also eine abgeschlossene Lehre vorweisen. Von den ebenfalls 49.900 Mädchen starteten 38,0 Prozent eine Lehre. Von diesen Lehrlingen brachen 12,2 Prozent die Ausbildung ab. Das ergibt 16.500 junge Frauen mit Lehrabschluss, ihr Anteil an allen Frauen des Geburtsjahrgangs erreicht damit ein Drittel. Der Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Lehranfängern und -anfängerinnen bzw. Absolventen und Absolventinnen beträgt also jeweils rund 20 Prozentpunkte zugunsten der Männer. 160 Männer und Frauen hatten ihre Lehre zum Stichjahr 2007 noch nicht abgeschlossen.

- **gut qualifizierte Erwerbspersonen**: Mehr als drei Viertel der Männer (78,6%) waren nach einer Lehre oder einer weiterführenden schulischen Ausbildung in den Arbeitsmarkt integriert (Frauen: 72,6%).

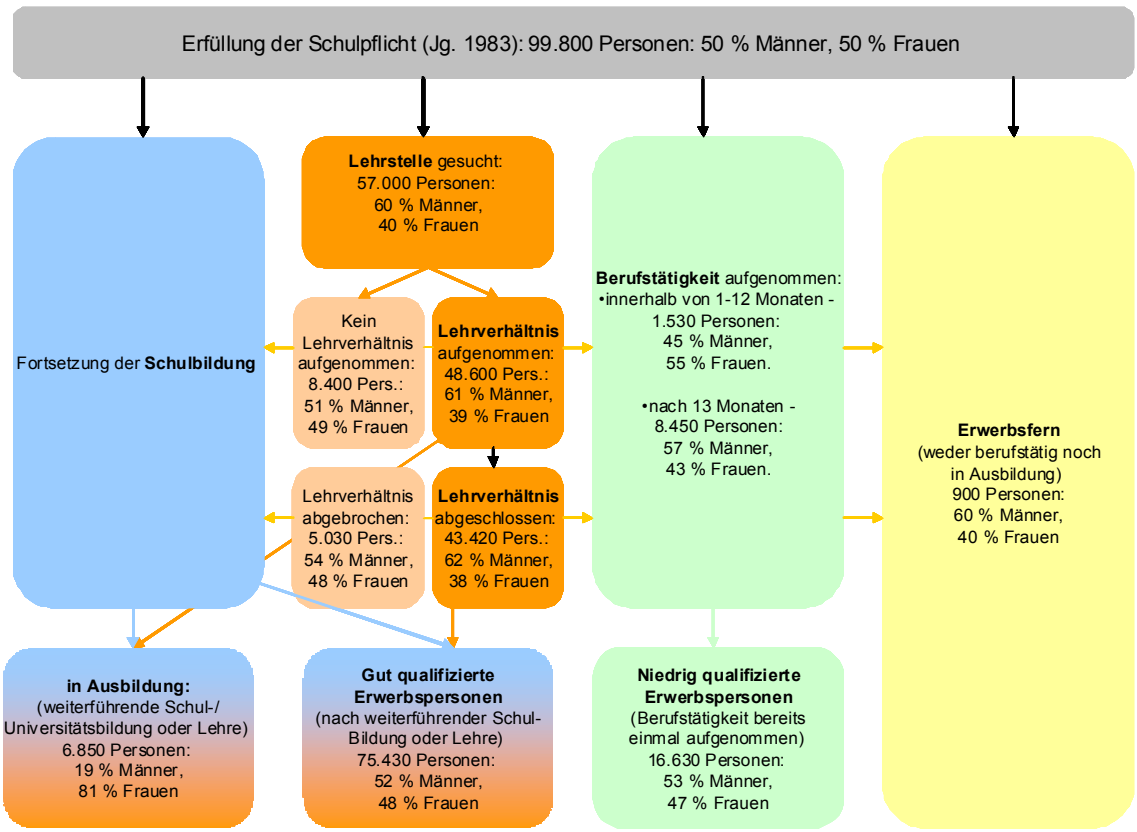
- **niedrig qualifizierte Erwerbspersonen**: 17,7 Prozent der Männer waren schon mindestens einmal auf Basis der Pflichtschulbildung berufstätig (Frauen: 15,7%), ihre Arbeitsmarktintegration stand jedoch auf wackligen Beinen (siehe unten).

- **Erwerbsferne**: 1,1 Prozent der Männer haben weder jemals gearbeitet noch sich weitergebildet (Frauen: 0,7%) (Kamleitner et al., 2008, S. 15).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 2: Bildungs- und Arbeitsmarktlaufbahn für Personen, die 2007 das 24. Lebensjahr vollendet haben.

Anteile in Prozent.



Quelle: Kamleitner et al., 2008, S.15.

Ein genauer Blick auf jene 16.630 **niedrig Qualifizierten**, die direkt nach der Pflichtschule oder nach einem Ausbildungsabbruch in den Arbeitsmarkt eingestiegen sind und zumindest einmal gearbeitet haben, zeigt, in welchem Ausmaß ihre Arbeitsmarktintegration tatsächlich auf wackeligen Beinen stand. Zwei Drittel der 24-jährigen Männer (Frauen: 58,6%) waren im Jahr 2007 berufstätig; 91,2 Prozent von ihnen hatten ein Standardbeschäftigungsverhältnis, 5,5 Prozent eine geringfügige Beschäftigung und 3,3 Prozent waren selbstständig tätig. Die Frauen arbeiteten etwas seltener in einer Standardbeschäftigung bzw. selbstständig und öfter geringfügig[14]. 18,3 Prozent der Männer (Frauen: 16,3%) waren arbeitslos und standen mit dem AMS in Kontakt, 15,9 Prozent (Frauen: 23,7%) waren am österreichischen Arbeitsmarkt nicht aktiv und nicht beim AMS gemeldet. Dies bestätigt die vergleichsweise schlechte Arbeitsmarktintegration

[14] Für die Frauen lauten die Vergleichszahlen 88,8 Prozent, 9,5 Prozent und 1,7 Prozent.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

der frühen Schulabgänger/innen, die für die Frauen allerdings noch deutlich niedriger lag: Nur knapp mehr als die Hälfte waren in den Arbeitsmarkt integriert (Kamleitner et al., 2008, S. 19).

1.3.5 Die Lehre – ein „männlicher“ Weg ins Berufsleben

Ein Blick auf die letzten vier Jahrzehnte zeigt, dass es im Jahr 1980 mit mehr als 194.000 Lehrlingen einen Höhepunkt gab: Ab dann gingen die Lehrlingszahlen bis 2004 zurück. Dann folgte wieder ein leichter Anstieg, unterstützt wurde diese Trendwende durch arbeitsmarkt- und bildungspolitische Maßnahmen wie etwa eine Neuregelung des Fördersystems. Zum 31.12. 2009 zählte man 131.676 Lehrlinge: 86.864 Burschen und 44.812 Mädchen. 2009 hatte es allerdings in Folge der Wirtschafts- und Finanzkrise wieder weniger betriebliche Lehrstellen gegeben als im Jahr davor. Die sogenannte überbetriebliche Lehrausbildung des AMS[15], die jenen Jugendlichen, die keinen regulären Ausbildungsplatz gefunden haben, eine Lehrstelle bietet, sprang ein, sodass die Anzahl der Lehrlinge nicht rückläufig war. Seit 15 Jahren zeigen die Jugendlichen ein konstantes Interesse an einer Lehre: Jeweils rund 40 Prozent beginnen eine solche. Schwankungen in den absoluten Lehrlingszahlen von Jahr zu Jahr sind in erster Linie davon abhängig, wie viele 15-Jährige es im betreffenden Jahr gibt, also von demographischen Effekten. Bis zum Jahr 2015 wird es deutlich weniger 15-Jährige geben, deshalb ist ein Rückgang der Lehrlingszahlen zu erwarten (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 35f., 10 und 46ff; WKO, 2010a).

Rund 15 Prozent der Unternehmen in Österreich sind Lehrbetriebe (Gregoritsch, 2010). Seit 1996 gibt es meist mehr Lehrstellensuchende als offene Stellen, wobei weder alle Suchenden noch alle Lehrstellen gemeldet werden (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 43). Dies ist aber nur eine Seite der Medaille, auf der anderen Seite haben mehr als die Hälfte der Lehrbetriebe Schwierigkeiten, geeignete Lehrlinge zu finden, bei Kleinbetrieben mit ein bis neun Beschäftigten gilt das sogar für 70 Prozent. Als Folge davon können 15 Prozent der Betriebe nicht alle offenen Lehrstellen besetzen.[16] Die Kenntnisse, die die Bewerber/innen aus der Schule mitbringen (insbesondere die mathematischen), werden von den Unternehmen als mangelhaft beschrieben. Kritisiert wird außerdem, dass die Burschen und Mädchen zu wenig Interesse für den Beruf mitbrächten, nicht selbstständig arbeiten könnten und es an Genauigkeit und Sorgfalt fehlen ließen. Ein gutes Beispiel gibt der Erfahrungsbericht eines Maler- und Anstreicherbetriebes in Wien, und zwar für einen typisch männlichen Lehrberuf: „Der Betrieb hatte für seine offene

[15] §§ 8b/30b Berufsausbildungsgesetz (BAG).
[16] Die Daten beruhen auf einer Studie des Instituts für Bildungsforschung der Wirtschaft (ibw) und des Österreichischen Instituts für Berufsbildungsforschung (öibf) (im Auftrag des AMS) zitiert nach Freundlinger, 2008, S. 370f.: Dornmayr, H, Wieser, R. & Henkel, S. (2007). Einstiegsqualifikationen von Lehrstellensuchenden. Endbericht. Wien: ibw & öibf.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Lehrstelle gerade zwei Bewerber. Beide waren nicht in der Lage, die Verarbeitungshinweise für eine Farbe zu lesen und nachher wiederzugeben, was sie gelesen hatten. Darüber hinaus haben sie kein eigentliches Interesse am Lehrberuf gezeigt. Die Lehrstelle wurde nicht besetzt“ (Freundlinger, 2008, S. 370ff). Zu den Leseschwächen der österreichischen Schüler/innen siehe auch die Ergebnisse der PISA-Studie in Kap. 1.2.

Rund zwei Drittel der Lehrlinge sind männlich, und zwar konstant über die letzten 30 Jahre hinweg. Dass sich deutlich mehr Burschen als Mädchen für eine Lehre entscheiden, hängt auch damit zusammen, dass das Angebot an Lehrberufen für Mädchen kleiner und weniger attraktiv ist. Rund 250 Lehrberufe stehen zur Wahl, die Palette passt sich ständig an die Entwicklungen in der Wirtschaft an (Gregoritsch, 2010). Die Lehrlingsausbildung ist stark in Gewerbe und Handwerk bzw. Industrie verankert, in Beschäftigungsfeldern also, die von Männern bevorzugt werden (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 51). Dass so wenige als frauentypisch empfundene Beschäftigungen unter den Lehrberufen zu finden sind, führt dazu, dass sich ein Großteil der Mädchen für sehr wenige Berufe entscheidet, während die Burschen sich vergleichsweise gleichmäßig auf die angebotenen Tätigkeitsfelder verteilen: Bei den jungen Männern nach wie vor am beliebtesten ist Kraftfahrzeugtechnik (9,2%), gefolgt von Installations- und Gebäudetechnik (5,9%) und Elektroinstallationstechnik (5,4%). Rund 20 Prozent der männlichen Lehrlinge sind in diesen drei Lehrberufen zu finden, knapp die Hälfte in den zehn beliebtesten. Bei den Mädchen hingegen lernt ein knappes Viertel für ein und dieselbe Sparte, den Einzelhandel (mit verschiedenen Schwerpunkten). Knapp die Hälfte hat sich für die drei beliebtesten Lehrberufe entschieden – auf den Einzelhandel folgen Bürokauffrau (12,2%) sowie Friseurin, Perückenmacherin und Stylistin (11,6%), über zwei Drittel für die zehn häufigsten Berufe (WKO, 2010b). Der Rückgang der betrieblichen Lehrstellen in Folge der Wirtschafts- und Finanzkrise betraf insbesondere den Bereich „Herstellung von Waren“ (-25%) und damit einen männertypischen Bereich, wohingegen eine frauentypische Branche sogar zulegen konnte und voraussichtlich in den nächsten fünf Jahren weiter expandieren wird, das Gesundheits- und Sozialwesen (Gregoritsch, 2010).

In keiner anderen Schulform der Sekundarstufe II ist der Anteil der Schüler/innen mit nicht-deutscher Umgangssprache so gering wie in der Berufschule. Er beträgt gerade einmal 8,2 Prozent und liegt damit niedriger als in den Berufsbildenden Höheren Schulen (11,0%), der AHS-Oberstufe (12,1 Prozent) und den Berufsbildenden Mittleren Schulen (17,0%). Insgesamt bedienen sich 16,9 Prozent der Schüler/innen in Österreich einer anderen Umgangssprache als Deutsch. Zieht man die Staatsbürgerschaft als Unterscheidungskriterium heran, kann man nach Burschen und Mädchen differenzieren, erfasst allerdings die österreichischen Staatsbürger/innen mit Migrationshintergrund nicht. Bei den ausländischen Staatsbürgern und -bürgerinnen schneidet die Berufsschule im Vergleich zu den anderen Schultypen der Sekundarstufe II nicht ganz so schlecht ab wie bei den Jugendlichen mit nicht-deutscher Umgangsprache: 6,4% der Berufs- und der AHS-Schüler/innen, 5,3 Prozent der BHS-Schüler/innen und 8,6 Prozent der BMS-Schüler/innen sind Nicht-Österreicher/innen. Bundesweit macht der Anteil der Schü-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

ler/innen ohne österreichische Staatsbürgerschaft 9,4 Prozent aus (Burschen: 9,3%, Mädchen: 9,4%). Bei allen hier betrachteten Schultypen ist der Anteil der ausländischen Burschen an den Schülern geringer als jener der ausländischen Mädchen an den Schülerinnen, sogar in der Berufsschule: 6,4 Prozent der Berufsschüler haben keine österreichische Staatsbürgerschaft, bei den Berufsschülerinnen gilt dies für 6,6 Prozent der Mädchen. Trotzdem ist auch unter den Jugendlichen ohne österreichische Staatsbürgerschaft die Lehre ein männlicher Ausbildungsweg: Knapp zwei Drittel der nicht-österreichischen Berufsschüler/innen sind männlich (Statistik Austria, 2010c, S. 150 u. 153). Als Gründe dafür, dass so wenige Jugendliche mit Migrationshintergrund den Weg in die duale Ausbildung finden, werden Informationsdefizite der Jugendlichen und ihrer Eltern genannt, Ängste der Lehrbetriebe hinsichtlich eventueller kultureller Unterschiede oder der bürokratischen Erfordernisse, wenn die Lehrlinge eine ausländische Staatsbürgerschaft haben, die Bildungsferne der Herkunftsfamilien sowie unzureichende Berufsorientierung und Bildungsberatung. Mangelhafte Deutschkenntnisse sind übrigens bei Weitem nicht so bedeutend, wie man angesichts der integrationspolitischen Diskussionen meinen könnte (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 56f.). In einer repräsentativen Umfrage unter 301 Wiener Lehrbetrieben im Dezember 2009 zeigten sich nur knapp mehr als ein Viertel der Befragten mit den Deutschkenntnissen der Lehrlinge unzufrieden. Andere Punkte gaben deutlich mehr Anlass zu Kritik, wie etwa die mangelhaften Mathematik- und Englischkenntnisse (57 bzw. 43%) oder die schulischen Leistungen insgesamt (44%) (Dornmayr & Wieser, 2010, S.61 ff).

Das bereits erwähnte Auffangnetz der überbetrieblichen Lehrlingsausbildung nehmen die Burschen unabhängig von der Staatsbürgerschaft im Vergleich zu den Mädchen weniger häufig in Anspruch. Während der Anteil der jungen Männer an allen Lehrlingen rund zwei Drittel beträgt, liegt er unter jenen, die eine überbetriebliche Lehrstelle innehaben, seit 2005 zwischen 54,3 und 58,6 Prozent (Gregoritsch, 2010). Wie die Mädchen profitieren auch die Jugendlichen mit Migrationshintergrund überproportional von der überbetrieblichen Lehrausbildung, ihr Anteil beläuft sich auf 17,3 Prozent (gegenüber 7,0% an allen Lehrlingen) (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 78).

Der Beginn des eigentlichen Berufswegs nach der Lehre ist von der Suche nach dem richtigen Arbeitsplatz geprägt. Der Job wird häufig gewechselt, und zwischendurch gibt es immer wieder Phasen der Sucharbeitslosigkeit. Mit der Zeit können sich zumindest die jungen Männer aber gut in den Arbeitsmarkt integrieren. Eine Längsschnittuntersuchung der Lehrlinge des Geburtenjahrgangs 1980 zeigt: Im fünften Jahr nach dem Lehrabschluss sind rund zwei Drittel der Männer das ganze Jahr hindurch vollzeitbeschäftigt. Den jungen Frauen gelingt die Arbeitsmarktintegration nicht so gut, sie erreicht nicht die 50-Prozentmarke; tendenziell ist hier ein Rückgang zu verzeichnen (Synthesis, 2007, S. 4).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

1.3.6 Burschen- und frauentypische Berufe am Beispiel Kindergarten- und Hortpädagoge

Man weiß nur wenig darüber, wie bei Burschen geschlechtstypische bzw. -untypische Ausbildungs- und Berufsentscheidungen ablaufen. Die Integration von Mädchen in Männerberufe ist schon länger ein Thema von breitem Interesse als jene der Burschen in Frauenberufe, deshalb ist die Berufswahl von Mädchen besser erforscht (Koch, 2010, S. 1). Die Versuche, Männer für Frauenberufe zu interessieren, sind in Österreich neu und noch wenig entwickelt (siehe Boys' Day; Kap. 2.3). Klar ist, dass sie schon bei der Entscheidung für eine Ausbildung und bei der Ausbildung selbst – und damit bei den Buben und Burschen – ansetzen müssen. Dem trug ein Forschungsprojekt Rechnung, das sich mit männlichen Kindergartenpädagogen befasste, indem es Schüler und Schülerinnen über ihre Haltung zu Männern im Kindergarten befragte. Die Ergebnisse dieses Teils der Forschungsarbeit werden hier vorgestellt, alle anderen in Kapitel 2.3, das sich mit Männern in frauentypischen Berufen befasst.

Infobox: Was Burschen über Kindergärtner und Horterzieher denken

Titel des Forschungsprojekts: elementar. Männer in der pädagogischen Arbeit mit Kindern.

Projektleitung: Univ.-Prof. Dr. J. C. Aigner (Institut für psychosoziale Intervention und Kommunikationsforschung, Universität Innsbruck)

478 Schüler/innen aus Hauptschulen und Gymnasien in Wien und Tirol wurden vor ihrer Berufswahlentscheidung darüber befragt, wie sie über Männer im Kindergarten denken. Auch Schüler/innen der AHS-Oberstufe wurden mit einbezogen, da es Überlegungen gibt, die Ausbildung der Kindergartenpädagogen und -pädagoginnen auf Hochschulniveau zu heben. An der Erhebung nahmen etwa genauso viele Burschen wie Mädchen teil, und es wurden sowohl städtische als auch ländliche Gebiete berücksichtigt.

Kindergärten seien von außen gut zu erkennen, an den Fenstern klebten häufig nette, fröhliche, bunte Bilder, die unter anderem auch signalisierten, dass Kindergärten traditionell weibliche Räume seien, meinte Bernhard Koch, Mitarbeiter des Projekts elementar, in einem Vortrag auf einer Fachtagung im Sommer 2010. Burschen würden sich von einer solchen Arbeitsumgebung wenig angezogen fühlen. Hinzu komme, dass es kaum männliche Kindergartenpädagogen gebe, die als Vorbilder dienen könnten (Koch, 2010a, S. 2). Im Interview ergänzte er, dass außerdem im Rahmen der Berufsorientierung in der Pflichtschule den Burschen zu wenig Informationen über die Möglichkeit geliefert würden, als Mann in einem frauentypischen Beruf zu arbeiten.

Es ist also nicht sehr wahrscheinlich, dass ein Bursche überhaupt auf die Idee kommt, Kindergartenpädagoge zu werden. Und selbst wenn, stehen der tatsächlichen Entscheidung für diesen Frauenberuf bei einem Teil der Burschen noch erhebliche Vorbehalte, Befürchtungen und Vorurteile gegenüber. Über ein Drittel der befragten Schüler denkt, dass Kinderbetreuer keine „richtigen" Männer seien, und 28 Prozent, dass sie eine Gefahr für die Kinder darstellen könnten. In welche Richtung die „Gefahr" vermutet und phantasiert wird, machen die Wortmeldun-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

gen von fünf 14-jährigen Hauptschülern deutlich: Ein Kindergärtner könnte Kinder vergewaltigen oder er könnte schwul sein. Dieselben Buben meinten aber auch, dass Kinder nicht ausschließlich mit Frauen aufwachsen sollten. Immer wieder zeigen die befragten Burschen solche ambivalenten Haltungen, was auf Unsicherheit und wenig konkrete Erfahrung schließen lässt. Zwischen Schülern von Hauptschulen und Gymnasien lassen sich keine Unterschiede in der ablehnenden Haltung feststellen, sehr wohl aber zwischen jenen aus Tirol und aus Wien: In der Bundeshauptstadt zeigten die Burschen weniger Bedenken (Koch, 2010a, S. 5).

Zwar äußerten die befragten Buben deutlich weniger Interesse als die Mädchen daran, im Pflege- und Gesundheitswesen (Burschen 19%, Mädchen: 48%) oder im Bildungs- und Erziehungsbereich (Burschen 27%, Mädchen: 53%) zu arbeiten, aber es fällt auf, dass sie auf einer prinzipiellen Ebene deutlich öfter interessiert sind, als sie tatsächlich eine Ausbildung in diese Richtung beginnen (siehe Kap. 2.3). (Koch, 2010, S. 6)

Knapp ein Viertel der Burschen (24%) kann sich grundsätzlich vorstellen, in einem Kindergarten oder Hort zu arbeiten, sieben Prozent sind sich darüber sogar sicher. Das gilt für Gymnasiasten (28%) weitaus häufiger als für Hauptschüler (17%). Interesse an einem Praktikum zeigen 14 Prozent der Burschen. Diese Zahlen lassen darauf schließen, dass es aktuell ein realistisches Potential von sieben bis 14 Prozent an Burschen gibt, die bereit wären, in einer Kinderbetreuungseinrichtung zu arbeiten. Es scheint dabei weniger die Beschäftigung mit Kindern zu sein, die abschreckend auf die Burschen wirkt, sondern die Arbeit als Kindergarten- bzw. Hortpädagoge, denn 28 Prozent wären bereit, die Leitung einer Jugendgruppe zu übernehmen, ein Drittel, Babysitter zu sein, und über die Hälfte, Kinder im Fußball zu trainieren. Attraktiv wirken hier wohl die Worte „Leitung“ und „Fußball“: Wie oben erwähnt, ist den Buben eine Karriere wichtig, und sei sie auch „nur“ in der Jugendgruppe – und Fußball ist in Österreich der männliche Breitensport schlechthin (Koch, 2010a, S. 7f.).

Für die prinzipiell interessierten Burschen spricht gegen eine tatsächliche Arbeit in einem Kindergarten oder Hort,

- dass die Männer „oft belächelt“ würden (85%),
- dass es keine Karrieremöglichkeiten gebe (73%),
- dass die Bezahlung schlecht sei (66%),
- dass sie sich für (kleine) Kinder nicht interessierten (52%),
- dass Singen, Spielen und Basteln uninteressant seien (43%),
- dass sie sich die Arbeit nicht zutrauten (29%) und
- dass die Tätigkeit ein schlechtes Image habe (27%) (Koch, 2010, S 11f.).

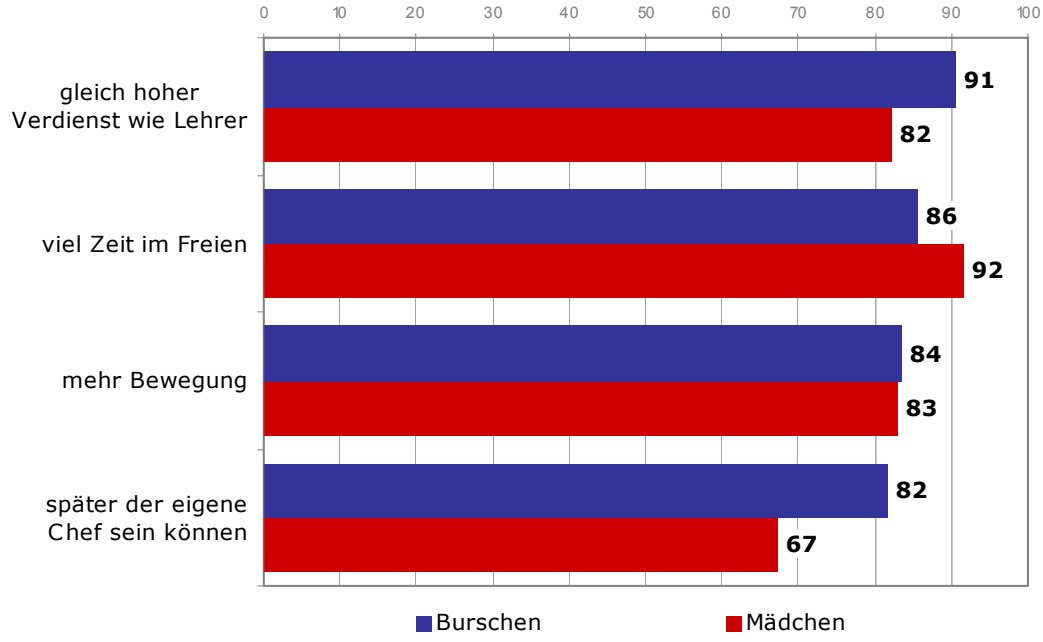
Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Besonders hinderlich ist also die mögliche negative Reaktion des Umfelds bzw. die Furcht, als Mann nicht für voll genommen zu werden. Deutlich öfter genannt als die inhaltlichen Gesichtspunkte, die zwar auch für rund die Hälfte der befragten Jungen ausschlaggebend sind, wurden mangelnde Karrieremöglichkeiten und schlechte Bezahlung. Auch hier bestätigt sich also, dass extrinsische Motivatoren (siehe oben) für die Berufswahl der Burschen eine wichtige Rolle spielen, dies zum Teil auf sehr versteckte, subtile Art und Weise: Berufsbezeichnungen, die zum Beispiel „-pflege“ oder „-helfer“ enthalten, sind für Jungen viel uninteressanter als solche, in denen sich etwa „-fachkraft-“ oder „-macher“ finden (Budde, 2008, S. 35).

Bei den Vorschlägen der Befragten, wie man aus ihrer Sicht den Beruf attraktiver machen könnte, sticht ins Auge, dass den Mädchen die gleichen Faktoren wichtig sind wie den Burschen. So werden zum Beispiel als Lockmittel für Männer häufig so genannte Outdoor- oder Erlebniskindergärten eingerichtet, weil davon ausgegangen wird, dass Männer mehr Interesse an Bewegung im Freien haben als Frauen. In der elementar-Studie sprachen sich aber 92 Prozent der Mädchen und „nur“ 86 Prozent der Burschen für „viel Zeit im Freien“ aus (Koch, 2010, S. 13).

Grafik 3: Attraktivitätssteigerung des Berufs für Interessierte

Anteile in Prozent.



Quelle: Koch, 2010, S. 13.

Tatsächlich mehr Zustimmung der Burschen erhielt andererseits der Vorschlag, in der Ausbildung einen sportlichen Schwerpunkt einzurichten (Burschen: 82%, Mädchen: 71%). Bei anderen Maßnahmen zu **Attraktivitätssteigerung der Ausbildung** werden geschlechtsspezifische Interessen sichtbar: Die Burschen sind öfter für den Aufbau eines handwerklich-technischen Schwerpunkts in den Bildungsanstalten für Kindergartenpädagogik (BAKIP) (Burschen: 47%,

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Mädchen: 34%), die Mädchen öfter für den Ausbau des künstlerisch-kreativen (Burschen: 58%, Mädchen: 80%) und des musischen (Burschen: 36%, Mädchen: 52%), außerdem sind sie auch öfter dafür, dass es mehr Praxismöglichkeiten geben sollte (Burschen: 82%, Mädchen: 88%). Weitgehend einig sind sich Burschen und Mädchen hingegen darüber, dass die Ausbildung auf Hochschulniveau angehoben (Burschen: 76%, Mädchen: 80%) werden sollte (Koch, 2010, S. 14). Bernhard Koch, der diese Daten bei einer Fachtagung vorstellte, erklärte im Interview, dass die Ausbildung derzeit noch immer „den traditionellen Schwerpunkt Singen, Spielen, Basteln“ habe. Es werde nach wie vor für wichtig gehalten, „fein zu arbeiten, mit Schere und Papier, brav um den Tisch sitzend“. Naturwissenschaftliche oder technische Fragen, Werkbänke, grobmotorische oder „wilde“ Aktivitäten hätten noch keinen gleichrangigen Stellenwert. Burschen, die zum Untersuchungszeitpunkt gerade die BAKIP besuchten, hätten zu mehr als der Hälfte erklärt, dass sie als männliche Wesen in der Ausbildung zu kurz kämen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

LITERATUR

Baron-Cohen, S. (2004): Vom ersten Tag an anders, Das männliche und das weibliche Gehirn. Düsseldorf: Walter.

Blaß, H. (2009). „Sag mir, wo die Männer sind“. Überlegungen zur veränderten Geschlechterverteilung in sozialen Berufen und insbesondere in der psychoanalytischen Ausbildung. In: Dammasch, F., Metzger, H. & Teising, M. (Hg.). Männliche Identität. Psychoanalytische Erkundungen. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel, S. 65–79.

BMASK – Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (2009). Einkommen, Armut und Lebensbedingungen, Tabellenband, Ergebnisse aus EU-SILC 2008, Wien: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz.

Budde, Jürgen (2008). Bildungs(miss)erfolge von Jungen und Berufswahlverhalten bei Jungen/ männlichen Jugendlichen (Bildungsforschung Bd. 23). Bonn, Berlin: Bundesministerium für Bildung und Forschung.

Dornmayr, H. & Wieser, R. (2010). Bericht zur Situation der Jugendbeschäftigung und Lehrlingsausbildung in Österreich 2008–2009. Endbericht. Wien: Österreichisches Institut für Berufsbildungsforschung & Institut für Bildungsforschung der Wirtschaft.

EUROSTAT (2001). Arbeitslosenquoten, Jahresdurchschnitte, nach Geschlecht und Altersgruppe (%). [URL: http://epp.eurostat.ec.europa.eu/portal/page/portal/eurostat/home, 21.4.2011)

Freundlinger, A. (2008). Erwartungen der Wirtschaft an LehrstellenbewerberInnen – Was kann die Schule zur Vorbereitung auf eine Lehrausbildung leisten? In: Zeitschrift für Erziehung und Unterricht Nr. 5/6. Wien: ÖBV, S. 370–373.

Gregoritsch, P. (2009). Jugendliche mit akutem Qualifikationsbedarf. Analysen und Prognosen für den Zeitraum 2008 bis 2018 (AMS info 145). Wien: Communicatio.

Gregoritsch, P. (2010). Zur Situation der Lehrausbildung in Österreich. Entwicklungen 2009 bis 2014 (AMS info 158). Wien: Communicatio.

Härtel, P. (2008). Berufsorientierung in der Schule – ein europäisches Megathema. In: Zeitschrift für Erziehung und Unterricht Nr. 5/6. Wien: ÖBV, S. 354–361.

IFES (2010). Befragung von LehrerInnen: SchülerInnen mit Migrationshintergrund. Im Auftrag des Instituts für Soziologie, Wien. Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 26914006.

JugendReferat des Landes Oberösterreich (2008). OÖ Jugendstudie 2008: Linz: JugendReferat des Landes Oberösterreich.
[URL: http://jugendarbeit.ooe-jugend.at/infos/jugendstudien/jugendstudie2008.html, 10.11.2010].

JugendReferat des Landes Oberösterreich (2009). OÖ Jugendstudie 2008: Linz: JugendReferat des Landes Oberösterreich.
[URL: http://jugendarbeit.ooe-jugend.at/infos/jugendstudien/jugendstudie2009.html, 10.11.2010].

Kamleitner, D., Kernbeiß, G., Lehner, U., Städtner, K., Timar, P. & Wagner-Pinter, M. (2008). Jugendliche mit akutem Qualifikationsbedarf 2007–2015. Monitoring und Prognosen (im Auftrag des AMS). Wien: Synthesis.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Koch, B. (2010). Berufswahlentscheidung und Männerbild. Vortrag auf der Fachtagung „Kinder brauchen Männer – Männer in der Kinderbetreuung – neue Perspektiven für die Elementarpädagogik, 11./12. Juni 2010, Universität Innsbruck (unkorrigiertes Vortragsmanuskript).
[URL: http://www.uibk.ac.at/ezwi/elementar/pdf-dateien-fachtagung/ koch_berufswahlentscheidung_und_maennerbild.pdf, 23.10.2010].

Österreichischer Integrationsfonds (ÖIF) (2010b). Zahlen und Fakten. Arbeitsmarkt. Arbeitslosigkeit und Schulungen.
[URL: http://www.integrationsfonds.at/publikationen/zahlen_und_fakten/statistikjahrbuch_2010/arbeitsmarkt/arbeitslosigkeit_und_schulungen, 11.11.2010].

Österreichischer Integrationsfonds (ÖIF) (Hg.) (2010a), migration & integration. zahlen, daten. indikatoren 2010. Wien: BMI.

Pinker, S. (2008): Das Geschlechter-Paradox. Über begabte Mädchen, schwierige Jungs und den wahren Unterschied zwischen Männern und Frauen. München: DVA.

Potkanski, M. & Isler, A. (2010). Arbeitslose Jugendliche mit türkischem Migrationshintergrund und Arbeitsmarktintegration in Wien (ÖIF-Dossier n°11). Wien: Österreichischer Integrationsfonds.

Schlaffer, E. (2009). Der junge Dialog der Kulturen – unsere Zukunft. Aktuelle Studien zu Migration und Gender. In: BMUKK – Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (Hg.). Chancengerechtigkeit durch Gender-Kompetenz. Erfahrungen aus der Schulpraxis und aktuelle Forschungsergebnisse. Dokumentation des 2. österreichweiten Gender Day für Schulen. Wien: BMUKK, S. 21–35.

STATISTIK AUSTRIA (2010a). Eintritt junger Menschen in den Arbeitsmarkt. Modul der Arbeitskräfteerhebung 2009. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2010b). Zwei Drittel der jungen Erwachsenen gelingt Berufseinstieg innerhalb von 3 Monaten nach Ausbildungsende. Pressemeldung.
[URL: http://www.statistik.at/web_de/presse/053304, 10.11.2010].

STATISTIK AUSTRIA (2010c). Bildung in Zahlen. Tabellenband. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2010d). Arbeitskräfteerhebung 2009. Ergebnisse des Mikrozensus. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2011). Arbeitsmarktstatistik. Jahresergebnisse 2010. Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung. Wien: Statistik Austria.

Steiner M. & Wagner, E. (2007). Dropoutstrategie. Grundlagen zur Prävention und Reintegration von Dropouts in Ausbildung und Beschäftigung. Endbericht (im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur). Wien: Institut für Höhere Studien.

Synthesis (2007a). Wie gut gelingt der Berufseinstieg nach einem Lehrabschluss? Karriereanalyse von Personen des Geburtsjahrgangs 1980. Fokusbericht 02/2007. Wien: Synthesis.

Synthesis (2007b). Chancen und Risiken des Berufseinstiegs. Erfahrungen Wiener Jugendlicher 2000–2005. Fokusbericht 03/2007. Wien: Synthesis.

Synthesis (2008). Jugendliche mit akutem Qualifikationsbedarf. Fokusbericht 12/2008 (im Auftrag des AMS). Wien: Synthesis.

Synthesis (2009). Über die Pflichtschule hinaus. Lohnt die Anstrengung? Fokusbericht 12/2009 (im Auftrag des AMS). Wien: Synthesis.

Wieser, R., Dornmayr, H., Neubauer, B. & Rothmüller, B. (2008). Bildungs- und Berufsberatung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund gegen Ende der Schulpflicht (AMS info 113). Wien: Communicatio.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Wirtschaftskammer Österreichs (WKO) (2010a). Lehrlingsstatistik, Stichtag 31.12.2009. Lehrlinge nach Sparten, Lehrjahren und Geschlecht.
[URL: http://wko.at/statistik/jahrbuch/Lehrling3.pdf, 2.11.2010].

Wirtschaftskammern Österreichs (WKO) (2010b). Lehrlingsstatistik, Stichtag 31.12.2009. Die zehn häufigsten Lehrberufe 2009.
[URL: http://wko.at/statistik/jahrbuch/Lehrling6.pdf, 2.11.2010].

Interviewter Experte

- Mag. Bernhard Koch ist „Halbtagspapa“ und arbeitet am Institut für psychosoziale Intervention und Kommunikationsforschung, Fakultät für Bildungswissenschaften, Universität Innsbruck. Er forscht über männliche Kindergartenpädagogen und Volksschullehrer sowie die Vereinbarkeit von Beruf und Familie für Väter.

GRAFIKEN

Grafik 1: Bildungs- und Arbeitsmarktlaufbahn für Personen, die 2007 das 17. Lebensjahr vollendet haben. 89
Grafik 2: Bildungs- und Arbeitsmarktlaufbahn für Personen, die 2007 das 24. Lebensjahr vollendet haben. 91
Grafik 1: Attraktivitätssteigerung des Berufs für Interessierte 97

TABELLEN

Tabelle 1: Wichtigkeit für die Berufsentscheidung 81
Tabelle 2: Bildungsstand 83

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

1.4 Politische Partizipation, Zukunftserwartungen, Wertemuster, Freizeitverhalten

Inhaltsverzeichnis

1.4 Politische Partizipation, Zukunftserwartungen, Wertemuster, Freizeitverhalten 103
1.4.1 Die wichtigsten Erkenntnisse 104
1.4.2 Politische Partizipation und Einstellung zu Institutionen 106
1.4.2.1 Ausgangspunkt 106
1.4.2.2 Interesse an Politik 107
1.4.2.3 Einstellungen zur Politik 108
1.4.2.4 Partizipationsbereitschaft 109
1.4.2.5 Jugendliche und Demokratie 113
1.4.2.6 Vertrauen in Institutionen 115
1.4.3 Zukunftserwartungen 116
1.4.4 Wertemuster 123
1.4.5 Freizeitgestaltung 127
1.4.6 Männliche Jugendliche in der Großstadt 130
Literatur 135
Grafiken 137
Tabellen 137

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

1.4.1 Die wichtigsten Erkenntnisse

Politische Partizipation war über Jahrtausende hinweg vorwiegend Männersache. Dies hat sich in Österreich vor allem seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts bzw. im Zuge der feministischen Bewegung verändert. Bei der Mehrzahl der Akteure in der Politik, in den Interessenvertretungen und auch im kommunalen Bereich handelt es sich gleichwohl nach wie vor um Männer. Dieses geschlechtsspezifische Ungleichgewicht wurde bislang auch nicht infolge von da und dort etablierten Quotenregelungen zugunsten der Frauen aufgehoben. Die Gründe dafür liegen zumindest nicht ausschließlich darin, dass die Männer den Frauen aus egoistischen Motiven heraus den Zugang verwehren, wiewohl solche Mechanismen nicht zu unterschätzen sind. Das breitere und intensivere politische Engagement der Männer resultiert jedoch zweifellos auch aus unterschiedlichen – historisch zu reflektierenden – gesellschaftlichen Bedürfnissen und Werthaltungen von Männern und Frauen bezüglich der Ausübung von ehrenamtlichen und politischen Ämtern, die in den traditionellen Rollenbildern und der damit verbundenen gesellschaftlichen Aufgabenteilung verankert sind. Daraus ist wohl auch erklärlich, warum, wie alle einschlägigen Studien zeigen, Männer ganz generell nicht nur in einem höheren Maße als Frauen an Politik interessiert sind, sondern damit zusammenhängend sich auch zu höheren Anteilen ein politisches Engagement vorstellen können. Ungeachtet der empirisch abgesicherten Unterschiede zwischen den Geschlechtern ist zu konstatieren, dass sich das politische Interesse bei der Bevölkerung generell eher in Grenzen hält und Politik sowie politisches Handeln ein schlechtes Image haben. Aus den dargestellten Fakten und Ergebnissen lassen sich folgende Handlungsempfehlungen ableiten:

- Eine generelle Verbesserung des Images der Politikerinnen und Politiker und eine Förderung der Attraktivität des politischen Amtes. Es handelt sich dabei um eine höchst anspruchsvolle Forderung, zumal die derzeitig dargebotene Praxis eine gewisse Abschreckung hat. Dabei ist nicht nur das Auftreten einzelner Politiker/innen gemeint, sondern auch der mediale Umgang mit Politik und Politiker/innen. Das Stehen im Rampenlicht, das Abwägen jedes gesagten Wortes, das Ausbreiten von Privatem in den Medien und der ständige Hinweis auf die vermeintlich viel zu hohe Bezahlung erhöhen nicht gerade die Attraktivität dieser Aufgabe. In den ländlicheren Regionen Österreichs wird es zunehmend schwierig, jemanden für das Amt des Bürgermeisters bzw. der Bürgermeisterin zu gewinnen. Die Altersstruktur der Mandatare und Mandatarinnen in den Gemeinderäten und der allseits beklagte Mangel an Nachwuchs lassen für die Zukunft weitere Probleme bei der Besetzung von politischen Ämtern erwarten.

- Ein stärkeres Ansprechen und Einbinden vor allem auch der Jüngeren in die politische Gestaltung, wobei sich dies nicht auf die Parteienarbeit beschränken, sondern die Teilnahme an der Gestaltung im eigenen Lebensumfeld in den Vordergrund rücken sollte.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

- Weiterer Ausbau der Mitbestimmungsmöglichkeiten der Bürgerinnen und Bürger etwa im kommunalen Bereich.

- Anreize auch für eine stärkere Einbindung von Menschen mit einem Zuwanderungshintergrund in die politische Gestaltung.

- Weitere Forcierung der politischen Bildung an unseren Schulen, auch im Hinblick auf geschlechtsspezifische Rollenbilder.

Die staatlichen und andere große gesellschaftliche Institutionen werden zumindest ebenso vom Vertrauen seitens der Männer getragen wie von jenem der Frauen.

Was das allgemeine Vertrauen in die Zukunft anbelangt, sind Männer im Schnitt etwas zuversichtlicher – der mit Abstand größte Optimismus herrscht bei den unter 30-jährigen Männern.

Gleichermaßen von Männern und Frauen (von jeweils rund 50%) wird allerdings befürchtet, dass die Kluft zwischen Arm und Reich weiter steigen und dass sich auch der berufliche Leistungsdruck in den kommenden Jahren und Jahrzehnten noch verschärfen wird.

Bemerkenswert ist ein relativ breiter Konsens der Geschlechter hinsichtlich der Frage, welche Charaktereigenschaften und Wertorientierungen künftig wichtig sein werden, um die Zukunft gut zu meistern. Neben Fleiß, Lernbereitschaft und Durchsetzungsvermögen sind für Männer in einem hohen Maße auch eher ‚feminine' Eigenschaften bzw. Kompetenzen von großer Relevanz, z.B.: Teamfähigkeit, Anpassungsfähigkeit, Kontaktfreudigkeit und Verzichten-Können.

Der Wert der Familie wird von Männern annähernd so hoch geschätzt wie von Frauen. Für ein erfülltes Leben ebenfalls ganz wesentliche Bereiche sind darüber hinaus die Arbeit, die Freizeit und die engeren sozialen Kontakte, also die Freunde und Freundinnen bzw. Bekannten. Ein fast vollständiger Konsens zwischen den Geschlechtern besteht auch in Bezug auf den hohen Wert einer sinnvollen Freizeitgestaltung, die allerdings, was die Präferenzen betrifft, deutlich voneinander abweicht.

Das Kulturleben wird nachfrageseitig alles in allem gesehen stärker von Frauen als von Männern getragen. Dies gilt vor allem für die traditionellen bzw. bildungsbürgerlichen Kulturformen sowie für das Leseverhalten. Hier gibt es jedenfalls einen Aufholbedarf für Männer, wobei bereits in der Schule anzusetzen wäre, etwa durch die stärkere Vermittlung auch moderner Kunstformen und einer etwas burschenadäquateren Literaturbefassung.

Empirisch gut abgesichert ist ferner, dass sich jugendliche Männer so wie die jugendlichen Frauen in der Großstadt angesichts der gegenüber den ländlichen und kleinstädtischen Regionen ungleich vielfältigeren Angebotspalette, die vielfach auch angenommen wird, überaus wohl fühlen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Wir möchten – insbesondere was die unterschiedlichen Werthaltungen, Interessen und Einstellungen von Frauen und Männern betrifft – betonen, dass uns selbstverständlich bewusst ist, dass Frauen und Männer, ebenso wie z.B. die älteren Menschen oder die Zuwanderer, keine homogenen Gruppen sind, auf die Pauschalaussagen zutreffen. Alle Ausführungen, Hinweise, Argumentationen und Schlussfolgerungen implizieren notwendigerweise fast immer gewisse Verallgemeinerungen (so wie alle Aussagen über die Welt), deren Relativität in Bezug auf jeden Einzelfall jeweils mitzureflektieren ist. Männer etwa unterscheiden sich von anderen Männern in vielen Charaktereigenschaften, Interessensgebieten und Verhaltensweisen oft viel stärker als von einem Teil der Frauen und umgekehrt. Die meisten Aussagen über geschlechtsspezifische Unterschiede und Abweichungen lassen sich jedenfalls nicht auf Einzelpersonen übertragen, sondern weisen nur auf durchschnittliche Charakteristika bzw. Eigenheiten hin.

1.4.2 Politische Partizipation und Einstellung zu Institutionen

1.4.2.1 Ausgangspunkt

Politische Partizipation versteht sich hier als Interesse, Teilhabe und -nahme am politischen Leben im Allgemeinen nach der von Aristoteles vorgenommenen Bestimmung des Menschen als eines politischen Lebewesens bzw. im Sinne der vita activa im öffentlichen Raum im Verständnis von Hannah Arendt. Der demgegenüber periphere Aspekt des parteipolitischen Wahlverhaltens ist in diesem Rahmen kein Thema. Relevanter sind die grundlegenden Einstellungsmuster in Bezug auf jene politischen Institutionen, auf welchen unser demokratisches System beruht, wobei auch hier wiederum allfällige geschlechtsspezifische Unterschiede darstellbar sind. Gerade im Bereich der politischen Partizipation respektive Aktivität sehen sich die Männer nach wie vor regelmäßig mit dem Vorwurf konfrontiert, Frauen nicht ausreichend Raum für eine Mitarbeit zu geben, etwa im Funktionärsbereich der Politik und der großen Interessenvertretungen, der, obgleich sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten der Frauenanteil in den politischen Gremien sukzessive erhöht hat, nach wir vor männerorientiert ist. Diesbezüglich ist jedenfalls zu ventilieren, ob die Ursache für die anhaltende Männerdominanz wirklich nur darin liegt, dass Frauen in ihren politischen Ambitionen von Männern systematisch eingeschränkt werden, oder ob nicht auch andere Gründe (wie z.B. die Mehrfachbelastung der Frauen) für die Unterrepräsentanz von Frauen anzuführen sind.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

1.4.2.2 Interesse an Politik

Grundlegende Voraussetzung für eine aktive politische Partizipation ist ein gewisses allgemeines Interesse an politischen Fragen und Themen. Im Jahr 2007 wurde diese Frage im Rahmen einer für das Institut für Soziologie der Universität Wien durchgeführten bundesweit repräsentativen Studie erhoben (Soziale Gerechtigkeit und Wahrnehmung gesellschaftlicher Konflikte, 2007). Diese Daten sind zwar nicht ganz aktuell; man kann jedoch davon ausgehen, dass sich innerhalb der letzten paar Jahre hinsichtlich der folgenden geschlechtsspezifischen Verteilungen nicht viel verändert hat: Von den Männern gaben 44 Prozent an, dass sie sich für Politik interessieren (sehr bzw. eher schon); bei den Frauen beläuft sich der entsprechende Anteil auf nur 25 Prozent. Diese starke Disparität bildet sich auch bei den einzelnen Altersgruppen ab. Bei Männern und Frauen bis 40 Jahre beläuft sich das allgemeine Interesse für Politik auf 38 Prozent versus 22 Prozent; bei Männern und Frauen von 41 bis 60 Jahre lautet die Relation: 50 Prozent versus 27 Prozent.

Dazu auch ein Befragungsergebnis aus einer anderen Erhebung, die das IFES im Auftrag des Instituts für Konfliktforschung im Jahr 2008 durchgeführt hat, das insofern bemerkenswert ist, als es sich dabei um die Zielgruppe der Lehramtsstudierenden handelt, die zum Thema „Politische Bildung“ befragt worden sind – also um eine Gruppe, die von der Bildungsschicht her sehr homogen ist und zu deren künftigen beruflichen Aufgaben es zählt, zumindest in fächerübergreifender Form politische Bildung an Schüler/innen zu vermitteln. Auf die Frage, wie sehr sie sich für das Thema Politik insgesamt interessieren, sagten von den angehenden Lehrern 69 Prozent, dass dies sehr oder eher schon der Fall sei; bei den künftigen Lehrerinnen sind es mit 56 Prozent deutlich weniger.

Dieses voneinander abweichende Politikinteresse bei Frauen und Männern bildet sich auch bei allen anderen einschlägigen empirischen Erhebungen in Österreich ab. Da sich alleine schon daraus eine unterschiedlich verbreitete und intensive Einbindung in das konkrete politische Geschehen ergibt, ist evident. Die Männerdominanz im Bereich der politischen Gestaltung resultiert natürlich nicht nur, aber wohl auch aus deren von einem erhöhten Interesse gespeisten Gestaltungswillen. Dies basiert natürlich auf einer historischen Entwicklung: Der traditionellen Trennung zwischen dem den Männern lange vorbehalten gewesenen öffentlichen Leben der Polis und dem frauendominanten privaten Bereich des Haushaltes und der Familie. Eine Angleichung bedarf nicht nur einer selbstkritischen Reflexion seitens der Männer, sondern auch einer größeren Einsatzbereitschaft von den Frauen selbst. Frauenquoten tragen durch die vermehrte Präsenz von Frauen in öffentlich wahrnehmbaren Funktionen zwar dazu bei, reichen aber offenkundig nicht aus, das politische Interesse von Frauen in einem Ausmaß zu wecken, das eine annähernd gleichförmige Bereitschaft zur politischen Partizipation gewährleistet.

Umgekehrt ist auch zu konstatieren, dass das generelle Interesse der Männer an Politik alles andere als sonderlich ausgeprägt ist. Mehr als die Hälfte von ihnen können derselben an sich

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

wenig abgewinnen; 30 Prozent gaben in der bundesweit repräsentativen Bevölkerungsstudie an, dass sie sich für die Politik wenig bis gar nicht interessieren.

1.4.2.3 Einstellungen zur Politik

Dem eher geringen Interesse an Politik mag auch zugrunde liegen, dass die Glaubwürdigkeit der politischen Akteure hierzulande nicht allzu hoch ist: Drei Viertel der Befragten – Männer gleichermaßen wie Frauen – stimmten der folgenden Aussage zu: „Politiker können versprechen, was sie wollen, ich glaube ihnen nichts mehr“. Dieses Misstrauen ist sehr verbreitet – seit Jahren liegen die Vertrauenswerte der Bevölkerung in die zentralen politischen Institutionen (Bundesregierung, Parteien, Parlament) auf dem nicht sonderlich hohen Level von rund 20 und 35 Prozent.

Dem mäßigen Vertrauen in die politischen Institutionen steht allerdings ein breiter Konsens über die Wichtigkeit derselben gegenüber. Dies trifft auch auf das Parlament zu. Im Rahmen der letzten großen Parlamentarismus-Studie im Jahr 2004 (IFES, Fessel-GfK) gaben rund neun von zehn Befragten an, dass sie das Parlament und dessen Tätigkeit für (sehr) wichtig erachten. An dieser Verteilung hat sich im Laufe der 15 Jahre zuvor wenig geändert; es ist anzunehmen, dass dies auch in den letzten Jahren nicht der Fall war. Dieser Widerspruch zwischen dem geringen Vertrauen in die politischen Institutionen und der hohen Bedeutungsanmutung derselben ist nur ein scheinbarer. Das demokratische System als solches wird unabhängig von den politischen Akteuren respektive trotz deren sehr kritisch betrachteter Performance von der Bevölkerung auch innerlich mitgetragen und steht für die ganz überwiegende Mehrheit außer Frage.

Dieser Befund wird empirisch auch durch die rezenteren Erhebungsergebnisse im Rahmen der Großstudie Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien (2008) bestätigt. Zwei Drittel der 8.700 Befragten gaben an, mit dem Funktionieren unserer Demokratie weitgehend zufrieden zu sein, wobei bemerkenswert ist, dass die – oftmals als politikfern bzw. politisch desinteressiert hingestellten – Jüngeren überdurchschnittlich positive Einstufungen vornahmen. Zwischen Frauen und Männern gibt es auch hier kaum Abweichungen. Selbst die verschiedenen Migrationsgruppen unterscheiden sich bei dieser Frage nicht allzu stark. Eine Ausnahme bilden hier nur die aus den ex-jugoslawischen Ländern Zugewanderten: Sie machen sich ein ganz überdurchschnittlich positives Bild vom Funktionieren unserer Demokratie. Personen mit einem türkischen Migrationshintergrund liegen bei ihren Einstufungen in etwa im Gesamtschnitt. Ein überdurchschnittlich negatives Bild machen sich allerdings jene Bevölkerungsgruppen, die in ihren derzeitigen Lebensverhältnissen eine besonders schwierige Situation meistern müssen. Dazu zählen etwa die Arbeitslosen sowie generell jene, die mit einem sehr geringen Einkommen bzw. mit großen finanziellen Problemen konfrontiert sind.

Das hierzulande sehr geringe Image der Berufsgruppe der Politiker und Politikerinnen überträgt sich nur insoweit auf die politischen Institutionen, als diese sozusagen akteurmäßig (und nicht

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

auf Staatsebene) wahrgenommen werden. Das geringe Vertrauen der Bevölkerung in dieselben ist jedenfalls kein Indikator für eine Demokratiemüdigkeit, wohl aber einer für die von vielen nicht goutierte politische Kultur in unserem Land.

Männer unterscheiden sich in Bezug auf ihre grundlegende Einstellung zum demokratischen System und auch hinsichtlich des Vertrauens in staatstragende Institutionen und in deren Funktionsträger nicht signifikant von den Frauen. Dass sich Männer in höherem Maße in die Politik einbringen und – wie das nächste Kapitel zeigen wird – auch eine höhere Partizipationsbereitschaft an den Tag legen als Frauen, resultiert also nicht aus fundamentalen politischen Einstellungsunterschieden. Auch den Eindruck, wonach „politische Parteien Menschen ermutigen, in der Politik aktiv zu werden“, hat jeweils rund ein Viertel der Frauen und Männer (ISSP-Studie: Nationale Identität und Staatsbürgerschaft).

1.4.2.4 PARTIZIPATIONSBEREITSCHAFT

Inzwischen ist es längst nicht mehr so, dass das politische System fast ausschließlich von Männern getragen wird. Der Anteil der Frauen in politischen und kommunalen Institutionen hat sich innerhalb der letzten Jahrzehnte deutlich erhöht; von einer Ausgewogenheit der Geschlechter kann vielfach aber noch keine Rede sein. Mit Stand 6.10.2009 waren nur 28,4 Prozent der Nationalratsabgeordneten Frauen. Im Bundesrat liegt ihr Anteil bei 25,8 Prozent. Die Frauenquote in den Landtagen rangiert ebenfalls durchwegs unter jener der Männer: Sie liegt je nach Bundesland zwischen rund 18% und 42%). Auch in den Parlamentsklubs sind Frauen klar in der Minderzahl (Ausnahme: die Grünen; hier ist das Verhältnis ausgewogen).

Die fast durchwegs deutlich höhere Männerquote erklärt sich auch daraus, dass die entsprechende Partizipationsbereitschaft der Männer höher ist als jene der Frauen. Dies indizieren die Ergebnisse der Sozialwissenschaftlichen Grundlagenforschung Wien (2008). Im Rahmen dieser Großstudie wurde erhoben, in welcher Form man sich bisher schon einmal politisch engagiert habe und ob man sich vorstellen könne, dies in Zukunft einmal zu tun. Das inhaltliche Spektrum reichte von temporären und nur im eher weiteren Sinn politischen Aktivitäten (z.B. an einer Demonstration teilnehmen) bis hin zur Kandidatur für ein politisches Amt.

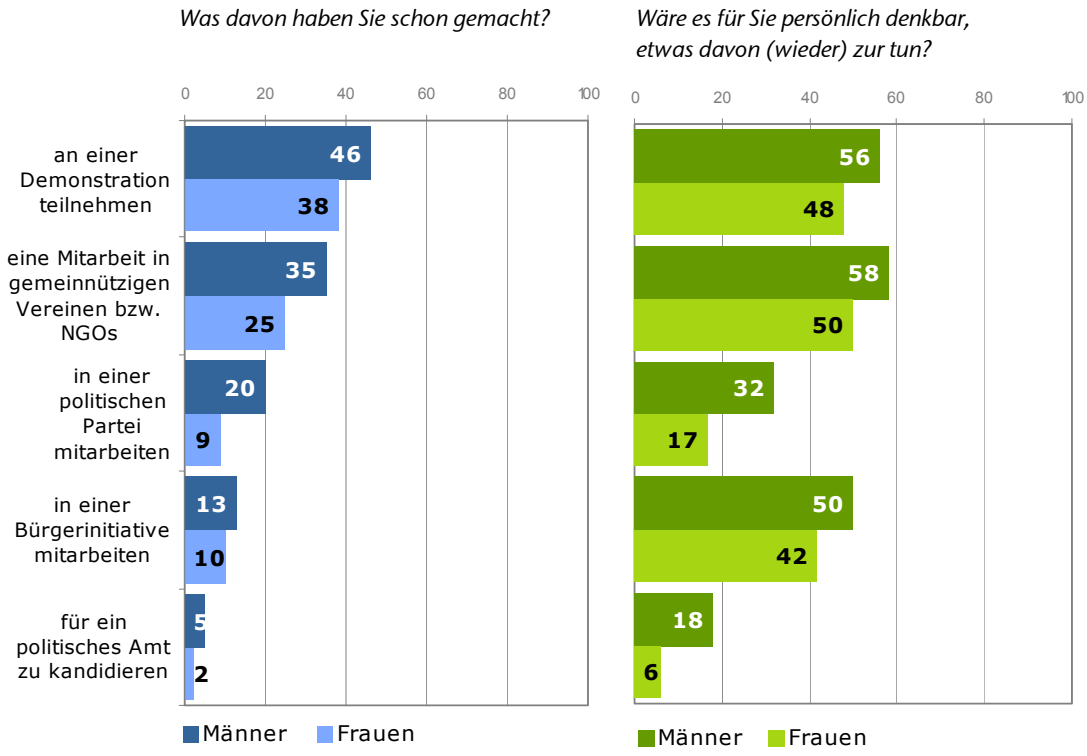
Das geschlechtsspezifische Ergebnis fällt dabei sehr eindeutig aus, insbesondere bei den politischen Aktivitäten im engeren Sinne bzw. auf Funktionsebene. Männer haben nicht nur bisher zu viel höheren Anteilen als Frauen ein politisches Amt angestrebt (5% versus 2%), sondern halten einen solchen Schritt für sich persönlich auch in Zukunft für denkbarer als Frauen (18% versus 6%). Dasselbe gilt hinsichtlich der Mitarbeit in einer politischen Partei. Rund doppelt so viele Männer wie Frauen waren oder sind hier engagiert (20% versus 9%); von der Relation her ganz ähnlich fallen auch die Unterschiede im Hinblick auf ein mögliches künftiges Engagement in diesem Bereich aus (32% versus 17%).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Vergleichsweise geringer sind die geschlechtsspezifischen Abweichungen in Bezug auf Demonstrationen und die Mitarbeit in gemeinnützigen Vereinen sowie an Bürgerinitiativen. Aber auch hier waren und sind es zu höheren Anteilen Männer, die sich dabei schon engagiert haben oder sich eine solche Aktivität in Zukunft vorstellen können.

Grafik 1: Bisherige und vorstellbare politische Partizipation bei Männern und Frauen

Anteile in Prozent.



Quelle: Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien 2008.

Die aus den ex-jugoslawischen Ländern und aus der Türkei zugewanderten Personen haben an den genannten Aktivitäten bisher zu deutlich unterdurchschnittlichen Anteilen teilgenommen; an ein künftiges Engagement wird ebenfalls in einem viel geringeren Ausmaß als etwa von den hier Geborenen und den aus den westlichen EU-Ländern Zugezogenen gedacht. Dies gilt für die türkische Wohnbevölkerung in einem noch höheren Maße als für die hier lebenden Männer und Frauen mit einem ex-jugoslawischen Migrationshintergrund.

In Bezug auf die politische Partizipation wurde eine Typologie erstellt, wobei je nach Aktivierungsgrad (bisherige und künftig denkbare Aktivitäten) fünf Gruppen segmentiert worden sind. Basis für diese Berechnung sind die Antwortverteilungen auf die Frage, ob man sich schon einmal aktiv (kommunal-)politisch betätigt hat und ob es persönlich denkbar wäre, dies einmal zu tun.

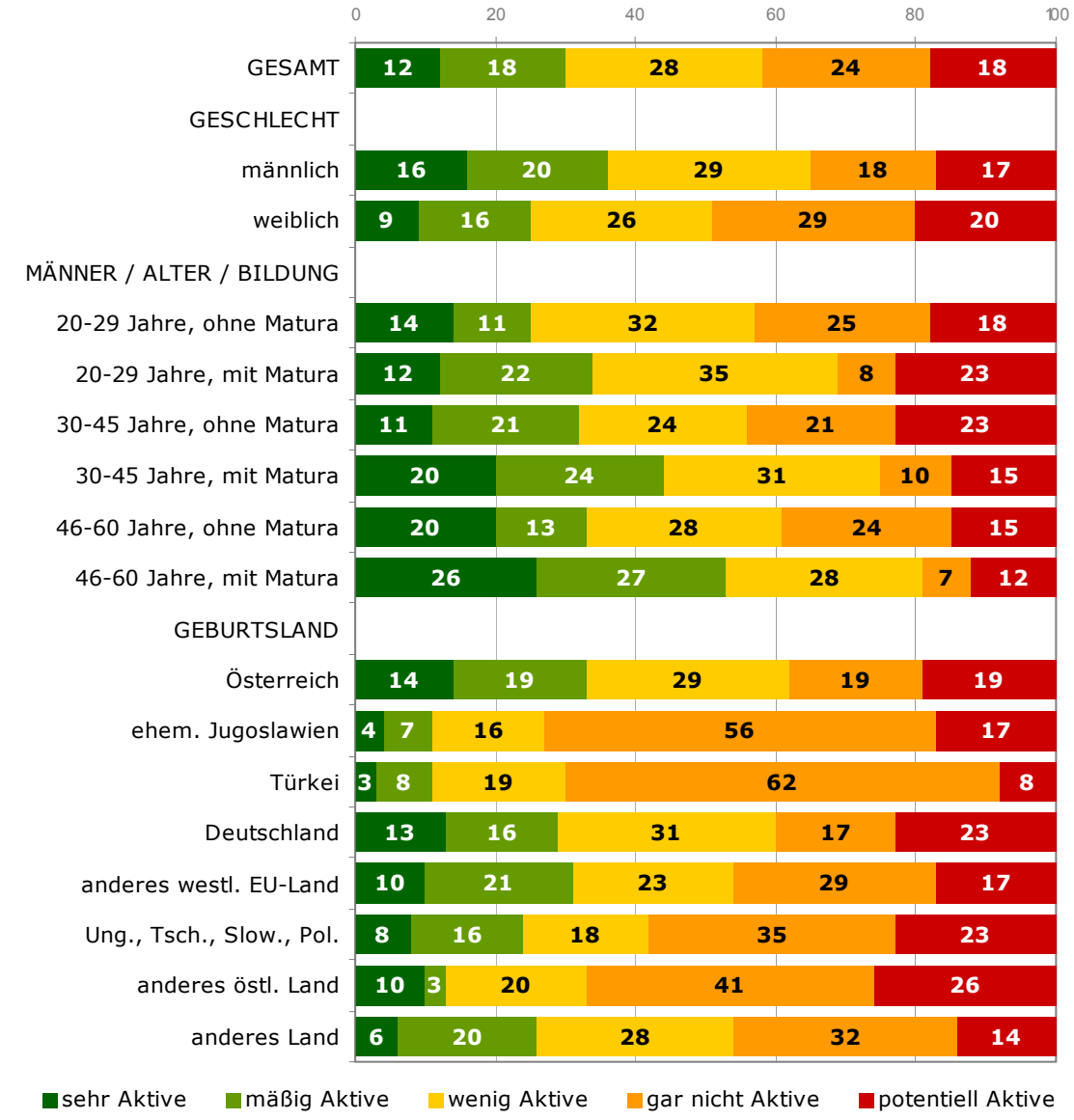
Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Dabei gibt es deutliche Aktivitätsabweichungen nach dem Geschlecht und der nationalen Herkunft. Altersspezifische Unterschiede bilden sich ebenfalls ab, wobei sich auch zeigt, dass bei allen Altersgruppen ein höherer Schulabschluss (zumindest Matura) einen positiven Effekt auf das politische Engagement hat. In der folgenden Grafik ist der Bildungsfaktor auf Basis der befragten Männer illustriert; dies gilt aber gleichermaßen für die Frauen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 2: Politische Partizipationscluster

Anteile in Prozent.



Quelle: Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien 2008.

Anzumerken ist in diesem Kontext, dass weder die mit dem politischen Parteiensystem sehr Zufriedenen noch die damit gar nicht Zufriedenen zu den am ehesten Aktivierbaren zählen, sondern vorwiegend jene, die diesbezüglich mittlere Zufriedenheitseinstufungen vornahmen. Wer an der Politik sehr großes Interesse hat, ist derzeit schon zu überdurchschnittlichen Anteilen politisch aktiv. Generell an der Politik Desinteressierte nahmen bisher zu nur geringen Anteilen an kommunalen Entscheidungsprozessen teil und haben dies auch in Zukunft nicht vor.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Schließlich wird angesichts der geringeren Bereitschaft von Frauen für politisches Engagement in Institutionen häufig angeführt, dass sich Männer deshalb stärker von politischen Auseinandersetzungen angezogen fühlen, weil es bei solchen immer auch um Konkurrenz, um die Austragung von Konflikten und damit auch um Auseinandersetzungen über Konzepte und Projekte auf der sachlichen bzw. überpersönlichen Ebene geht (siehe dazu auch Georg Simmel, Kap. „Der Streit", S.284-382). Die institutionelle respektive politische Wettbewerbskultur sei an sich eine konkurrenz- und konfliktbeladene und damit ‚männliche' Welt. Frauen, die in der Politik erfolgreich agieren, sehen sich demgemäß angehalten, sich ‚männliche' Verhaltensweisen und Strategien zu eigen zu machen. Nicht alleine, um sich gegen die Männer durchzusetzen, sondern weil diese jeder politischen Auseinandersetzung inhärent seien. Man soll sich jedoch vor Verallgemeinerungen gerade in Bezug auf geschlechtsspezifische ‚Wesenhaftigkeiten' tunlichst hüten.

Empirisch gesichert ist vielmehr, dass sich Frauen in viel höherem Ausmaß im nachbarschaftlichen und familiären Bereich für das Gemeinwohl engagieren als dies Männer tun. Diese Tätigkeiten werden freilich im Sinne einer gesamtgesellschaftlichen Wertschätzung leider nach wie vor viel weniger gewürdigt als ein Engagement, das von einer breiteren Öffentlichkeit wahrgenommen wird. Dieser Aspekt der Eitelkeit in Bezug auf die öffentliche Anerkennung und das mit der öffentlichen Selbstdarstellung verbundene Selbstwert- und Machtgefühl ist bei Männern offenkundig verbreiteter als bei Frauen und damit wohl auch mit ein Grund für das stärkere Engagement der Männer auf politischen Bühnen (siehe dazu auch Kap. 2.6).

1.4.2.5 JUGENDLICHE UND DEMOKRATIE

An dieser Stelle seien auch einige Hinweise aus der Studie „Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien" über die Einstellung der Jugendlichen zur Demokratie bzw. Politik gegeben. Junge Männer sind sowohl mit dem Funktionieren unserer Demokratie als auch dem politischen Parteiensystem zufriedener als die jungen Frauen. Bei der Beurteilung der Demokratie beträgt die Differenz 8 Prozentpunkte und beim politischen Parteiensystem 13 Prozentpunkte.

Verglichen mit dem Durchschnitt der Wiener Bevölkerung sind die Jugendlichen insgesamt betrachtet sogar zufriedener; von der oft kolportierten Politikverdrossenheit der Jugendlichen kann auf Basis dieser Studie jedenfalls nicht die Rede sein (zu diesem Befund kommt auch die Shell-Jugendstudie 2010).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 1: Zufriedenheit mit der Demokratie und dem politischen Parteiensystem

Frage: Sind Sie mit dem Funktionieren unserer Demokratie alles in allem gesehen sehr zufrieden, eher schon zufrieden, eher nicht zufrieden oder gar nicht zufrieden?
Frage: Und mit dem politischen Parteiensystem?
Anteile in Prozent.

	(sehr) zufrieden	(nicht) zufrieden
Demokratie		
Gesamt	64	35
Frauen bis 19 Jahre	67	28
Männer bis 19 Jahre	75	23
Politisches Parteiensystem		
Gesamt	**41**	**54**
Frauen bis 19 Jahre	44	49
Männer bis 19 Jahre	57	41

Quelle: Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien 2008.

Für die politische Meinungsbildung sind vor allem genaue Informationen bzw. ein diesbezügliches Sachwissen entscheidend. Dies trifft noch etwas stärker auf die Jugendlichen zu. Die Aussagen politischer Parteien fallen für junge Männer etwas schwerer ins Gewicht als für junge Frauen (62% versus 56%, gesamt: 46%). Von einzelnen Politikern bzw. Politikerinnen machen vor allem junge Frauen ihr politisches Meinungsbild abhängig (47% versus 38%, gesamt: 40%). Die politischen Einstellungen von Familienmitgliedern, Freunden und Bekannten spielen für Jugendliche respektive für junge Männer eine größere Rolle als beim Durchschnitt.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 2: Wichtig für die politische Meinungsbildung

Frage: Was davon ist für Ihre eigene politische Meinungsbildung wichtig?
Anteile in Prozent.

	Gesamt-bevölkerung	Frauen bis 19 Jahre	**Männer bis 19 Jahre**
genaue Informationen bzw. Sachwissen	64	72	**71**
persönliches Gefühl	63	67	**63**
persönliche Erfahrung	62	57	**59**
Medienberichterstattung	53	59	**61**
unmittelbare Betroffenheit	49	56	**51**
Aussagen politischer Parteien	46	56	**62**
einzelne Politiker bzw. Politikerinnen	40	47	**38**
Meinung von Familienmitgliedern, Freunden und Bekannten	32	44	**47**

Quelle: Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien 2008.

1.4.2.6 Vertrauen in Institutionen

In Bezug auf die politischen Institutionen zeigte sich ein in Summe eher mäßiges Vertrauen in die einzelnen politischen Institutionen bei gleichzeitiger Wertschätzung der Demokratie respektive des Parlamentarismus. Im Rahmen einer aktuellen bundesweiten Bevölkerungsbefragung bei 2.000 Personen ab 15 Jahren wurden neben den politischen auch eine Reihe von anderen staatstragenden bzw. gesellschaftsrelevanten Institutionen auf ihre Vertrauensanmutung hin abgetestet. Dies betrifft die Einrichtungen der Sozialpartnerschaften, die inländischen Banken und die Polizei. Am vergleichsweise Verbreitetsten ist das hohe Vertrauen in die Polizei. Bei Frauen beläuft sich die entsprechende Vertrauensquote auf 77 Prozent, bei Männern auf 72 Prozent („Vertrauen: sehr groß oder groß“). Bei den meisten übrigen erhobenen Institutionen rangieren die Vertrauensquoten der Männer leicht über jenen der Frauen: Arbeiterkammer: Männer: 71%, Frauen: 67%; Wirtschaftskammer: Männer: 44%, Frauen 42%; ÖGB: Männer: 41%, Frauen: 40%; inländische Kommerzbanken: Männer: 60%, Frauen: 62%. Bei den politischen Institutionen lauten die aktuellen Vertrauensquoten: Bundesregierung: Männer: 34%, Frauen: 29%; Parlament: Männer: 38%, Frauen: 34%; politische Parteien: Männer: 21%, Frauen: 22%) (IFES-Eigenforschung, September 2010). Resümierend lässt sich somit festhalten, dass die gesellschafts- und staatstragenden Einrichtungen in Österreich von Männern zumindest gleichermaßen innerlich mitgetragen werden wie von Frauen.

Grundsätzlich ist in Bezug auf das Vertrauen in Institutionen so wie ganz allgemein bei Vertrauensfragen wohl auch ein psychologischer Mechanismus wirksam: Es gibt Einrichtungen, bei welchen man sich aus einem inneren oder äußeren Sicherheitsbedürfnis heraus (ohne einen unmittelbaren existenzbedrohenden Anlass) Misstrauen und Kritik kaum ‚leisten‘ kann. Beispie-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

le dafür sind die Polizei und die inländischen Banken. Selbst größere Krisen und regelmäßig auftretende Turbulenzen, die durchaus vertrauensmindernde Konsequenzen erwarten lassen würden (Skandale, Finanzdebakel), ändern daran letztlich wenig.

1.4.3 ZUKUNFTSERWARTUNGEN

Fragen zur Zukunftserwartung beziehen sich im Regelfall auf die Einschätzung von gesamtgesellschaftlichen und auf – diese mehr oder weniger mitbedingende – persönliche Entwicklungen. Im Folgenden werden dazu einige empirische Forschungsergebnisse vorgestellt, die auf einen ausgeprägten Gleichklang der Geschlechter bei den entsprechenden Zukunftsprognosen hindeuten.

Im Jahr 2008 wurde vom IFES im Auftrag des Zentrums für Zukunftsstudien der Fachhochschule Salzburg eine bundesweit repräsentative Bevölkerungsbefragung zum Thema „Zukunftsfragen“ bei einer Stichprobe von 2.000 Personen ab 15 Jahren durchgeführt.

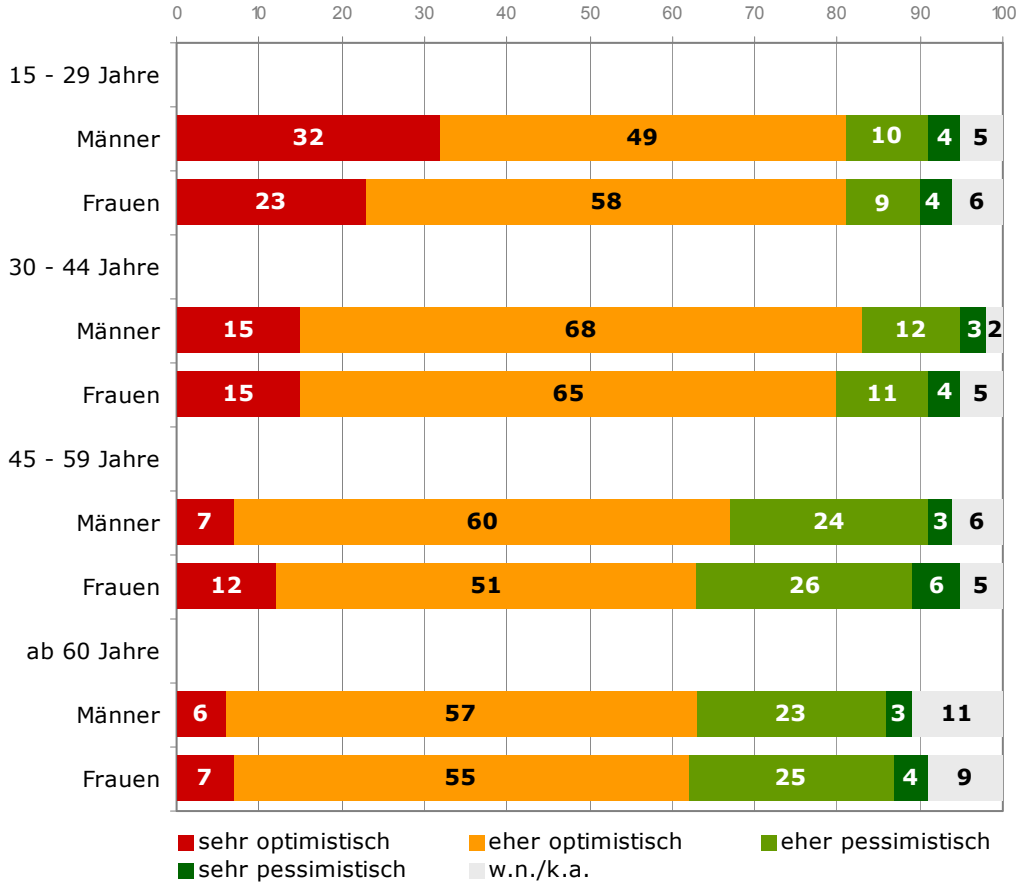
Auf die ganz allgemein gestellte Frage, ob man beim Gedanken an die Zukunft eher optimistisch oder pessimistisch sei, überwiegt sowohl bei Männern wie bei Frauen klar die Zuversicht (74% bzw. 71%). Differenziert nach den Altersgruppen und dem Geschlecht zeigt sich, dass bei den unter 30-jährigen Männern der Anteil der „sehr Zuversichtlichen“ mit Abstand am höchsten ist. Da Optimismus auch eine wichtige Quelle für Motiviertheit und Engagement ist, kann dies für die junge Generation der Männer durchaus zuversichtlich stimmen.

Wie die nachstehende Grafik illustriert, nimmt der allgemeine Zukunftsoptimismus ab den 45-Jährigen sowohl bei Frauen wie auch bei Männern deutlich ab. Jeweils rund drei von zehn Personen der mittleren und oberen Altersstufen blicken eher pessimistisch in die Zukunft – bei den Jüngeren ist die entsprechende Quote nur rund halb so hoch.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 3: Optimismus-Pessimismus beim Gedanken an die Zukunft

Frage: Wenn Sie an die Zukunft denken – sind Sie da alles in allem sehr optimistisch, eher optimistisch, eher pessimistisch oder sehr pessimistisch?
Anteile in Prozent.



Quelle: Zentrum für Zukunftsstudien der FH Salzburg, 2008.

Sehr unterschiedlich fallen allerdings die positiven und die negativen Erwartungshaltungen hinsichtlich einer Reihe von für die Lebensqualität relevanten Szenarien für den Zeithorizont der kommenden 10 bis 15 Jahre aus. Mehrheitlich befürchtet man jedenfalls eine Abschwächung der staatlichen und gesellschaftlichen Schutzoptionen. Dies manifestiert sich einerseits in der Angst vor einer weiteren Zunahme der Kriminalität und andererseits in der Erwartung, dass die bestehenden Sozialleistungen in unserem Land auf Dauer nicht finanzierbar seien und somit gekürzt werden würden. Im Hinblick auf die Entwicklung des Arbeitsmarktes, der Wirtschaft und damit des Wohlstandes in unserer Gesellschaft überwiegt generell die pessimistische Perspektive respektive die Erwartung, dass die Kluft zwischen Arm und Reich noch weiter auseinandergehen wird als dies jetzt schon der Fall ist. Befürchtet wird darüber hinaus ein weiter ansteigender Leistungsdruck und damit zusammenhängend ein noch höherer Mobilitätsdruck.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Optimistisch ist man hingegen in Bezug auf den weiteren medizinischen Fortschritt, der dazu beitragen wird, die mittlere Lebenserwartung weiter zu erhöhen und auch das höhere Alter in einem leidlich guten Zustand zu verbringen, wenn dies nicht durch krankmachende Umwelteinflüsse unterminiert wird. Zuversichtlich ist man mehrheitlich auch, dass das persönliche menschliche Miteinander im Familien- und Freundeskreis in diesem noch überschaubaren Zeithorizont zumindest in der derzeitigen Ausprägung bewahrt werden kann. In Bezug auf die Familienbande sehen allerdings bereits 45 Prozent der Bevölkerung Anzeichen dafür, dass sich dieselben zunehmend abschwächen werden.

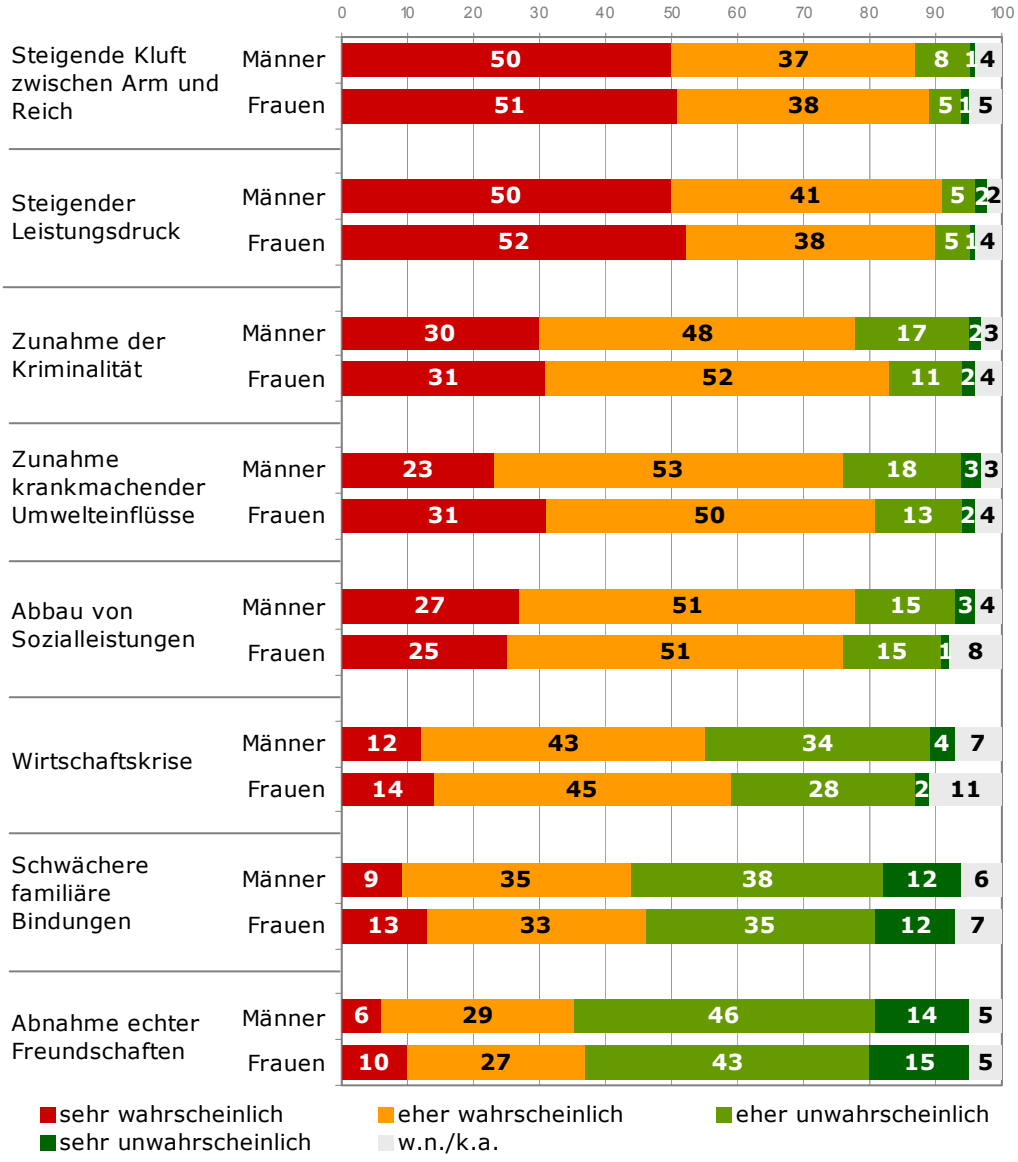
Eher Skepsis überwiegt hingegen im Hinblick auf eine mögliche Zunahme des ehrenamtlichen Engagements in unserer Gesellschaft. Immerhin die Hälfte der Österreicherinnen und Österreicher geht davon aus, dass es künftig mehr Möglichkeiten der Selbstverwirklichung geben wird als dies jetzt schon der Fall ist. Inwieweit dieses Ziel bzw. das, was man sich unter diesem an und für sich doch recht vagen Begriff überhaupt vorzustellen vermag, tatsächlich einlösbar ist, bleibt angesichts der vorwiegend gefrönten Freizeitbeschäftigungen wohl zweifelhaft (vgl. Kap. 1.4.5).

Die folgenden zwei Grafiken illustrieren die entsprechenden Antwortverteilungen differenziert nach Männern und Frauen. Die Erwartungshaltungen bei den Männern und Frauen decken sich dabei fast durchgängig in einem hohen Maße. Nur was die Gefahr des Anstiegs krankmachender Umwelteinflüsse betrifft, liegen die ausgeprägten Besorgnisbekundungen bei den Frauen deutlich über jenen der Männer. Dass Männer im Hinblick auf Umweltfragen im Schnitt deutlich weniger ängstlich (oder problembewusst) als Frauen sind, belegen auch andere hierzulande durchgeführte Surveys. Im Rahmen einer entsprechenden IFES-Studie aus dem Jahr 2006 gaben 42 Prozent der befragten Frauen an, dass sie die allgemeine Umweltsituation in Österreich als „sehr problematisch“ erachten; bei den Männern belief sich die diesbezügliche Nennungsquote auf lediglich 27 Prozent.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 4: Erwartungshaltungen bei Männern und Frauen (I)

Frage: Ich lese Ihnen jetzt eine Reihe von denkbaren Entwicklungen für den Zeitraum der nächsten 10-15 Jahre vor. Sagen Sie mir bitte, für wie wahrscheinlich Sie persönlich diese Entwicklungen halten – für sehr wahrscheinlich, eher wahrscheinlich, eher unwahrscheinlich oder sehr unwahrscheinlich?
Anteile in Prozent.

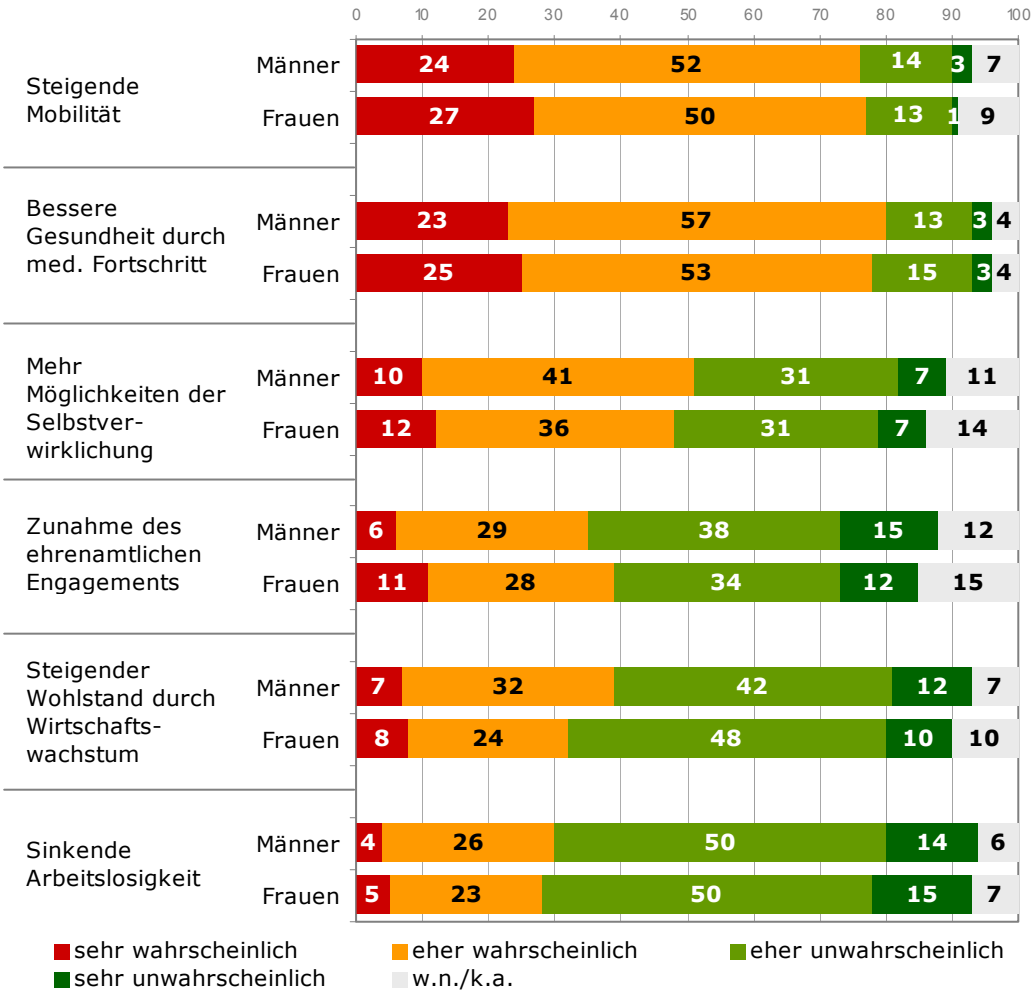


Quelle: Zentrum für Zukunftsstudien der FH Salzburg, 2008.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 5: Erwartungshaltungen bei Männern und Frauen (II)

Frage: Ich lese Ihnen jetzt eine Reihe von denkbaren Entwicklungen für den Zeitraum der nächsten 10-15 Jahre vor. Sagen Sie mir bitte, für wie wahrscheinlich Sie persönlich diese Entwicklungen halten – für sehr wahrscheinlich, eher wahrscheinlich, eher unwahrscheinlich oder sehr unwahrscheinlich?
Anteile in Prozent.



Quelle: Zentrum für Zukunftsstudien der FH Salzburg, 2008.

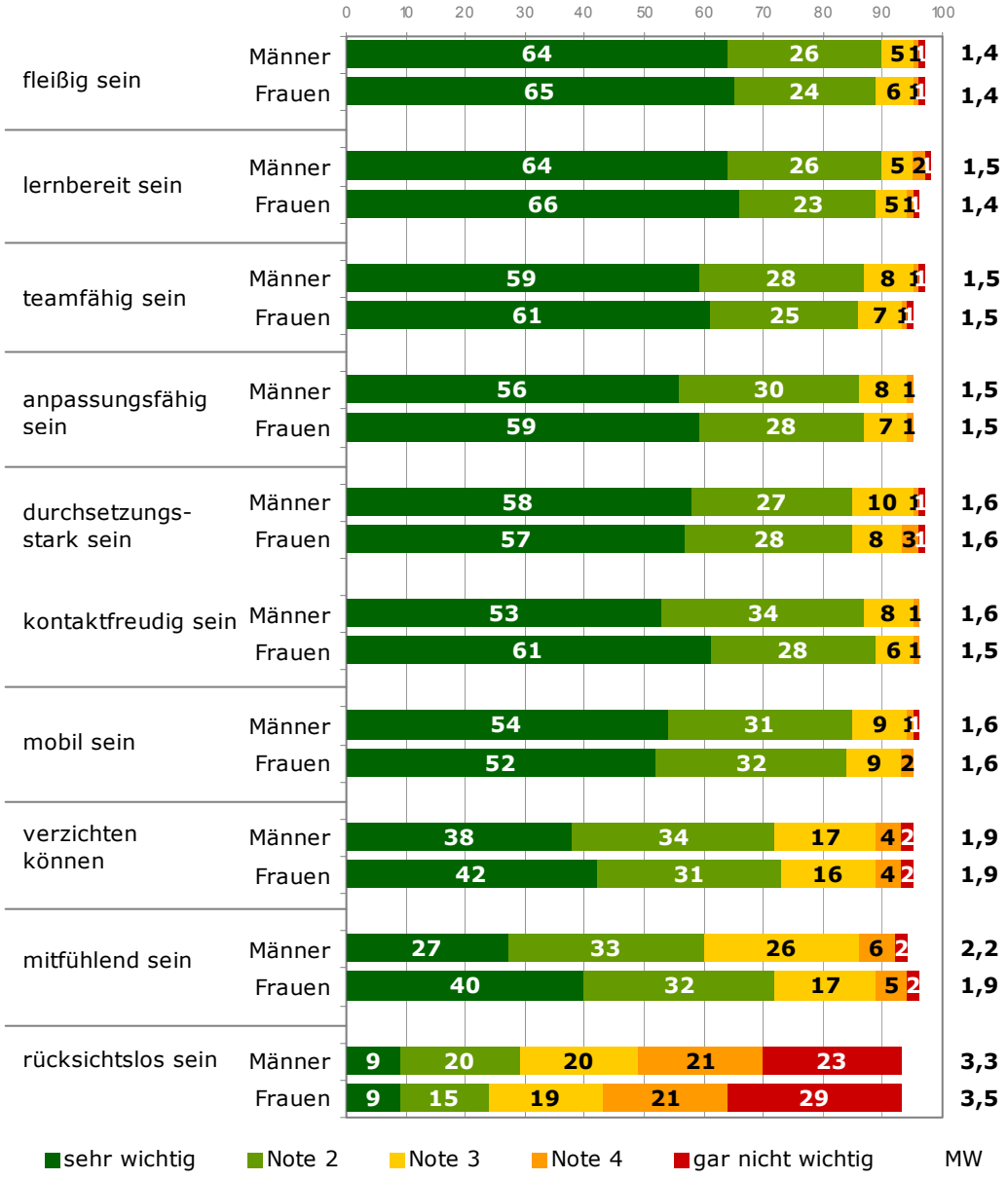
Darüber hinaus wurde in dieser Studie auch erhoben, für wie wichtig man eine Reihe von persönlichen Eigenschaften für ein gutes Meistern des Lebens in den nächsten 10 bis 15 Jahren erachtet. In Bezug auf die Männer ist im Kontext mit diesen Zukunftserwartungen bemerkenswert, dass die Mehrzahl von ihnen auch die eher ‚weiblichen' Eigenschaften (Unterschiede gibt es am ehesten beim sogenannten „Mitgefühl") für gleichermaßen wertvoll einschätzt; die entsprechenden Einstufungen zwischen Frauen und Männern weichen nicht allzu sehr voneinander ab. Dies ist ebenfalls ein Beleg dafür, dass sich die Werte- und Einstellungsmuster der Ge-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

schlechter zunehmend angleichen und somit auch auf der Ebene die Geschlechterharmonie infolge der vermehrten Internalisierung ‚femininer Wesenszüge' zunehmen dürfte.

Grafik 6: Zukünftig wichtige Eigenschaften, um das Leben gut zu meistern

Frage: Wie wichtig werden nach Ihrer Einschätzung die folgenden Fähigkeiten sein, um das Leben in den nächsten 10-15 Jahren gut meistern zu können? Sagen Sie es bitte anhand einer Ziffer zwischen 1 und 5. 1 = sehr wichtig, 5 = gar nicht wichtig.
Anteile in Prozent.



Quelle: Zentrum für Zukunftsstudien der FH Salzburg, 2008.

Auch bei Ansehung der Altersklassen zeigt sich hinsichtlich der als wichtig erachteten Zukunftskompetenzen ein Wertewandel. Dies trifft vor allem auf die Sozialtechniken (kontaktfreudig sein, teamfähig sein) zu, die sowohl bei den jüngeren Frauen als auch bei den jüngeren Männern an

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

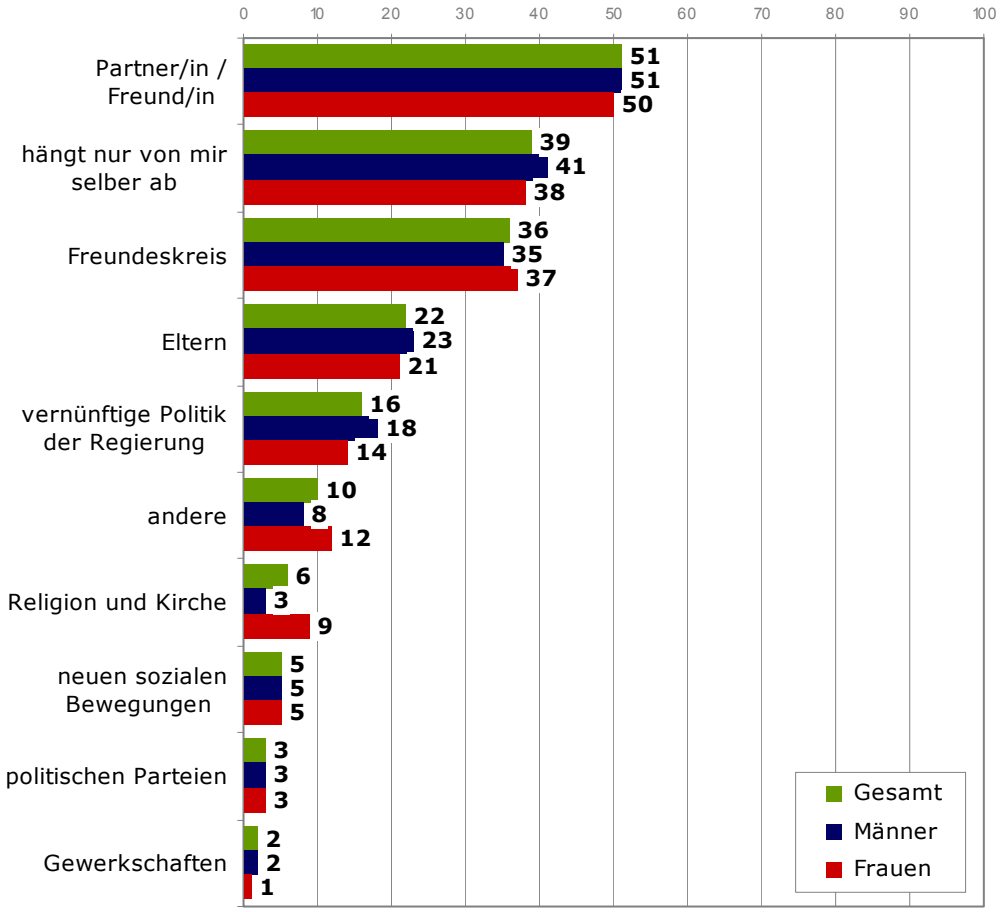
Bedeutung gewinnen. 58 Prozent der unter 30-jährigen Männer messen der „Kontaktfreudigkeit“ eine hohe Wertigkeit bei; bei den Frauen dieser Altersgruppe sind es 66 Prozent. Im Vergleich dazu bei den über 60-Jährigen: Männer: 47 Prozent, Frauen: 54 Prozent. Der Abstand zwischen den Geschlechtern hat sich hier durch den annähernd analogen Zuwachs zwar nicht signifikant verringert; der Level ist aber gleichermaßen angestiegen.

Eine weitere Frage im Rahmen dieser Studie bezog sich darauf, auf wen die größte Hoffnung hinsichtlich der Erfüllung der eigenen Wünsche und Ansprüche gesetzt wird. Von zehn möglichen Antwortoptionen sollten die drei wichtigsten angegeben werden. Dabei ist erstaunlich, dass rund vier von zehn Befragten antworteten: „Von niemandem – das hängt nur von mir selbst ab“. Unter Männern ist dieses Statement nur geringfügig verbreiteter als unter Frauen (41% versus 38%). Bei den übrigen Nennungen überwiegen das engere private Umfeld, also die eigene Familie, der Freundeskreis und die Eltern. Auch hier decken sich die Verteilungen bei Frauen und Männern fast völlig. Das heißt, auch die Männer setzen bei ihren Hoffnungen auf Hilfe, Unterstützung und Geborgenheit primär auf ihren engen sozialen Umkreis. Von der Regierung, den Parteien und sonstigen Interessenvertretungen erwartet man sich hingegen wenig. Dasselbe gilt – soweit ein Wunscherfüllungsanspruch in diese Richtung hin überhaupt statthaft ist – für die Religion respektive die Kirche, wobei diesbezüglich die Geschlechterunterschiede die vergleichsweise höchsten sind (Männer: 3%; Frauen: 9%) und die Männer auch im höheren Lebensalter zu deutlich geringeren Anteilen auf die Glaubenskarte setzen (Männer ab 60 Jahre: 8%, Frauen ab 60 Jahre: 21%).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 7: In wen setzt man die größten Hoffnungen in Bezug auf Wunscherfüllungen?

Frage: Wenn Sie an Ihr zukünftiges Leben denken, in wen setzten Sie die größte Hoffnung, dass Ihre Wünsche und Ansprüche erfüllt werden?
Anteile in Prozent.



Quelle: Zentrum für Zukunftsstudien der FH Salzburg, 2008.

1.4.4 WERTEMUSTER

Werte sind verinnerlichte und damit relativ stabile Leitbilder bzw. Auffassungen des Wünschens- und Erstrebenswerten, die von mehr oder weniger großen Teilen einer Gesellschaft geteilt werden. In diesem pragmatischen und profanen Sinne wird der Begriff in den folgenden Ausführungen verwendet. Wertemuster umfassen die jeweiligen Verteilungen der einzelnen Wertedimensionen, wobei wir uns hier auf einige zentrale Wertebereiche und deren Ausprägungen bei Männern im Vergleich zu Frauen beschränken können. Diese betreffen die Familie im weitesten Sinne, die Arbeit bzw. die Tätigkeit, soziale Orientierungen, individuelle Sinnbezüge und allgemeine Lebensziele. Damit hängen letztlich auch die Freizeitaktivitäten zusammen,

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

die, da es sich dabei aber um Manifestationen bzw. Veräußerlichungen der inneren Wertorientierung handelt, in einem eigenen Kapitel dargestellt werden.

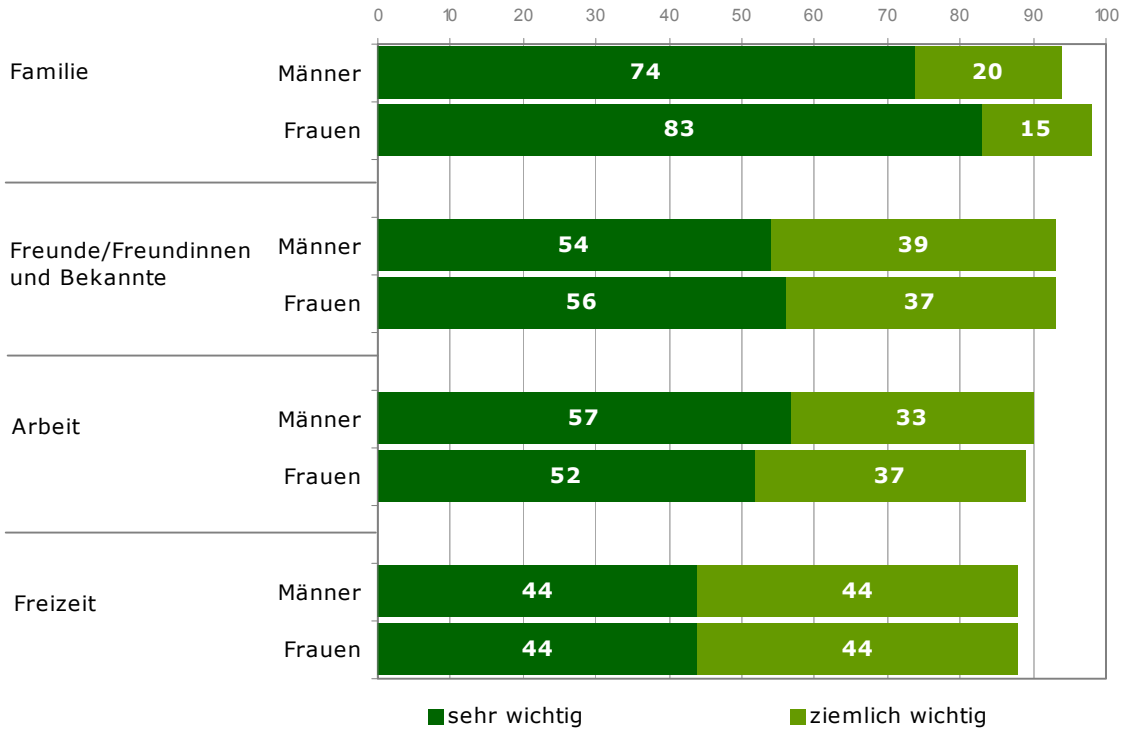
Im Jahr 2009 wurde die Wertestudie „Österreicher/innen“ publiziert, die empirisch abgesicherte Zeitreihendaten von 1990 bis 2008 beinhaltet. Leider sind darin die Ergebnisse und die Entwicklungsverläufe der Wertemuster in den Grafiken und Tabellen dieser Publikation nicht nach Geschlechtern differenziert dargestellt, sondern nur auf Basis der Gesamtbevölkerung. Zumindest in Anbetracht der aktuellen Daten finden sich aber geschlechtsbezogene Hinweise in einzelnen Textpassagen, auf einige davon wird im Folgenden kurz eingegangen.

Ganz generell wichtige Lebensbereiche, auch in Bezug auf die empfundene Lebensqualität, sind zweifellos die Familie, die Arbeit, die Freizeit und die engeren sozialen Kontakte, also die Freunde und Freundinnen bzw. Bekannten. Laut oben genannter Studie zeigt sich, dass sowohl Männer als auch Frauen der Familie die vergleichsweise höchste Bedeutung beimessen. Seitens der befragten Frauen sind die „sehr wichtig“-Einstufungen zwar noch etwas verbreiteter, am tendenziellen Gleichklang ändert dies aber nichts. An zweiter Stelle liegen bei beiden Geschlechtern die Arbeit bzw. die Berufstätigkeit und der Freundeskreis de facto gleichauf. Auch hier sind die Abweichungen zwischen Männern und Frauen relativ gering. Ein fast vollständiger Konsens besteht hinsichtlich der Wertigkeit eines Freundeskreises und einer sinnvollen Freizeitgestaltung.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 8: Wichtigkeit von Lebensbereichen

Anteile in Prozent.



Quelle: Die Österreicher/innen (Friesl et al., 2009, S. 128).

Die Autoren und Autorinnen dieser Publikation weisen auch darauf hin, dass sich im längeren Zeitverlauf eine verstärkte Tendenz hin zur Partnerschaftlichkeit zeigt, wobei es allerdings im Familienbereich unterschiedliche Prioritäten im Rahmen derselben gibt. „Während Frauen mit Familie in erster Linie Sorge für das leibliche und seelische Wohl der Familienmitglieder assoziieren, denken Männer (…) eher an deren materielle Versorgung durch Erwerbsarbeit“ (Friesl et al., 2009, S. 128f). Die Annahme, dass deutlich mehr Männer die Auffassung vertreten, dass „eine Frau ihre Erfüllung in erster Linie in der Familie finden soll“, kann man auf Basis der empirischen Datenlage getrost verwerfen. Immerhin 47 Prozent der Männer stimmen dem zwar zu; bei den Frauen ist der entsprechende Anteil mit 43 Prozent jedoch fast ebenso hoch. Bei der Gruppe der unter 40-Jährigen decken sich die Zustimmungsanteile bei Frauen und Männern mit jeweils 40 Prozent („Soziale Gerechtigkeit und Wahrnehmung gesellschaftlicher Konflikte“). An dieser Stelle seien auch zwei weitere bemerkenswerte Studienergebnisse der Wertestudie angeführt: 80 Prozent der Männer und fast ebenso viele Frauen (76%) sind davon überzeugt, dass ein Kind beide Elternteile benötigt, um glücklich aufzuwachsen. „Umgekehrt ist nur ein Drittel der Meinung, dass Frauen und Männer ihrerseits Kinder für ein erfülltes Leben brau-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

chen“. (Friesl et al., 2009, S. 129). Berufs- und familienbezogene Einstellungen werden auch in den Kapiteln 2.2, 3.1 und 3.3 des Berichts dargestellt.

Zur Berufstätigkeit wurde im Rahmen der Studie „Soziale Gerechtigkeit und Wahrnehmung gesellschaftlicher Konflikte“ gefragt, inwieweit es zutreffe, dass das Leben erst durch die Arbeit einen Sinn bekomme. Dabei ist bemerkenswert, dass sich die Zustimmungsanteile der Männer in Summe so gut wie nicht von jenen der Frauen unterscheiden. Jeweils rund sieben von zehn Befragten gaben an, dass dies aus ihrer Sicht sehr (ca. 25%) oder eher schon zutrifft. Bei den unter 30-Jährigen wird dieser Sinnbezug von den Frauen in höherem Maße als von den Männern hergestellt (68% versus 62%). Es ist also nicht (mehr) so, dass Männer – wie der Vorwurf gelegentlich lautet – im Berufsleben ihre innere Bestimmung sehen und dieses dem Engagement in der Familie nicht ungern vorziehen. Das in Summe im Berufsleben größere Arbeitspensum der Männer beruht darauf, dass diese im Vergleich zu den Frauen in viel geringerem Maße Teilzeitarbeiten verrichten, was wiederum in empfundenen Unumgänglichkeiten im Hinblick auf die materiellen Existenzbedürfnisse begründet ist (siehe Kap. 2.2). Letzteres bestätigt sich bei den Zustimmungsquoten hinsichtlich der Aussage, wonach „man bereit sein müsse, für seine Arbeit auch Opfer zu bringen“. Diese Auffassung teilen Männer und Frauen ebenfalls gleichermaßen (zu je ca. 70%). Die traditionellen ‚Arbeitstugenden’ Disziplin und Pflichtbewusstsein erachten demgemäß ebenfalls jeweils rund sieben von zehn Männern und Frauen als wichtig.

Dass die Berufstätigkeit für die Mehrzahl der Männer (und Frauen) als sinnstiftend empfunden wird, bedeutet aber keineswegs, dass im „Spaß und der Möglichkeit, sich einiges leisten zu können“, nicht gleichermaßen ein Lebenssinn gesehen wird. Für drei Viertel der Männer und ebenso viele Frauen ist dies durchaus der Fall. Auch hier besteht zumindest hinsichtlich der Zustimmungswerte bei den Geschlechtern breiter Konsens. Darüber, inwieweit auch die Spaßinhalte respektive das, was als Spaß empfunden wird, bei den Geschlechtern kongruieren, liegen freilich keine quantifizierbaren Ergebnisse vor.

Angesichts der weitgehenden Homogenität der Frauen und Männer bei diesen die wichtigsten Lebensbereiche betreffenden Wertempfindungen sind das hohe Ausmaß an Partnerschaftskrisen und der Anstieg der Ehescheidungen (siehe Kap. 2.4 und 3.4) doch einigermaßen erstaunlich. Deren Ursachen liegen offenkundig nicht in allfälligen dissonanten Wertorientierungen von Männern und Frauen (diese gleichen sich umgekehrt eher einander an), sondern haben andere Gründe, welche empirisch bislang noch nicht hinreichend ausgelotet worden sind. Ein diesbezüglich vielleicht nicht ganz irrelevanter Aspekt wäre in diesem Kontext, bei Frauen und Männern Anspruch und Realität in Bezug auf eventuell überhöhte Erwartungshaltungen und Idealvorstellungen auf der Beziehungsebene zu erforschen.

In gebotener Kürze auch zu religiösen Wertemustern: Laut der Wertestudie „Die Österreicher/innen“ bezeichneten 42 Prozent der befragten Männer Religion als sehr oder ziemlich wichtig (Frauen: 54%). Im Zuge der Befragung zur „Sozialen Gerechtigkeit und Wahrnehmung gesellschaftlicher Konflikte“ gaben 55 Prozent der Männer zu Protokoll, dass für sie ‚christliche

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Wertvorstellungen' eine gewisse Rolle spielen; bei den Frauen ist die Zustimmung zu diesem begrifflich recht vagen Statement gleich hoch. Auch die unter 40-Jährigen liegen hier bei beiden Geschlechtern im Gesamtschnitt. Daraus lässt sich jedoch nicht der Schluss auf eine sehr verbreitete Gottgläubigkeit in christlich strenger Ausprägung ziehen. Der einigermaßen restriktiv formulierten Aussage, wonach „das Leben für mich nur einen Sinn hat, weil es Gott gibt", stimmen nur 12 Prozent der Männer zu; bei den Frauen sind es fast doppelt so viele (22%).

Der Vollständigkeit halber ist auch kurz auf die religionsfernen und eher esoterische Sphären betreffenden Glaubensunterschiede zwischen den Geschlechtern hinzuweisen: Frauen sind laut allen empirischen Befunden im Schnitt tendenziell nach wie vor offener für die Welt der übersinnlichen Phänomene als Männer – etwa in Bezug auf den Glauben an Wunder (Frauen: 63%; Männer: 52%), beim Glauben an Wahrsager (34% versus 17%) oder beim Glauben an den galaktischen Sternekonstellationseffekt auf das individuelle Lebensschicksal (39% versus 23%) (ISSP-Studie „New Age").

1.4.5 FREIZEITGESTALTUNG

Der Begriff „Freizeit" impliziert gewisse Freiheitsgrade bzw. Wahloptionen in Bezug auf Tätigkeiten außerhalb der Berufs- und Ausbildungszeiten und der nötigen Haushalts- und Familienarbeiten, wobei insofern immer auch eine positive Konnotation mitschwingt, als es nicht nur um die Abwesenheit von Notwendigkeiten, sondern um eine subjektiv als sinnvoll empfundene Gestaltung der freien Zeit geht. Freizeit und deren Wertschätzung ist immer auch unter diesen Auspizien zu betrachten: der Zeit- und der Qualitätsdimension.

Dazu vorweg einige grundlegende Überlegungen: Hinsichtlich der Zeitdimension hat sich der Anteil der Freizeit in den letzten Jahrzehnten für fast alle Bevölkerungsgruppen im Zuge der Arbeitszeitsenkungen und der ansteigenden Lebenserwartung deutlich erhöht. Das Problem besteht für viele längst weniger darin, dass man zu wenig Freizeit hat, um seinen Vorlieben nachzugehen, sondern vielmehr darin, dass solche entweder nicht immer in einem Maße vorhanden sind, um diese Zeiten füllen zu können, dass man dafür zu erschöpft ist und darüber hinaus auch die materiellen Ressourcen für die Genießbarkeit (und Leistbarkeit) derselben nicht bei allen gegeben sind. Wie bei allen Gütern ist es auch beim Gut „Zeit" letztlich so, dass deren Wert(schätzung) von der Knappheit derselben abhängt. Eine Ausnahme ist freilich das Geld in seiner Funktion des universalen Wertmaßstabes: „Indem es … das Sublimat der Relativität der Dinge ist, scheint es selbst dieser entzogen zu sein…" (Simmel, Philosophie des Geldes, S.124). Ein Zuviel an Freizeit evoziert im Regelfall subjektiv empfundene Wertlosigkeit. Dies trifft etwa im Falle einer Arbeitslosigkeit zu, bei der das einem Übermaß an nicht genießbarer Freizeit Ausgesetztsein oft negative Folgen auf die psychische Verfassung und in Bezug auf psychosomatische Krankheitsbilder hat (hinsichtlich der auch diesbezüglich drastischen Aus-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

wirkungen der Arbeitslosigkeit ist die klassische Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ immer noch lehrreich).

In der Wertewandel-Studie (Die Österreicher/innen, S.70ff) liegen Zeitreihendaten über die Lebensbereiche Arbeit und Freizeit vor, aus welchen klar hervorgeht, dass die persönliche Wichtigkeit der Freizeit innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte bei der Bevölkerung deutlich zugenommen hat. Dies gilt gleichermaßen für Männer wie für Frauen. Bezeichneten im Jahr 1990 36 Prozent „Freizeit“ für sich persönlich als sehr wichtig, so belief sich der entsprechende Anteil im Jahr 2008 auf 44 Prozent. Hinsichtlich der „Arbeit“ bildet sich hingegen kein kontinuierlicher Trend ab, da hier offenkundig die jeweilige Wirtschaftslage bzw. Arbeitsmarktsituation einen Effekt auf die Wichtigkeitseinstufung ausübt.

Die Frage ist, ob die ansteigende Wichtigkeitsbeimessung der Freizeit auch bedeutet, dass die frei disponible Zeit der allgemeinen Wertschätzung adäquat genutzt wird. Hier sind wohl Vorbehalte angezeigt. Das Resümee einer Studie des Instituts für Freizeit- und Tourismusforschung lautet, dass „die regelmäßig ausgeübten Freizeitbeschäftigungen großteils passiven, entspannenden Charakter haben und sehr stark die Gefühlsebene betonen. Der Freizeitalltag ist offenbar kaum durch aktivierende Elemente bestimmt. (…) Die alltägliche Freizeitgestaltung trägt rekreative, rezeptive und passive Züge“ (Peter Zellmann, Sonja Mayrhofer: IFT Forschungstelegramm, 10/2010, S.5). Demgemäß gaben bei der diesem Befund zugrundeliegenden Befragung 80 Prozent der Bevölkerung an, in ihrer Freizeit „regelmäßig ihren Gedanken nachzugehen“ und 68 Prozent „faulenzen zum Ausgleich auch gern mal öfter“. Weiter heißt es: „Über die Hälfte der regelmäßig ausgeübten Freizeitaktivitäten besteht aus eher passivem Medienkonsum und ruhigen Aktivitäten zu Hause“ (Forschungstelegramm, 10/2010, S.5). Dies deutet stark darauf hin, dass die beruflichen und familiären Anforderungen in unserer Gesellschaft in einem Maße zunehmen, die zu einer Fokussierung der Freizeit auf regenerative ‚Tätigkeiten’ und weniger auf sogenannte sinnstiftende Aktivitäten führt.

Hinzu kommt, dass „die Zunahme an regelmäßig ausgeübten Freizeitaktivitäten ausschließlich durch die vermehrte Mediennutzung bedingt“ ist (IFT Forschungstelegramm, 10/2010, S.1) Und wie die „Zeitverwendungserhebung“ der Statistik Austria (2008/09) ergeben hat, ist die häufigste Freizeitbeschäftigung nach wie vor das Fernsehen, das sowohl bei fernsehenden Männern wie bei Frauen im Schnitt rund zweieinhalb Stunden pro Tag in Anspruch nimmt.

Im Hinblick auf das eher aktive Freizeitverhalten widmen sich Männer zu deutlich höheren Anteilen als Frauen mehrmals pro Monat den folgenden Beschäftigungen (IFT Forschungstelegramm, 03/2009):

- Heimwerken (Männer: 42%, Frauen: 21%)
- Videospiele (Männer: 43%, Frauen: 16%)
- bei Sportveranstaltungen zusehen (Männer: 32%, Frauen: 12%)
- in ein Lokal gehen (Männer: 62%, Frauen: 43%)

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Deutlich geringer sind die Nennungsanteile bei Männern gegenüber Frauen bei den Freizeitaktivitäten: Handarbeiten (5% versus 25%), Einkaufs- bzw. Schaufensterbummel (28% versus 49%), Buch lesen (30% versus 51%), Wandern und Spazierengehen (41% versus 53%). Empirisch abgesichert ist auch, dass Männer zu geringeren Anteilen am öffentlichen Kulturleben teilnehmen bzw. Kulturaktivitäten im engeren Sinne betreiben als Frauen (Kultur-Monitoring, 2007). Männer gewinnen der Kunst und Kultur vergleichsweise auch etwas weniger Interesse ab, als dies bei Frauen der Fall ist. Auf die Frage, wie sehr sie an medial vermittelten Kulturbeiträgen sowie an Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt interessiert seien, rangieren die positiven Nennungsanteile der Frauen jeweils signifikant über jenen der Männer:

- Kulturbeiträge in Zeitungen (Männer: 45%, Frauen: 57%)
- Kultursendungen im Fernsehen (Männer: 45%, Frauen: 56%)
- Kultursendungen im Radio (Männer: 28%, Frauen: 34%)
- Literaturverfilmungen im Kino, TV, DVD (Männer: 38%, Frauen: 49%)
- Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt (Männer: 35%, Frauen: 47%)

Outdoor-, Kultur- bzw. Freizeitaktivitäten, die einen Kulturbezug haben, üben auf Männer somit vielfach einen etwas geringeren Reiz als auf Frauen aus. Dies gilt vor allem für die eher traditionellen Kulturveranstaltungen. Im Rahmen der genannten bundesweiten Kulturstudie belaufen sich die Anteile der Geschlechter auf die Frage, ob man ein entsprechendes Angebot innerhalb des letzten Jahres zumindest einmal genutzt hat, folgendermaßen:

- Theateraufführung (Bundes- oder Landestheater) (Männer: 25%, Frauen: 31%)
- Theateraufführung auf kleineren Bühnen (Männer: 31%, Frauen: 41%)
- Oper, Operette (Männer: 15%, Frauen: 21%)
- Musicals, musikalische Unterhaltungsprogramme (Männer: 23%, Frauen: 34%)
- Pop-, Rock-, Jazz-Konzerte und Ähnliches (Männer: 32%, Frauen: 28%)
- Museumsbesuch, Ausstellungen (Männer: 54%, Frauen: 55%)
- Volkshochschulkurs (Männer: 9%, Frauen: 14%)
- Lesungen (Männer: 18%, Frauen: 23%)
- Kinobesuch (Männer: 54%, Frauen: 52%)

Was dabei auffällt, ist, dass Frauen in einem höheren Maße Gefallen an den klassischen bzw. für das ‚Bildungsbürgertum' charakteristischen Kulturveranstaltungen haben als Männer. Männer finden sich umgekehrt vermehrt bei Rockkonzerten und ähnlichen Veranstaltungen sowie bei Kinovorführungen ein. Überspitzt und ohne zu werten könnte man sagen, dass die traditionelle Kultur zumindest publikumsseitig eher von Frauen getragen wird, während die unter historischen und technischen Auspizien moderneren Kulturformen zumindest gleichermaßen auch Männer ansprechen.

Zum Leseverhalten (vgl. dazu Kultur-Monitoring, 2007): Bei den Männern ist der Anteil der (so gut wie) Nicht-Leser deutlich höher als bei den Frauen („kein Buch oder maximal 1-2 Bücher im

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Jahr“: 41% versus 29%). Dieser signifikante Unterschied bildet sich bei allen Bildungsschichten ab und ist bei den Nicht-Maturanten sogar überdurchschnittlich hoch. Dabei ist anzumerken, dass auch die Lesevorlieben von Frauen und Männern recht unterschiedlich sind: Männer lesen zu viel höheren Anteilen als Frauen wissenschaftliche Bücher und Sachbücher über Politik, Wirtschaft oder Gesellschaft. Auf einem etwas niedrigeren und vor allem die Jugendlichen betreffenden Level trifft das auch auf die Science Fiction- und Fantasy-Sparte zu. Bei so gut wie allen anderen Kategorien liegen die entsprechenden Antwortquoten der Frauen zumindest tendenziell über jenen der Männer. Frauen lesen somit nicht nur generell öfter und mehr Bücher als Männer – ihr inhaltliches Interesse streut auch wesentlich breiter.

1.4.6 MÄNNLICHE JUGENDLICHE IN DER GROSSSTADT

Den folgenden Ausführungen liegen die empirischen Ergebnisse der Großstudie „Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung für Wien 2008“ zugrunde, die eine ausreichend große Anzahl an männlichen Jugendlichen im Alter von 15 bis 19 Jahren ausweist (277 Jugendliche). Thematisiert wurde u.a. die Zufriedenheit mit dem städtischen Freizeitangebot, die sozialen Beziehungen, Stressfaktoren sowie allgemeine Fragen zur Lebenszufriedenheit, auf die hier kurz eingegangen wird.

Wenig überraschend ist, dass, so wie die urbane Gesamtbevölkerung auch, die Jugendlichen mit dem Angebot an städtischen Freizeitmöglichkeiten weitgehend zufrieden sind. Dies ist im Hinblick auf die männlichen Jugendlichen vor allem in Bezug auf die städtischen Sportmöglichkeiten, die Kinoangebote, die Lokale, auf Events und auf die nutzbaren Freiflächen der Fall.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 3: Beurteilung des Freizeitangebotes in Wien

Frage: Wie beurteilen Sie Breite und Menge dieses Freizeitangebotes in Wien?
1 = sehr gut, 5 = sehr schlecht;
Mittelwerte

	Gesamt-bevölkerung	Frauen bis 19 Jahre	**Männer bis 19 Jahre**
öffentliche Schwimmbäder/Sauna	2,0	2,2	**1,9**
Sportanlagen	2,2	2,4	**2,0**
Sportveranstaltungen	2,2	2,6	**2,4**
Kaffeehäuser/Beisl/Gaststätten	1,6	1,4	**1,5**
Lokale für Ihre eigene Altersgruppe	2,0	2,1	**2,2**
Kinos	1,9	1,5	**1,7**
Theater	1,7	2,0	**2,1**
Museen, Ausstellungen	1,6	1,8	**1,9**
städtische Büchereien	1,7	1,7	**1,9**
Musikschulen	2,2	2,2	**2,4**
Volkshochschulen	1,8	2,0	**2,0**
Erholungsräume und Parks in der Stadt	1,9	2,1	**1,9**
größere Veranstaltungen	1,6	1,8	**1,7**
Freiflächen für Jugendliche	2,6	2,3	**2,1**
Erholungsgebiete am Rande der Stadt	1,4	1,5	**1,6**

Quelle: Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien 2008.

Auf die Frage, welche weiteren Freizeitangebote man sich in Wohnnähe wünsche, entfielen die höchsten Nennungsanteile ebenfalls auf Sportstätten und auf Freiflächen für Jugendliche. Darin manifestiert sich das hohe Sport- und Fitnessinteresse der jungen Männer in der Großstadt. Viele sind auch bei Sportvereinen – jeder zweite männliche Jugendliche gab an, sich im letzten Jahr aktiv an Sportveranstaltungen beteiligt zu haben; drei Viertel sind bei Sportveranstaltungen als Besucher gewesen. Körperliche Fitness ist bei den männlichen Jugendlichen jedenfalls hoch im Kurs. 88 Prozent von ihnen betreiben zumindest einmal in der Woche Sport; rund vier von zehn praktizieren dies (fast) täglich. Bei den 15- bis 19-jährigen Frauen sind es nur halb so viele, die sich mit dieser hohen Regelmäßigkeit sportlich betätigen.

Mehr als die Hälfte der Jugendlichen war schon einmal bei einer Vorsorgeuntersuchung (53%); wobei es zwischen den Frauen und den Männern so gut wie keine Unterschiede gibt. Durchaus hoch ist mit 35 Prozent allerdings schon bei den unter 20-Jährigen der Anteil derer, die die einen oder anderen gesundheitlichen Beschwerden haben. Bei den jungen Frauen sind dieselben sogar noch deutlich verbreiteter (45%). Vor allem Allergien machen schon den jungen Menschen zu schaffen. Von den befragten jungen Männern sind es 15 Prozent. Auch an psychoso-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

matischen Beeinträchtigungen laborieren bereits viele Jugendliche. 13 Prozent der unter 20-Jährigen gaben an, unter starkem Kopfweh bzw. an Migräneanfällen zu leiden, wobei davon mehr als doppelt so viele junge Frauen als junge Männer tangiert sind (19% versus 8%).

Junge Frauen und Männer kommen im Schnitt viel häufiger mit ihren Freunden und Freundinnen zusammen als der Durchschnitt der Bevölkerung (dies resultiert auch daraus, dass es sich dabei um Mitschüler/innen handelt). 80 Prozent der unter 20-Jährigen treffen sich ein paar Mal in der Woche mit Freunden oder Freundinnen (gesamt: 44%), 13 Prozent etwa einmal pro Woche (gesamt: 29%), 3 Prozent etwa einmal bis zweimal pro Monat (gesamt: 18%) und 3 Prozent seltener bzw. unregelmäßig (gesamt: 8%) Junge Frauen pflegen ihre Sozialkontakte etwas intensiver als junge Männer. 83 Prozent der jungen Frauen treffen ein paar Mal in der Woche ihre Freunde oder Freundinnen, bei den jungen Männern trifft dies zu 78 Prozent zu. Vor allem junge Menschen haben Freunde und Freundinnen mit anderer Nationalität oder Herkunft (85% versus 62% gesamt). Diese Ergebnisse ergänzen das Bild, das auch in groß angelegten Spezialstudien zur Gesundheit von Jugendlichen gezeichnet wird (vgl. hierzu insbesondere Kap. 2.1).

Die Outdoor-Aktivitäten der jungen Männer in der Großstadt fokussieren sich neben dem Sport auch auf kulturelle und gesellige Veranstaltungen. So gut wie alle gehen regelmäßig ins Kino, besuchen Veranstaltungen im öffentlichen Raum bzw. größere Events in der Stadt. Aber auch die anderen Kulturangebote stoßen bei vielen von ihnen durchaus auf positive Resonanz.

Tabelle 4: Teilnahme an öffentlichen Veranstaltungen

Frage: Wie oft haben Sie im letzten Jahr … besucht?; zumindest 1-2 Mal
Anteile in Prozent

	Gesamt-bevölkerung	Frauen bis 19 Jahre	**Männer bis 19 Jahre**
Musikveranstaltungen	79	83	**81**
Theater	67	75	**61**
Tanzperformances	25	38	**32**
Filme	74	95	**94**
Literaturveranstaltungen	32	33	**28**
Bildende Kunst/Ausstellungen/Mode/ Design	64	73	**58**
Festivals	44	65	**68**
Diskussionsveranstaltungen/Vorträge	39	48	**31**
Sportveranstaltungen	44	56	**74**
aktiv an einer Sportveranstaltung	22	43	**52**
Veranstaltungen im öffentlichen Raum wie Filmfestival, Donauinselfest, usw.	60	81	**83**
einen Park	86	96	**90**
Vereinstreffen	33	27	**38**

Quelle: Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien 2008.

Angesichts der vielfältigen städtischen Freizeitangebote bestätigten neun von zehn jungen Männern, dass sie mit ihren Freizeitaktivitäten insgesamt gesehen sehr bzw. weitgehend zu-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

frieden sind (Note 1 oder 2 anhand einer 5-stufigen Skala). Dieser Anteil ist noch deutlich höher als die auf die Gesamtbevölkerung entfallende Zufriedenheitsquote („sehr bzw. weitgehend zufrieden“: 76%). Die Lebenszufriedenheit der städtischen Jugend insgesamt und damit auch der männlichen Jugendlichen ist generell überaus hoch. Dies trifft auf alle in der folgenden Tabelle angeführten Ebenen zu.

Tabelle 5: Lebenszufriedenheit

Frage: Wie zufrieden sind Sie mit diesem Lebensbereich? Note 1 = sehr zufrieden, Note 5 = gar nicht zufrieden;
Mittelwerte

	Gesamt-bevölkerung	Frauen bis 19 Jahre	**Männer bis 19 Jahre**
mit Ihrem Gesundheitszustand	1,9	1,5	**1,4**
mit Ihrer hauptsächlichen Tätigkeit	1,8	1,7	**1,7**
mit der finanziellen Situation Ihres Haushaltes	2,2	1,8	**1,8**
mit Ihren Kultur-Aktivitäten	2,1	2,0	**1,9**
mit Ihren Freizeit-Aktivitäten insgesamt	1,9	1,6	**1,5**
mit Ihrer familiären Situation	1,6	1,6	**1,5**
mit Ihren Sozialkontakten	1,6	1,3	**1,3**
mit Ihren Lern- und Weiterbildungsaktivitäten	2,1	1,7	**1,7**
mit Ihrer Lebenssituation insgesamt	1,8	1,5	**1,5**

Quelle: Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien 2008.

Im Rahmen dieser Studie wurde ein Lebenszufriedenheitsindex errechnet. Dieser setzt sich aus den Teilindizes der folgenden Lebensbereiche zusammen: Bildung, Beruf und finanzielle Zufriedenheit, Wohnen, private Lebensverhältnisse und Sicherheitsgefühl. Die mittlere Punkteanzahl des Lebenszufriedenheitsindex beläuft sich bei der Wiener Bevölkerung auf 79,0; d.h., dass 79 Prozent von möglichen 100 Punkten erreicht werden. Der Lebenszufriedenheitsindex für die unter 20-Jährigen ist etwas höher und liegt bei 84,0 Punkten.

Bei den unter 20-Jährigen lauten die Indexwerte:

- Lebenszufriedenheitsindex (Frauen: 82,0; Männer: 86,0)
- Sicherheit (Frauen: 66,4; Männer: 77,1)
- Beruf (Frauen: 80,9; Männer: 82,0)
- Privat (Frauen: 85,3; Männer: 87,3)
- Wohnen (Frauen: 82,0; Männer: 85,8)

Natürlich haben auch die männlichen Jugendlichen ihre Probleme, sei es im Zusammenhang mit Partnerschaften, mit der Schule oder sonstiger Ausbildung bzw. Haupttätigkeit – und insbesondere natürlich auch im Hinblick auf die beruflichen Aussichten. Diese Problembereiche sind aber keine stadtspezifischen und insofern auch keine hier zu erörternden. Fazit dieser aktuellen Großstudie ist jedenfalls sowohl in Bezug auf die Jugendlichen generell als auch für die jungen

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Männer, dass die allermeisten von ihnen sehr gerne in der Großstadt leben, in der es im Gegensatz zu den ländlichen Regionen und kleineren Städten eine überaus breite Palette an Angeboten speziell auch für die Bedürfnisse und Interessen dieses Bevölkerungssegments gibt, die erfreut angenommen werden.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

LITERATUR

Aristoteles (2006). Politik. Staat der Athener. Düsseldorf: Patmos Verlag GmbH & Co. KG.

Arendt, H. (2002). Vita activa oder vom tätigen Leben. München: Piper Verlag.

Bründel, H. & Hurrelmann, K. (1999). Konkurrenz, Karriere, Kollaps. Männerforschung und der Abschied vom Mythos Mann. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.

Dahrendorf, R. (1974). Pfade aus Utopia. München: R. Piper & Co. Verlag.

Friesl, C. (Hrsg.), Polak, R. (Hg.) & Hamachers-Zuba, U. (2009). Die Österreicher/innen. Wertewandel 1990-2008. Wien: Czernin.

IFES & FESSEL GfK (2004). Parlamentarismusstudie. Im Auftrag des Präsidiums des Österreichischen Nationalrats. Empirische Datenerhebung: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 29198001

IFES (2006). Quartalsweise Mehrthemenumfrage im Umfang von je 2.000 Personen. Persönliche Interviews an der Haushaltsadresse auf Basis einer mehrfach geschichteten Zufallsauswahl. Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 98999.

IFES (2007). Kultur-Monitoring 2007. Im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur (BMUKK). Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 23800007.

IFES (2008). New Age 2008. Im Auftrag der Karl Franzens Universität Graz. Institut für Soziologie. Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 26603003.

International Social Survey Programme (2003), „National Identity II". Erhebung der Daten für Österreich: Prof. Max Haller, Institut für Soziologie der Universität Graz. Empirische Datenerhebung: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 26603002.

International Social Survey Programme (2008), „Religion" mit Zusatzteil „New Age". Erhebung der Daten für Österreich: Prof. Franz Höllinger, Institut für Soziologie der Universität Graz. Empirische Datenerhebung: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 26603003.

Institut für Konfliktforschung (2008). Politische Bildung an Universitäten und Pädagogischen Hochschulen. Wien. Empirische Datenerhebung: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 27031003.

Jahoda, M., Lazarsfeld, P.F. & Zeisel, H. (1975). Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziodemographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Frankfurt am Main: Edition Suhrkamp.

Simmel, G. (1989). In Frisby. D. P. & Köhnke, K. C. (Hrsg.) Philosophie des Geldes. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Simmel, G. (1996). Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem. In Rammstedt, Ottenstein (Hrsg.). Hauptprobleme der Philosophie. Philosophische Kultur. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. Gesamtausgabe Bd. 14.

Simmel, G. (1992). Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. In Rammstedt, Ottenstein (Hrsg.). Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. Gesamtausgabe Band 11.

Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien (2008). Universität Wien, Institut für Staatswissenschaft. Wien. Empirische Datenerhebung: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 98048001.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

STATISTIK AUSTRIA (2010), Zeitverwendungserhebung 2008/2009 Wien. [URL: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/soziales/zeitverwendung/index.html, 18.10.2010].

Weiss, H. (2007). Soziale Gerechtigkeit und Wahrnehmung gesellschaftlicher Konflikte. Wien: Institut für Soziologie. Universität Wien.

Zellmann, P. & Baumann, J. (2009). Forschungstelegramm 03/2009. Unterschiede im Freizeitverhalten von Frauen und Männern. Wien: Institut für Freizeit- und Tourismusforschung. [URL: http://www.freizeitforschung.at/data/forschungsarchiv/2009/ft_03_2009.pdf, 20.10.2010].

Zellmann, P. & Mayrhofer, S. (2010). Forschungstelegramm 10/2010. Die Freizeitkonjunktur. Wie die ÖsterreicherInnen ihre Freizeit verbringen. Wien: Institut für Freizeit- und Tourismusforschung. [URL:http://www.freizeitforschung.at/data/forschungsarchiv/2010/87.%20FT%2010-10%20Freizeitkonjunktur.pdf, 20.10.2010].

Zentrum für Zukunftsfragen der Fachhochschule Salzburg (2008). Lebensqualität und Zukunftskonzepte. Empirische Datenerhebung: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 98052001.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

GRAFIKEN

Grafik 1: Bisherige und vorstellbare politische Partizipation bei Männern und Frauen 110
Grafik 2: Politische Partizipationscluster 112
Grafik 3: Optimismus-Pessimismus beim Gedanken an die Zukunft 117
Grafik 4: Erwartungshaltungen bei Männern und Frauen (I) 119
Grafik 5: Erwartungshaltungen bei Männern und Frauen (II) 120
Grafik 6: Zukünftig wichtige Eigenschaften, um das Leben gut zu meistern 121
Grafik 7: In wen setzt man die größten Hoffnungen in Bezug auf Wunscherfüllungen? 123
Grafik 8: Wichtigkeit von Lebensbereichen 125

TABELLEN

Tabelle 1: Zufriedenheit mit der Demokratie und dem politischen Parteiensystem 114
Tabelle 2: Wichtig für die politische Meinungsbildung 115
Tabelle 3: Beurteilung des Freizeitangebotes in Wien 131
Tabelle 4: Teilnahme an öffentlichen Veranstaltungen 132
Tabelle 5: Lebenszufriedenheit 133

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.1 MÄNNERGESUNDHEIT

INHALTSVERZEICHNIS

2.1 Männergesundheit 139
2.1.1 Die wichtigsten Erkenntnisse 140
2.1.2 Soziale Ungleichheit, Gender Medizin und Migration 142
2.1.3 Lebenserwartung und Todesursachen 149
2.1.4 Geschlechtsspezifische Morbidität 155
2.1.5 Lebensstil, Vorsorge und Risikoverhalten 161
2.1.6 Gesundheit und Arbeiten 168
2.1.7 Gesundheitliche Ungleichheit im Jugendalter 177
2.1.8 Ansätze zur Männerarbeit im Bereich Gesundheit 184
Literatur 191
Grafiken 196
Tabellen 196

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.1.1 Die wichtigsten Erkenntnisse

Gesundheitliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen sind sehr gut dokumentiert und durch objektive Fakten (Lebenserwartung, Todesursachen, etc.) und repräsentative subjektive Daten (Lebensstile, Risikoverhalten, Symptome, subjektiver Gesundheitszustand, etc.) belegt.

Die **wichtigsten Schlussfolgerungen** sind:

- Männer weisen eine kürzere Lebenserwartung als Frauen auf, verbringen ihr Leben jedoch zu einem höheren Anteil bei „guter Gesundheit“. Männer sterben früher an vermeidbaren, d.h. stark lebensstilabhängigen Erkrankungen wie Krebs oder Unfällen und Verletzungen.

- Männer tendieren dazu, ihre Gesundheit besser einzuschätzen als sie ist bzw. neigen dazu, körperliche und psychische Symptome nicht wahrzunehmen oder zu verharmlosen. Es dauert länger, bis sie bei Beschwerden zum Arzt gehen und sie werden dazu häufig von ihren Frauen gedrängt. Alleinstehende Männer sind daher noch stärker gesundheitlich gefährdet. Dies gilt auch für den Bereich der kostenlosen Vorsorgeuntersuchung.

- Männer pflegen einen ungesünderen Lebensstil: Sie trinken mehr Alkohol, rauchen häufiger und ernähren sich weniger ausgewogen. Im Schnitt sind sie zwar körperlich aktiver, dennoch häufiger übergewichtig.

- Negative Verhaltensweisen werden schon im Kindes- und Jugendalter erlernt und verfestigen sich im Erwachsenenalter, d.h. Buben leben bereits ungesünder als Mädchen. Die Tendenz zu ungesundem Verhalten im Jugendalter ist bei beiden Geschlechtern deutlich zunehmend, insbesondere jedoch bei den jungen Männern.

Was ist vorrangig zu tun bzw. was sind die (politischen) **Handlungsempfehlungen**?

- Männergesundheit muss ein Anliegen aller politischen Parteien und Interessengruppen werden. Von einem besseren geschlechtsspezifischen Verständnis profitieren alle. Männer sind in Familienverbände eingebunden – gesundheitliche Nachteile treffen damit auch ihre Frauen und Kinder.

- Jegliche Beschäftigung mit geschlechtsspezifischen Bedürfnissen führt unabhängig von der Perspektive (Männergesundheit/Frauengesundheit) zu treffsichereren Handlungen für beide Geschlechter.

- Die Schaffung eines Kompetenzzentrums für Männergesundheit ermöglicht es, männerspezifisches Expertenwissen im Bereich der Gesundheit zu vernetzen. Ein solches Zentrum bündelt nicht nur medizinisches Wissen und entwickelt präventive Programme, sondern ist

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

auch Anlaufstelle für Männer, die Fragen zur Gesundheit oder ein gesundheitliches Problem haben.

- In der Öffentlichkeit muss stärker ein Bewusstsein für Männer- und Frauengesundheit geschaffen werden. Aber auch an den medizinischen Universitäten, in der medizinischen Forschung und bei (niedergelassenen) Ärzten und Ärztinnen müssen Initiativen von der öffentlichen Hand bzw. von den zuständigen Trägern unterstützt werden. Eine wichtige Rolle nimmt hier die mit Jänner 2010 geschaffene Professur für Gender-Medizin an der Medizinischen Universität Wien ein.

- Initiativen sollten verstärkt werden. Volksvertreter und Parlamentarier sollten mit gutem Beispiel vorangehen und Männergesundheit als Bürgeranliegen verstehen. Wenn die Männer nicht von selbst kommen, muss man zu ihnen gehen (Sport, Clubs, Arbeitsplätze, etc.). Regionale Initiativen, die auch öffentlich finanziert werden, sind unverzichtbarer Bestandteil der Männergesundheitsarbeit. Einrichtungen wie das Männergesundheitszentrum MEN im Kaiser-Franz-Josef-Spital in Wien leisten hier wertvolle Pionierarbeit. Von deren Erfahrung kann viel beim Aufbau analoger Strukturen gelernt werden.

- Österreich hat – national betrachtet – in der Männergesundheit die europäische Vorreiterrolle, die es zur Zeit der Präsentation des ersten österreichischen Männergesundheitsberichts 2004 (BMSG) inne hatte, verloren und kann nun von anderen Ländern lernen: Irland z.B. hat eine eigene Men´s Health Policy (2009 bis 2014). In Großbritanien werden Men´s Health Weeks mit Spezialthemen (z.B. Krebs) veranstaltet, die viele Bereiche des gesellschaftlichen Lebens berühren. Daher ist eine vernetzte Zusammenarbeit unterschiedlicher Ministerien notwendig: Gesundheit, Soziales und Arbeit, Unterricht, Wissenschaft, Wirtschaft – um nur die Wesentlichsten für das Thema zu nennen. Auf politischer Ebene könnte es um eine Art nationalen Aktionsplan bzw. eine Landkarte gehen, die die einzelnen regionalen Initiativen registriert und vernetzt, sowie den zusätzlichen Bedarf auch unter Berücksichtigung geographischer Aspekte formuliert.

- Die Gesundheitsförderung und die Schaffung eines Gesundheitsbewusstseins müssen in der Schwangerschaft beginnen und in Kindergarten, Volksschule und den weiterführenden Schulen konsequent umgesetzt werden. Kinder müssen im Bedarfsfall auch außerhalb der Familie gesundes Verhalten lernen.

- Medien müssen sensibilisiert und regelmäßig informiert werden und Medienkooperationen müssen eingegangen werden. Hier ist vor allem der öffentlich-rechtliche Bereich – insbesondere das ORF-Fernsehen und die ORF-Radios – gefordert. Männer brauchen hierzu Vorbilder und müssen neue Verhaltensweisen lernen und ein neues Bewusstsein entwickeln. Hochspezialisierte medizinische Reports sind dabei weniger zielführend.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

- Die Aktivitäten der Arbeitsmedizin und des Arbeitsschutzes sollten politisch weiterhin intensiv unterstützt werden. Männer in bestimmten Berufen und Branchen (Bergbau, Bauwesen, Sachgütererzeugung, Land- und Forstwirtschaft) sind einem vergleichsweise höheren Risiko ausgesetzt. Dass entsprechende Maßnahmen greifen, zeigt auch der aktuelle Fehlzeitenreport des WIFO (Leoni, 2010): Krankenstände, die durch Arbeitsunfälle verursacht sind, haben im zeitlichen Verlauf seit den 1970er Jahren stark abgenommen.

- Die Arbeitsbedingungen spielen eine wichtige Rolle für die Gesundheit der Berufstätigen. Dies gilt durch die spezifische Branchen- und Berufswahl verstärkt für Männer, die an ihrem Arbeitsplatz insgesamt häufiger körperlichen Belastungen ausgesetzt sind. Strategien der betrieblichen Gesundheitsförderung sollten daher nicht nur auf das individuelle Verhalten der Erwerbstätigen abzielen, sondern sich vielmehr (zusätzlich) auf die Arbeitsorganisation und die Gestaltung der Rahmenbedingungen konzentrieren. Zur detaillierten Analyse der Zusammenhänge zwischen Belastungen am Arbeitsplatz und der Gesundheit sind in Österreich aktuelle Daten (2011) aus den Forschungsprogrammen Arbeitsklima Index und Arbeitsgesundheitsmonitor der Arbeiterkammer Oberösterreich verfügbar.

- Weiteren Forschungsbedarf zu Maßnahmen der beruflichen Gesundheitsförderung gibt es insbesondere in der Zielgruppe der Migranten und Migrantinnen, die verstärkt ungünstigeren Arbeitsbedingungen ausgesetzt sind (vgl. 2.2). Präventive Strategien sollten daher insbesondere auch auf diese Zielgruppe zugeschnitten sein bzw. von dieser wahrgenommen werden können.

2.1.2 Soziale Ungleichheit, Gender Medizin und Migration

„Gesundheit ist ein Zustand völligen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht nur das Fehlen von Krankheit oder Gebrechen", lautet die vielzitierte Definition von Gesundheit, auf die sich die internationale Staatengemeinschaft im Rahmen der WHO bereits im Jahr 1946 festgelegt hatte. Sie war damit der Zeit um ein gutes halbes Jahrhundert voraus, denn erst in den letzten beiden Jahrzehnten richtete sich das wissenschaftliche Interesse zusehends auf einen positiven Begriff von Gesundheit, der „mehr" umfasst als nur die bloße Abwesenheit von Krankheit. Herzlich stellte in einer groß angelegten Untersuchung 1973 fest, welche Bilder die Menschen selbst von Gesundheit haben: Neben dem Unversehrtsein und dem Fehlen von Krankheiten ist Gesundheit auch eine Reserve, sie ist Leistungsfähigkeit, Fitness, Teilhabe am sozialen Geschehen und sie ist Gleichgewicht, Wohlbefinden, eine positive Emotion, Erleben von Sinn, positivem Selbstwert und Kontrolle über das eigene Leben. Erst in den vergangenen Jahren wurde auch in den wissenschaftlichen Modellen stärker an der Lebenswelt der Menschen angeknüpft und Gesundheit im biopsychosozialen Gesamtgeschehen beschrieben, positiv und mehrdimensional konzipiert und als kontinuierlicher Prozess aufgefasst (vgl. Greiner, 1998).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Die Formulierung der sozialmedizinischen Grunderkenntnis, wonach Gesundheit (bzw. Krankheit) von sozialen Prozessen beeinflusst, wenn nicht sogar entscheidend verursacht ist, liegt über eineinhalb Jahrhunderte zurück:

> „Die künstlichen Seuchen sind vielmehr Attribute der Gesellschaft, Produkte der falschen oder nicht auf alle Klassen verbreiteten Cultur; sie deuten auf Mängel, welche durch die staatliche und gesellschaftliche Gestaltung erzeugt werden […] Wenn die Krankheit der Ausdruck des unter ungünstigen Bedingungen verlaufenden Einzellebens ist, so müssen Seuchen das Anzeichen großer Störungen des Massenlebens sein." (Virchow, 1849, S. 121).

Gesundheitliche Ungleichheit ist weitgehend soziale Ungleichheit. Und es ist damit auch eher das soziale Geschlecht und die Lebensführung als das biologische Geschlecht, das für die Gesundheit ausschlaggebend ist: So zeigten beispielsweise Untersuchungen in den USA, dass die Lebensweise die Gesundheit zu ca. 50 Prozent beeinflusst, die biologische Veranlagung jedoch nur zu etwa 20 Prozent (Rásky, 1998).

Die Lebenserwartung in Westeuropa steigt seit Jahrzehnten stetig und zum Teil relativ rasch an. Noch nie wurden die Menschen so alt wie heute und noch nie konnten sie so viel Lebenszeit in Gesundheit verbringen. Parallel zu diesen Entwicklungen schreiben sich soziale Ungleichheiten fort; der soziale Gradient[1] hinsichtlich der Mortalität[2] und Morbidität[3] lässt sich nach wie vor in deutlicher Weise feststellen, da sich gerade bei Personen, die sozial schlechter gestellt sind, die gesundheitliche Situation insgesamt langsamer verbessert als bei den besser gestellten Schichten (vgl. Graham & Kelly, 2004). Die bisherigen politischen und wissenschaftlichen Bemühungen konnten dem Einfluss der „Kerndimensionen sozialer Ungleichheit" – Bildung, Beruf und Einkommen – auf die gesundheitliche Lage nur sehr wenig bis gar nichts entgegen setzen. Profitiert haben meist Gruppen mit höherem sozioökonomischen Potenzial (vgl. Richter & Hurrelmann, 2006).

Für die Erklärung des Einflusses sozioökonomischer Faktoren auf die Gesundheit werden in der aktuellen Forschung im Wesentlichen fünf Erklärungsansätze verwendet (vgl. Richter & Hurrelmann, 2006; Behrens, 2006; Jungbauer-Gans & Gross, 2006):

1. Unter den ersten Ansätzen zur Erklärung des sozialen Gradienten der Gesundheit waren **Selektionsprozesse** im Sinne von Social-Drift-Hypothesen („Soziale Verschiebung bzw. sozialer Abstieg"), die davon ausgingen, dass eine negative Gesundheit im Sinne von sozialer Selektion zu einem Abstieg in der gesellschaftlichen Hierarchie und zum Verlust von sozioökonomischem Potenzial führt. Krankheit löst demnach einen sozialen Abstiegspro-

[1] Als sozialer Gradient werden Unterschiede zwischen soziodemographischen Gruppen wie Frauen und Männern, Menschen mit unterschiedlichen Schulabschlüssen, beruflichen Positionen etc. verstanden.
[2] Mortalität bezeichnet die Sterblichkeitsrate einer Krankheit, d.h. wie viel Personen einer Gesellschaft in einem bestimmten Zeitraum an der betreffenden Krankheit sterben.
[3] Morbidität ist die Häufigkeit, mit der eine bestimmte Krankheit in einer Gesellschaft oder einer sozialen Gruppe auftritt.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

zess aus, während es Gesunden möglich ist, sozial aufzusteigen. Die Mobilitätsvorgänge sind keineswegs zu bestreiten, da Gesundheit in vielen Konzepten Leistungs- und Entwicklungsfähigkeit beinhaltet und negative Gesundheit zu Arbeitsplatz- und Einkommensverlust führen kann. Mackenbach (2006) weist jedoch darauf hin, dass die Anzahl an Personen, die durch Krankheit sozial absteigen, insgesamt zu gering ist, um entscheidenden Einfluss auf die beobachteten Zusammenhänge zwischen Gesundheit und sozioökonomischen Parametern zu nehmen.

2. **Materielle Erklärungsansätze** gehen von der genau umgekehrten Wirkungsrichtung aus, und zwar davon, dass Unterschiede im sozioökonomischen Potenzial zu unterschiedlichen gesundheitlichen Lagen führen. Bei diesen Hypothesen spielen geringe finanzielle Mittel sowie materielle Güter und damit das Vorliegen gesundheitsschädlicher Umwelten (Wohnen, Leben, Arbeit etc.) eine entscheidende Rolle bei der Erklärung des sozialen Gradienten.

3. **Kulturell-verhaltensbezogenen Ansätze** gehen ebenfalls davon aus, dass soziale Ungleichheit auf die Gesundheit wirkt, betonen jedoch den Begriff der Kultur, die von unterschiedlichen sozialen Statusgruppen geprägt und entwickelt wird. Diese umfassen insbesondere gesundheitsrelevante Verhaltensweisen, die schließlich einen direkten Einfluss auf die Gesundheit nehmen.

4. Ein weiterer Ansatz ist die **Versorgungsforschung**, die sich mit dem unterschiedlichen Zugang von Bevölkerungsgruppen zu gesundheitsbezogenen und medizinischen Dienstleistungen beschäftigt. Dieser Forschungszweig spielt für die vorliegende Arbeit keine nennenswerte Rolle.

5. Der für die vorliegende Untersuchung besonders relevante Ansatz wird von Richter und Hurrelmann (2006) als **psychosozialer Erklärungsansatz** bezeichnet. Dieser weniger soziologisch, sondern vielmehr psychologisch orientierte Ansatz berücksichtigt neben materiellen Faktoren – womit er die übrigen Ansätze integriert – auch psychologische und psychosoziale Faktoren, wie z.B. kritische Life-Events (Lebenserfahrungen, wie Tod eines Angehörigen, Geburt eines Kindes, Arbeitsplatzverlust, etc.), Alltagsbelastungen, berufliche Gratifikationskrisen[4], soziale Arbeitsbedingungen, Arbeitsklima etc. Insbesondere spielt in diesen Erklärungsansätzen der Begriff der Ressource eine zentrale Rolle.

In der Debatte von gesundheitlicher Ungleichheit dominieren vertikale Erklärungsfaktoren, anhand derer die Gesellschaft in „oben“ und „unten“ gegliedert wird. Diese umfassen die Kerndimensionen Bildung, Beruf und Einkommen und konstituieren die Schichtzugehörigkeit, die über

[4] Der Begriff Gratifikationskrise wurde von Siegrist (z.B. 1996, 2005) geprägt und bezeichnet negative und belastende Erfahrungen, die aus einem Ungleichgewicht zwischen Leistung und Belohnung (Gehalt, Aufstieg, Anerkennung etc.) entstehen und zu schwerwiegenden körperlichen Erkrankungen führen können.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Einzelursachen die Gesundheit beeinflusst: So sind z.B. berufliche Positionen mit unterschiedlichen Ressourcen und Belastungen, Bildung mit Wissensbeständen über Krankheiten und Gesundheitsrisiken, höheres Einkommen mit besserem Zugang zum Gesundheitssystem und medizinischen Netzwerken verbunden. Es sind also Ressourcen, Lebenschancen, Mentalitäten, Wissensbestände, Meinungen und Verhaltensweisen, die Gesundheit beeinflussen bzw. determinieren (Hradil, 2006). Neben dem Einfluss der angeführten vertikalen Faktoren sind diese Determinanten auch von horizontalen Faktoren wie Alter, ethnische Zugehörigkeit, Region, Wohngebiet und insbesondere vom Geschlecht abhängig. Als horizontale Dimension durchzieht das Geschlecht sämtliche Lebensbereiche und damit auch die Gesundheit (Babitsch, 2006). Von Relevanz hierbei sind die noch wenig erforschten Wechselwirkungen zwischen den Determinanten und Dimensionen von Gesundheit und Geschlecht. So ist von Interesse, ob schichtbedingte gesundheitliche Ungleichheiten bei Männern und Frauen gleichermaßen zum Tragen kommen. Hierfür gibt es den allgemeingültigen Befund, dass in puncto Mortalität und Morbidität bei Männern starke sozioökonomische Unterschiede festzustellen sind (Richter & Hurrelmann, 2006; Mackenbach, 2006; Babitsch, 2006). Darüber hinaus sind auch die sozialen Unterschiede im Risikoverhalten bei Männern stärker ausgeprägt.

Richter und Hurrelmann (2006, S. 12) beschreiben drei große Herausforderungen für die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema der gesundheitlichen Ungleichheit: Die erste Herausforderung stellt die Beschreibung, Darstellung und Analyse der sozioökonomischen Ungleichheit im gesundheitlichen Umfeld dar. Die weiteren Herausforderungen sind die Erklärung dieser Ungleichheiten und sodann die Entwicklung von Maßnahmen zu deren Reduzierung. Ansatzpunkte sind hier das Verstehen der Produktion und Reproduktion dieser Ungleichheiten, um an den Einflussfaktoren und Mechanismen ansetzen zu können.

An den drei zitierten Aspekten orientiert sich auch die Darstellung der Männergesundheit:

1. **Beschreibung** von gesundheitlichen Unterschieden zwischen Männern und Frauen.
2. **Erklärungen** für diese Unterschiede anhand der verschiedenen Ansätze (Lebensstile, Belastungen, Mentalitäten und Einstellungen, die zu bestimmtem Verhalten führen).
3. Politische **Handlungsempfehlungen** zur Reduzierung der Ungleichheit bzw. Unterstützung gesundheitsförderlicher Maßnahmen unter Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Notwendigkeiten.

Erst seit einem knappen Jahrzehnt setzt sich mehr und mehr die Erkenntnis durch, im Bereich der Medizin auf die unterschiedlichen (sozialen) Bedürfnisse und Besonderheiten von Männern und Frauen stärker Rücksicht zu nehmen als bisher. In diesem Zusammenhang ist auch die Einleitung der Kurzfassung des ersten österreichischen Männergesundheitsberichts zu sehen: „Da viele Männer ihre gesundheitlichen Beschwerden negieren, wurden ihre speziellen gesundheitlichen Probleme lange Zeit, auch von der Fachöffentlichkeit, nicht entsprechend wahrgenommen.“ (Habl et al., 2004). Auch der Einwand, Medizin sei männlich dominiert und alleine

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

schon daher besser auf die Bedürfnisse der Männer abgestimmt, ist im Prinzip richtig, greift unseres Erachtens aber zu kurz, da erst eine geschlechtsspezifische Betrachtungsweise für beide – Männer und Frauen – zu optimalen medizinischen Erkenntnissen und Handlungen führen kann.

Das Forschungsgebiet der **Gender Medizin** ist auf europäischer Ebene als relativ jung einzustufen, wiewohl bereits eine Reihe von Erkenntnissen zu geschlechtsspezifischen Bedürfnissen in der Medizin vorliegen, die zum einen auf biologischen Unterschieden („biologisches Geschlecht“) und zum anderen auf unterschiedlichen Lebensstilen, Rollenvorstellungen und gesellschaftlichen bzw. sozialen Orientierungen („soziales Geschlecht“) beruhen. So schätzen Frauen beispielsweise ihren Gesundheitszustand schlechter ein als Männer, haben eine höhere Morbiditätsrate (Risiko, krank zu werden), suchen häufiger professionelle Hilfe auf als Männer, erhalten mehr Medikamente verschrieben und ihre Symptomschilderungen werden häufiger auf psychische Probleme zurückgeführt (Vortrag von Gutiérrez-Lobos, 30.09.2009). Männer wiederum zeigen schwächere Entzündungsreaktionen, werden häufiger wegen Suchterkrankungen behandelt (Rieder & Lohff, 2004), benötigen und vertragen höhere Dosen in der HIV-Therapie, reagieren auf Medikamente mit anderen Nebenwirkungen und zeigen bei Herzinfarkten andere Symptome als Frauen (GESUND + LEBEN, 03/2009), was in einer männerfokussierten Medizin für Frauen fatal enden kann, wenn ihre Symptome nicht richtig erkannt werden.

Anhand der Auflistung wird deutlich, dass neben den biologischen und sozialen Faktoren auf Seiten der Patienten und Patientinnen auch unterschiedliche sozial bedingte Erwartungen auf Seiten der Ärzte und Ärztinnen eine wesentliche Rolle spielen. Im Jänner 2010 wurde an der Medizinischen Universität Wien (MUW) ein eigener Lehrstuhl für Gender Medizin eingerichtet, den die Ärztin Alexandra Kautzky-Willer innehat. Sie betont in einem Interview in der Zeitung Der Standard vom 07.02.2010, dass die Gender Medizin für beide Geschlechter gelte und durch ihre Ergebnisse auch den Männern nutze, wiewohl gerade aus frauenspezifischer Perspektive durch die ursprüngliche Orientierung der Medizin am Mann Aufholbedarf bestünde. An den Stichworten Osteoporose und psychische Erkrankungen werde jedoch deutlich, dass hier die Medizin den Männern nicht gerecht werde. Im ersten Fall wurden Medikamente hauptsächlich an Frauen getestet, im zweiten Fall sind Ärzte und Ärztinnen generell weniger bereit, Männern psychische Erkrankungen zuzuschreiben. Ein wichtiges Forschungsfeld der Gender Medizin sei es überdies, die Beziehungen zwischen Ärzten/Ärztinnen und Patienten/Patientinnen und die unterschiedlichen Kommunikationsstile und -bedürfnisse zu erforschen. Männer und Frauen benötigten einen unterschiedlichen Zugang, um die Compliance (Therapietreue) zu erhöhen. Während für Frauen die emotionale Ebene besonders wichtig sei, bevorzugen Männer klare Anweisungen und Empfehlungen.

Gender Medizin sei ein Ausdruck einer allgemeinen Entwicklung der Medizin in Richtung einer personalisierten Medizin, die stärker auf die individuellen Bedürfnisse und den sozialen Hinter-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

grund eingeht. Dies sei insbesondere für Migranten und Migrantinnen wichtig und hier vor allem für die Frauen, die in der Regel noch schlechter versorgt seien als Migranten, so Kautzky-Willer.

In den folgenden Abschnitten dieses Kapitels wird stets auch versucht, die spezifische **Situation der Migranten und Migrantinnen** zu beleuchten, wo dies durch die verwendeten Quellen möglich ist. Die Zahl der nicht in Österreich geborenen bzw. von nicht-österreichischen Eltern abstammenden Patienten und Patientinnen bzw. Klienten und Klientinnen steigt an und wird sich in den nächsten Jahren weiter nach oben entwickeln.

Migration wird von vielen als Gesundheitsrisiko eingestuft. Die Argumente hierfür sind so plausibel wie naheliegend: Migration bedeute eine Zäsur, traumatisierende Ereignisse im Heimatland, Ausweisungsbedrohungen, Unsicherheit, Diskriminierung, etc. Migranten und Migrantinnen haben ein etwa doppelt so hohes Risiko, armutsgefährdet zu sein als die autochthone („angestammte“) Bevölkerung, haben schlechtere Arbeitsbedingungen und damit einhergehend einen niedrigeren sozioökonomischen Status (vgl. hierzu auch Kapitel 2.2“); durch sprachliche Barrieren kommt es zu Informationsdefiziten bezüglich der Gesundheitsversorgung und zu Missverständnissen zwischen Patienten und Patientinnen und den Beschäftigten in den Gesundheitsdiensten. Eine Reihe von Seminaren, Tagungen und Pressekonferenzen haben in den vergangenen Jahren diese Probleme aufgezeigt und auch Lösungsvorschläge erarbeitet. Verwiesen sei an dieser Stelle exemplarisch auf das Seminar „Migration und Gesundheit“ (BMGF, 11.10.2004), eine Pressekonferenz des Landeskrankenhauses Salzburg vom 24.11.2009 zum Thema „Migration und Gesundheit: Verstehen kann heilen – Transkulturelle Kompetenz schafft Gesundheit“ und auf den Tätigkeitsbericht 2009 des Instituts für Frauen- und Männergesundheit (FEM, FEM Süd und MEN).

Durch die genannten Faktoren sind Migranten und Migrantinnen größeren gesundheitlichen Risiken ausgesetzt. Wiewohl diese Zusammenhänge prinzipiell richtig sind, ist die Befundlage etwas schwieriger zu erfassen, erläuterte Oliver Razum auf einer Tagung zum Thema „Soziale Lage – Gender – Gesundheit“ am 28.10.2008 in Wien, die vom Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMASK) veranstaltet wurde (BMASK, 2008).

Razum spricht in seinem Vortrag folgende Aspekte und Probleme an, die die Analyse der Situation der Migranten und Migrantinnen in Deutschland und auch in Österreich begleiten:

- Es fehlt eine einheitliche Definition für Migranten und Migrantinnen, die sich nicht durch die Erhebung des Geburtslandes und der Staatsangehörigkeit erschöpfen kann, sondern auch die individuell-biographische Entwicklung (Einbürgerung, Migration der Elterngeneration etc.) berücksichtigen muss.

- Die offiziellen Datenquellen enthalten meist nur sehr dürftige Informationen zum Migrationsstatus. So bietet die amtliche Statistik eine Fülle von Informationen, die meist jedoch nur auf Basis der aktuellen Staatsangehörigkeit ausgewertet werden kann. Dies gilt auch für die

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

in diesem Kapitel verwendeten Quellen der Statistik Austria (2007, 2009b), die in den publizierten Berichts- und Tabellenbänden nur die Differenzierung zwischen österreichischen und nicht-österreichischen Staatsbürger/innen und Österreich bzw. Nicht-Österreich als Geburtsland erlauben. Dies wird jedoch der Heterogenität der Gruppe der Migranten und Migrantinnen nicht gerecht. Neben detaillierteren Analyseebenen wäre auch die zusätzliche Angabe des sozioökonomischen Hintergrunds von Interesse, um beurteilen zu können, welche Unterschiede zur Mehrheitsbevölkerung auf ungleiche Lebensbedingungen im Zielland zurückzuführen sind und welche z.B. auf sprachliche Barrieren und biographische Aspekte.

- Es werden in Ergänzung zu den amtlichen Statistiken auch spezielle Studien benötigt, die die beschriebenen konzeptionellen Probleme (Definition des Migrationshintergrunds) berücksichtigen und insbesondere den sozioökonomischen Status erfassen. Auch die Analyse von individuellen Fällen ist von großer Bedeutung für die Beschreibung der gesundheitlichen Lage von Migranten und Migrantinnen.

- Die Beurteilung von Befunden fordert ein verstärktes Denken in Erklärungsmodellen und kann sich nicht im Referieren von empirischen Daten erschöpfen. Mit Modellen kann auch erklärt werden, warum Migranten und Migrantinnen, die sich erst kurz im Zielland aufhalten, oftmals einen unerwartet guten Gesundheitszustand haben. Menschen, die migrieren, weisen oft eine besonders gute Konstitution auf, die vergleichsweise benachteiligenden Lebensbedingungen im Zielland wirken jedoch erst langfristig.

- Darüber hinaus lassen Migranten und Migrantinnen oft ein beträchtliches Gesundheitsrisiko im Herkunftsland zurück. Razum erwähnt hier das Beispiel der Müttersterblichkeit. Vergleicht man das Risiko der Migrantinnen mit jenen der Frauen aus ihrem Herkunftsland, so ist die positive Auswirkung der Migration oft enorm, da das Riskio drastisch reduziert wird. Im Vergleich zur Mehrheitsbevölkerung zeigt sich am Beispiel der Türkinnen in Deutschland zu Beginn der Aufzeichnungen (1980) noch ein deutlicher Nachteil im Vergleich zur Mehrheitsbevölkerung, der sich ab 1986 jedoch dauerhaft nivelliert hat. Der Zugang zur Gesundheitsversorgung hat sich in dieser Frage demnach verbessert. Migration stellt oftmals einen gesundheitlichen Übergang dar – Migranten und Migrantinnen lassen das Risiko von Infektionskrankheiten in ihren Herkunftsländern zurück, die Auswirkungen des westlichen, industriellen Lebensstils, der zur Häufung chronischer, nicht übertragbarer Krankheiten führt, nimmt vergleichsweise langsam zu. Migranten und Migrantinnen vollziehen diesen Übergang, der in den Zielländern oft ganze Jahrzehnte dauert, quasi über Nacht.

- Razum resümiert, dass in der gesundheitlichen Situation von Migranten und Migrantinnen und in der Zusammenarbeit zwischen Migranten und Migrantinnen und Gesundheitsdiensten noch vieles im Argen liege. Es sei aber auf allen Seiten schon einiges erreicht worden

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

und man dürfe nicht nur die negativen Seiten sehen, sondern auch das, was von und für Migranten und Migrantinnen Positives erreicht worden sei.

Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass sich die Ausführungen meist auf die für Österreich besonders bedeutsamen Gruppen der Migranten und Migrantinnen aus der Türkei und dem ehemaligen Jugoslawien beziehen. Die spezifischen Probleme und Bedürfnisse können jedoch auch auf Menschen aus anderen Ländern übertragen werden. Eine Ausnahme bilden prinzipiell jene Migranten und Migrantinnen, die aus anderen westlichen Ländern oder Ländern der ehemaligen EU-15 stammen. Hier sind wesentlich geringere Unterschiede in den Lebensbedingungen zu Österreich gegeben.

2.1.3 LEBENSERWARTUNG UND TODESURSACHEN

Die **Lebenserwartung bei der Geburt** ist einer der stärksten objektiven Indikatoren zur Beschreibung des gesundheitlichen Geschehens in einer Gesellschaft. Im Jahr 2008 betrug die Lebenserwartung bei der Geburt für Männer 77,6 Jahre, jene für Frauen 83,0 Jahre (Tabelle 1). Die Differenz in zu erwartenden Lebensjahren beträgt zwischen den Geschlechtern somit 5,4 Jahre zuungunsten der Männer. Diese Differenz ist seit Vorliegen entsprechender Daten ausgehend von 1868 und seit den jährlichen Aufzeichnungen der Statistik Austria ab 1951 von der Größenordnung her weitgehend stabil und hat sich langsam um 1,5 Jahre (im Schnitt) verringert. Ein Teil der Ursachen für die unterschiedliche Lebenserwartung ist in jüngeren Lebensjahren zu suchen: Die Differenz in noch erwartbaren Lebensjahren nimmt mit dem Alter ab. So können 2008 60-jährige Männer mit durchschnittlich 21,3 weiteren Lebensjahren rechnen, Frauen der gleichen Altersklasse mit 25,1 Jahren. Der Abstand hat sich im Vergleich zur Lebenserwartung bei der Geburt auf 3,8 Jahre verringert. In den ausgewiesenen Altersklassen 15 / 30 / 45 / 60 Jahre ist mit steigendem Alter eine linear verlaufende Verringerung dieses Unterschieds festzustellen (Statistisches Jahrbuch 2010: Statistik Austria, 2009a; Gesundheitsstatistik 2008: Statistik Austria, 2009b).

Infobox: Statistisches Jahrbuch 2009 und Gesundheitsstatistik 2008

Die Berichte werden jährlich von der Statistik Austria erstellt und wurden in der aktuellen Version für den Männerbericht herangezogen. Bei den Statistiken handelt es sich um Daten aus zählbaren Verwaltungsbeständen und nur ergänzend um Bevölkerungsbefragungen im Rahmen des Mikrozensus.

Die verwendeten Quellen aus den Jahrbüchern und der Gesundheitsstatistik sind u.a.:

- als Basis: Zentrales Melderegister (ZMR)
- Todesursachenstatistik, Krebsregister
- Sozialversicherungsträger (Krankenstände, Berufsunfälle etc.)

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Habl et al. (2004) verweisen im ersten österreichischen Männergesundheitsbericht auf regionale Unterschiede in der Lebenserwartung, wonach Männer in Vorarlberg, Tirol und Salzburg „deutlich" über dem Bundesdurchschnitt sowie Männer in Wien und Burgenland „deutlich" und in Niederösterreich „leicht" unter dem Schnitt liegen. Im Beobachtungszeitraum 1991 bis 2001 zeigt sich jedoch eine moderate Angleichung der regionalen Unterschiede.

Tabelle 1: Lebenserwartung

In Lebensjahren.

Kalenderjahr		Männer		Frauen	
		bei der Geburt	mit 60 Jahren	bei der Geburt	mit 60 Jahren
1970		66,5	14,9	73,4	18,8
1980		69,0	16,3	76,1	20,3
1990		72,2	17,8	78,9	22,2
2000		75,1	19,7	81,1	23,8
2001		75,6	20,2	81,6	24,2
2002		75,8	20,2	81,7	24,2
2003		75,9	20,2	81,5	24,1
2004		76,4	20,6	82,1	24,6
2005		76,6	20,7	82,2	24,6
2006		77,1	21,0	82,6	24,9
2007		77,3	21,2	82,8	25,1
2008		77,6	21,3	83,0	25,1
1999	**Jahre in guter Gesundheit**	58,6	7,8	60,9	8,7
	Anteil in %	78,3	50,0	75,3	45,1
2006	**Jahre in guter Gesundheit**	61,8	8,8	63,2	9,0
	Anteil in %	80,2	51,2	76,4	43,7

Quelle: Gesundheitsstatistik 2008 (Statistik Austria, 2009b).

Mit dem Anstieg der **Lebenserwartung** ist die Frage nach dem qualitativen Niveau verbunden, womit sich die Frage stellt: Können die gewonnenen Lebensjahre **in guter Gesundheit** verbracht werden? Hierfür wird eine Maßzahl aus Sterblichkeit und Gesundheitszustand errechnet, die die Lebenserwartung in gesunde und kranke Jahre teilt (Gesundheitsstatistik 2008, S. 35). Die aktuellsten vorliegenden Zahlen stammen aus dem Jahr 2006. Männer konnten bei der Geburt mit 61,8 Jahren in guter Gesundheit, Frauen mit 63,2 entsprechenden Jahren rechnen. Die Differenz liegt somit lediglich bei 1,4 Jahren zuungunsten der Männer. In Prozent der ge-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

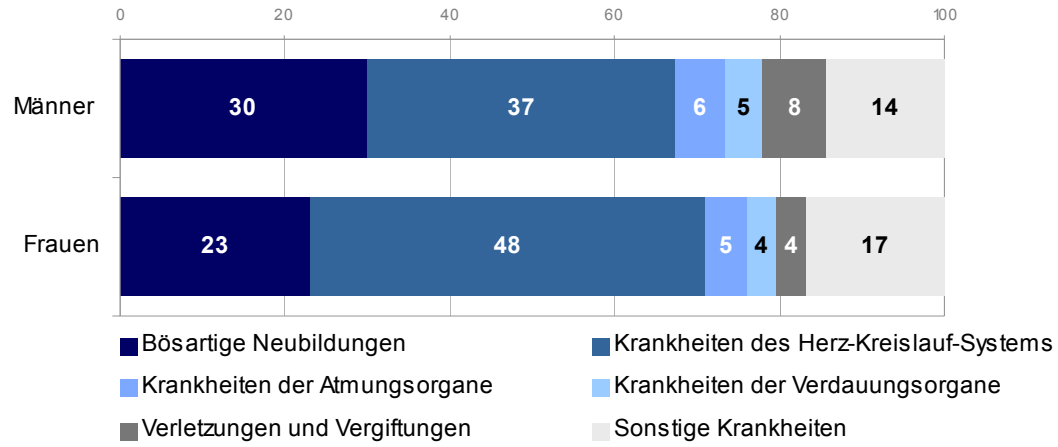
samten Lebenserwartung bedeutet dies 80,2 Prozent „gesunde“ Jahre für Männer und 76,4 Prozent solcher Jahre für Frauen. Wesentliche und berechnungsrelevante Faktoren hierfür sind die subjektive Beurteilung der Gesundheit, die von Männern besser eingestuft wird (Kap. 2.1.4, Grafik 4) und die geringeren Einschränkungserfahrungen im höheren Alter (Kap. 2.1.4).

Die **positive Entwicklung der Lebenserwartung** bei der Geburt ist auf den starken Rückgang in der Säuglings- und Kindersterblichkeit zur Mitte des 20. Jahrhunderts sowie auf den Rückgang der Sterblichkeit im höheren Alter ab den 1970er-Jahren zurückzuführen – wobei hier die Letalität von Herz-Kreislauf-Erkrankungen abgenommen hat; diese Abnahme beträgt für die Jahre 1998 bis 2008 40,7 Prozent; die Krebssterblichkeit ist in besagtem Zeitraum um 11,2 Prozent gesunken (altersstandardisierte Angaben).

Die **Todesursachen** unterscheiden sich deutlich zwischen Männern und Frauen (Grafik 1), wobei die Unterschiede vor allem im Hinblick auf Krebs und Krankheiten des Herz-Kreislauf-Systems (HKS) gegeben sind. Beide Ursachengruppen dominieren zwar bei beiden Geschlechtern, jedoch mit unterschiedlicher Gewichtigkeit: Während im Jahr 2008 bei den Männern 37 Prozent der Todesfälle auf Krankheiten des HKS zurückzuführen waren, lag der entsprechende Anteil bei den Frauen bei 48 Prozent. An Krebs starben bei den Männern 30 Prozent und bei den Frauen 23 Prozent. Die übrigen Hauptgruppen von Todesursachen sind Krankheiten der Atmungsorgane, der Verdauung und sonstige Krankheiten. Rund acht Prozent der Männer, jedoch nur rund vier Prozent der Frauen sind an Verletzungen, Unfällen und Vergiftungen gestorben.

Grafik 1: Todesursachen

Anteil in Prozent an allen Todesursachen nach Geschlecht.



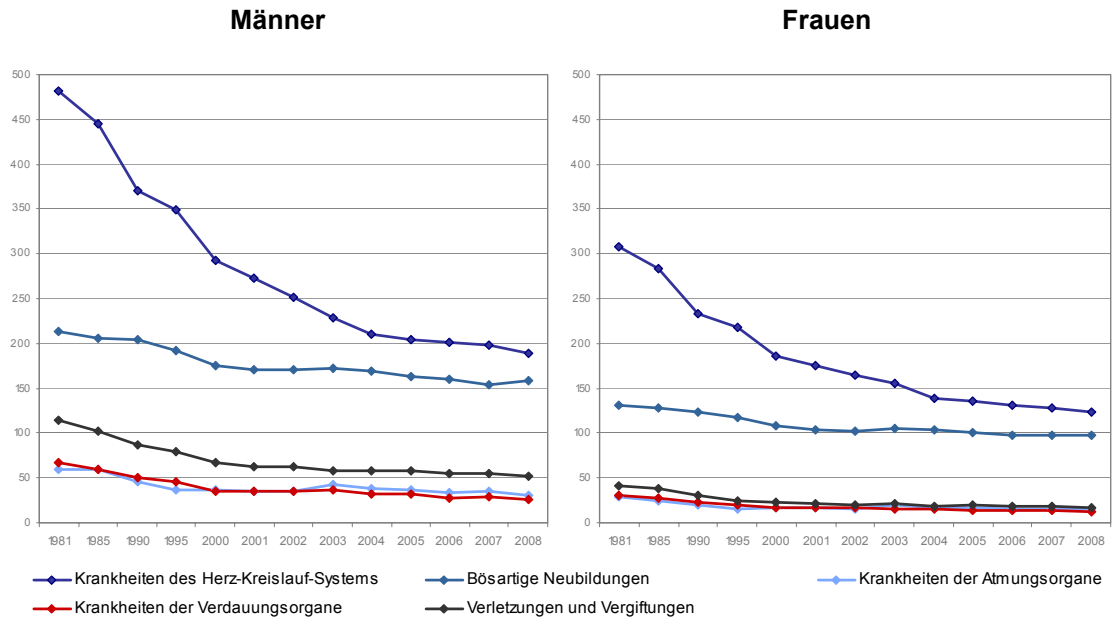
Quelle: Gesundheitsstatistik 2008 der Statistik Austria (2009b).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Die **Sterblichkeit** der Männer ist **insgesamt** höher als jene der Frauen: So starben 2008 je 100.000 der Bevölkerung 539 Männer, jedoch nur 325 Frauen (altersstandardisiert). Die Sterblichkeit an Krankheiten des HKS (189 Männer vs. 124 Frauen je 100.000 der Bevölkerung) und Krebs (159 Männer vs. 97 Frauen) spielt bei Männern eine ungleich größere Rolle. Auch bei Verletzungen und Unfällen sind Männer deutlich stärker gefährdet (52 vs. 18 Frauen). Dies ist vor allem auch auf ein höheres Risiko von tödlichen Arbeits- und Autounfällen, sowie die höhere Selbstmordrate (siehe Kap. 2.1.5) zurückzuführen. Insgesamt zeigt sich jedoch, dass die Entwicklung der Sterblichkeit bei den Männern und hier insbesondere im Bereich der HKS einen stark fallenden Verlauf nimmt (Grafik 2).

Grafik 2: Sterblichkeit

Todesfälle auf 100.000 Personen in der Bevölkerung.



Quelle: Gesundheitsstatistik 2008 der Statistik Austria (2009b).

Von relevanter Bedeutung ist auch die Differenzierung der geschlechtsspezifischen **Todesursachen nach Lebensphasen** (vgl. Tabellen 2 und 3). Während 83,4 Prozent der Todesfälle von Frauen nach dem 70. Lebensjahr eintreten, sind es bei den Männern nur 64,1 Prozent. Männer sterben demnach an Ursachen, die stark vom Lebensstil abhängen. Die höhere Sterblichkeit zeigt sich bereits kurz nach der Geburt. So waren im Jahr 2008 175 Todesfälle von männlichen Babys unter einem Jahr zu beklagen; im gleichen Zeitraum starben 112 kleine Mädchen. Die Ursachen sind Komplikationen vor, während oder unmittelbar nach der Geburt sowie angeborene Fehlbildungen. Der plötzliche Kindstod als Ursache ist bei Knaben etwa doppelt so häufig (9,7 Prozent) wie bei Mädchen (4,5 Prozent). Im Alter von ein bis neun Jahren sind nur geringfügige Unterschiede in der Sterblichkeit zu verzeichnen, danach geht die Schere weit auf, und es sterben in den Altersklassen bis 70 Jahren etwa doppelt so viele Jungen und

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Männer wie Mädchen und Frauen. Im höheren Alter gleicht sich das Verhältnis zunächst aus und kehrt sich schließlich um. Die häufigste Todesursache sind bei den Männern bis zur Altersklasse von 39 Jahren Unfälle, gefolgt von Selbstmord und Drogenmissbrauch (Tabelle 2). Dies gilt für junge Frauen nur bis zu einem Alter von 30 Jahren, danach rückt der Krebs als Todesursache mit großem Abstand an die erste Stelle, gefolgt von Krankheiten des HKS. Bei Männern zeigt sich dieses Muster erst zehn Jahre später. Die höhere Sterblichkeit in jüngeren Jahren ist daher nicht primär auf biologische oder rein körperliche Ursachen zurückzuführen, sondern auf Unfälle, psychische Überlastungen und Destabilisierungen (Suizid, Drogenmissbrauch). Daher wären bei der Förderung eines gesünderen Lebensstils bei Männern für die jüngeren Altersklassen jedenfalls Programme für ein risikobewussteres Verhalten sowie die Förderung von mehr Offenheit in der Gesellschaft für die Behandlung psychischer Probleme angezeigt.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 2: Todesursachen nach Lebensphasen bei Männern

Anteile in Prozent.

Alter	Todes-fälle	In % der jeweiligen Altersgruppe bei insgesamt 35.156 Todesfällen				
		1.	2.	3.	4.	5.
Unter 1 Jahr	175	Komplikationen vor, während und nach der Geburt 48,0	Angeborene Fehlbildungen 29,7	Plötzlicher Kindstod 9,7	Krankheiten des Nervensystems 2,9	Infektions-krankheiten 2,3
1 bis 9 Jahre	49	Unfälle 36,7	Angeborene Fehlbildungen 20,4	Ernährungs- und Stoffwechsel-Krankheiten 10,2	Krebs 10,2	Krankheiten der Atmungsorgane 6,1
10 bis 19 Jahre	173	Unfälle 40,5	Selbstmord 14,5	Drogen-missbrauch 10,4	Krankheiten des Nervensystems 8,7	Krebs 7,5
20 bis 29 Jahre	403	Unfälle 36,7	Selbstmord 18,6	Drogen-missbrauch 16,6	Krebs 8,9	Herz-Kreislauf-Krankheiten 4,0
30 bis 39 Jahre	534	Unfälle 23,2	Selbstmord 23,0	Krebs 12,2	Herz-Kreislauf-Krankheiten 8,1	Drogen-missbrauch 7,3
40 bis 49 Jahre	1.527	Krebs 25,3	Herz-Kreislauf-Krankheiten 21,2	Selbstmord 12,0	Unfälle 10,5	Krankheiten der Verdau-ungsorgane 9,0
50 bis 59 Jahre	3.217	Krebs 39,1	Herz-Kreislauf-Krankheiten 20,5	Krankheiten der Verdau-ungsorgane 10,6	Ernährungs- und Stoffwechsel-Krankheiten 6,2	Unfälle 5,8
60 bis 69 Jahre	6.533	Krebs 41,6	Herz-Kreislauf-Krankheiten 27,7	Krankheiten der Verdau-ungsorgane 6,5	Ernährungs- und Stoffwechsel-Krankheiten 6,3	Krankheiten der Atmungsorgane 4,0
70 bis 79 Jahre	8.996	Herz-Kreislauf-Krankheiten 37,1	Krebs 34,8	Krankheiten der Atmungsorgane 6,8	Ernährungs- und Stoffwechsel-Krankheiten 6,0	Krankheiten der Verdau-ungsorgane 3,9
80 bis 89 Jahre	10.802	Herz-Kreislauf-Krankheiten 49,0	Krebs 23,6	Krankheiten der Atmungsorgane 7,8	Ernährungs- und Stoffwechsel-Krankheiten 4,8	Krankheiten des Nervensystems 3,6
90 Jahre und älter	2.747	Herz-Kreislauf-Krankheiten 59,6	Krebs 14,6	Krankheiten der Atmungsorgane 6,8	Ernährungs- und Stoffwechsel-Krankheiten 3,3	Unfälle 3,2

Quelle: Gesundheitsstatistik 2008 der Statistik Austria (2009b).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 3: Todesursachen nach Lebensphasen bei Frauen

Anteile in Prozent.

Alter	Todes-fälle	In % der jeweiligen Altersgruppe bei insgesamt 35.156 Todesfällen				
		1.	2.	3.	4.	5.
Unter 1 Jahr	112	Komplikationen vor, während und nach der Geburt 58,9	Angeborene Fehlbildungen 27,7	Plötzlicher Kindstod 4,5	Krankheiten des Nervensystems 2,7	Infektions-krankheiten 2,7
1 bis 9 Jahre	43	Angeborene Fehlbildungen 25,6	Krebs 16,3	Krankheiten des Nervensystems 16,3	Unfälle 14,0	Herz-Kreislauf-Krankheiten 7,0
10 bis 19 Jahre	85	Unfälle 30,6	Krebs 14,1	Selbstmord 9,4	Drogen-missbrauch 8,2	Krankheiten des Nervensystems 8,2
20 bis 29 Jahre	142	Unfälle 23,2	Selbstmord 15,5	Krebs 14,8	Drogen-missbrauch 10,6	Herz-Kreislauf-Krankheiten 6,3
30 bis 39 Jahre	234	Krebs 42,3	Herz-Kreislauf-Krankheiten 12,0	Selbstmord 8,1	Unfälle 5,6	Ernährungs- und Stoffwechsel-Krankheiten 5,1
40 bis 49 Jahre	756	Krebs 45,5	Herz-Kreislauf-Krankheiten 13,2	Selbstmord 7,4	Krankheiten der Verdau-ungsorgane 6,6	Ernährungs- und Stoffwechsel-Krankheiten 5,0
50 bis 59 Jahre	1.697	Krebs 56,4	Herz-Kreislauf-Krankheiten 13,8	Krankheiten der Verdau-ungsorgane 6,3	Ernährungs- und Stoffwechsel-Krankheiten 4,8	Selbstmord 3,9
60 bis 69 Jahre	3.545	Krebs 50,8	Herz-Kreislauf-Krankheiten 20,4	Ernährungs- und Stoffwechsel-Krankheiten 6,5	Krankheiten der Verdau-ungsorgane 5,1	Krankheiten der Atmungsorgane 4,8
70 bis 79 Jahre	6.822	Herz-Kreislauf-Krankheiten 37,2	Krebs 32,9	Ernährungs- und Stoffwechsel-Krankheiten 8,0	Krankheiten der Atmungsorgane 5,2	Krankheiten der Verdau-ungsorgane 4,0
80 bis 89 Jahre	18.151	Herz-Kreislauf-Krankheiten 54,9	Krebs 17,0	Ernährungs- und Stoffwechsel-Krankheiten 6,8	Krankheiten der Atmungsorgane 5,3	Krankheiten des Nervensystems 4,0
90 Jahre und älter	8.340	Herz-Kreislauf-Krankheiten 66,6	Krebs 7,7	Krankheiten der Atmungsorgane 5,4	Ernährungs- und Stoffwechsel-Krankheiten 4,5	Krankheiten des Nervensystems 2,8

Quelle: Gesundheitsstatistik 2008 der Statistik Austria (2009b).

2.1.4 GESCHLECHTSSPEZIFISCHE MORBIDITÄT

Objektive Daten über gesundheitliche Beeinträchtigungen gibt es nur für ganz wenige Erkrankungen, wie z.B. für Krebs, dessen Diagnose bereits seit mehr als 20 Jahren im Österreichischen Krebsregister der Statistik Austria geführt wird. Daten aus Spitalsentlassungen können nur einen groben Hinweis für die Häufigkeit von Krankheiten geben. Hierfür soll auf subjektive Daten, die in bevölkerungsrepräsentativen Surveys gesammelt werden, zurückgegriffen werden. Für Aussagen zur Gesamtbevölkerung eignet sich dazu die Österreichische Gesundheits-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

befragung 2006/2007 (Statistik Austria, 2007), die vom damaligen BMGFJ und der Statistik Austria durchgeführt wurde. Daten zur unselbständig erwerbstätigen Bevölkerung liefert der Österreichische Arbeitsgesundheitsmonitor der Arbeiterkammer Oberösterreich (IFES, 2010a; vgl. Kap. 2.1.6).

Infobox: Gesundheitsbefragung 2006/2007

Die Statistik Austria führte im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit, Familie und Jugend sowie der Bundesgesundheitsagentur vom März 2006 bis Februar 2007 eine österreichweite Erhebung zum Thema Gesundheit durch.

Daten zur Untersuchung:

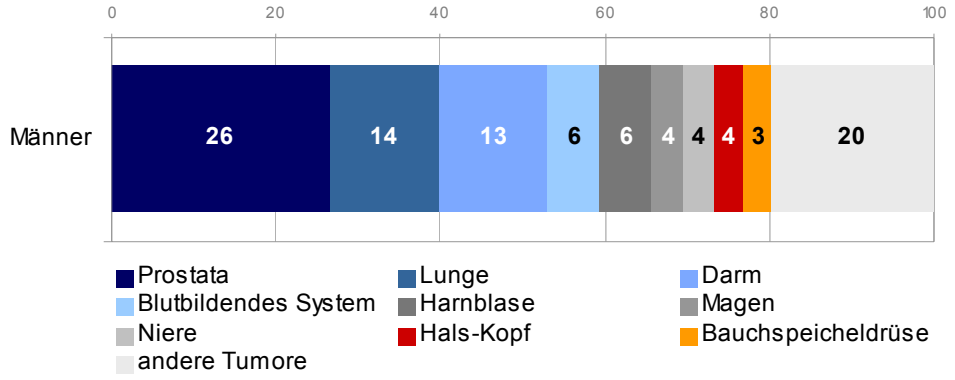
- 15.000 persönliche und computerunterstützt durchgeführte Interviews (CAPI – Computer Assisted Personal Interviewing). Die Erhebung über die Lebensqualität erfolgte durch die befragten Personen mittels eines selbstauszufüllenden Papierfragebogens im Anschluss an das persönliche Interview.
- Grundgesamtheit: österreichische Bevölkerung ab 15 Jahren (hochgerechnet 6,9 Mio. Personen).

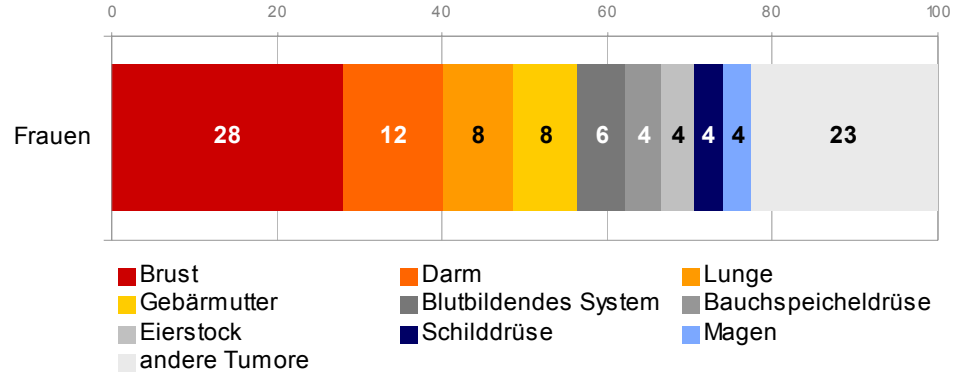
Das Österreichische **Krebs**register verzeichnet sowohl bei den Sterblichkeitsraten als auch bei den Neuerkrankungen fallende und damit positive Trends (vgl. Grafik 3). Unter den Neuerkrankungen nehmen bösartige Neubildungen an der Prostata mit Abstand den ersten Platz ein, gefolgt von Tumoren in Lunge und Darm. Die Inzidenz (Neuerkrankungen) von Prostatakrebs hat in den Jahren 1997 bis 2003 deutlich zu- und dann wieder stark abgenommen, sodass derzeit wieder das Niveau von 1997 erreicht ist. Die entsprechende Sterblichkeitsrate ist hingegen stetig zurückgegangen. Die häufigste Krebstodesursache ist bei Männern Lungenkrebs.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

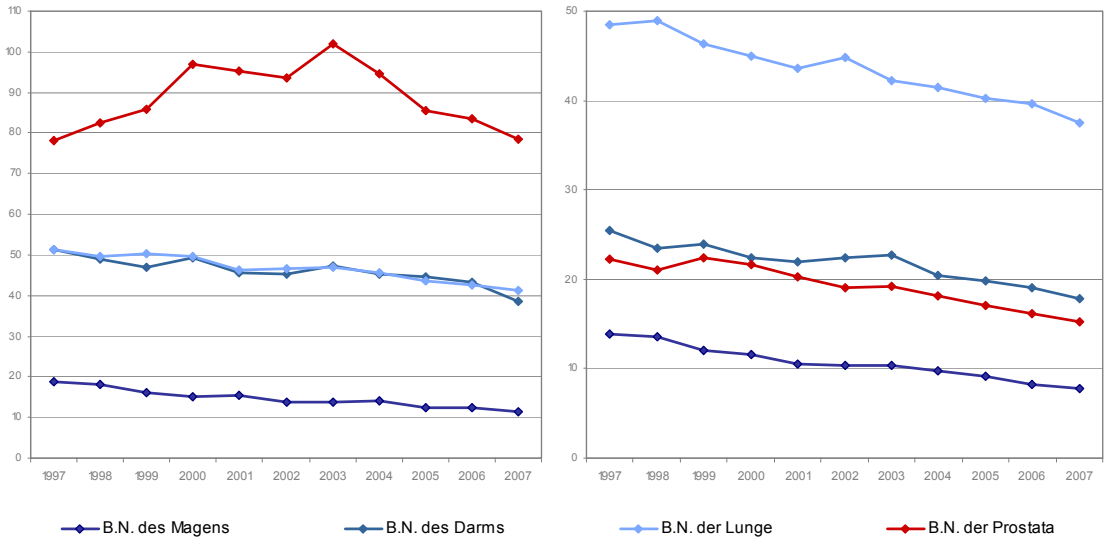
Grafik 3: Krebs – Neuerkrankungen und Sterblichkeit

Anteil in Prozent der Tumorarten an den bösartigen Neubildungen.





Neuerkrankungen (linke Grafik) und Sterblichkeit (rechte Grafik) je 100.000 Männer.



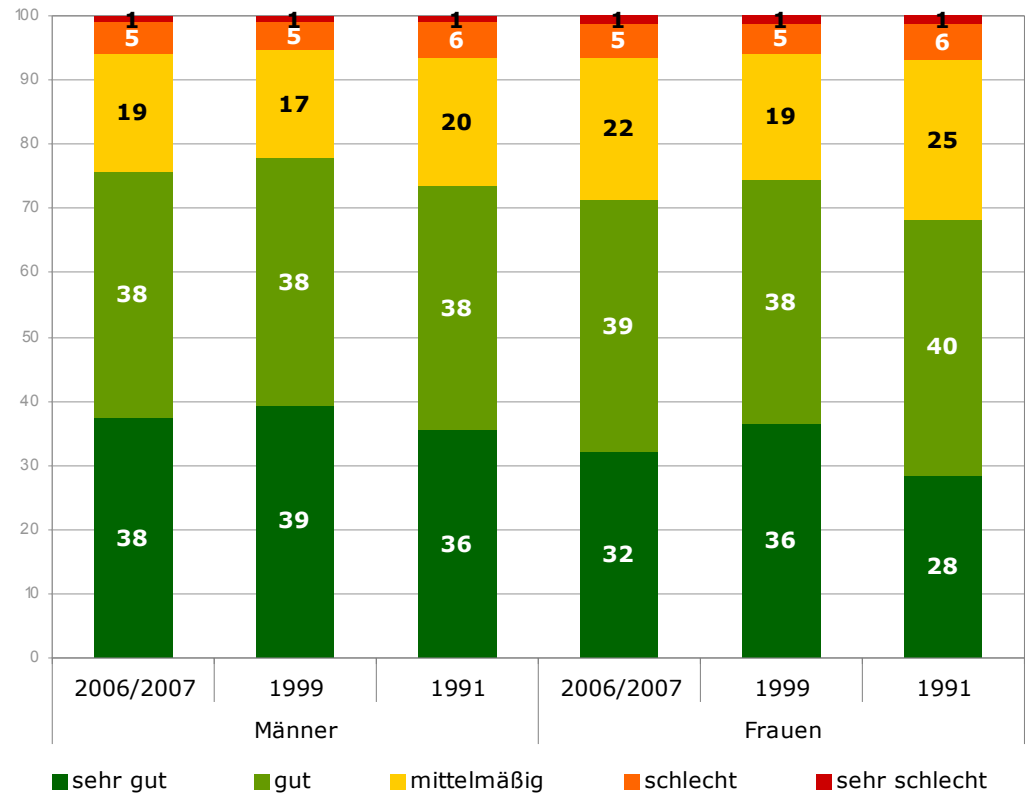
Quelle: Gesundheitsstatistik 2008 der Statistik Austria (2009b).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Der Mediziner Siegfried Meryn führt den Rückgang der Sterblichkeit auf den medizinischen Fortschritt in Österreich zurück, der gerade bei der Behandlung von Krebs beeindruckend sei. Verbesserte Früherkennung bzw. ein geändertes Gesundheitsverhalten von Männern seien seiner Ansicht nach nicht dafür verantwortlich, wenngleich es punktuell zu positiven Entwicklungen wie z.B. in der Diagnose von Prostatakrebs gekommen sei. Daher sei es in der Statistik auch zu einem Anstieg von Neuerkrankungen um die Jahrtausendwende gekommen. Dass sich die medizinische Versorgung und nicht das Gesundheitsverhalten verbessert habe, zeige sich auch darin, dass die Zahl der Neuerkrankungen nur geringfügig abnehme bzw. stagniere, die Sterblichkeit jedoch deutlich zurückgegangen sei.

Grafik 4: Subjektiver Gesundheitszustand

Anteile in Prozent.



Quelle: Österreichische Gesundheitsbefragung 2006/2007 der Statistik Austria (2007).

Männer bewerten ihren **subjektiven Gesundheitszustand** im Allgemeinen positiver als Frauen, wobei die Unterschiede aber als eher gering einzustufen sind (vgl. Grafik 4). Während 39,4 Prozent der Männer im Rahmen der Österreichischen Gesundheitsbefragung 2006/2007 die entsprechende Frage mit „sehr gut“ beantworteten, lag der Anteil bei den Frauen bei 35,6 Prozent. Die Unterschiede zeigen sich schließlich in der Kategorie „mittelmäßig“ mit umgekehrten Vorzeichen: 20,2 Prozent der Frauen, aber nur 16,8 Prozent der Männer wählten diese Katego-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

rie. Bei den übrigen Antwortmöglichkeiten betragen die Anteilsunterschiede weniger als einen Prozentpunkt. Bei beiden Geschlechtern ist seit 1991 ein positiver Trend in dieser Frage zu verzeichnen, wobei sich die Differenz von 1991 bis 1999 deutlich verringert hat und seither relativ konstant ist.

Der Gesundheitszustand wird von Personen mit österreichischer Staatsbürgerschaft de facto gleich eingeschätzt wie von Personen mit einer anderen Staatszugehörigkeit. Hinsichtlich des Geburtslandes weisen im Ausland Geborene mit insgesamt 72 Prozent positiven Einstufungen eine etwas niedrigere Quote auf als in Österreich Geborene (76%). Differenzierungen zwischen den Herkunftsländern sowie zwischen Frauen und Männern mit Migrationshintergrund sind auf Basis der Tabellen der Gesundheitsbefragung 2006/2007 nicht möglich.

Die Unterschiede sind zum Teil durch den höheren Anteil an älteren Personen bei den Frauen bedingt. Vergleicht man Männer und Frauen gleicher Altersgruppen, so zeigt sich, dass Männer seltener **funktionale Einschränkungen** aufweisen als Frauen. So berichten knapp sieben von zehn Männern im Alter von 60 bis 75 Jahren, keinerlei funktionale Einschränkungen (z.B. beim Treppen steigen, Bücken und Niederknien, eine Einkaufstasche tragen etc.) im Alltag zu haben, bei den Frauen sind es 62 Prozent. In der älteren Altersklasse ab 75 Jahren sind die Unterschiede zugunsten der Männer noch größer: Während 47 Prozent der männlichen Befragten von keinerlei Einschränkungen berichteten, waren es bei den Frauen nur 26 Prozent. Aus diesen Befunden ergibt sich schließlich der höhere Anteil an Lebensjahren bei guter Gesundheit (Tabelle 1, Kap. 2.1.3) bei den Männern.

Die Befundlage ist jedoch zu hinterfragen. Zum einen ist nur der relative Anteil an gesunden Lebensjahren bei den Männern höher als bei den Frauen. Dies sei laut Meryn jedoch klar, wenn man bedenkt, dass früher sterbende Männer erst gar nicht in das Alter kommen, um gewisse Beschwerden zu entwickeln. Zum anderen wisse man, dass Männer eine geringere Sensibilität gegenüber Symptomen hätten und diese häufiger ignorierten. Die Tatsache, dass Männer ihre Gesundheit subjektiv besser einschätzten, sei daher nur mit Vorsicht optimistisch zu bewerten (vgl. auch Andersen et al, 2008).

Bei nahezu allen im Rahmen der Österreichischen Gesundheitsbefragung 2006/2007 abgefragten **chronischen Krankheiten** sind Frauen stärker betroffen als Männer – dies gilt insbesondere für die Top-5 Beeinträchtigungen: Wirbelsäulenbeschwerden (39% der Frauen vs. 36% der Männer), Allergien (25 vs. 18), Bluthochdruck (23 vs. 20), Kopfschmerzen (26 vs. 12) und Gelenksrheumatismus (20 vs 13).

Beim **Schmerzgeschehen** innerhalb der letzten zwölf Monate dominieren Kreuzbeschwerden die Liste der Beeinträchtigungen (Grafik 5). Hiervon sind Männer mit 42 Prozent etwas häufiger betroffen als Frauen (38%). Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern halten sich insgesamt in engen Grenzen, mit Ausnahme von Beschwerden im Bereich der Halswirbelsäule (22%

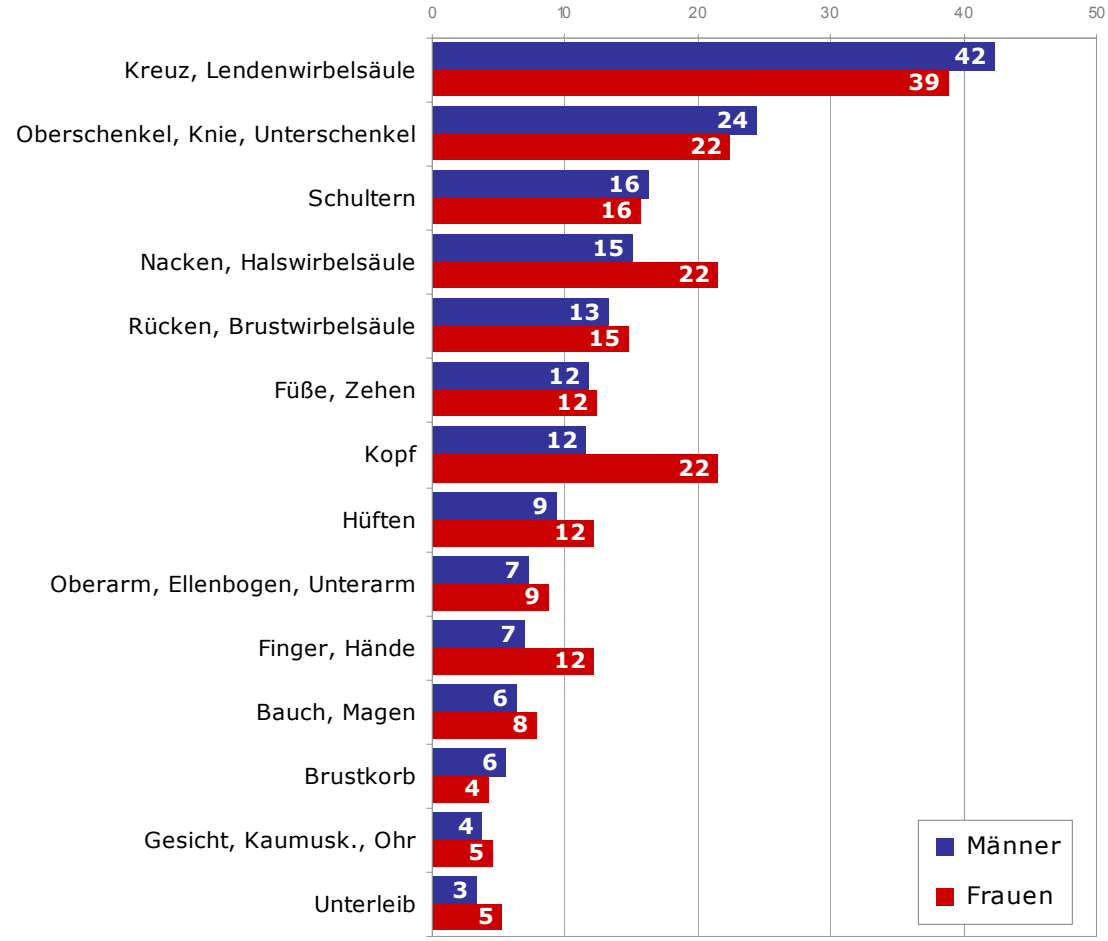
Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

der Frauen vs. 15% der Männer) und Kopfschmerzen (22 vs. 11), von denen Frauen deutlich häufiger betroffen sind als Männer.

Allgemein sei bei den niedrigeren Prävalenzraten der Männer zu berücksichtigen, dass hier auch die Sensibilität geringer sei als bei den Frauen, so Meryn. Symptome würden demnach „übersehen“ oder als „nicht wichtig“ eingestuft, etwa nach der Prämisse: „Es ist ja nichts.“ Erinnert sei hier auch an das „Ein Indianer kennt keinen Schmerz“, das bei Männern nach wie vor verinnerlicht sei.

Grafik 5: Schmerzgeschehen und Einschränkungen

Anteile in Prozent.



Quelle: Österreichische Gesundheitsbefragung 2006/2007 der Statistik Austria (2007).

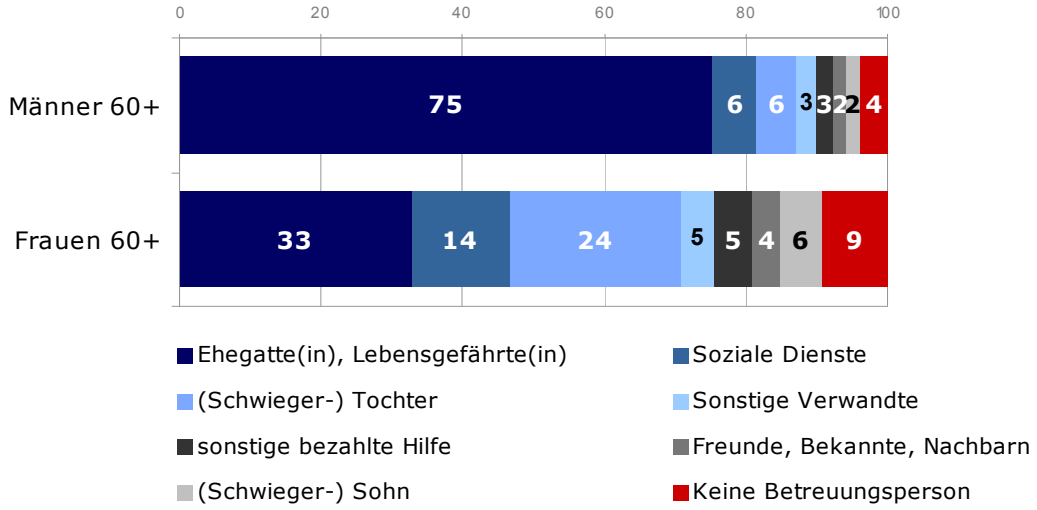
Der genaue **Pflegebedarf** (älterer Menschen) in Österreich ist nicht bekannt. Die Angaben aus der Österreichischen Gesundheitsbefragung 2006/2007 zu Problemen in der Verrichtung von Basisaktivitäten lassen darauf schließen, dass 471.000 Menschen Hilfe benötigen, davon 174.000 Männer (und 297.000 Frauen). Diese Zahlen entsprechen auch in etwa den Größenordnungen von Pflegegeldbezieher/innen, unter denen der Anteil der Frauen 67,2 Prozent be-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

trägt (2007). Insgesamt bezogen rund 135.000 Männer und 278.000 Frauen Pflegegeld (Gesundheitsstatistik 2008). Die Situation bezüglich der Pflege bei akuten Krankheiten oder allgemeiner Hilfsbedürftigkeit gestaltet sich für die Geschlechter sehr unterschiedlich (Grafik 6): Während rund drei Viertel aller Männer (über 60 Jahren) von ihren Ehefrauen oder Lebensgefährtinnen betreut werden, trifft dies nur auf etwa ein Drittel der Frauen zu. Diese sind in stärkerem Maße auf ihre Töchter oder andere Verwandte angewiesen.

Grafik 6: Pflege im Bedarfsfall

Anteile in Prozent.



Quelle: Österreichische Gesundheitsbefragung 2006/2007 der Statistik Austria (2007).

2.1.5 Lebensstil, Vorsorge und Risikoverhalten

Physische und psychische Gesundheit hängen von einer Reihe von Faktoren ab – ein wesentlicher davon ist der Lebensstil. Darunter versteht man ein Bündel von Verhaltensweisen und Einstellungen, die weitgehend verfestigt sind und an denen sich eine Person in ihren täglichen Entscheidungen und ihrem Tun orientiert. Diese entstehen meist schon in der Kindheit bzw. in der Jugend, d.h. analoge geschlechtsspezifische Unterschiede lassen sich bereits in jungen Jahren feststellen (Kap. 2.1.7).

Im Folgenden sollen die Besonderheiten des männlichen Lebensstils aufgelistet werden (Gesundheitsbefragung 2006/2007):

- **Ernährung – Männer essen mehr Fleisch**: Rund vier von zehn Männern bevorzugen Mischkost mit viel Fleisch (Frauen: 14 Prozent), ebensoviele Mischkost mit wenig Fleisch (Frauen: 52 Prozent). Es fehlen daher häufig Obst und Gemüse am Speisezettel – nur 17

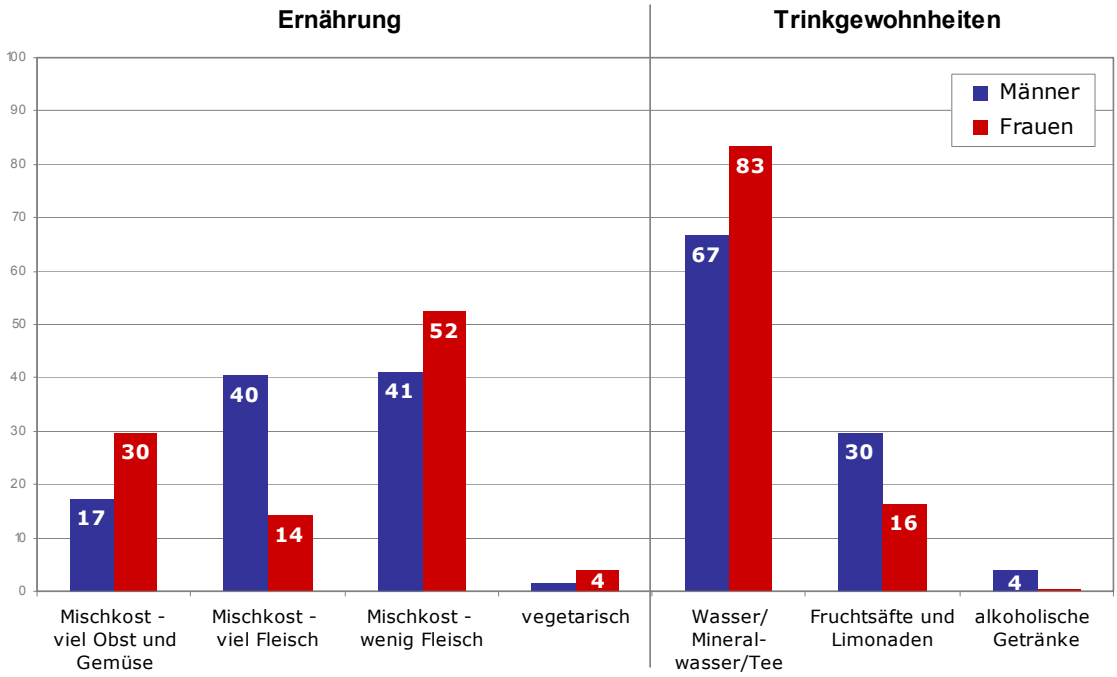
Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Prozent der Männer achten bei ihrer Kost auf ein ausgewogenes Verhältnis (Frauen: 30 Prozent). Der kleine Rest ernährt sich vegetarisch.

- **Trinkgewohnheiten – Männer greifen häufiger zu Fruchtsäften und gezuckerten Limonaden**: Zwei Drittel der Männer und 83 Prozent der Frauen trinken vorwiegend Wasser, Mineralwasser oder ungezuckerten Tee, um den Durst zu stillen. 30 Prozent greifen vorwiegend zu Fruchtsäften und gezuckerten Limonaden (Frauen: 16%). Bei den jüngeren Männern unter 30 Jahren sind es sogar 43 Prozent (Frauen: 27%).

Grafik 7: Ernährung und Trinkgewohnheiten

Anteile in Prozent.



Quelle: Österreichische Gesundheitsbefragung 2006/2007 der Statistik Austria (2007).

- **Gewicht – Männer sind häufiger übergewichtig als Frauen**: Während nur 42 Prozent der Männer normalgewichtig sind, trifft dies auf 54 Prozent der Frauen zu. Seit 1999 ist bei den Männern ein positiver Trend (damals 36 Prozent normalgewichtig) festzustellen; bei den Frauen verhält es sich umgekehrt (damals: 66 Prozent normalgewichtig). Stark adipös sind aktuell je rund 13 Prozent der Männer und Frauen – Tendenz bei beiden steigend.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 4: Gewicht

Anteile in Prozent.

Geschlecht, Alter (in Jahren)	Untergewicht BMI<18,5		Normalgewicht BMI 18,5-<25		Übergewicht BMI 25-<30		Adipositas BMI 30 und mehr	
	1999	2006/07	1999	2006/07	1999	2006/07	1999	2006/07
Männer (in %)								
Insgesamt	0,9	0,6	35,6	41,6	54,4	44,9	9,1	12,8
20 bis 29	1,5	0,7	52,2	69,5	42,4	24,0	3,9	5,7
30 bis 44	0,7	0,5	38,5	44,6	53,4	44,0	7,4	10,8
45 bis 59	0,6	0,4	26,6	30,2	59,9	52,2	12,9	17,2
60 bis 74	0,7	0,5	25,7	28,1	60,1	52,9	13,5	18,6
75+ Jahre	1,8	2,4	35,4	37,9	56,1	51,5	6,7	8,1
Frauen (in %)								
Insgesamt	3,3	2,9	66,1	53,8	21,5	29,9	9,1	13,4
20 bis 29	6,7	7,6	80,8	72,5	9,1	14,1	3,4	5,8
30 bis 44	3,7	3,1	74,2	64,0	15,8	23,4	6,3	9,4
45 bis 59	1,7	1,7	59,5	48,5	26,9	33,3	11,9	16,5
60 bis 74	1,5	1,0	50,9	36,8	32,0	41,3	15,6	20,9
75+ Jahre	3,8	1,6	61,2	42,7	26,9	40,7	8,2	15,0

Quelle: Österreichische Gesundheitsbefragung 2006/2007 der Statistik Austria (2007).

- **Alkohol – Männer trinken häufiger und mehr Alkohol**: Ein Drittel der Männer, aber nur 15 Prozent der Frauen geben an, am Vortrag der Befragung (Sonntag bis Donnerstag) Alkohol getrunken zu haben. Im Schnitt konsumierten Männer dabei zwei Standardgläser[5] und Frauen ein Standardglas. Am Wochenende wird mehr getrunken: 42 Prozent der Männer und 20 Prozent der Frauen konsumierten am Wochenende vor der Befragung Alkohol. Auch die Trinkmenge ist dann größer: Zweieinhalb Standardgläser bei Männern und eineinhalb bei Frauen. Sowohl unter der Woche als auch am Wochende trinken junge Männer (unter 30) die größte Menge Alkohol. Im Rahmen der Befragung wurde auch festgestellt, dass sieben Prozent der männlichen und rund zwei Prozent der weiblichen Bevölkerung ein problematisches Trinkverhalten aufweisen.

[5] etwa 20g reiner Alkohol, z.B. ein halber Liter Bier oder ein Viertel Wein

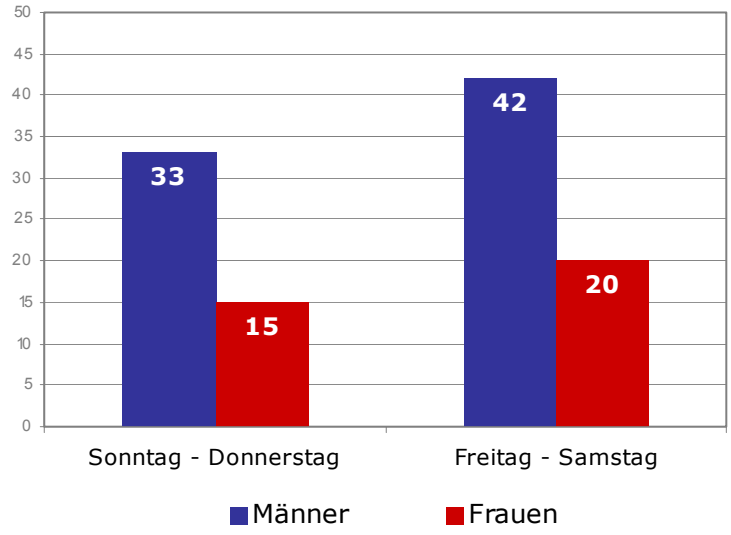
Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 8: Trinkgewohnheiten

Alkoholkonsum in den letzten vier Wochen vor der Befragung.
Anteile in Prozent.

Geschlecht	Anzahl der Tage mit Alkoholkonsum während der letzten vier Wochen				
	0 Tage	1-7 Tage	8-14 Tage	15-21 Tage	22-28 Tage
Männer	28,3	34,1	19,8	6,9	10,9
Frauen	49,9	34,8	9,4	3,0	2,9

Alkoholkonsum an Tagen vor der Befragung.
Anteile in Prozent.



Quelle: Österreichische Gesundheitsbefragung 2006/2007 der Statistik Austria (2007).

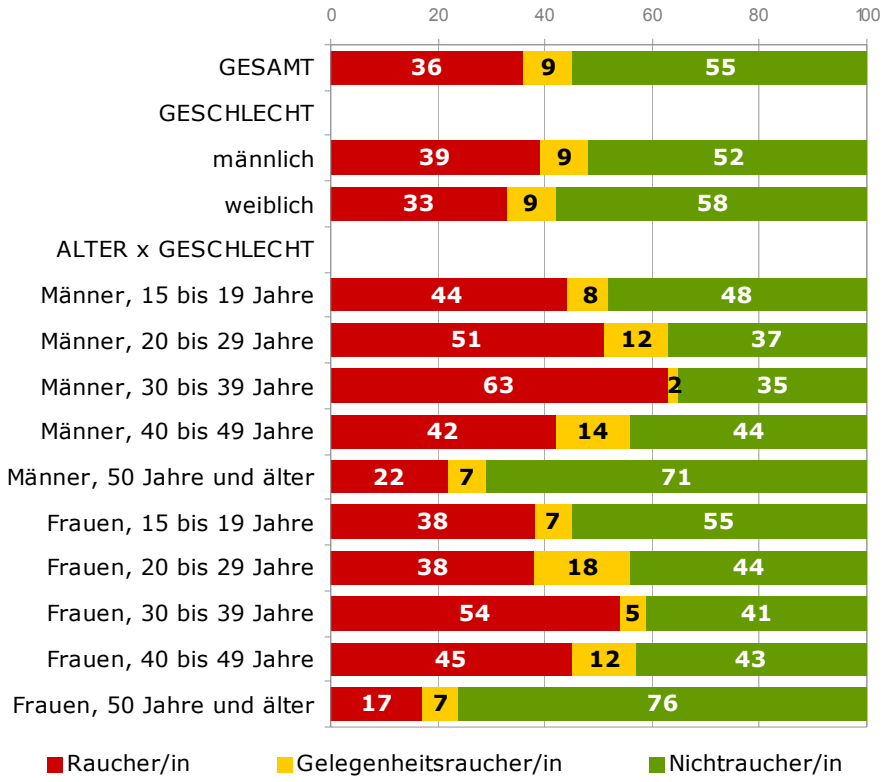
- **Rauchen – Männer greifen häufiger zur Zigarette**: Laut Statistik Austria rauchten im Jahr 2006/2007 27,5 Prozent der Männer und 19,4 Prozent der Frauen täglich. Während die Tendenz bei den Männern seit 1972 (38,7 Prozent der Männer waren tägliche Raucher; Frauen: 9,8 Prozent) kontinuierlich nach unten zeigt, steigt der Anteil an Raucherinnen sukzessive an. Andere Studien zum Rauchverhalten weisen stets höhere Raucherquoten auf als die Erhebungen der Statistik Austria: Bei einer vom Ludwig-Boltzmann-Institut für Suchtforschung (LBI-Sucht) im Jahr 2004 (zitiert unter Uhl et al., 2005) durchgeführten Studie zum Substanzgebrauch gaben 39,4 Prozent der Männer und 37,2 Prozent der Frauen an, täglich zu rauchen, weitere 8,7 Prozent bzw. 9,3 Prozent stuften sich als Gelegenheitsraucher ein. Eine im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit (BMG) 2010 durchgeführte Studie des IFES (2010c) erfasst unter den Männern 39 Prozent Raucher und neun Pro-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

zent Gelegenheitsraucher; bei den Frauen liegen die entsprechenden Anteile bei 33 bzw. neun Prozent.

Grafik 9: Rauchverhalten

Anteile in Prozent.



Quelle: IFES (2010c).

	1972	1979	1986	1997	2006/07
Männer	38,7	35,3	34,6	30,0	27,5
Frauen	9,8	13,6	17,5	18,8	19,4

Quelle: Statistisches Jahrbuch Österreichs 2010 der Statistik Austria (2009a).

Während sich bezüglich der Ernährungsgewohnheiten (Essen und Trinken) keine Unterschiede zwischen ausländischen und österreichischen Staatsbürger/innen ergeben, lässt sich beim Rauchen und in der Frage der körperlichen Aktivität ein ungesünderes und beim Alkoholkonsum ein gesünderes Verhalten der ausländischen Bevölkerung feststellen. Die Differenz der Raucheranteile zwischen österreichischen und nicht-österreichischen Staatsbürger/innen lässt sich auf Basis der Gesundheitsbefragung 2006/2007 der Statistik Austria auf etwa 10 Prozentpunkte beziffern. Ebenso groß ist die Differenz zuungunsten der ausländischen Bevölkerung bei

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

den Anteilen an Personen, die sich körperlich betätigen und dabei ins Schwitzen kommen (45% vs. 55%). Umgekehrt verhält es sich in puncto Alkoholkonsum: 39 Prozent der ausländischen Bürger/innen geben an, in den letzten zwölf Monaten vor der Befragung keinen Alkohol getrunken zu haben und liegen damit deutlich vor den Österreicher/innen mit 18%.

Im Jahr 2008 nahmen laut Gesundheitsstatistik zehn Prozent aller Männer eine **Vorsorgeuntersuchung** in Anspruch, bei den Frauen waren es 13 Prozent. Zehn Jahre davor waren es etwa sieben Prozent der Männer und elf Prozent der Frauen – bei den Männern wächst die Zahl der Inanspruchnehmenden damit etwas schneller als bei den Frauen. Im Zeitraum 1998 bis 2008 hat der Frauenanteil an den durchgeführten Vorsorgeuntersuchungen von 61,8 Prozent auf 58,7 Prozent abgenommen. Insgesamt bleibt die Gesundenuntersuchung jedoch eine Angelegenheit einer relativ kleinen Minderheit – sowohl bei Frauen als auch bei Männern.

Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern in der **Inanspruchnahme von Arztpraxen und Ambulanzen** sind überschaubar: 75,6 Prozent der Männer und 81,8 Prozent der Frauen haben laut Österreichischer Gesundheitsbefragung 2006/2007 eine/n Allgemeinmediziner/in aufgesucht. Die Geschlechterproportion (Frauen zu Männer) beträgt damit 1,2. Größere Unterschiede nach Facharztgruppen lassen sich bei Physiotherapie (1,5) sowie Orthopädie, Dermatologie und Augenheilkunde (je 1,4) feststellen. Diese Befunde decken sich mit den spezifischen Morbiditätsmustern (vgl. Kap. 2.1.4).

Wie sind nun diese Unterschiede bei Vorsorge und Arztbesuch einzuschätzen? Meryn verweist bei der Differenz in der Vorsorge darauf, dass die Anteilsunterschiede zwischen Frauen und Männern immerhin 30 Prozent betragen. Der Mann sei hier schon als „Vorsorgemuffel“ zu verstehen, zahlreiche Studien wiesen auch darauf hin, dass Männer bei Beschwerden viel länger warteten, bis sie einen Arzt aufsuchten. Nicht selten höre man: „Ich hab ja nichts, ich hatte ja nur Kopfweh in den letzten Monaten.“ Die Frage, ob hinter der Entscheidung des Mannes, zur Vorsorge oder zum Arzt zu gehen, häufig dessen Frau stehe, bejaht Meryn. Die Vorsorge passiere oft erst auf Druck der Frauen, auch der Arztbesuch werde häufig von ihnen initiiert. Nicht selten höre man, dass der Mann von der Frau „hergeschickt“ worden sei. Oft begleiteten diese ihre Männer und erklärten den Ärzten, welches Anliegen nun zu behandeln sei. Es sei daher wichtig, dass entsprechende Schritte gesetzt werden, damit es hier zu einer Verhaltensänderung komme, damit Männer auch von sich aus tätig werden (vgl. dazu auch Kap. 2.1.8).

Im **Straßenverkehr** ereigneten sich 2008 in Österreich insgesamt rund 39.000 **Unfälle mit Personenschaden**. 56 Prozent der Verunglückten und 75 Prozent der Getöteten waren Männer (absolut: 500), d.h. Männer sind im Allgemeinen häufiger und im Besonderen an schweren Unfällen beteiligt. Der geschlechtsspezifische Unterschied bei den letalen Folgen ist vor allem auch auf Motorradfahrer zurückzuführen – bei den Unfällen mit Beteiligung eines Motorrades waren 86 Prozent der Lenker männlich, was natürlich auch mit der Dominanz der Männer unter den Motorradfahrer/innen zusammenhängt. Bei PKW-Unfällen ist das Geschlechterverhältnis

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

ausgewogen. Von den im Straßenverkehr tödlich verunglückten Männern waren 38 Prozent zwischen 15 und 34 Jahre alt, bei den Frauen fielen 27 Prozent in diese Altersgruppe.

Der zeitliche Verlauf zeigt einen starken Rückgang der im Straßenverkehr verunglückten Männer auf ein Drittel des Niveaus der frühen 80er Jahre: Damals kamen im Schnitt noch 1.500 bei Verkehrsunfällen zu Tode. Bei den Frauen mussten rund 500 Tote jährlich beklagt werden, heute sind es um die 170 Fälle.

Eine weitere Risikoquelle für jüngere Männer stellen **Arbeitsunfälle und Berufskrankheiten** dar, die in Kapitel 2.1.6 näher dargestellt werden.

Im Jahr 2008 haben 962 Männer **Selbstmord** begangen – damit ist die Zahl der Suizide weiter rückläufig. In den frühen 1980er Jahren lagen die Statistiken noch jenseits der 1.400 Fälle und sind seit 2006 unterhalb der 1.000er-Marke. Frauen begehen deutlich seltener Selbstmord: Im Jahr 2008 waren es 303 Frauen – deren Zahl ist von etwa 600 Fällen in den 1980er Jahren relativ gesehen noch deutlicher zurückgegangen als jene der Männer.

Die Zahl der Unfall- und Selbstmordopfer sind seit Jahrzehnten rückläufig. Jegliche in der Prävention gesetzten Maßnahmen sind als erfolgreich einzustufen und weiterhin zu unterstützen. Als erste Zielgröße für Männer kann hier durchaus das derzeitige Niveau bei den Frauen angesetzt werden, das bei Selbstmord unter einem Drittel und bei Verkehrsunfällen unter einem Viertel des Niveaus der Männer liegt.

Einen sehr unerfreulichen Verlauf hingegen nimmt die Zahl der Toten aufgrund von **Drogenmissbrauch**. Die Statistik Austria verzeichnete 2008 174 Männer und 50 Frauen, die durch Drogenabhängigkeit zu Tode gekommen sind. Bei beiden Geschlechtern stellt dies seit den frühen 1980er Jahren den Spitzenwert dar. Während das aktuelle Niveau bei den Frauen auch in den vergangen Jahren (2005 bis 2007) registriert wurde, ist bei den Männern ein Anstieg festzustellen (2003 bis 2007: etwa 140 bis 150 Fälle). Weigl et al. (2009) kommen in ihrem Bericht zur Drogensituation jedoch zu dem Schluss, dass diese Tendenzen nicht bestätigt seien, da sich in den vergangenen Jahren die Zahl der Verdachtsfälle, die nicht durch eine gerichtliche Obduktion oder sanitätspolizeiliche Leichenöffnung verifiziert wurden, deutlich erhöht habe. Gesichert seien für 2008 daher nur 169 Fälle. Bei diesen liegt das durchschnittliche Sterbealter (Median) bei 25,7 Jahren, der Anteil der unter 20-Jährigen beträgt 13 Prozent. Mit 21 Prozent liegt der Anteil der Frauen an den Drogentoten im langjährigen Durchschnitt.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.1.6 GESUNDHEIT UND ARBEITEN

Im Jahr 2008 wurden in Österreich 3,5 Millionen Krankenstandsfälle verzeichnet, wovon 1,9 Millionen auf Männer entfielen. Im Zeitraum von 1999 bis 2004 ist die Zahl der Krankenstände zurückgegangen, seit 2005 steigt sie wieder, auch die Dauer hat sich von 11,5 Tagen (2006) wieder auf aktuell 12,5 Tage pro Berufstätigen erhöht. Auf jeden erwerbstätigen Mann entfallen dabei 13,0 Tage, auf jede erwerbstätige Frau hingegen 11,9 Tage. Die Schere zwischen Männern und Frauen liegt damit bei etwa einem Tag und hat sich seit Ende der 1990er Jahre sukzessive von einem Niveau von 2,5 Tagen deutlich verringert (Gesundheitsstatistik 2008).

Ein umfassendes Abbild zur berufsbedingten gesundheitlichen Lage geben das Modul der Arbeitskräfteerhebung 2007 zum Thema „Arbeitsunfälle und arbeitsbezogene Gesundheitsprobleme“ (Statistik Austria, 2009c) sowie der Österreichische Arbeitsgesundheitsmonitor der Arbeiterkammer Oberösterreich (IFES, 2010a).

Infobox: Arbeitsunfälle und arbeitsbezogene Gesundheitsprobleme 2007

Bei dieser Publikation der Statistik Austria handelt es sich um ein Modul der Arbeitskräfteerhebung, die im Rahmen des kontinuierlichen Mikrozensus durchgeführt wird. Alle Personen, die in einem ausgewählten Haushalt ihren Hauptwohnsitz haben, werden erfasst. Für Personen ab 18 Jahren besteht eine gesetzliche Verpflichtung zur Auskunftserteilung, für jüngere Personen geben andere Haushaltsmitglieder die erforderlichen Auskünfte. Jeder Haushalt wird fünf Mal in vierteljährlichem Abstand befragt und scheidet dann wieder aus der Stichprobe aus. Die Erstbefragungen finden im Normalfall durch persönliche Befragungen in den Haushalten statt, die vier Folgebefragungen durch telefonische Befragungen über das Telefonstudio der Statistik Austria.

Die Stichprobe umfasst im Jahresdurchschnitt 2007 pro Quartal insgesamt rund 22.100 Wohnungen bzw. Haushalte.

Von den 151.000 **Arbeitsunfällen**, die die Sozialversicherung im Jahr 2008 registrierte, betrafen 77 Prozent Männer – der Anteil liegt somit deutlich über dem Männeranteil an den Beschäftigten von 54 Prozent (vgl. Kap. 2.2). 85 Prozent der von der Sozialversicherung anerkannten Berufskrankheitsfällen (2008: 1.870) entfielen auf Männer. Arbeitsunfälle und Berufskrankheiten sind im Zeitraum zwischen 1990 und 1998 um rund ein Drittel zurückgegangen und seither auf relativ konstantem Niveau. Höhere Zahlen weist die Arbeitskräfteerhebung (2009) aus, die auf persönlichen Befragungen beruht: Hier werden 217.000 Arbeitsunfälle – das sind 5,1 Prozent aller Erwerbstätigen – erfasst, von denen rund 70 Prozent auf Männer entfallen. Damit liegt das Risiko, einen Arbeitsunfall zu erleiden, bei Männern bei 6,5 Prozent, bei Frauen hingegen nur bei 3,4 Prozent. Die Gründe für das höhere berufliche Unfallrisiko für Männer sind hauptsächlich in den Arbeitsbedingungen zu sehen, die wiederum mit bestimmten Berufen und Branchen verknüpft sind. Die Auswertungen zeigen, dass gerade männerspezifische Branchen wie Bergbau, Bauwesen, Sachgütererzeugung sowie die Land- und Forstwirtschaft insgesamt sehr hohe Anteile an den Unfällen auf sich vereinen (kumuliert 38 Prozent).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Infobox: Österreichischer Arbeitsgesundheitsmonitor der AK Oberösterreich

Der Österreichische Arbeitsgesundheitsmonitor wurde 2005 vom IFES im Auftrag der Arbeiterkammer Oberösterreich entwickelt. Es wird ein sehr breiter Gesundheitsbegriff (körperliche Beschwerden, psychisches Befinden und Positiv-Indikatoren) umgesetzt. Schwerpunkt der Analysen sind die Zusammenhänge zwischen Arbeitsbedingungen und Gesundheit.

Daten zur Untersuchung:

- rund 1.000 persönliche Interviews pro Quartal kontinuierlich seit Anfang 2008 (aktuell: 10.000 Interviews insgesamt).
- Grundgesamtheit: Österreich, unselbständige Beschäftigte sowie Arbeitslose und freie Dienstnehmer/innen; die Stichprobe wird durch eine mehrfach geschichtete Zufallsauswahl gezogen.
- Informationen und veröffentlichte Unterlagen können beim IFES oder der Arbeiterkammer Oberösterreich bezogen werden.

Literatur: Raml (2009).

Neben dem individuellen Verhalten und dem Lebensstil spielen die Arbeitsbedingungen eine zentrale Rolle im Entstehungsgefüge von gesundheitlichen Beeinträchtigungen bzw. in der Aufrechterhaltung von positiven Indikatoren der Gesundheit. Aus den Daten des Sondermoduls zur Arbeitskräfteerhebung 2007 (Statistik Austria, 2009c) und des Österreichischen Arbeitsgesundheitsmonitors (IFES, 2010a) lassen sich folgende Haupterkenntnisse ziehen, die anschließend mit detaillierten Fakten belegt werden sollen:

1. Erwerbstätige Männer berichten insgesamt seltener von körperlichen Beschwerden und psychischen Befindensbeeinträchtigungen als erwerbstätige Frauen.
2. Männer sind am Arbeitsplatz deutlich häufiger physischen und psychischen Belastungen ausgesetzt.
3. Weder Männern noch Frauen ist die Bedeutung der Arbeitsbedingungen für die Gesundheit ausreichend bewusst.
4. Arbeitsbelastungen haben bei Männern einen stärkeren Einfluss auf die Gesundheit als bei Frauen.

Probleme mit dem Rücken und Muskelverspannungen stehen ganz oben auf der Liste der **körperlichen Beeinträchtigungen** bei den Berufstätigen. Im Österreichischen Gesundheitsmonitor wird für den Zeitraum der „letzten vier Wochen“ erfragt, wie häufig gesundheitliche Probleme aufgetreten sind. Die nachstehenden Angaben beziehen sich auf jene Gruppe, die im besagten Zeitraum davon betroffen war. 57 Prozent der Männer berichten von Kreuzschmerzen bzw. Problemen mit dem Rücken, 54 Prozent litten unter Muskelverspannungen, 43 Prozent fühlten sich niedergeschlagen bzw. matt und 42 Prozent hatten Kopfschmerzen. Sämtliche Prävalenzraten der Männer liegen damit zum Teil sehr deutlich unter jenen der Frauen (vgl. Grafik 10). Neben der stärkeren Betroffenheit von Frauen werden in der Literatur für diese Unterschiede, die sich de facto in jeder Befragung feststellen lassen, auch geschlechtsspezifische Wahrneh-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

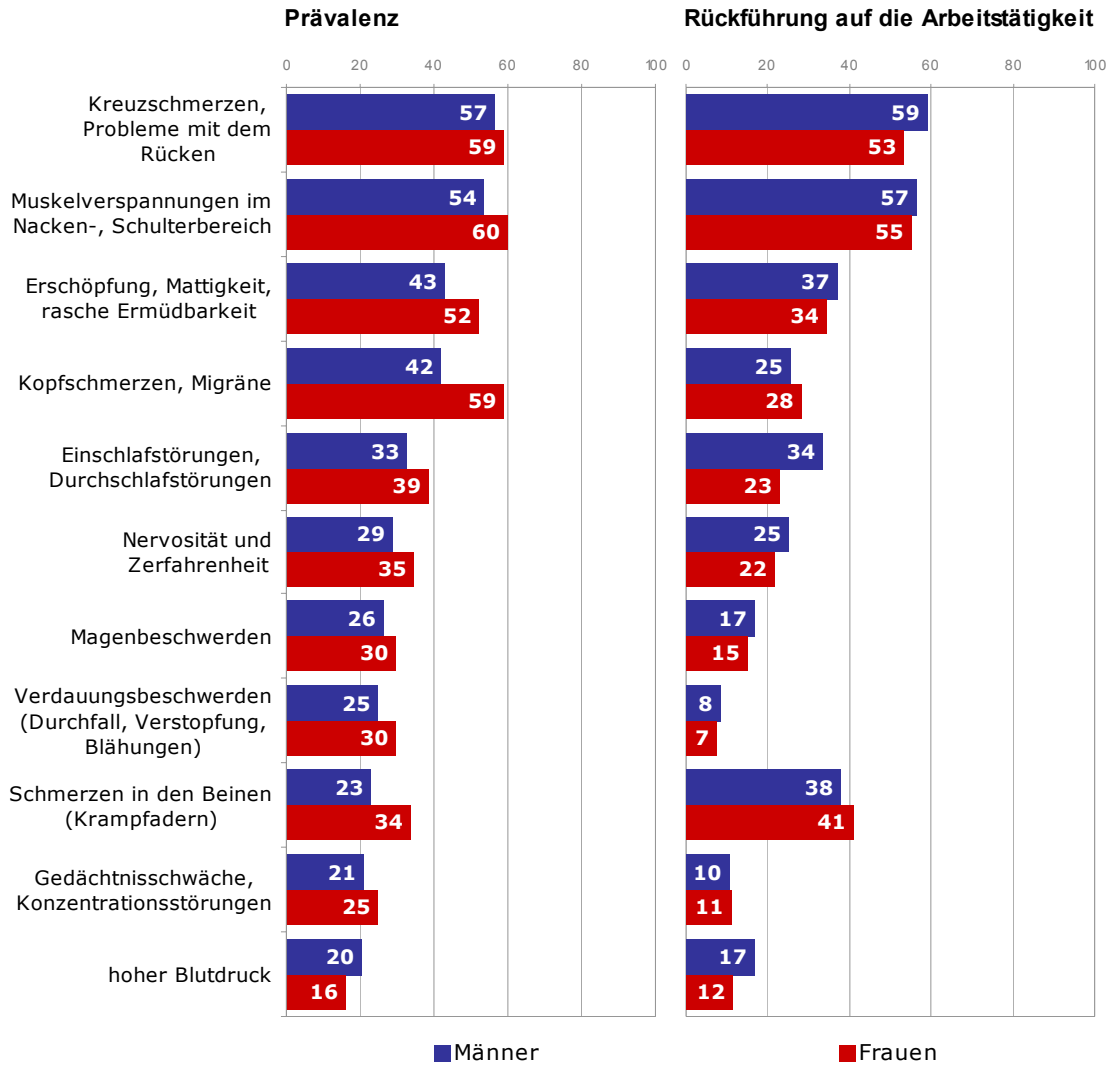
mungstendenzen verantwortlich gemacht, wonach Frauen körperlichen Prozessen eine höhere Aufmerksamkeit beimessen und es sozial auch eher toleriert wird, wenn Frauen von körperlichen und/oder psychischen Problemen berichten (vgl. Sieverding & Gromus 2001; Sieverding, 2002, 2004, 2005a, 2005b; Weißenböck & Scheibenreif, 2006; Franzkowiak, 2003; Höpflinger, 2009). Da das Ausmaß derartiger kognitiver Prozesse nur schwer eingeschätzt werden kann, sind insbesondere geschlechtsspezifische Zusammenhangsstrukturen zwischen Arbeitsbedingungen und Gesundheit von höherem Interesse.

Gesundheitliche Beeinträchtigungen entstehen im Wechselspiel aus Belastungen und Ressourcen (vgl. Kap. 2.2). Geht es um die Beschreibung der Arbeitsbedingungen, berichten Männer wesentlich häufiger von **physischen und psychischen Belastungen** am Arbeitsplatz als Frauen. Laut Arbeitskräfteerhebung 2007 weisen 68 Prozent der Männer zumindest eine physische oder psychische Belastung auf; bei den Frauen liegt der Anteil bei 51 Prozent. Zu den physischen Belastungen werden hauptsächlich Umweltfaktoren wie Chemikalien, Staub, Lärm, Rauch, aber auch starke körperliche Anstrengungen gezählt – 55 Prozent der Männer und 40 Prozent der Frauen sind zumindest von einer solchen Belastungsquelle betroffen. Auch bei den psychischen Belastungen liegen die Männer mit 38 Prozent vor den Frauen mit 29 Prozent – gezählt werden hier z.B. Zeitdruck, Gewalt oder Belästigungen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 10: Selbstberichtete Symptome

Prävalenz in Prozent der unselbständig Beschäftigten.
Rückführung auf die Arbeitstätigkeit in Prozent der Betroffenen.



Quelle: Österreichischer Arbeitsgesundheitsmonitor der AK OÖ (IFES, 2010a).

Lesebeispiel: 42 Prozent der Männer berichteten von Kopfschmerzen in den vier Wochen vor der Befragung. Von diesen Betroffenen führte jedoch nur ein Viertel das Leiden auf die Arbeitstätigkeit zurück.

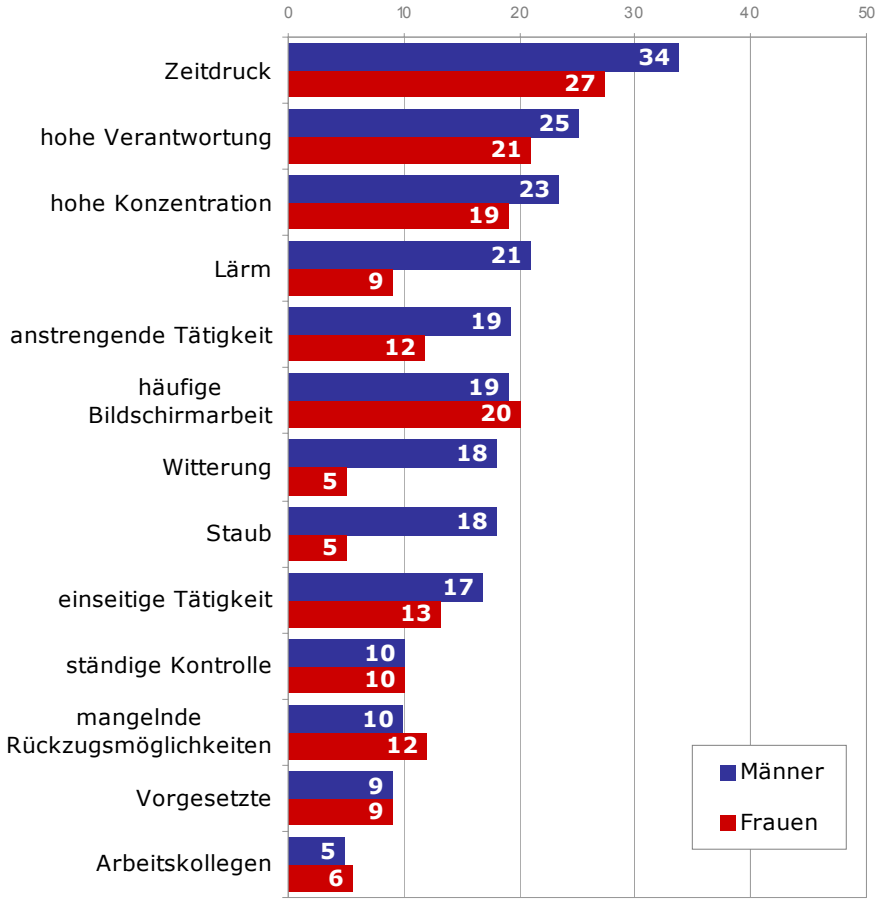
Im Arbeitsgesundheitsmonitor werden berufliche Belastungen sehr detailliert erfasst und von den Befragten nach ihrer Intensität eingestuft. Berücksichtigt man hier „sehr starke“ oder „starke“ Belastungen, stehen sowohl psychische als auch physische Faktoren bei den Männern an oberster Stelle: Zeitdruck (34%), hohe Verantwortung gegenüber Menschen oder Gütern (25%), dauernd hohe Konzentration (23%), Lärm (21%), häufige Bildschirmarbeit, schwere körperliche Anstrengung (je 19%), Witterung, Staub (je 18%) sowie einseitige körperliche Belastungen

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

(17%). In den physischen Kategorien rangieren die Männer deutlich vor den Frauen, in den psychischen Kategorien liegen die Geschlechter meist gleichauf (vgl. Grafik 11).

Grafik 11: Belastungen am Arbeitsplatz

Anteile in Prozent (sehr starke und starke Belastung), Item sind eine Auswahl aus einer umfangreicheren Liste.



Quelle: Österreichischer Arbeitsgesundheitsmonitor der AK OÖ (IFES, 2010a; Raml, 2010).

Um den Zusammenhang zwischen Arbeitsbedingungen und Gesundheit zu beschreiben, werden **Risikofaktoren** berechnet, die angeben, um wie viel das Risiko einer Beeinträchtigung steigt, wenn eine Belastung vorliegt oder nicht. Aufschluss darüber gibt Tabelle 5, in der die Risikofaktoren für ausgewählte Beeinträchtigungen und Belastungen getrennt für Männer und Frauen dargestellt sind. Das Bild zeigt, dass Männer unter Belastung nahezu durchwegs höhere Risikofaktoren aufweisen. Die Unterschiede zwischen belasteten und nicht belasteten Männern sind daher deutlich höher als bei den Frauen, d.h. Arbeitsbedingungen üben einen größeren Einfluss aus: Die Arbeitsbedingungen sind bei den Männern unterschiedlicher ausgeprägt. Im Wesentlichen weisen die Ergebnisse auf jene Gruppe von Männern hin, die körperlich sehr schwere Arbeiten verrichten, die ein sehr hohes Risiko für entsprechende Beschwerden mit sich

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

bringen. Zwei Beispiele: Wenn Männer Probleme mit ihrem Vorgesetzten haben, steigt das Risiko für Schlafstörungen um den Faktor 2,3 – bei Frauen um den Faktoren 1,7. Fühlen sich Männer am Arbeitsplatz ständig kontrolliert, so weisen sie ein doppelt so hohes Risiko für hohen Blutdruck auf als ihre unbelasteten Kollegen; bei den Frauen liegt der Faktor mit 1,6 deutlich niedriger.

Bündelt man sämtliche Angaben zu den Arbeitsbedingungen zu einem Arbeitsklima-Index (berücksichtigt werden 25 Indikatoren; IFES, 2010b) werden die geschlechtsspezifischen Unterschiede noch deutlicher. Teilt man die Erwerbstätigen anhand des Arbeitsklima-Index in vier gleich große Gruppen – beginnend vom Viertel mit den höchsten (und damit positivsten) Werten bis hin zum Viertel mit den niedrigsten (und damit negativsten) Werten – und vergleicht schließlich die Prävalenzen von körperlichen und psychischen Beeinträchtigungen zwischen diesen Gruppen, lassen sich deutliche Unterschiede in der Stärke der Zusammenhänge zwischen Männern und Frauen feststellen. Dies betrifft in erster Linie das relative Risiko; in absoluten Prozentpunkten sind die Zuwächse im Auftreten von Beschwerden annähernd gleich groß. Da dies bei den Männern jedoch von niedrigerem Niveau ausgeht, ist der Einfluss der Arbeitsbedingungen bei den Männern als größer einzuschätzen. Ein Beispiel: Nur zehn Prozent der Männer, die ihre Arbeitsbedingungen als sehr positiv beschreiben, leiden unter Magenbeschwerden; bei den Männern mit sehr ungünstigen Arbeitsbedingungen sind es 42 Prozent; der Unterschied beträgt also 32 Prozentpunkte, das relative Risiko liegt beim Faktor 4,1 – d.h. unter ungünstigen Rahmenbedingungen ist das Risiko, an Magenbeschwerden zu leiden, 4,1-Mal so hoch wie unter sehr günstigen Rahmenbedingungen. Bei den Frauen beträgt das Verhältnis positiv zu negativ 14 zu 47 Prozent; die absolute Prozentpunktedifferenz beträgt also 33 Punkte und unterscheidet sich damit de facto nicht von der Differenz bei den Männern. Bedingt durch das höhere Prävalenzniveau in der Gruppe mit besonders günstigen Arbeitsbedingungen, liegt der Risikofaktor mit 3,3 jedoch deutlich niedriger. Dieses Bild zeigt sich auch in Bezug auf die anderen im Österreichischen Arbeitsgesundheitsmonitor erhobenen Daten (vgl. Tabelle 5). Daraus ist zu schließen, dass für Männer im Bereich der Gesundheit die Arbeitsbedingungen insgesamt einen höheren Einfluss ausüben bzw. in der Gruppe der Männer stärker auf die Unterschiede in den Arbeitsbedingungen eingegangen werden muss. Daraus können auch maßgeschneiderte Interventionen für einzelne Berufe, die ja quasi eine Bündelung spezifischer Arbeitsbedingungen sind, entwickelt werden.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 5: Risikofaktoren einzelner Arbeitsbedingungen für die Gesundheit

Anteile in Prozent der jeweiligen Gruppe.
Relatives Risiko = 1. Viertel (schlechte Arbeitsbedingungen) / 4. Viertel (gute Arbeitsbed.).

	Männer					
	1.Viertel	2.Viertel	3.Viertel	4.Viertel	relatives Risiko	Differenz niedrigste und höchste AK-I-Viertel
Kreuzschmerzen, Probleme mit dem Rücken	72	62	47	33	2,18	39
Muskelverspannungen im Nacken-, Schulterbereich	67	58	51	30	2,24	37
Erschöpfung, Mattigkeit, rasche Ermüdbarkeit	61	46	34	22	2,77	39
Kopfschmerzen, Migräne	58	41	38	27	2,13	31
Einschlafstörungen, Durchschlafstörungen	48	32	25	17	2,82	31
Nervosität und Zerfahrenheit	45	32	20	12	3,87	33
Magenbeschwerden	42	27	21	10	4,14	32
Verdauungsbeschwerden (Durchfall, Verstopfung, Blähungen)	41	26	20	12	3,42	29
Schmerzen in den Beinen (Krampfadern)	37	22	17	9	4,01	27
Gedächtnisschwäche, Konzentrationsstörungen	35	21	16	10	3,65	25
hoher Blutdruck	30	21	13	11	2,73	19

	Frauen					
	1.Viertel	2.Viertel	3.Viertel	4.Viertel	relatives Risiko	Differenz niedrigste und höchste AK-I-Viertel
Kreuzschmerzen, Probleme mit dem Rücken	72	64	52	37	1,94	35
Muskelverspannungen im Nacken-, Schulterbereich	73	67	53	43	1,70	30
Erschöpfung, Mattigkeit, rasche Ermüdbarkeit	69	58	48	32	2,19	38
Kopfschmerzen, Migräne	72	63	56	43	1,66	28
Einschlafstörungen, Durchschlafstörungen	54	40	32	22	2,39	31
Nervosität und Zerfahrenheit	51	39	29	18	2,79	33
Magenbeschwerden	47	33	24	14	3,26	33
Verdauungsbeschwerden (Durchfall, Verstopfung, Blähungen)	46	34	25	17	2,62	28
Schmerzen in den Beinen (Krampfadern)	48	37	26	13	3,62	35
Gedächtnisschwäche, Konzentrationsstörungen	39	28	20	11	3,72	29
hoher Blutdruck	25	17	14	7	3,76	18

Quelle: Österreichischer Arbeitsgesundheitsmonitor der AK OÖ (IFES, 2010a).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Für gesundheitsfördernde Programme, die vor allem an den Arbeitsbedingungen ansetzen und somit eine verhältnisbezogene Perspektive verfolgen, erweist es sich als Hürde, dass hierfür das Bewusstsein unter den Beschäftigten nicht gegeben ist – weder bei den Männern noch bei den Frauen. Fragt man die von einer Beschwerde Betroffenen, ob sie diese auf ihre Arbeit zurückführen, zeigt sich, dass dies nur sehr wenige tun. Vielmehr sehen sie die Ursachen für ihre Beschwerden und Beeinträchtigungen hauptsächlich außerhalb der Arbeit, was, wie die Ergebnisse zu den Risikofaktoren zeigen, auf empirischer Basis hinterfragt werden kann. Rückenschmerzen und Muskelverspannung werden noch von etwa sechs von zehn Betroffenen auf die Arbeitstätigkeit zurückgeführt, Beschwerden mit psychischem oder stärker psychosomatischem Hintergrund wie z.B. Magenbeschwerden (16%), Konzentrationsstörungen (11%) oder hoher Blutdruck (14%) werden nur von kleinen Minderheiten mit der Arbeit in Verbindung gebracht. Insgesamt zeigt das Bild, dass Männer hier nur ein geringfügig höheres Bewusstsein aufweisen, was grundsätzlich angesichts geschlechtsspezifischer Wahrnehmungsunterschiede (vgl. Sieverding & Gromus 2001; Sieverding, 2002, 2004, 2005a, 2005b; Weißenböck & Scheibenreif, 2006; Franzkowiak, 2003; Höpflinger, 2009) bemerkenswert ist (vgl. Grafik 10). Zu vermuten ist hier jedoch, dass die häufiger manuell geprägte Arbeit die kausale Verknüpfung der Arbeitsbedingungen mit der Gesundheit erleichtert.

Neben den körperlichen Beschwerden spielen auch psychische Beeinträchtigungen und positive Indikatoren in der Gesundheitsforschung eine wesentliche Rolle. Im Arbeitsgesundheitsmonitor werden folgende psychische Beeinträchtigungen erhoben: Nicht-Abschalten-Können, Gereiztheit, Depressivität, Arbeitsunlust, Entfremdung und Stressempfinden. Generell betrachtet halten sich die Unterschiede zwischen Männern und Frauen in Grenzen: 63 Prozent der Männer fühlen sich häufig unter Druck und Stress (65% der Frauen), 52 Prozent verspüren häufig Arbeitsunlust (47%), 37 Prozent können nach der Arbeit nur sehr schwer oder gar nicht abschalten und nehmen die Probleme mit nach Hause (38%), 35 Prozent leiden unter depressiven Gemütsverstimmungen (32%), 32 Prozent sind häufig gereizt gegenüber ihren Mitmenschen (29%) und 35 Prozent haben oft das Gefühl, die Vorgänge in der Welt nicht mehr zu durchschauen (36%). Geht man in der Analyse in die Tiefe und betrachtet den sozialen Gradienten im Sinne der Schulbildung oder beruflichen Position, zeigt sich, dass Männer mit Pflichtschulabschluss bzw. in Arbeiterberufen deutlich höhere Beeinträchtigungen aufweisen als ihre Kollegen mit höherer Bildung und in (leitenden) Angestelltenpositionen. Die geschlechtsspezifischen Unterschiede halten sich in diesem Kontext – im Gegensatz zu den körperlichen Beschwerden – in Grenzen, d.h. das soziale Gefälle innerhalb der Geschlechtergruppen ist annähernd gleich stark ausgeprägt.

Bei den Positiv-Indikatoren sind gerade im Bereich der sozialen Gesundheit große geschlechtsspezifische Unterschiede festzustellen: Während sich 64 Prozent der Männer stark für ihr soziales Leben interessieren und 73 Prozent aktiv am sozialen Geschehen ihres Umfelds teilhaben, liegen die entsprechenden Anteile bei den Frauen für soziales Interesse bei 73 Prozent sowie für die soziale Partizipation bei 82 Prozent. In puncto Sinnerleben (Männer: 47%, Frauen: 49%),

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Selbstwirksamkeit (55% vs. 54%), Wachstumsbedürfnis (60% vs. 64%) und allgemeines Wohlbefinden (beide 70%) sind die Unterschiede gering. Hinsichtlich aller positiven Aspekte von Gesundheit erweisen sich geringe Schulbildung und damit zusammenhängend eine niedrigere berufliche Position als äußerst negativ für ein positives Selbstbild und ein ausgeglichenes Verhältnis zum sozialen Leben. Gerade für Männer sind im sozialen Bereich die Auswirkungen drastisch: Nur 46 Prozent der Arbeiter bzw. Männer mit Pflichtschulabschluss haben eine ausgeprägte soziale Orientierung und vergleichsweise geringe 66 Prozent nehmen am sozialen Leben teil. Hier kommt es zur Nichtbefriedigung menschlicher Grundbedürfnisse und insgesamt auch zu Störungen eines positiven Selbstbildes (Selbstvertrauen, Entwicklung, Sinn), die unter dem Blickwinkel einer ganzheitlichen Gesundheit als besonders „ungesund“ eingestuft werden müssen.

Das in Teilbereichen besonders stark ausgeprägte soziale Gefälle innerhalb der Gruppe der Männer zeigt, dass gesundheitsfördernde Maßnahmen in diesem Bereich noch viel stärker den sozialen Gradienten berücksichtigen und bildungsferne Schichten ansprechen müssen. Gerade die (männlichen) **working poor** (vgl. auch Kap. 2.2) sind besonders benachteiligt, wenn es um die Verteilung von Glück, Lebenschancen und Gesundheit geht.

Für eine Tagung zum Thema (Un)gleich? – Gesundheitsförderung und Prävention in Linz (Raml, 10.06.2010) wurde die gesundheitliche Situation der working poor im Detail untersucht. Dabei zeigt sich, dass erwerbstätige Personen, die in armutsgefährdeten Haushalten leben, deutlich häufiger über körperliche und pyschische Symptome klagen, als die Gesamtheit der unselbständig Beschäftigten. Insbesondere im Vergleich zu Personen, die mit ihrem Einkommen sehr gut leben können, zeigen sich sehr hohe Risikowerte für die benachteiligte Gruppe: Körperliche Symptome treten meist doppelt so häufig auf; psychische Probleme sind um etwa 50 Prozent häufiger festzustellen.

Für 47 Prozent der working poor ist es schwierig, ihrer Arbeitstätigkeit und ihrem Leben Sinn zuzuschreiben; bei Personen mit ausreichendem Einkommen sind es hingegen nur 31 Prozent. Knapp die Hälfte der armutsgefährdeten Erwerbstätigen zeigen Symptome depressiver Verstimmung – ohne Geldsorgen liegt der Anteil nur bei 23 Prozent. Ein deutliches Bild ergibt sich auch im Bereich der psychischen Erschöpfung und Niedergeschlagenheit: Während zwei Drittel der finanziell Benachteiligten als belastet anzusehen sind, ist es bei jenen mit ausreichenden finanziellen Mitteln nur jede/r Dritte.

Die starke Benachteiligung der working poor im Bereich der Gesundheit gehen mit schlechten Arbeitsbedingungen einher: 43 Prozent sind in die Gruppe mit den vergleichsweise schlechtesten Arbeitsbedingungen einzuordnen.

In Zusammenhang mit working poor ist auch der **Migrationshintergrund** von Interesse, der mit einem rund doppelt so hohen Risiko zur Armutsgefährdung und deutlich schlechteren Arbeitsbedingungen (vgl. Kap. 2.2) einhergeht. Aus dem Österreichischen Arbeitsgesundheitsmonitor

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

der Arbeiterkammer Oberösterreich lassen sich eine Reihe von Nachteilen für die Migranten und Migrantinnen feststellen.

Während 40 Prozent der Arbeitnehmer/innen ohne Migrationshintergrund ihre gesundheitliche Verfassung als sehr gut einstufen, sind es bei den Migranten und Migrantinnen nur 28 Prozent. Die Verschiebung findet vor allem auf die Kategorie „mittelmäßig“ statt, die von 24 Prozent der Migrant/-innen, aber nur von 13 Prozent der arbeitenden Mehrheitsbevölkerung gewählt wird. Im dezidiert negativen Spektrum der Skala beträgt das Verhältnis sechs zu drei Prozent.

Die subjektive Sicht auf die Gesundheit korrespondiert mit den Ergebnissen zu den körperlichen Symptomen, bei denen die Migranten und Migrantinnen in den meisten Fällen höhere Werte aufweisen. Besonders deutliche Unterschiede zeigen sich bei den Rückenbeschwerden (65% vs. 57%) Kopfschmerzen (57% vs. 49%) und Schmerzen in den Beinen (32% vs. 27%). Es handelt sich damit um jene Symptome, die mit dem Stützapparat und Muskelverspannungen zu tun haben und einen starken Zusammenhang mit körperlichen Arbeitsbelastungen aufweisen. Migranten und Migrantinnen führen häufiger manuelle Tätigkeiten aus und bewerten ihre Arbeitsbedingungen deutlich negativer (vgl. Kap. 2.2). Statistische Analysen, die diese Zusammenhänge im Bereich der Arbeitsbedingungen berücksichtigen, zeigen, dass die gesundheitlichen Unterschiede zwischen den unselbständig beschäftigten Migranten und Migrantinnen und der angestammten Bevölkerung nicht im Migrationsstatus an sich begründet sind, sondern durch die damit einhergehenden negativeren Arbeitsbedingungen verursacht werden.

Interventionen zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen sind auf Basis dieser Erkenntnisse gleichzeitig Maßnahmen zur Verbesserung der gesundheitlichen Situation der Beschäftigten. Da sich negative Arbeitsbedingungen gerade in der migrantischen Bevölkerung häufen, sind bei der Planung entsprechender Aktivitäten und Programme sprachliche und kulturelle Besonderheiten zu berücksichtigen, damit diese auch von der Zielgruppe verstanden werden können. Dass gesundheitliche Angebote von Migranten und Migrantinnen angenommen werden, zeigen die Erfahrungen des Instituts für Frauen- und Männergesundheit, das in Wien tätig ist (vgl. Kap. 2.1.8).

2.1.7 Gesundheitliche Ungleichheit im Jugendalter

Verhaltensweisen, die in jungen Jahren angenommen werden, prägen oft sehr stark das weitere Leben. Daher ist auch im Bereich der Gesundheit davon auszugehen, dass der Grundstein für gesundheitsbezogene Lebensstile und gesundheitliche Ungleichheiten im Erwachsenenalter bereits im Kindes- und Jugendalter gelegt wird. So zeigen die nachfolgenden Ergebnisse, dass geschlechtsspezifische Differenzen, die sich im Erwachsenenalter feststellen lassen, bereits bei den Jugendlichen beobachtet werden können.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Während das Gesundheitsverhalten in der Kindheit noch sehr stark dem Einfluss der Eltern unterliegt, bestimmen die Jugendlichen zunehmend selbst über ihr Gesundheitsverhalten. Die Shell Jugendstudie 2006 (Hurrelmann, Albert & TNS Infratest Sozialforschung; zitiert unter Shell Deutschland Holding, 2006), die in Deutschland durchgeführt wurde, zeigt hier sehr deutlich, dass sowohl die Gesundheit als auch die damit verbundenen Lebensstile sehr stark von der sozialen Schicht, in der die Jugendlichen aufwachsen, geprägt werden. Gerade ungesunde Ernährung, mangelnde körperliche Bewegung und regelmäßiger Tabak- und Alkoholkonsum sind bei Jugendlichen aus der Unterschicht sehr stark verbreitet. Im Folgenden geht es primär um geschlechtsspezifische Unterschiede und um die Situation der männlichen Jugendlichen, es ist jedoch stets ein gesichertes Ergebnis, dass negative Verhaltensweisen und gesundheitliche Beeinträchtigungen einen starken sozialen Gradienten aufweisen. Wenn z.B. davon die Rede ist, dass Burschen wesentlich häufiger Alkohol trinken als Mädchen, dann gewinnt diese Differenz für die jungen Männer aus sozioökonomisch benachteiligten Familien noch einmal an Schärfe.

Gesundheitsförderung und gesundheitsbewusstes Verhalten ist daher gerade in Schulen zu forcieren, in denen diese Jugendlichen überwiegend vorzufinden sind. Darüber hinaus ist hier zu berücksichtigen, dass sich die schlechter gestellten Schichten zunehmend aus Personen mit Migrationshintergrund rekrutieren, sodass hier auch kulturelle und sprachliche Besonderheiten zu berücksichtigen sind (z.B. Angebote in unterschiedlichen Sprachen und mit Proponenten unterschiedlicher Herkunft). Bevor nun die Unterschiede zwischen Burschen und Mädchen beschrieben werden, sei noch darauf hingewiesen, dass im Bereich der Gesundheitserziehung die Schule eine zentrale Rolle einnimmt. Sie ermöglicht es, alle Jugendlichen auch über die staatliche Einflusssphäre zu erreichen. Nach Beendigung der Schulpflicht sind Jugendliche, die ihre Schullaufbahn beenden, ungleich schwerer zu erreichen. Und gerade bei diesen handelt es sich wiederum um junge Menschen aus den benachteiligten Schichten (vgl. Schmied & Reidl, 2008).

Als Basis-Datenquelle dient der WHO-HBSC-Survey 2006, der europaweit durchgeführt wurde und die Gesundheit im Lebenszusammenhang bei den 11- bis 15-Jährigen untersucht (Dür & Griebler, 2007; auch bezeichnet als HBSC 2006). Für ältere Jugendliche sollen Ergebnisse aus der deutschen Shell Jugendstudie (2006), der Österreichischen Gesundheitsbefragung 2006/2007 sowie aus Spezialstudien referiert werden.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Infobox: WHO-HBSC-Survey 2006

Der Survey zur Health Behaviour in School-Aged Children (HBSC) wurde im Schuljahr 2005/2006 in Österreich bereits zum siebenten Mal durchgeführt. Die Studie wird international seit 1986 im Vierjahresrhythmus durchgeführt und erlaubt sowohl die Analyse von Zeitreihen als auch internationale Vergleiche. Mittlerweile nehmen 42 Länder an der Untersuchung teil.

Daten zur Untersuchung:

- Knapp 4.100 Schülerinnen und Schüler im Alter von 11 bis 15 Jahren haben an einer anonymen schriftlichen Befragung teilgenommen; der Fragebogen wurde in den Schulen verteilt; die Untersuchung wurde von den Klassenvorständen geleitet.
- Die Stichprobe ist nach Alter, Geschlecht, Schultyp und Bundesland quotiert und basiert auf einer Zufallsauswahl; die Untersuchung ist österreichrepräsentativ.

Burschen stufen wie die erwachsenen Männer ihren **subjektiven Gesundheitszustand** deutlich positiver ein als Mädchen: 40 Prozent der 15-jährigen Burschen, aber nur 24 Prozent der gleichaltrigen Mädchen beschreiben ihre Gesundheit als „ausgezeichnet". Dieser Anteil liegt bei den Jüngeren deutlich höher (vgl. Grafik 12), auch die Schere zwischen Buben und Mädchen geht stärker auseinander. Das „Pubertätsloch der Gesundheit" ist gerade bei Mädchen subjektiv gesehen bedeutsamer als bei den Burschen (Dür & Griebler, 2007, S. 17). Die Shell Jugendstudie (2006) weist für die Altersgruppe der 12- bis 25-Jährigen bei gleicher Fragestellung 38 Prozent Burschen und 33 Prozent Mädchen aus, die ihren Gesundheitszustand als „ausgezeichnet" bezeichnen. Die Autoren und Autorinnen charakterisieren den Verlauf ebenfalls als über das Alter hin deutlich abnehmend, wobei sich der Trend über die Gruppe der 15-Jährigen hinaus bis hin zu den 18- bis 25-Jährigen fortsetzt. Eine Ursache hierfür wird im steigenden gesellschaftlichen Druck auf Jugendliche mit zunehmendem Alter gesehen (Shell Jugendstudie, 2006; S. 18).

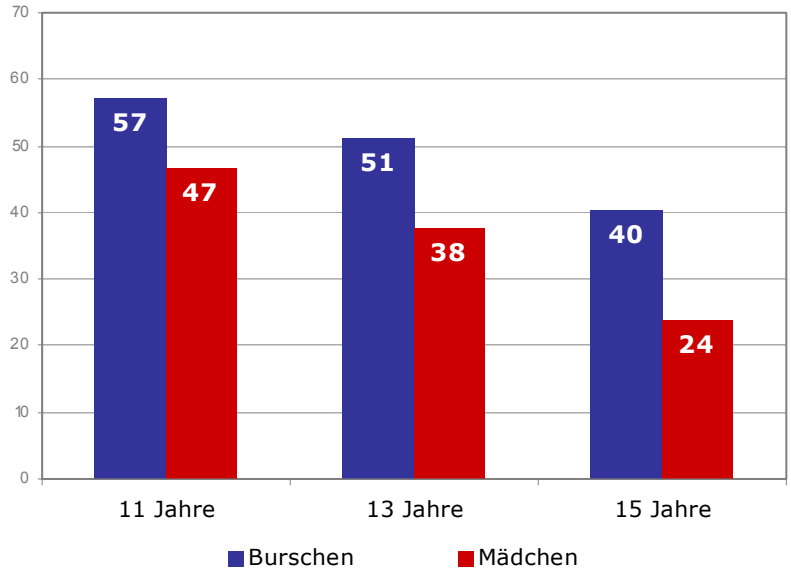
Rechnet man jene hinzu, die ihren Gesundheitszustand als „gut" einschätzen, so geben insgesamt 89 Prozent der österreichischen 15-jährigen Burschen und 77 Prozent der gleichaltrigen Mädchen ein positives Urteil ab. Für die folgende Altersgruppe gibt es Daten in der Österreichischen Gesundheitsbefragung 2006/2007, allerdings ist das positive Ende der Skala mit „sehr gut" bezeichnet und nicht mit dem stärkeren Begriff „ausgezeichnet". 68 Prozent der 15- bis 30-jährigen Burschen und 60 Prozent der gleichaltrigen Mädchen bezeichnen ihre allgemeine Gesundheit als „sehr gut". Es ist unter methodischen Gesichtspunkten kaum möglich, die beiden Skalen miteinander zu vergleichen: Zählt man hier nämlich auch die Anteile an „gut" – das in der 5er Skala, die mit „sehr gut" beginnt, eine andere Bedeutung einnimmt, als in der 4er-Skala von „ausgezeichnet", „gut", „eher gut" und „schlecht" – hinzu, kommt man auf 95 bzw. 92 Prozent. Das gemeinsame Fazit der Daten ist, dass junge Männer eine deutlich positivere subjektive Sicht ihrer Gesundheit haben, damit höheres Wohlbefinden artikulieren und die Differenz gerade im Jugendalter zu den Mädchen besonders groß ist. Es ist darüber hinaus gesichert,

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

dass mit Eintritt in die Pubertät ein Absinken des Wohlbefindens stattfindet und das Niveau davor nicht wieder erreicht wird.

Grafik 12: Subjektiver Gesundheitszustand bei Jugendlichen

Anteile der Einstufungen „ausgezeichnet“ in Prozent.



Quelle: HBSC 2006.

Die Faktenlage zum subjektiven Wohlbefinden fügt sich sehr gut in das Bild zu den **körperlichen und psychischen Beschwerden** bei den Jugendlichen. 67 Prozent der 15-jährigen Burschen, aber nur 50 Prozent der Mädchen geben an, keine körperlichen oder psychischen Beschwerden zu haben, bei den 11-Jährigen liegen die beiden Geschlechter noch eng beisammen (70% vs. 66%), wobei die Jungen de facto auf dem gleichen Niveau bleiben und die Mädchen eine deutliche Zunahme an Beschwerden verzeichnen. Am häufigsten werden die weiblichen Jugendlichen (15-Jährige) von Kopfschmerzen geplagt (21% im Vergleich zu 6% bei den Burschen), gefolgt von Schlafproblemen (19% vs. 13%) und schlechter Laune, die belastend wirkt (18% vs. 10%). Auch bei den übrigen abgefragten Beschwerden wie z.B. Magenschmerzen, Kreuzschmerzen, Schwindel, Nervosität etc. liegen die Mädchen deutlich vor den Burschen.

Freizeit- und Gesundheitsverhalten sind bei den Jugendlichen eng miteinander verknüpft (vgl. hierzu auch Kapitel 1.1). Junge Männer sind **körperlich aktiver** als junge Frauen: Während 41 Prozent der 15-jährigen Burschen an zumindest vier Tagen pro Woche körperlich so aktiv sind, dass sie ins Schwitzen kommen, sind es bei den Mädchen nur 19 Prozent. Bei beiden Geschlechtern ist die Tendenz mit zunehmendem Alter fallend, die Schere zwischen den Geschlechtern geht zuungunsten der Mädchen weiter auseinander: Bei den 11-Jährigen liegen die entsprechenden Anteile noch bei 53 bzw. 41 Prozent.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Die körperliche Aktivität der Jungen bedingt eine höhere **Verletzungshäufigkeit**: 51 Prozent der 15-jährigen Burschen haben sich in den vergangenen zwölf Monaten vor der Befragung verletzt und mussten folglich von einem Arzt behandelt werden. Bei den Mädchen waren es 41 Prozent. In den jüngeren Altersgruppen liegen die Anteile deutlich niedriger bei 40 Prozent bzw. 32 Prozent. Da sich die Jüngeren somit seltener verletzen, aber häufiger körperlich aktiv sind, liegt der Schluss nahe, dass die Art der körperlichen Aktivität mit zunehmendem Alter auch riskanter wird bzw. Mutproben einen höheren Anteil und Stellenwert – gerade bei den Burschen – einnehmen.

Trotz insgesamt höherer körperlicher Aktivität sind Buben häufiger **übergewichtig** als Mädchen. Es ist daher von stärkeren Gegensätzen innerhalb der Gruppe der Burschen auszugehen. 19 Prozent der 15-jährigen Burschen bzw. 8 Prozent der Mädchen sind übergewichtig oder adipös (3% vs. 1%). Bei den 11-Jährigen liegen die Anteile bei 16 bzw. 8 Prozent – tendenziell zeigt sich eine altersbedingte Zunahme bei den jungen Männern, bei den Mädchen jedoch eine Stagnation des Anteils. Diese Unterschiede zwischen den Altersgruppen sind jedoch eher gering, die Tendenz ist statistisch nicht gut abgesichert. Der Grundstein für Übergewicht wird schon in der Kindheit gelegt, wenn das Gesundheitsverhalten noch sehr stark von den Eltern bestimmt wird. Eine wichtige Rolle spielen auch geschlechtsspezifische Wahrnehmungen des eigenen Körpers: In der deutschen Shell Jugendstudie gaben 61 Prozent der jugendlichen Männer an, „genau das richtige Gewicht“ zu haben, jedoch nur 49 Prozent der Mädchen. Von diesen wiederum empfanden sich 43 Prozent als zu dick (24% der Burschen). Immerhin 16 Prozent der männlichen Jugendlichen empfinden sich sogar als zu dünn, aber nur 8 Prozent der weiblichen Jugendlichen. Zurückgeführt wird dies von den Autoren auf gesellschaftlich propagierte Schönheitsideale, die für Frauenkörper sehr schlanke bis untergewichtige Bilder und für Männer den sportlichen Körper umfassen. Frauen orientieren sich stärker an diesen Idealen, wobei beobachtet wird, dass dieses Thema für Jungen immer wichtiger wird (Shell Jugendstudie 2006, S. 89).

Die Berichte aus den Stellungskommissionen des Österreichischen Bundesheeres (Artikel Online auf www.oe.24.at und www.orf.at; der genaue Link findet sich im Literaturverzeichnis) liefern schon seit Jahren stets ansteigende Zahlen an übergewichtigen jungen Männern. Anfang 2010 wurden die Ergebnisse von 55.000 stellungspflichtigen 18-Jährigen ausgewertet und dabei festgestellt, dass der Anteil an Burschen mit mehr als 100 Kilogramm 6,5 Prozent beträgt, was einer Verdoppelung des Anteils in den letzten zehn Jahren entspricht. Der BMI hat im Schnitt von 22,6 auf 23,4 zugenommen. Das ÖBIG, heute GÖG, erhob 2006 einen Anteil von 14,8 Prozent übergewichtigen und weiteren 5,3 Prozent adipösen Rekruten (vgl. auch den Ersten Österreichischen Adipositasbericht von Kiefer et al., 2006).

Meryn weist darauf hin, dass die Förderung des Gesundheitsbewusstseins bereits in der Schwangerschaft und damit bei den werdenden Eltern beginnen müsse. Eine Studie aus den USA unterstreicht hier die Wichtigkeit des Rollenlernens. So kopieren Söhne ihre Väter und

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Töchter ihre Mütter, wenn es um besonders ungesundes Essverhalten geht (Perez-Pastor et al., 2009; siehe auch Artikel in Der Standard vom 13.07.2009).

Im Bereich der **Ernährung** weisen männliche Jugendliche ein weniger gesundes Verhalten auf. Burschen konsumieren weniger Obst (69% an weniger als fünf Tagen in der Woche; Mädchen: 53%) und Gemüse (74% an weniger als fünf Tagen; Mädchen: 65%), wobei sich das ungesunde Verhalten mit zunehmendem Alter verstärkt. Das bedeutet, dass mit zunehmender Eigenständigkeit in der Zusammensetzung des Speiseplans die Ausgewogenheit nachlässt und Prinzipien einer gesunden Ernährung entweder nicht bekannt sind oder nicht umgesetzt werden (können). Dies gilt auch für die Zunahme des Konsums von Süßigkeiten und Limonaden: 43 Prozent der 15-jährigen Burschen konsumieren an mehr als fünf Tagen pro Woche Süßigkeiten; bei den Mädchen sind es mit 47 Prozent etwas mehr. Limonaden sind hingegen wieder deutlicher Burschensache: 47 Prozent konsumieren an mehr als fünf Tagen in der Woche süße Getränke, bei den Mädchen ist es nur ein Drittel. Ebenso wie in den anderen Bereichen verfestigen sich auch die Unterschiede im Ernährungsverhalten im Erwachsenenalter (vgl. Kap. 2.1.5).

Im HBSC-Survey gaben 19 Prozent der 15-jährigen Burschen und 21 Prozent der gleichaltrigen Mädchen an, täglich zu **rauchen**. Jeweils weitere acht Prozent rauchen wöchentlich und jeweils ebenso viele gelegentlich. Damit ergibt sich eine Nichtraucherquote von 65 Prozent bei den Burschen bzw. 63 Prozent bei den Mädchen. Während Mädchen häufiger rauchen, greifen Burschen intensiver zur Zigarette: 27 Prozent der Raucher (22% der Raucherinnen) konsumieren mehr als zehn Zigaretten täglich, 12 Prozent (Mädchen: 8%) sogar mehr als ein Päckchen. In der Österreichischen Gesundheitsbefragung 2006/2007 werden für die Altersgruppe der 15- bis 20-Jährigen bei den Männern ein Anteil an täglichen Rauchern von 26 Prozent und bei den Frauen von 21 Prozent ausgewiesen. Diese Anteile dürften jedoch viel zu gering sein. In der deutschen Shell-Studie rauchen 17 Prozent der 15- bis 17-Jährigen und bereits 35 Prozent der 18- bis 21-Jährigen sowie 38 Prozent der 22- bis 25-Jährigen. Die Ergebnisse wurden in diesen Altersgruppen nicht nach Geschlecht getrennt ausgewiesen. In der österreichrepräsentativen Erhebung zum Substanzgebrauch von 2004 (Uhl et al., 2005) ist für die Altersklasse der 14- und 15-Jährigen eine tägliche Raucherquote von 25 Prozent und für die Gruppe der 16- bis 19-Jährigen ein Anteil von 44 Prozent ausgewiesen (ebenfalls nicht nach Geschlecht getrennt). Unter Berücksichtigung dieser Ergebnisse können die IFES-Ergebnisse (2010c) als plausibel eingestuft werden: 44 Prozent der 15- bis 19-jährigen Burschen geben an, täglich zu rauchen (weitere 8% gelegentlich); bei den Frauen dieser Altersgruppe liegt der Anteil bei 38 Prozent (plus 7% gelegentlich). Die Befunde zu den Entwicklungen in den vergangen Jahren sind unterschiedlich: Im Vergleich zum HBSC-Survey von 2002 haben die Raucheranteile 2006 abgenommen; die Statistik Austria (2007) weist im Vergleich zu 1997 jedoch 2006/2007 deutlich angestiegene Anteile aus (1997: 22% tägliche Raucher – 2006/2007: 26%; 1997: 15% tägliche Raucherinnen – 2006/2007: 22%).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Weitaus größer sind die geschlechtsspezifischen Unterschiede beim **Alkoholkonsum**. 41 Prozent der 15-jährigen männlichen Jugendlichen, aber nur 32 Prozent der weiblichen Jugendlichen geben an, wöchentlich oder öfter alkoholische Getränke zu konsumieren. 32 Prozent der Burschen waren im Monat vor der Befragung mindestens einmal stark betrunken; bei den Mädchen waren es 26 Prozent (HBSC 2006). In der Österreichischen Gesundheitsbefragung 2006/2007 gaben 39 Prozent der 15- bis 20-jährigen Männer und 22 Prozent der gleichaltrigen Frauen an, am letzten Freitag bzw. Samstag Alkohol getrunken zu haben. Bei 29 Prozent der Burschen, aber nur bei 8 Prozent der Mädchen lag der Konsum bei mehr als fünf Standardgläsern Alkohol. In der deutschen Shell Studie geben 49 Prozent der männlichen Jugendlichen (12 bis 25 Jahre) und 31 Prozent der jungen Frauen an, wöchentlich Alkohol zu konsumieren. Aus den zitierten Quellen ist gesichert, dass junge Männer häufiger und mehr Alkohol trinken – ein Verhaltensfaktum, dass sich im Erwachsenenalter (vgl. Kap. 2.1.5) fortsetzt. In einer Studie zu den jugendlichen Alkoholszenen (Eisenbach-Stangl et al., 2008) werden unterschiedliche Konsummuster von jungen Männern und Frauen beschrieben. Die Burschen setzen den Einstieg in den Alkoholkonsum demnach bewusst und experimentell und haben beim ersten Mal auch einen Rausch. Der aktuelle Konsum wird als „rituelles Besäufnis in Männergesellschaft“ charakterisiert und dient der Demonstration „männlicher Stärke vor Zuseherinnen“. Die Folgen dieses Musters sind meist „extrem“, und Alkohol wird als „männliche Droge“ eingestuft. Junge Frauen hingegen steigen meist „heimlich und versehentlich“ in den Alkoholkonsum ein. Dieser ist gerade in männlicher Gesellschaft mäßig und kontrolliert, da sie sich „schämen“ und „ängstlich“ vor eigenen Beeinträchtigungen und deren Folgen im Sinne unerwünschter Sexualkontakte sind.

Aktuelle Zahlen aus Oberösterreich (Seyer et al., 2010) zum Komatrinken bzw. akutem Alkoholmissbrauch, der medizinisch versorgt werden musste, belegen, dass dies etwa doppelt bis dreifach so häufig junge Männer betrifft. So wurden 2008 bei den 16- bis 17-Jährigen 207 Burschen und 107 Mädchen behandelt. Unter den 18- bis 19-Jährigen ist das Ungleichgewicht noch größer: 149 Männer und 51 Frauen mussten versorgt werden.

Eine Studie der OECD (2009a, 2009b) ergibt, dass österreichische Jugendliche vergleichsweise viel rauchen und trinken und dass sich gerade bei männlichen Jugendlichen die Zahl der Übergewichtigen in den vergangenen Jahren fast verdoppelt hat. 30 Prozent der 15-jährigen Mädchen und 24 Prozent der gleichaltrigen Buben rauchen zumindest wöchentlich. Der Gesamtschnitt liegt damit bei 27 Prozent; für die OECD-Länder liegt im Vergleichszeitraum der entsprechende Anteil bei nur 17 Prozent.

Meryn weist im Zusammenhang mit dem Gesundheitsverhalten auf die besorgniserregenden negativen Entwicklungen hin: Mädchen greifen immer häufiger zur Zigarette und überholen die Burschen in diesem negativen „Wettbewerb“, Buben seien immer häufiger übergewichtig und noch nie sei die Zahl der jungen Männer mit mehr als 100 Kilogramm Körpergewicht bei der Musterung größer gewesen als heute, Komatrinken (vgl. Seyer et al., 2010) sei kaum mehr als Randphänomen zu bezeichnen und so fort. Hier müsse dringend angesetzt werden und es be-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

dürfe mutiger Schritte, um die Gesellschaft anders zu gestalten. Dies bedeute sowohl vermehrte Aufklärung und Stärkung des Gesundheitsbewusstseins, aber auch z.B. Rauchverbote in Lokalen und öffentlichen Gebäuden, um zu zeigen, dass hier die Gesundheit anderer gefährdet werde.

14 Prozent der 15-jährigen Burschen und 13 Prozent der Mädchen haben nach eigenen Angaben schon einmal Cannabis konsumiert; für den Zeitraum der letzten zwölf Monate vor der Befragung liegen die Anteile bei zehn bzw. acht Prozent (HBSC 2006). Auf europäischer Ebene wurde das Projekt ESPAD (European School Survey Project on Alcohol and other Drugs) eingerichtet, um den Substanzgebrauch der jungen Europäer/innen zu untersuchen. Bei Tabak- und Alkoholkonsum liegt Österreich im (negativen) Spitzenfeld bzw. an erster Stelle (Tabak). Bei anderen Substanzen und illegalen **Drogen** liegen die heimischen Jugendlichen im Mittelfeld (vgl. Hibell et al., 2007). 2007 gaben 25 Prozent der 15- bis 16-jährigen Burschen an, schon einmal illegale Drogen konsumiert zu haben, bei den Mädchen sind es mit 18 Prozent deutlich weniger. Beide Anteile sind seit 2003 relativ stabil: Damals waren es 27 Prozent der Burschen und 20 Prozent der Mädchen. Als relevant sind hier vor allem Marihuana oder Haschisch (Buben und Mädchen: je 19%) und Schnüffelstoffe (Burschen: 17%, Mädchen: 11%) anzusehen, deren Konsum gerade bei den Burschen seit 2003 zugenommen hat (14%).

2.1.8 Ansätze zur Männerarbeit im Bereich Gesundheit

Für Österreich wird im Bereich der Männergesundheit von den Autoren und Autorinnen des ersten österreichischen Männergesundheitsberichts (BMSG, 2004) eine Vorreiterrolle in Anspruch genommen und durch folgende Fakten unterlegt (Habl et al., 2004, S. 2):

- Wien gab 1999 als erste europäische Region einen Männergesundheitsbericht in Auftrag.
- In Österreich wurde 2001 die ISMH – Internationale Gesellschaft für Männergesundheit – von Prof. Siegfried Meryn und Prof. Michael Marberger gegründet; [Anmerkung: Diese veranstaltete 2009 mittlerweile zum sechsten Mal den „Weltkongress für Männergesundheit“].
- Im Wiener Kaiser-Franz-Josef-Spital wurde 2002 mit MEN das erste Männergesundheitszentrum eingerichtet, das sehr eng mit dem Frauengesundheitszentrum FEM zusammenarbeitet.

Durch die Berichtslegung und das dadurch im Aufbau begriffene Monitoring von Gesundheitsfragen mit männerspezifischem Fokus wird ein wichtiger Schritt gesetzt bzw. die Voraussetzung für die Planung von politischen Maßnahmen geschaffen. Dennoch habe Österreich diese Vorreiterrolle längst eingebüßt, so Meryn. Andere Länder seien jetzt schon viel weiter. Als Beispiel nennt der Experte vor allem Irland, das eine eigene Men´s Health Policy für die Jahre 2009 bis

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2014 formuliert hat, die konkrete politische Ziele im Bereich der Männergesundheit beinhaltet und dafür auch öffentliche Gelder bereit stellt. Auch in Großbritannien und den USA sei man schon viel weiter. In England beispielsweise wurden medizinische Untersuchungen in Fußballstadien öffentlich finanziert, um der Prämisse Rechnung zu tragen, man müsse zu den Männern gehen, wenn sie nicht selbst zum Arzt kämen. Auch in Motorradclubs und an den Arbeitsplätzen habe es ähnliche Aktionen gegeben. Hinderlich sei in Österreich vor allem, dass die Männergesundheit nicht auf breiter politischer Basis getragen werde und in der Politik vielfach die ungerechtfertigte Angst bestehe, damit Interessen der Frauenpolitik zu widersprechen. Vielmehr müsse jedoch Männergesundheit ein Anliegen aller Bürgerinnen und Bürger sein. Es sei nun einmal eine Tatsache, dass Männer im Bereich der Gesundheit zahlreiche Nachteile aufweisen, deren Auswirkungen für die Gesellschaft äußerst negativ sind.

Dass in regionalen Initiativen jedoch wertvolle Arbeit geleistet wird, zeigt das **Institut für Frauen- und Männergesundheit** (Wien) mit den drei Standorten FEM (Ignaz Semmelweis Frauenklinik, Elternambulanz im Wilhelminenspital), FEM Süd und MEN (beide Kaiser-Franz-Josef-Spital). Die Zusammenarbeit im Institutsverband verdeutliche die gute Vernetzung der Arbeit im Bereich der Männer- und Frauengesundheit, erörtert Romeo Bissuti, Leiter des MEN, das gemeinsame Interesse geschlechtsspezifischer Beratungsangebote. Maßnahmen im Bereich der Männergesundheit wirken sich automatisch auf Maßnahmen im Bereich der Frauengesundheit aus. Man lerne hier sehr viel voneinander, und vielfach würden auch Paare betreut bzw. Beratung in Beziehungsangelegenheiten geleistet.

Zu Bissutis Klienten und Klientinnen zählen überwiegend Männer (und Frauen), die sozial benachteiligt sind, also schlechtere Jobs ausüben, geringes Einkommen haben, keine höhere schulische Bildung haben oder sogar obdachlos sind. In seiner täglichen Arbeit sieht er, dass sich diese Männer prinzipiell sehr schwer tun, über ihre Anliegen zu reden. Dieses Nicht-Reden sei ein besonders problematisches Verhalten, weil es der Lösung von Problemen im Weg stehe. Die Männer würden sich aber zusehends gegenüber anderen Männern öffnen und Hilfe annehmen. Auch die zahlreichen muttersprachlichen Angebote würden sehr gut ankommen, vor allem in der türkischstämmigen Gemeinschaft, die sehr stark vernetzt sei.

Die Basisfinanzierung von FEM, FEM Süd und MEN übernimmt der Wiener Krankenanstaltenverbund. Die zunehmende Projektarbeit fördern weitere Einrichtungen der Stadt Wien (z.B. Fonds Soziales Wien, Wiener Gesundheitsförderung – WIG, Magistratsabteilungen 15, 17 und 57), der Bund (z.B. Fonds Gesundes Österreich, Bundessozialamt, BMASK, BMG, Lebensministerium) sowie private Unternehmen wie Unilever.

Die Schwerpunkte von MEN sind vielfältig und gehen über den Bereich der eigentlichen Gesundheit hinaus: Vorsorge, sexuelle und organische Gesundheit, psychische Probleme, Familie, Beziehungen, Arbeitswelt, Süchte, Risikobereitschaft, Gewaltprävention, Konfliktlösung, Migration, Trauma, sexuelle Missbrauchserfahrungen, Ernährung, Bewegung, Entspannung, sexuelle

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Orientierung usw. Es wird deutlich, dass hier ein Ansatz verfolgt wird, der versucht, die Lebensbedingungen der Klienten und Klientinnen zu berücksichtigen und abzudecken.

Die Vielfalt der Arbeit spiegelt sich auch in der Zusammensetzung der Klienten und Klientinnen von MEN wider, insbesondere die muttersprachliche Arbeit betreffend. So wurden beispielweise 2009 im Bereich der individuellen Beratungen 418 Personen in insgesamt 1.625 Sitzungen betreut. 41 Prozent der Klienten nahmen eine türkischsprachige Beratung in Anspruch, 35 Prozent wurden deutschsprachig betreut und 15 Prozent bosnisch/kroatisch/serbisch. Der Rest entfiel auf andere Sprachen, von denen insgesamt acht angeboten werden können. Es wird deutlich, dass diese Einrichtung gerade im Migrationsbereich erfolgreiche Arbeit leistet und es schafft, Zugang zu fremdsprachigen Bürger/innen zu finden.

Neben der laufenden Beratungs-, Therapie- und Workshoptätigkeit wurden 2009 eine Reihe von Projekten umgesetzt: 6. Favoritner Männergesundheitstag, Young, Free & Healthy - Gendersensibler Gesundheitstag und Jugendgesundheitsbroschüre „Ich kenn mich aus!“, „Wieder Wohnen“, Boys´ Day 2009, Herz Kreislauf Prävention für türkischsprachige Männer, Schlank ohne Diät usw.

Neben eines politischen Konsenses bedürfe es vor allem auch eines stärkeren (überregionalen) Bewusstseins für die Thematik – sowohl in der Öffentlichkeit als auch unter den Ärzten und Ärztinnen und den Wissenschafter/innen. Gender-Medizin werde noch oft mit Frauengesundheit gleichgesetzt, meint Meryn. Dabei würden doch alle von einem breiteren und umfassenderen Blickwinkel profitieren.

Auf Basis der Gespräche mit den Experten Meryn und Krepler können folgende Maßnahmen, die auch im ersten Männergesundheitsbericht zum Teil schon gefordert wurden, empfohlen werden:

- **Medizinische Maßnahmen**: Erhöhung der Treffsicherheit und Akzeptanz von Vorsorgemaßnahmen, Aufwertung und Standardisierung von Arzt- und Therapeutengesprächen, Abklärung des Begriffes „Männerarzt“. Gender-Medizin darf nicht mehr nur als Frauengesundheit aufgefasst werden.

- Krepler schlägt die **Einrichtung eines Center of Competence (CoC) für Männergesundheit** vor: Ein solches Kompetenzzentrum müsse finanziell ausgestattet und von politischer Seite in Auftrag gegeben werden. Als Auftragnehmer kommen bestehende, interessierte und fachlich versierte Einrichtungen, Spitäler oder Kliniken in Frage. Der Auftrag besteht im Wesentlichen darin, das CoC aufzubauen und eine Organisationsstruktur zu etablieren. Es ist wichtig, dass sich an einem solchen Kompetenzzentrum etablierte Spitäler und Institutionen beteiligen und vernetzen. So kann bereits vorhandenes Wissen gebündelt und im Sinne der Bevölkerung und der Patienten genutzt werden. Das Zentrum selbst ist auch eine direkte Anlaufstelle für Männer, die Fragen zur Gesundheit oder gesundheitliche Probleme

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

haben. Ein CoC funktioniert wie ein Netzwerk: Egal, an welchem Punkt Männer andocken, werden sie unter Nutzung des Wissens des gesamten Netzwerks behandelt. Erkenntnisse, die aus der Behandlung bzw. aus dem Kontakt heraus entstehen, kommen dem gesamten Netzwerk zugute. Krepler betont, dass durch das wissenschaftliche Fundament ein Kompetenzzentrum besondere Attraktivität für Experten und Expertinnen und Forscher/innen habe und damit weiteres Expertenwissen aufnehme. Durch herausragende Arbeit werde es möglich, internationalen Ruf zu erreichen und dadurch weitere finanzielle Mittel für die Weiterentwicklung zu generieren. Die wesentlichen **Ziele eines CoC für Männergesundheit** können u.a. sein:

- Zusammenarbeit bei der Betreuung von Patienten,
- Koordination von medizinischen, pflegerischen und administrativen Vorgehensweisen,
- Funktion als Referenzinstitution für männerspezifische Gesundheitsfragen,
- Weitergabe des Wissens (Studierende, Ärzteausbildung, -weiterbildung, Öffentlichkeit),
- vernetzte Ansprechstellen für Männer in allen Gesundheitsfragen und gesundheitlichen Lagen,
- Nutzung von Synergien zwischen Patientenbetreuung, Forschung und Lehre,
- Kooperation mit anderen Kompetenzzentren,
- Kommunikation mit Selbsthilfegruppen und Beratungseinrichtungen,
- Grundlagenforschung und angewandte Forschung auf internationalem Niveau

- **Psychosoziale und pädagogische Maßnahmen**: Steigerung der gesellschaftlichen Akzeptanz gesundheitsbewusster Männer, Forcierung der Gesundheitserziehung und Beeinflussung individuellen Verhaltens. Hier müsse bereits in der Schwangerschaft der Frau angesetzt werden und im weiteren Verlauf im Kindergarten und der Volksschule konsequent fortgesetzt werden, betont Meryn. Im Speziellen kritisiert er, dass Schulärzte und -ärztinnen viel zu wenig Zeit hätten, um auf die Schüler/innen einzugehen. Der Turnunterricht laut Lehrplan finde viel zu oft gar nicht erst statt. Dass im (vor-)schulischen Bereich zu wenig getan werde, führe oft dazu, dass man den Jungen bis zur Stellung gar nichts in Sachen Gesundheit beibringe. Daher dürfe man sich nicht wundern, wenn die Zahl der übergewichtigen jungen Männer stark zugenommen habe. Auch Krepler verweist auf die Notwendigkeit, die soziale Situation (z.B. Bildungshintergrund, Einkommenssituation etc.) in den Mittelpunkt des (politischen) Interesses zu stellen. Ausgehend davon ließen sich die Lebenssituation verstehen und notwendige Maßnahmen daran anpassen. Ein weiterer Punkt sei die geographische und epidemiologische Analyse, die auch männerspezifisch erfolgen könne. Dadurch werde Planung im medizinischen Bereich ermöglicht, indem Ärzte, Spitäler und niedergelassene Ärzte rechtzeitig über bevorstehende – durch den soziodemographischen Wandel bedingte – Trends informiert und vorbereitet werden. Schließlich wisse man, wie

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

sich die Bevölkerung der einzelnen Regionen zusammensetze und welche (geschlechtsspezifischen) Bedürfnisse die Bevölkerung in welchem Alter habe.

- **Politische Maßnahmen**: Ausstattung des Kompetenzzentrums für Buben- und Männergesundheitsfragen mit finanziellen Mitteln, Förderung geschlechtsspezifischer Forschungsprojekte, Koordination der Vernetzung der Expertise durch die Männerpolitische Grundsatzabteilung des BMASK. An dieser Stelle soll auch das Argument des Experten Krepler besonders hervorgehoben werden, wonach sich gut geplante finanzielle Investitionen jedenfalls refinanzieren. Man denke hierbei daran, dass in die Prävention investiertes Geld nicht nur Folgekosten im Gesundheitsbereich („Krankheitskosten") verhindert, sondern auch Reparaturmaßnahmen im sozialen Bereich erspart, wenn es z.B. um die Zahlung von Frühpensionen oder um die Versorgung von Familienmitgliedern oder Hinterbliebenen geht.

- **Mediale Begleitmaßnahmen** zur nachhaltigen Verbreitung der Bedeutung von Männergesundheit und Lebensstiländerungen. Der Weltkongress für Männergesundheit kann als ein wichtiger Beitrag zur medialen Bewusstseinsbildung gesehen werden. Gefordert ist auch der öffentlich-rechtliche Bereich. Darüber hinaus muss man Medien mit Grundlagenwissen versorgen, damit diese auch Bewusstsein schaffen und Verhalten beeinflussen können. Spekulative Berichte über Hormone seien schön und gut, dienen aber der Sache nicht. Bei den Frauen funktioniere das viel besser. Meryn erläutert dies an einem anschaulichen Beispiel: Hier werde häufig über Brustkrebs berichtet, Identifikationsfiguren (Sängerinnen, Politikerinnen etc.) berichten über ihre Erfahrungen, es werde über das Risiko und mögliche Vorsorgeuntersuchungen informiert und diese auch kritisch diskutiert. Dadurch werde es Frauen möglich, sich aktiv mit dem Thema auseinanderzusetzen und sie lernen, was man präventiv tun kann.

- **Gesundheitsförderung in speziellen Settings**: Verkehr, Arbeitsumfeld, Sport. Man müsse eben zu den Männern gehen, wenn sie nicht selbst kommen. So könne Bewusstsein geschaffen werden. In vielen Ländern werden hierfür öffentliche Gelder bereit gestellt, und Parlamentarier nehmen an den Aktionen teil.

Schmied und Reidl (2008) vom Europäischen Zentrum für Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung haben eine Studie zur Sexualität und Aufklärung **männlicher Jugendlicher** verfasst und in Zusammenarbeit mit Experten und Expertinnen auch eine Reihe von **Angeboten und Strategien** entwickelt, wie Burschen besonders gut angesprochen werden können. Diese lassen sich durchaus vom Bereich der Sexualität auf die Gesundheit allgemein umlegen. Es werden folgende Angebote vorgeschlagen:

- Angebote für Schulklassen: Die Vorteile liegen in der leichten Erreichbarkeit und im Zugang zu den Jugendlichen; als Nachteil wird der Zwangscharakter von solchen Veranstaltungen gesehen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

- Angebote für Gruppen außerhalb der Schule: In erster Linie werden hier Sportvereine, Jugendzentren und Beratungsstellen (Männerberatung, Männergesundheitszentrum Wien) gesehen.

- Persönliche Einzelberatung: Diese wird von Burschen vergleichsweise selten in Anspruch genommen, das Angebot dürfte damit zu hochschwellig sein.

- Beratung über Telefon und Internet: Die wichtigste Telefonberatung, die gut in Anspruch genommen wird, ist „Rat auf Draht“ des ORF. Beratungen per E-Mail, Chat mit Experten bzw. in Foren mit anderen Usern gewinnen an Bedeutung.

- Schriftliches Informationsmaterial: Dieses ist in Österreich zu den verschiedensten Themen – gerade im Bereich der Sexualität – vorhanden. Es wird von jenen, die in der Beratung tätig sind, auch verwendet. Broschüren sollten nicht nur aufgelegt, sondern mit persönlichen Gesprächen verknüpft werden.

In der Beratung von Burschen empfehlen Schmied und Reidl folgende Strategien:

- Spielerischer Zugang; hier sind vor allem Rollenspiele gemeint, mit denen die Burschen in die Thematik einsteigen können, aber auch Exkursionen und jugendgerecht aufbereitetes Material;

- Einbeziehung erwachsener Personen aus dem Umfeld, d.h. es sollte eine persönliche Beziehung vorhanden sein; das sind Eltern, Lehrer, Ansprechpartner im Freizeitbereich usw.

- Einbringen der männlichen Identität des Beraters; hierfür ist eine ausreichende Reflexion der männlichen Rolle seitens des Beraters notwendig; männliche Vorbilder sind sehr wichtig;

- Berücksichtigung der Ausgangslage bzw. des sozialen Hintergrunds; für viele Burschen sind die Beratungsangebote zu hochschwellig; Meryn meint in Bezug auf Männer, dass diese selten „von selbst“ kämen – man müsse daher zu ihnen kommen;

- Burschengerechter Kommunikationsstil; es hat sich als problematisch erwiesen, Burschen direkt anzusprechen, die „männliche Sprachlosigkeit“ im sozialen Kontext sollte zuerst überwunden werden;

- Grundlagenwissen sicherstellen, das den Jugendlichen in geeigneter Form zur Verfügung gestellt werden kann;

- Geschlechtertrennung und Mischung der Geschlechter – nicht jedes Thema eignet sich für einen koedukativen Zugang; dies gilt insbesondere für den Bereich der Sexualität;

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

- Peer Education – das Lernen von und mit Gleichaltrigen – ist teilweise bei jungen Männern erschwert, da sie sehr stark in Konkurrenz zueinander stehen; dennoch gebe es gute Erfahrungen mit Sommercamps oder ähnlichem.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

LITERATUR

Andersen, H.H., Grabka, M. & Schwarze, J. (2008) In Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Datenreport 2008. Ein Sozialbericht für die Bundesrepublik, Bonn, S. 261ff.

Babitsch, B. (2006). Die Kategorie Geschlecht: Implikationen für den Zusammenhang zwischen sozialer Ungleichheit und Gesundheit. In M. Richter & K. Hurrelmann (Hrsg.), Gesundheitliche Ungleichheit. Grundlagen, Probleme, Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Behrens, J. (2006). Meso-soziologische Ansätze und die Bedeutung gesundheitlicher Unterschiede für die allgemeine Soziologie sozialer Ungleichheit. In M. Richter & K. Hurrelmann (Hrsg.), Gesundheitliche Ungleichheit. Grundlagen, Probleme, Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

BMASK – Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (2008). Soziale Lage – Gender – und Gesundheit. Tagungsband zur Veranstaltung vom 28.10.2008. Wien: BMASK.

Dür, W. & Griebler, R. (2007). Die Gesundheit der österreichischen Schüler/innen im Lebenszusammenhang. Ergebnisse des WHO-HBSC-Survey 2006. Wien: Bundesministerium für Gesundheit, Familie und Jugend (BMGFJ).

Europäische Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht (Hrsg.) (2009): Jahresbericht 2009: Stand der Drogenproblematik in Europa, Luxembourg.

Franzkowiak, Peter: Gesundheits- und Krankheitsverhalten, in: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.) (2003): Leitbegriffe der Gesundheitsförderung. Glossar zu Konzepten, Strategien und Methoden in der Gesundheitsförderung, 4. erweiterte und überarbeitete Auflage, Schwabenheim a.d.Selz: Verlag Peter Sabo, S. 119-121.

Graham, H. & Kelly, M. (2004). Health Inequalities. Concepts, Frameworks & Policy. London: Health Development Agency.

Greiner, B. (1998). Der Gesundheitsbegriff. In E. Bamberg, A. Ducki & A.-M. Metz, Handbuch Betriebliche Gesundheitsförderung. Arbeits- und organisationspsychologische Methoden und Konzepte. Göttingen: Verlag für Angewandte Psychologie.

Habl, C., Birner, A, Hlava, A. & Winkler, P. (2004). Erster Österreichischer Männergesundheitsbericht mit besonderer Berücksichtigung der Männergesundheitsvorsorge. Im Auftrag der männerpolitischen Grundsatzabteilung des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (BMSG), Wien.

Herzlich, C. (1973). Health and Illness: A Social Psychological Analysis. London: Academic Press.

Hibell, Björn/ Guttormsson, Ulf/ Ahlström, Salme/ Balakireva, Olga/ Bjarnason, Thoroddur/ Kokkevi, Anna/ Kraus, Ludwig (2009): The 2007 ESPAD report. Substance use among students in 35 European countries [ESPAD-Bericht 2007. Substanzkonsum unter Schülerinnen und Schülern in 35 europäischen Ländern], Swedish Council for Information on Alcohol and Other Drugs, Stockholm, Schweden. [URL: http://www.espad.org/espad-reports und http://www.isg.co.at/espad/index.htm; 21.05.2010].

Höpflinger, François (2009): Frauen im Alter – die heimliche Mehrheit. [URL: http://www. hoepflinger.com/fhtop/fhalter1K.html, 21.05.2010].

Hradil, S. (2006). Was prägt das Krankheitsrisiko: Schicht – Lage – Lebensstil? In M. Richter & K. Hurrelmann (Hrsg.), Gesundheitliche Ungleichheit. Grundlagen, Probleme, Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Eisenbach-Stangl, I., Bernardis, A., Fellöcker, K., Haberhauer-Stidl, J. & Schmied, G. (2008): Jugendliche Alkoholszenen. Konsumkontexte, Trinkmotive, Prävention. Wien: Europäisches Zentrum für Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung.

IFES (2010a). Der Österreichische Arbeitsgesundheitsmonitor. Im Auftrag der Arbeiterkammer Oberösterreich. Erste Ergebnisse und Wissenschaftliche Grundlagen. Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 21400082.

IFES (2010b). Der Österreichische Arbeitsklima-Index. Im Auftrag der Arbeiterkammer Oberösterreich. Ergebnisse im Zeitverlauf seit 1997 und Wissenschaftliche Grundlagen. Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 214000096.

IFES (2010c). Evaluation des Rauchergesetzes. Im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit (BMG). Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 23005001.
[URL: http://www.ifes.at/upload/1270754323_Rauchergesetz.pdf; 20.05.2010].

Jungbauer-Gans, M. & Gross, C. (2006). Erklärungsansätze sozial differenzierter Gesundheitschancen. In M. Richter & K. Hurrelmann (Hrsg.), Gesundheitliche Ungleichheit. Grundlagen, Probleme, Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kiefer I., Rieder A., Rathmanner T., Meidlinger B., Baritsch C., Lawrence K., Dorner T., Kunze M.,: Erster Österreichischer Adipositasbericht 2006. Grundlage für zukünftige Handlungsfelder: Kinder, Jugendliche, Erwachsene. Verein Altern mit Zukunft (Hrsg.), August 2006. [URL: http://www.adipositas-austria.org/; 21.05.2010].

Leoni, T. (2010). Fehlzeitenreport 2009. Krankheits- und unfallbedingte Fehlzeiten in Österreich. Wien: Österreichisches Institut für Wirtschaftsforschung (WIFO). Download unter: [URL: http://www.wifo.ac.at/wwa/jsp/index.jsp?typeid=8&display_mode=2&fid=23923&id=39561, 05.12.2010].

Mackenbach, J.P. (2006). Health Inequalities: Europe in profile. An independent expert report commissioned by the UK presidency of the EU. London: Department of Health.

ÖBIG – Österreichisches Bundesinstitut für Gesundheitswesen (2006). Daten zu Stellungsuntersuchungen des Österreichischen Bundesheeres.

OECD (2009a), Health at a Glance 2009: OECD Indicators, OECD Publishing.
[URL: http://dx.doi.org/10.1787/health_glance-2009-en; 21.05.2010].

OECD (2009b), Doing Better for Children, OECD Publishing. [URL: http://www.oecd.org/document/40/0,3343,de_34968570_34968855_43554408_1_1_1_1,00.html; 21.05.2010. Ländernotiz Österreich: http://www.oecd.org/document/60/0,3343,de_34968570_35008930_43589052_1_1_1_1,00.html; 21.05.2010].

Perez-Pastor, E. M./ Metcalf, B. S./ Hosking, J./ Jeffery, A. N./ Voss, L. D./ Wilkin, T. J.: Assortative weight gain in mother–daughter and father–son pairs: an emerging source of childhood obesity. Longitudinal study of trios (EarlyBird 43), in: International Journal of Obesity 33, p. 727-735, 12 May 2009.
[URL: http://www.ncbi.nlm.nih.gov/pubmed/19434065; 21.05.2010].

Raml, R. (2009). Positive Indikatoren der Gesundheit im Kontext Arbeit. Eine interdisziplinäre Erweiterung des Gesundheitsbegriffs und dessen Folgen für die Differenzierung gesundheitlicher Lagen bei unselbständig Beschäftigten. Medizinische Universität Graz: Unveröff. Dissertation.

Raml, R. (2010). Gesundheitliche Ungleichheit bei Arbeitnehmer/innen. Ergebnisse aus dem Österreichischen Arbeitsgesundheitsmonitor. Tagung der Oberösterreichischen Gebietskrankenkasse in Kooperation mit der Arbeiterkammer Oberösterreich. Linz: 10.06.2010.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Raml, R. (2010a). Gesundheitliche Ungleichheit bei Arbeitnehmer/innen unter besonderer Berücksichtigung des Geschlechts und des Migrationshintergrunds. Ergebnisse aus dem Österreichischen Arbeitsgesundheitsmonitor. Tagung zur Österreichischen Arbeitsschutzstrategie der Arbeitsgruppe 3 „Prävention von Berufskrankheiten und arbeitsbedingten Erkrankungen“ im Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMASK). Wien: 22.06.2010.

Rásky, E. (1998). Frauen- und Mädchengesundheitsbericht Graz und Steiermark. Im Auftrag des Landes Steiermark. Graz.

Richter, M. & Hurrelmann, K. (2006). Gesundheitliche Ungleichheit: Ausgangsfragen und Herausforderungen. In M. Richter & K. Hurrelmann (Hrsg.), Gesundheitliche Ungleichheit. Grundlagen, Probleme, Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schmied, G. & Reidl, C. (2008). Männliche Jugendliche: Sexualität und Aufklärung. Gesundheitsförderung und Prävention im Bereich sexueller und reproduktiver Gesundheit für Burschen unterschiedlicher sozialer und kultureller Herkunft. Wien: Europäisches Zentrum für Wohlfahrtspollitik und Sozialforschung.

Seyer, S., Gschwandtner, F., Paulik, R. & Lehner, R. (2010). Factsheet. Abhänigigkeit und Drogenkonsum. Linz: Institut für Suchtprävention, Pro Mente Oberösterreich.

Shell Deutschland Holding (Hrsg.). Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck. Frankfurt am Main: Fischer.

Siegrist, J. (1996). Soziale Krisen und Gesundheit. Göttingen: Hogrefe.

Siegrist, J. (2005). Medizinische Soziologie (6., neu bearb. u. erw. Auflage). München: Elsevier, Urband & Fischer.

Sieverding, M. & Gromus, B. (2001). Gesundheits- und Krankheitsverhalten im Geschlechtervergleich. Zeitschrift für Medizinische Psychologie (Schwerpunktheft), 9 (1).

Sieverding, Monika (2002): Gender and health-related attitudes: The role of a “macho” self-concept, in: G. Weidner, S.M. Kopp, and M. Kristenson (Editors), Heart Disease: Environment, Stress and Gender, NATO Science Series, Series I: Life and Behavioural Sciences, Volume 327 (p. 237-250), Amsterdam: IOS Press.

Sieverding, M. (2004). Achtung! Die männliche Rolle gefährdet Ihre Gesundheit! Psychomed, 16, S. 25-30.

Sieverding, Monika (2005a): Präventives Verhalten im Geschlechtervergleich, Forum Deutsche Krebsgesellschaft, 19(5), S. 50-52.

Sieverding, Monika (2005b): Geschlecht und Gesundheit, in: R. Schwarzer (Hrsg.): Gesundheitspsychologie, Enzyklopädie der Psychologie (Serie D), Göttingen: Hogrefe.

STATISTIK AUSTRIA (2007). Österreichische Gesundheitsbefragung 2006/2007. Hauptergebnisse und methodische Dokumentation. Wien: Verlag Österreich GmbH. [Bezug: www.statistik.at].

STATISTIK AUSTRIA (2009a). Statistisches Jahrbuch Österreichs 2010. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2009b). Jahrbuch der Gesundheitsstatistik 2008. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2009c). Arbeitsunfälle und arbeitsbezogene Gesundheitsprobleme. Ein Modul der Arbeitskräfteerhebung 2007. Wien: Verlag Österreich GmbH.

Uhl, A.; Springer, A.; Kobrna, U.; Gnambs, T.; Pfarrhofer, D. (2005): Österreichweite Repräsentativerhebung zu Substanzgebrauch, Erhebung 2004, Kreuztabellen. Wien, Bundesministerium für Gesundheit und Frauen.

Virchow, R. (1849): Die Epidemien von 1848. In: Gesammelte Abhandlungen auf dem Gebiete der öffentlichen Medicin und der Seuchenlehre. 2 Bde., Berlin, Bd. 1, S. 117-123.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Weigl, Marion/ Busch, Martin/ Eggerth, Alexander/ Horvath, Ilonka/ Knaller, Christine/ Türscherl, Elisabeth/ Wirl, Charlotte (2009): Bericht zur Drogensituation 2009, Wien. [URL: http://www.bmg.gv.at/cms/site/standard.html?doc=CMS1164184142810&channel=CH0755; 21.05.2010].

Weißenböck, Verena/ Scheibenreif, Claudia (2006): Unterschiedliches Gesundheitsbewusstsein – wie Frauen und Männer auf sich achten. [URL: http://www.therapie-weissenboeck.at/fachartikel/gesundheit.php; 21.05.2010].

Artikel in Zeitungen und Online-Medien

- „Wir werden immer dicker!“ am 04. 02. 2009
  http://www.oe24.at/oesterreich/politik/Wir_werden_immer_dicker_427102.ece
- „Junge Männer zu dick für das Bundesheer“ am 09.02.2010
  http://vorarlberg.orf.at/stories/421829/
- „Rekruten werden immer dicker“ am 06.10.2005
  http://tirol.orf.at/stories/62519/
- „Lebensstil der Mutter prägend für Tochter“ am 13.07.2009
  http://derstandard.at/1246542039126/Fettsucht-Lebensstil-der-Mutter-praegend-fuer-Tochter
- „Kleiner Unterschied – große (Neben)Wirkung“, Ausgabe 03/2009
  Männer und Frauen erkranken anders und reagieren auf Medikamente und Therapien unterschiedlich. Gendermedizin beschäftigt sich mit diesen differenzierten Anforderungen von Frau und Mann an die Medizin.
  http://www.gesundundleben.at/index.php?id=1568

Sonstige Quellen (Seminare, Interviews, Pressekonferenzen, Tätigkeitsberichte)

- „Was ist Gender Medizin?“, Vortrag von Dr. Karin Gutiérrez-Lobos am 30.09.2009
  http://www.frauinderwirtschaft.at/media/uploads/vortrag_gutierrez_300909.pdf
- „Gender Medizin als ‚uferloses Gebiet’“, Interview mit Dr. Alexandra Kautzky-Willer, Der Standard vom 07.02.2010.
  http://diestandard.at/1263706728342/Interview-Gender-Medizin-als-uferloses-Gebiet
- Seminar „Migration und Gesundheit“ – Zusammenfassungen und Empfehlungen der Workshops, am 11.10.2004, IOM – International Organization for Migration, Bundesministerium für Gesundheit und Frauen (BMGF) und Fonds Gesundes Österreich.
  http://community.attac.at/uploads/media/Seminar_Migration_und_Gesundheit_2004_01.pdf
- Pressekonferenz „Migration und Gesundheit: Verstehen kann heilen – Transkulturelle Kompetenz schafft Gesundheit“, 24.11.2009, Landesklinikum Salzburg.
  http://www.salk.at/80_6129.html und http://www.salk.at/DMS/2-20091202-104809.pdf

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

- Tätigkeitsbericht 2009 des Instituts für Frauen- und Männergesundheit (FEM, FEM Süd, MEN), Bastiengasse 36-38, 1180 Wien.

Interviewte Experten

- Univ.-Prof. Dr. Siegfried Meryn, Vize-Präsident des European Men´s Health Forum, Generalsekretär der International Society for Men´s Health & Gender (ISMH).
- Univ.-Prof. Dr. Reinhard Krepler, Direktor der Teilunternehmung und Ärztlicher Direktor am AKH Wien. Universitätsprofessor an der Medizinischen Universität Wien.
- Mag. Romeo Bissuti, Leiter des Männergesundheitszentrums MEN im Kaiser-Franz-Josef-Spital.

Alle Online-Quellen wurden zuletzt verifiziert am 24.10.2010.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

GRAFIKEN

Grafik 1: Todesursachen 151
Grafik 2: Sterblichkeit 152
Grafik 3: Krebs – Neuerkrankungen und Sterblichkeit 157
Grafik 4: Subjektiver Gesundheitszustand 158
Grafik 5: Schmerzgeschehen und Einschränkungen 160
Grafik 6: Pflege im Bedarfsfall 161
Grafik 7: Ernährung und Trinkgewohnheiten 162
Grafik 8: Trinkgewohnheiten 164
Grafik 9: Rauchverhalten 165
Grafik 10: Selbstberichtete Symptome 171
Grafik 11: Belastungen am Arbeitsplatz 172
Grafik 12: Subjektiver Gesundheitszustand bei Jugendlichen 180

TABELLEN

Tabelle 1: Lebenserwartung 150
Tabelle 2: Todesursachen nach Lebensphasen bei Männern 154
Tabelle 3: Todesursachen nach Lebensphasen bei Frauen 155
Tabelle 4: Gewicht 163
Tabelle 5: Risikofaktoren einzelner Arbeitsbedingungen für die Gesundheit 174

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.2 ERWERBSLEBEN

INHALTSVERZEICHNIS

2.2 Erwerbsleben 197
2.2.1 Die wichtigsten Erkenntnisse 198
2.2.2 Erwerbsbeteiligung 201
2.2.3 Arbeitsrechtliche und berufliche Stellung 209
2.2.4 Allgemeine Arbeitsmarktsegregation 216
2.2.5 Arbeitsalltag 218
2.2.6 Einkommen 226
2.2.7 Working Poor 236
2.2.8 Lebenslanges Lernen 247
Literatur 255
Grafiken 259
Tabellen 259

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.2.1 Die wichtigsten Erkenntnisse

Wenn es um die subjektive Sicht der Dinge und die Zufriedenheit mit verschiedenen Facetten der Arbeits- und Wirtschaftswelt geht, lassen sich zwar Unterschiede zwischen Männern und Frauen feststellen, diese fallen aber eher gering aus. Von besonderem Interesse sind daher objektive Daten bzw. subjektive Daten im Detail bzw. im Zeitverlauf. Durch die Kombination von amtlicher Statistik und Befragungsdaten lässt sich ein umfassendes Bild von den spezifischen Bedürfnissen von Männern und Frauen in der Berufswelt erstellen:

- Gut drei Viertel der Männer im erwerbsfähigen Alter gingen 2010 im Jahresschnitt einer Beschäftigung nach, bei den Frauen lag der Anteil bei 66,4 Prozent. Die Zuwächse an erwerbstätigen Personen in den vergangenen 10 bis 15 Jahren resultieren vor allem aus dem Anstieg der Frauenbeschäftigung. Aktuell sind 46,4 Prozent aller Erwerbstätigen weiblich, 1994 waren es zum Vergleich 43,1 Prozent.

- Die Zuwächse an Erwerbstätigen in den letzten 15 Jahren basieren überwiegend auf Teilzeitarbeitsplätzen. Bei den Männern hat sich der Anteil an Teilzeitbeschäftigten von 1994 auf 2010 verdoppelt (4,2% auf 9,0%), auch bei den Frauen ist ein starker Anstieg von 26,0 auf 43,8 Prozent festzustellen. Im EU-Vergleich sind Österreichs Frauen zwar insgesamt häufiger erwerbstätig, stehen aber auch wesentlich öfter in einem Teilzeit-Beschäftigungsverhältnis.

- Männer mit Teilzeitjob wollen häufiger mehr arbeiten als ihre teilzeitbeschäftigten Kolleginnen. Da ihre Zahl jedoch insgesamt sehr gering ist, ergibt sich für Männer eine Unterbeschäftigungsquote von 2,6 Prozent. Bei den Frauen sind es doppelt so viele (5,0%), die gerne mehr arbeiten würden und auch kurzfristig für den Arbeitsmarkt verfügbar wären. Wird mehr als 40 Stunden pro Woche gearbeitet, wünscht sich die breite Mehrheit eine Arbeitszeitreduktion. Überstunden stellen eine auf Dauer nicht gewünschte Belastung für die Arbeitnehmer/innen dar. Ingesamt wollen 35 Prozent der berufstätigen Männer, aber nur 26 Prozent der Frauen weniger Stunden pro Woche arbeiten (unter Berücksichtigung der Auswirkungen auf das Entgelt).

- Die Arbeitslosigkeit lag im Jahresschnitt 2010 für Männer bei 4,6 Prozent, bei Frauen bei 4,2 Prozent. In Zeiten des Konjunktureinbruchs ist die entsprechende Quote bei den Männern höher als bei den Frauen, da die männerdominierte Industrie am raschesten davon betroffen ist. Auch von den aktuellen Rahmenbedingungen (2008/2009) sind Männer stärker betroffen: Die Arbeitslosigkeit ist gestiegen, das Arbeitszeitvolumen hat sich – auch durch Kurzarbeit – verringert. Entsprechend ist die Quote an Teilzeitbeschäftigten gestiegen, Leiharbeiter in der Industrie wurden in diesen beiden Jahren verstärkt abgebaut und der subjektive Druck im Sinne verminderter Perspektiven am Arbeitsmarkt ist gestiegen. Im

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Jahr 2010 waren die Arbeitslosenquoten wieder rückläufig, insbesondere steigt die Zahl an beschäftigten Leiharbeiter/innen (in der Industrie) wieder deutlich an.

- Die Zahl der Arbeiter und Arbeiterinnen unter den unselbständig Beschäftigten ist seit den späten 1980er Jahren stark rückläufig, sodass seit der Jahrtausendwende erstmals auch mehr Männer in Angestellten- (44,1%) als in Arbeiterberufen (37,9%) arbeiten. Bei den Frauen dominieren Angestellte mit 61,2 Prozent gegenüber 20,2 Prozent in Arbeiterinnenberufen. Der Rest ist jeweils im öffentlichen Dienst beschäftigt.

- Männer sind am häufigsten in handwerklichen und technischen Berufen zu finden. Etwas weniger als jeder zehnte Mann besetzt eine Führungsposition. Diese Gruppe der Männer stellt damit drei von vier Führungskräften. Frauen dominieren drei Berufsfelder: nichttechnische Kräfte mit mittlerer Qualifikation (z.B. Gesundheitsdienstleistungen), Bürokräfte, Dienstleistungen im Verkauf und Handel.

- 58 Prozent der Männer sind im Dienstleistungssektor (inkl. öffentlicher Dienst) beschäftigt, 37 Prozent in der Produktion, der Rest in der Land- und Forstwirtschaft. Bei den Frauen überwiegen die Dienstleistungsberufe mit 83,4 Prozent.

- Das Verdienstgefälle auf Basis der Bruttostundenverdienste liegt in Österreich bei 25,5 Prozent zuungunsten der Frauen. Durch Faktoren wie Zugehörigkeitsdauer zum Betrieb, Schulbildung, Art des Berufes und Branche können 7,4 Prozentpunkte davon erklärt werden. Der Rest (18,1 Prozentpunkte) ist auf nicht berücksichtigte Faktoren oder auf das Geschlecht an sich zurückzuführen. In diesem Zusammenhang wird von Diskriminierungseffekten gesprochen. Eine weitere Studie (für 2007; Böheim et al., 2010) weist Brutto-Lohndifferenzen von 23,4 Prozent für Vollzeitbeschäftigte im privaten Sektor auf, wovon nach Berücksichtigung von erklärenden Faktoren 12,6 Prozent übrig bleiben.

- Männer haben im Zeitraum 1997 bis 2008 durchschnittlich um 2,2 Prozent jährlich mehr verdient. Das aktuelle Brutto-Jahreseinkommen beträgt 29.938 Euro. Bei den Frauen waren die Zuwachsraten mit 1,8 Prozent jährlich geringer – das aktuelle Einkommen liegt bei 17.704 Euro. Die Verdienstschere hat sich dadurch seit 1997 erhöht. Zwei Perspektiven sind hier wichtig: Erstens wird ein Teil des Gefälles durch die steuerliche Umverteilung und den Bezug von Pensionen und Transferleistungen verringert sowie durch unterschiedliche Arbeitsbedingungen – Beschäftigungsdauer, Beruf, Branche etc. – erklärt. Zweitens sind abseits der Umverteilung und der wissenschaftlichen Erklärung für einen Teil der Unterschiede die realen Lebenswelten zu berücksichtigen, die in Summe zu den Differenzen führen. Wenngleich also Frauen z.B. weniger lange in einem Betrieb tätig sind und daher weniger verdienen, ist zu fragen, warum das so ist und weshalb Frauen durch Elternkarenz und Kindererziehung besonders lange vom Arbeitsmarkt weg sind und Schwierigkeiten beim Wiedereinstieg haben.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

- Etwa sieben Prozent aller Erwerbstätigen sind *working poor*, haben also eine Arbeit und leben dennoch in einem armutsgefährdeten Haushalt. Männer und Frauen sind in etwa gleich hohem Ausmaß davon betroffen. Zentrale Risikofaktoren sind: Arbeitslosigkeit, Teilzeitbeschäftigung, unregelmäßige Beschäftigung sowie geringfügige Beschäftigung. Die Thematik gewinnt zunehmend an Brisanz: Laut einer aktuellen Auswertung der Arbeiterkammer Oberösterreich (Pressenkonferenz am 10.09.2010) ist die Zahl der *working poor* unter den unselbständig Beschäftigten von 256.000 im Jahr 2000 auf 350.000 im Jahr 2010 angestiegen (+ 37%).

- *Working poor* weisen eine Reihe von Folgebelastungen auf: Arbeitsplatzunsicherheit, Zukunftsängste, verminderte Arbeitsmarktchancen sowie hohe gesundheitliche Belastungen.

- Rund vier von zehn erwerbstätigen Männern und Frauen haben im Jahr 2006/07 eine arbeitsbezogene Bildungsmaßnahme in Anspruch genommen. Frauen nehmen bei gleicher Bildung und gleichem Erwerbsstatus etwas häufiger an einer Fortbildungsmaßnahme teil, Männer tun dies jedoch mit einem deutlich höheren Stundenaufwand.

- Berufliche Gründe spielen bei Männern im Hinblick auf Weiterbildung eine größere Rolle als bei Frauen, bei denen auch private Gründe einen nennenswerten Anteil ausmachen. Die betrieblichen Rahmenbedingungen sind für Männer insgesamt besser: Sie können ihre Weiterbildung zu größeren Anteilen während der bezahlten Arbeitszeit absolvieren. Auch bei der Finanzierung zeigt sich der Arbeitergeber bei den Männern spendabler, sodass Frauen im Schnitt mehr Geld aus der privaten Tasche für Fortbildung zahlen müssen.

Als **spezifische Männerperspektiven** ergeben sich für das Berufsleben:

- Männer sind stärker am Beruf und an beruflichem Erfolg orientiert. Die gesellschaftlichen Werte betonen nach wie vor die grundlegende männliche Versorgerrolle des Haushalts bei gleichzeitig stärkerer Gleichberechtigung von Männern und Frauen und stärkerer Beteiligung des Mannes am Familienleben. Frauen nehmen im Gegenzug häufiger am Erwerbsleben teil und sichern somit den Haushalt ebenfalls finanziell ab.

- Der Arbeitsmarkt ist komplexer geworden, die ökonomische Unsicherheit gestiegen. Der Druck auf die Arbeitnehmer/innen nimmt zu. Dies trifft insbesondere die stärker beruflich orientierten Männer. „Ihre Welt“ ist unruhiger geworden. Die Anpassungsmöglichkeiten sind vielfältig und nicht absehbar. Eine Möglichkeit liegt in der stärkeren Betonung des Außerberuflichen und insbesondere der Familie. Ein relevanter Faktor ist die Wahlfreiheit – vielfach werden Männer durch ökonomische Zwänge in die berufliche Rolle gedrängt. Eine Diskussion von gleichberechtigter Aufteilung von beruflichen und familiären Pflichten darf nicht verabsäumen, diese Zwänge für Männer und ihre Familien zu berücksichtigen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

- Nach wie vor werden beruflicher Erfolg bzw. Aufstieg und die stärkere Übernahme familiärer Pflichten – bis hin zur Väterkarenz – als nicht vereinbar gesehen. Weder die (männlichen) Beschäftigten selbst, noch die (männlichen) Führungskräfte halten beides gleichzeitig für machbar (vgl. Kap. 3.2). Verschärft wird diese Spannung dadurch, dass beruflicher Einstieg und Entwicklung mit der Phase der Familiengründung zusammenfällt.

2.2.2 ERWERBSBETEILIGUNG

Die Daten zur Erwerbsbeteiligung in der österreichischen Bevölkerung werden von der Statistik Austria im Rahmen der Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung erfasst und jährlich veröffentlicht. Für den vorliegenden Männerbericht sind die aktuell verfügbaren Zahlen aus den Jahren 2008 (Arbeitskräfteerhebung 2008; Statistik Austria, 2009a) und 2009 (Schnellbericht zur Arbeitsmarktstatistik 2009; Statistik Austria, 2010 und 2011). Dargestellt wird das Labour-Force-Konzept (LFK), das auch von Eurostat, dem Statistikamt der Europäischen Union, verwendet wird. Dieses Konzept beschreibt im Detail die Zuordnung von Personen zu Erwerbstätigen, Nicht-Erwerbspersonen und Arbeitslosen auf Basis der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO).

Die **wichtigsten Definitionen** im Überblick (Statistik Austria, 2010, 2011):

- Als **erwerbstätig** gilt eine Person, wenn sie in der Referenzwoche – auf die sich die Befragung der Personen bezieht – mindestens eine Stunde gearbeitet hat. Hat sie außerhalb dieser Woche gearbeitet, so darf die Tätigkeit nicht länger als drei Monate zurückliegen. Als erwerbstätig gelten auch Frauen in Mutterschutz, Karenz- oder Kindergeldbezieher/innen mit aufrechtem Dienstverhältnis und Personen, die aufgrund von Krankheit oder Unfällen vorübergehen arbeitsunfähig sind.
- Als **arbeitslos** gilt eine Person dann, wenn sie nicht erwerbstätig ist, aber aktive Schritte zur Arbeitssuche unternimmt und auch kurzfristig Arbeit aufnehmen kann. Hinzu gezählt werden auch Personen, die eine aufrechte Stellenzusage haben, die sie in den nächsten drei Monaten antreten.
- Die Gruppe der Erwerbstätigen und jene der Arbeitslosen ergeben zusammen die Gruppe der **Erwerbspersonen**. Es sind damit also Personen gemeint, die entweder am Erwerbsleben teilnehmen oder dies aktiv anstreben.
- Die **Erwerbsquote** errechnet sich schließlich als Anteil der Erwerbspersonen an der Bevölkerung in Privathaushalten. Gewöhnlich wird dieser Wert für die Gruppe der 15- bis 64-Jährigen berechnet.
- Die **Erwerbstätigenquote** ist der Anteil der Erwerbstätigen an der Bevölkerung in Privathaushalten und wird ebenfalls üblicherweise für die 15- bis 64-Jährigen ausgewiesen. Für die **Arbeitslosenquote** werden in Österreich zwei Berechnungen durchgeführt: Einerseits

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

jene nach dem LFK der Eurostat und andererseits eine nationale Berechnung, die auf Daten des Arbeitsmarktservice (AMS) und der Sozialversicherungsträger beruht. Diese fällt meist etwas höher aus.

- Neben den Erwerbstätigen und den Arbeitslosen erfasst das LFK die **Nicht-Erwerbspersonen**. Hierzu zählen z.B. Schüler/innen, Studierende, Präsenz- und Zivildiener, Pensionisten und Pensionistinnen, dauerhaft Kranke oder Arbeitsunfähige, im Haushalt tätige Personen etc.

Neben dem LFK wird in der Erhebung noch das Lebensunterhaltskonzept (LUK) umgesetzt, das auf einer Selbsteinstufung der Befragten in die oben angeführten Kategorien beruht. Diese erfolgt meist nach dem Überwiegensprinzip und weicht insbesondere dann vom LFK ab, wenn eine Person selten oder gelegentlich einer Tätigkeit nachgeht. So werden im LFK Studierende, die nebenbei wenige Stunden arbeiten, zu den Erwerbstätigen gezählt. An den geeigneten Stellen werden daher auch Daten nach dem LUK dargestellt.

Die Entwicklungen im Bereich der Erwerbsbeteiligung bzw. am Arbeitsmarkt, die von der Statistik Austria umfassend aufgezeichnet werden, werden aus methodischen Gründen meist ab dem Jahr 2004 beschrieben. Ab diesem Jahr wurde neben Änderungen in der Stichprobenziehung und der Erhebungsmethode auch der Erhebungszeitraum auf eine ganzjährige Erhebung umgestellt. Die Konsequenzen aus dem letzten Punkt sind aufgrund saisonaler Einflüsse auf den Arbeitsmarkt besonders gravierend (Statistik Austria, 2010, S. 3).

Infobox: Arbeitskräfteerhebung der Statistik Austria

Die Arbeitskräfteerhebung wird jährlich von der Statistik Austria publiziert und im Rahmen des kontinuierlichen Mikrozensus durchgeführt. Alle Personen, die in einem ausgewählten Haushalt ihren Hauptwohnsitz haben, werden erfasst. Für Personen ab 18 Jahren besteht eine gesetzliche Verpflichtung zur Auskunftserteilung, für jüngere Personen geben andere Haushaltsmitglieder die erforderlichen Auskünfte (so genannte Proxy-Interviews). Jeder Haushalt wird fünf Mal in vierteljährlichem Abstand befragt und scheidet dann wieder aus der Stichprobe aus. Die Erstbefragungen finden im Normalfall persönlich in den Haushalten statt, die vier Folgebefragungen telefonisch über das Telefonstudio der Statistik Austria.

Die Stichprobe umfasst im Jahresdurchschnitt 2008 pro Quartal insgesamt rund 22.200 Wohnungen bzw. Haushalte.

Die Hauptthemen der Erhebung sind:

- Soziodemographischer Hintergrund (Bildung, Haushaltszusammensetzung etc.)
- Erwerbstätigkeit, Arbeitslosigkeit
- Arbeitszeit
- Lebensunterhalt
- Vereinbarkeit von Familie und Beruf

In Österreich waren nach dem Labour-Force-Konzept (LFK) im Jahr 2009 rund 4.078.000 Personen (2010: 4.096.000) **erwerbstätig**, davon 2.186.000 Männer und 1.892.000 Frauen (2010:

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.197.000 Männer und 1.899.000 Frauen). Der Anteil der Männer an den Erwerbstätigen beträgt somit 53,6 Prozent und ist innerhalb der letzten 15 Jahre kontinuierlich gesunken (1994: 56,9%; 1999: 56,4%; 2004: 55,0%). Die deutlichen Zuwächse an erwerbstätigen Personen in den vergangenen zehn Jahren – in den frühen 90er Jahren war eine Stagnation zu verzeichnen – sind daher in größerem Ausmaß auf die Zunahme erwerbstätiger Frauen zurückzuführen. Im Jahr 1999 gingen 3.669.000 Personen einer Tätigkeit nach, der Zuwachs zum Jahr 2010 beträgt demnach 427.000 Personen und ist mit einem Anteil von 300.000 Frauen überwiegend weiblich geprägt. Diese Zunahme der Frauenerwerbstätigkeit ist auf einen starken Anstieg von Teilzeitarbeitsplätzen bei gleichzeitigem Abbau von Vollzeitarbeitsplätzen zurückzuführen (siehe hierzu auch den Frauenbericht 2010 des Bundeskanzleramts, S. 127; auch zitiert als: BKA Österreich, 2010).

Im Jahr der beginnenden Wirtschaftskrise (von 2008 auf 2009) ergibt das Saldo aus Zustrom in den und Abgang aus dem Arbeitsmarkt ein Minus von 13.000 Personen. Dieser Rückgang wird ausschließlich von Männern verursacht, von denen 37.000 aus der Erwerbstätigkeit ausgeschieden sind; bei den Frauen ist hingegen ein Plus von 24.000 Personen zu verzeichnen. Diese unterschiedlichen Entwicklungen sind auf die branchenspezifischen Auswirkungen der wirtschaftlichen Krise zurückzuführen, womit bereits an diesen Basiskennzahlen deutlich wird, dass diese Krise Männer stärker direkt betrifft als Frauen (vgl. auch Kapitel 2.2.2).

Die Erwerbsquote lag 2010 in Österreich für die relevante Altersgruppe der 15- bis 64-Jährigen bei 75,1 Prozent, wobei jene der Männer mit 80,9 Prozent deutlich über jener der Frauen liegt (69,3%). Interessanter ist die **Quote der Erwerbstätigen**, also jener Personen, die am Erwerbsleben teilnehmen und nicht arbeitslos sind. Diese lag 2010 in Österreich bei 71,7 Prozent in der relevanten Altersgruppe. Bei den Männern gingen 77,1 Prozent einer Tätigkeit nach, bei den Frauen 66,4 Prozent. Der Unterschied beträgt demnach etwas mehr als zehn Prozentpunkte. Im EU-Vergleich liegt die Erwerbstätigenquote bei den Frauen deutlich über dem Schnitt von rund 59 Prozent, die Differenz zwischen den Quoten bei den Männern und den Frauen ist bei einem Gesamtschnitt der EU-27 von rund 14 Prozentpunkten als unterdurchschnittlich einzustufen. Länder mit einer geringen Differenz (etwa 3 bis 7 Prozentpunkte) sind ausschließlich im Norden Europas und hier insbesondere in Skandinavien zu finden. Große Differenzen mit bis zu 25 Prozentpunkten weisen hingegen die Länder in Süd- und Osteuropa auf (vgl. auch Frauenbericht 2010, S. 131). Bei den Frauen ist darüber hinaus beim Labour-Force-Konzept zu berücksichtigen, dass etwa 65.000 Frauen in Elternkarenz zu den Erwerbstätigen gezählt werden. Zieht man diese bei der Quote ab, so ergeben sich statt 66,4 Prozent 64,1 Prozent der Frauen im Erwerbsalter, die aktuell einer Tätigkeit nachgehen.

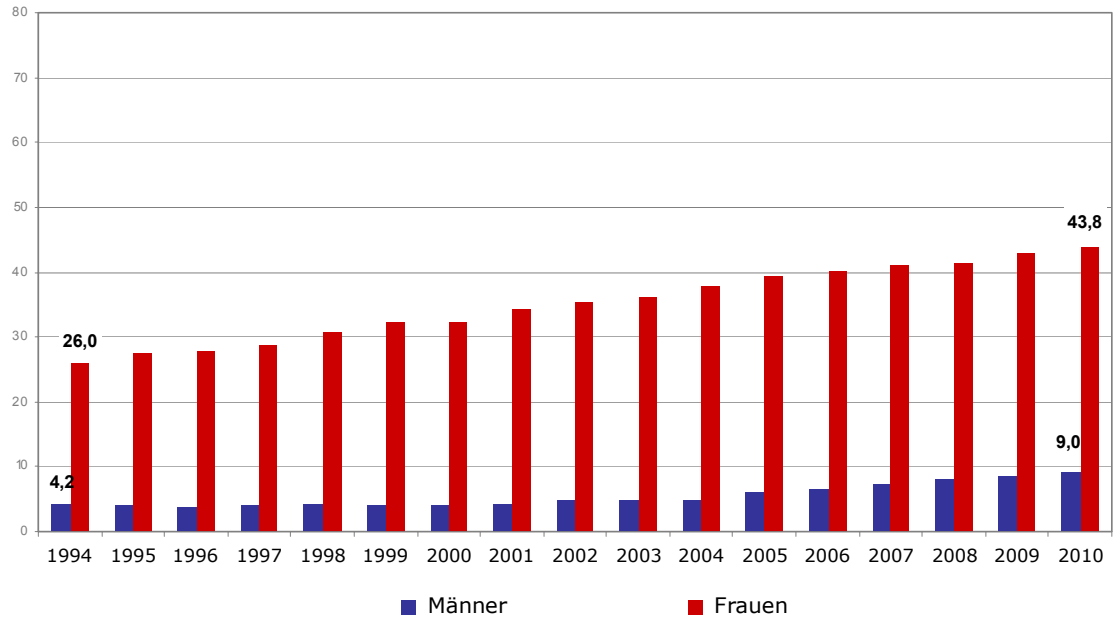
Österreich konnte damit das EU-Ziel, die Erwerbstätigkeit der Frauen bis 2010 auf über 60 Prozent im Gesamtschnitt zu heben, bereits erreichen. Allerdings ist die Teilzeitquote von 42,9 Prozent im Jahr 2009 EU-weit relativ hoch (EU-27: 31,1%). Bei den Männern lag der entsprechende Anteil bei 8,7 Prozent – im Vergleich zum Jahr 2004 ist es zu einer Verdoppelung die-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

ser Quote gekommen (4,8%). Mit einem Anstieg um 5,1 Prozentpunkte in besagtem Zeitraum ist auch bei den Frauen ein deutlicher Zuwachs der Teilzeitbeschäftigten zu verzeichnen. Der stetig ansteigende Trend hat sich in der Wirtschaftskrise weiter fortgesetzt, jedoch nicht verstärkt. Auf deutlich unterschiedlichem Niveau sind jedenfalls beide Geschlechter vom steigenden Ausmaß einer Teilzeiterwerbstätigkeit betroffen (Grafik 1).

Grafik 1: Teilzeitquoten im Zeitverlauf

Anteil an Teilzeitbeschäftigten in Prozent. Ab 2004 erfolgt die Zuordnung laut Selbsteinstufung, davor auf Basis der Wochenarbeitszeit (< 36 Stunden).



Quelle: Arbeitskräfteerhebung 2008, Arbeitsmarktstatistik 2010 (Statistik Austria, 2009a, 2011).

Personen, die weniger als 40 Stunden pro Woche arbeiten, wurden in der Arbeitskräfteerhebung auch gefragt, ob sie eine **Ausdehnung der Arbeitszeit** wünschen. Diese Frage bejahen 13,0 Prozent der Männer und 15,6 Prozent der Frauen, d.h. prinzipiell ist es nur ein geringer Anteil der Betroffenen, die sich mehr Arbeit wünschen. Bei den Männern ist dieser Trend jedoch stärker ansteigend als bei den Frauen: 2004 lag der Anteil noch bei 9,3 Prozent und ist gerade im Jahr der Krise von 2008 auf 2009 von 10,0 Prozent um drei Punkte (auf 13,0%) angestiegen. Bei den Frauen lag der Anteil 2004 bei 13,7 Prozent und ist von 2008 auf 2009 sogar leicht gesunken – von 16,1 auf 15,6 Prozent. Als Hauptgrund hierfür ist bei den Männern die Kurzarbeit anzuführen, die im Jahr 2009 in zahlreichen männertypischen Branchen (v.a. Industrie und Gewerbe) eingeführt wurde. Diese Interpretation geht auch Hand in Hand mit einem Anstieg der

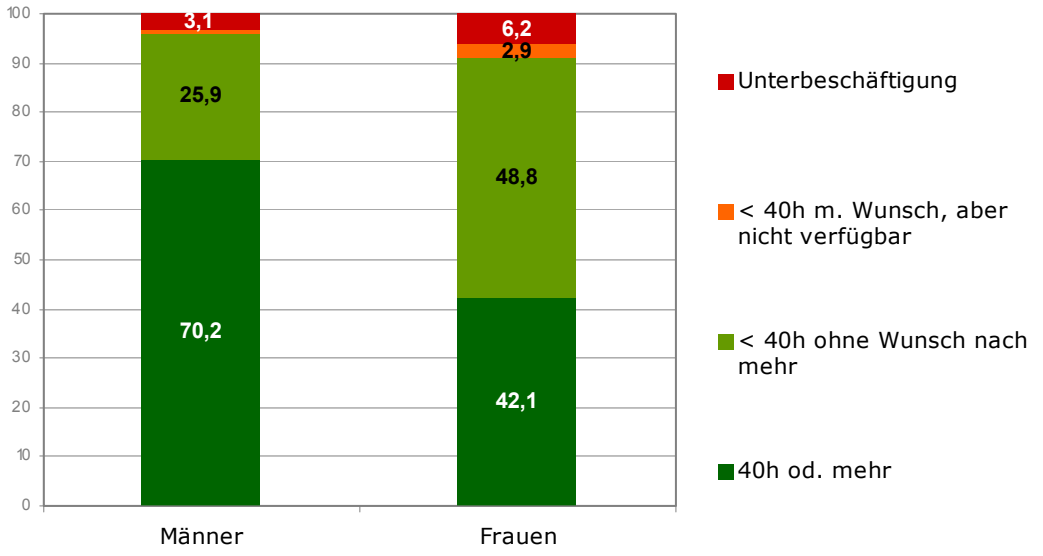
Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Quote der **Unterbeschäftigung**[1], die von 2008 auf 2009 bei den Männern von 2,2 auf 3,1 Prozent (2010: 2,6%) aller Erwerbstätigen gestiegen ist; bei den Frauen blieb diese hingegen in den letzten vier Jahren in der Bandbreite von 6,2 bis 6,6 Prozent weitgehend konstant (2010: 5,0%). Dass die Unterbeschäftigungsquote bei Frauen doppelt so hoch liegt wie bei Männern, ist auf die insgesamt höhere Quote an Teilzeitbeschäftigten zurückzuführen. Auf alle Erwerbstätigen bezogen sind 4,5 Prozent als unterbeschäftigt einzustufen.

Die Beschäftigungsverhältnisse der Männer sind vom zeitlichen Umfang her umfassender, die Teilzeitquote (laut Selbsteinstufung) bei zwar steigender Tendenz sehr gering. Fasst man die Angaben zu den Arbeitszeiten und zur Unterbeschäftigung zusammen, so sind 2009 70,2 Prozent der Männer mit 40 oder mehr Stunden pro Woche ausgelastet, 25,9 Prozent haben eine geringere Arbeitszeit, sind damit jedoch zufrieden und wünschen sich keine Ausweitung. Bei den Frauen hatten hingegen nur 42,1 Prozent eine Beschäftigung im Ausmaß von 40 Stunden oder mehr pro Woche; 48,8 Prozent arbeiteten weniger Stunden und waren damit zufrieden (vgl. Grafik 2).

Grafik 2: Beschäftigungsausmaß

Anteile in Prozent.



Quelle: Arbeitskräfteerhebung 2008, Arbeitsmarktstatistik 2009 (Statistik Austria, 2009a, 2010).

Im Jahr 2009 waren nach internationaler Definition 5,0 Prozent (2010: 4,6%) der Männer (Erwerbspersonen) und 4,6 Prozent (2010: 4,2%) der Frauen von **Arbeitslosigkeit** betroffen. Be-

[1] Unterbeschäftigung ist definiert durch den Wunsch nach höherer Arbeitszeit bei gleichzeitiger Verfügbarkeit der Arbeitskraft innerhalb von zwei Wochen, d.h. der Wunsch darf nicht auf die fernere Zukunft bezogen sein, sondern muss unmittelbare Relevanz haben.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

zogen auf die österreichischen AMS- und Hauptverbandsdaten ergibt sich für die unselbständig Beschäftigten eine Arbeitslosenquote bei den Männern von 8,0 (2010: 7,5%) und bei den Frauen von 6,4 Prozent (2010: 6,3%). Ungeachtet der Definition ist es im vergangenen Jahr gerade bei den Männern zu einem deutlichen Anstieg der Arbeitslosigkeit gekommen: 2008 lag diese noch bei 3,6 Prozent, bei den Frauen ist der Anstieg wesentlich moderater ausgehend von 4,1 Prozent erfolgt. Die Anteile von Langzeitarbeitslosen sind stabil auf niedrigem Niveau und liegen bei 1,1 (Männer) bzw. 1,0 Prozent (Frauen). Durch die Wirtschaftskrise hat sich auch die grundlegende Tatsache, dass bei den Frauen die Arbeitslosigkeit stets über jener der Männer liegt, umgekehrt. Dies war auch in geringerem Ausmaß in den Jahren 2001 bis 2003 der Fall, als die Wirtschaft nach dem Platzen der Internetblase (d.i. Spekulationsblase an den Börsen, die vor allem Unternehmen der New Economy betraf) im Jahr 2000 in einer angespannten Phase war. In wirtschaftlich stabileren Phasen geht die Arbeitslosigkeit bei den Männern stärker zurück, d.h. es sind bei den Männern insgesamt stärkere Schwankungen festzustellen. Dieser Trend zeigte sich auch wieder im Juni 2010, als die Arbeitslosigkeit in Österreich um 7,3 Prozent im Vergleich zum Juni 2009 zurückging. Am stärksten zurückgegangen ist die Arbeitslosigkeit bei den Männern, die einen Rückgang von 11,7% aufweisen, gefolgt von den jungen Menschen (15 - 24 Jahre) mit einem Minus von 10,1%. Hingegen sank die Arbeitslosigkeit bei den Frauen nur um 1,7 Prozent. Der Anstieg an Arbeitsplätzen ist vor allem in der Industrie und hier bei Zeitarbeitsplätzen zu verzeichnen (Der Standard vom 01.07.2010) – das sind genau jene Arbeitsplätze, die in der Krise besonders stark abgebaut wurden.

Tabelle 1: Arbeitslosigkeit nach internationaler Definition im Zeitverlauf

Angaben in Prozent.

	98	99	2000	01	02	03	04	05	06	07	08	09	2010
Männer	3,9	3,6	3,3	3,4	4,1	4,3	4,5	4,9	4,3	3,9	3,6	5,0	4,6
Frauen	4,6	3,9	3,8	3,8	3,9	4,2	5,4	5,5	5,2	5,0	4,1	4,6	4,2

Quelle: Arbeitskräfteerhebung 2008, Arbeitsmarktstatistik 2010 (Statistik Austria, 2011).

Jüngere Menschen sind in stärkerem Ausmaß von Arbeitslosigkeit betroffen: 10,5 Prozent (2010: 8,9%) der Männer im Alter von 15 bis 24 Jahren und 9,4 Prozent (2010: 8,8%) der gleichaltrigen Frauen waren 2009 ohne Arbeit. Bei beiden Geschlechtern ist es im Vergleich zu 2008 zu einem Anstieg gekommen (Männer: 7,9%; Frauen: 8,2%). Im Jahr 2004 waren die Anteile ähnlich hoch, sind aber seither deutlich rückläufig. Dieser positive Trend wurde durch die Wirtschaftskrise jedoch gestoppt.

Arbeitslosigkeit ist auch eine Frage der **Herkunft** bzw. des **Migrationshintergrunds** und damit zusammenhängend mit der Qualifikation im Sinne der höchsten erworbenen Schulbildung. Ins-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

gesamt 9,5 Prozent (2010: 8,2%) der Erwerbspersonen, die nicht in Österreich geboren sind, waren im Jahr 2009 arbeitslos. Bei den Männern dieser Gruppe betrug der Anteil 10,6 Prozent (2010: 8,7%), bei den Frauen 8,1 Prozent (2010: 7,5%). Für die in Österreich Geborenen lagen die Anteile bei beiden Geschlechtern bei 3,9 Prozent (2010: 3,7% bei den Männern und 3,5% bei den Frauen), d.h. die geschlechtsspezifischen Unterschiede in der Arbeitslosigkeit sind in erster Linie auf Unterschiede in der Gruppe der Personen mit Migrationshintergrund zurückzuführen. Innerhalb der Gruppe der Migranten und Migrantinnen sind wiederum Personen mit einem türkischen Migrationshintergund häufiger arbeitslos (17,7%, Statistik Austria, 2010d). Die Wirtschaftskrise tangiert jedenfalls nicht die berufstätigen Männer gleichermaßen, sondern vor allem Männer mit Migrationshintergrund und damit zusammenhängend in erhöhtem Maße Männer mit niedrigerer **Schulbildung**. Bei den Pflichtschulabsolventen und Pflichtschulabsolventinnen sind die Differenzen zwischen Männern und Frauen am größten: 11,5 Prozent der Männer und 9,0 Prozent der Frauen mit entsprechender Schulbildung sind arbeitslos. Bei Personen mit Universitätsabschluss liegt die Arbeitslosenquote bei den Männern mit 2,2 Prozent sogar niedriger als bei den Frauen mit 2,9 Prozent.

Ein genauer Blick auf die Entwicklung der Erwerbstätigen- und Arbeitslosenquoten zeigt, dass besonders Männer, die in der Türkei geboren sind, von der wirtschaftlichen Krise betroffen sind. Lag der Anteil an Erwerbstätigen bei den türkischstämmigen Männern im Jahr 2008 noch bei 75,2 Prozent, so ist er im Jahr 2009 auf 66,1 Prozent gesunken (Statistik Austria, 2010, 2010d). Bei Männern, die aus dem ehemaligen Jugoslawien stammen, ist der Anteil von 75,8 Prozent auf 71,6 Prozent zurückgegangen. In Österreich Geborene spürten die Auswirkungen am wenigsten: Die Erwerbstätigenquote verzeichnet ein vergleichsweise geringes Minus von 79,2 Prozent auf 77,7 Prozent. Es muss an dieser Stelle festgehalten werden, dass die zitierten Daten den Migrationshintergrund nicht vollständig abbilden, da als Kriterien in der Regel nur Staatsangehörigkeit und Geburtsland vorliegen bzw. ausgewiesen werden, womit vor allem keine Daten über die zweite Generation der Zugewanderten publiziert sind. Seit 2008 wird in der Arbeitskräfteerhebung (Mikrozensus) auch das Geburtsland der Eltern erhoben, auf Basis dessen der Migrationshintergrund abgeleitet werden kann. Erste Ergebnisse dazu sind in einer eigenen Publikation zur Arbeits- und Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten in Österreich zusammengefasst (Statistik Austria, 2009f).

Migranten und Migrantinnen sind unterschiedlich gut in den österreichischen Arbeitsmarkt integriert, wobei die Unterschiede bei den in der Türkei Geborenen besonders groß sind: 66,1 Prozent der türkischstämmigen Männer, aber nur 37,3 Prozent der Frauen (Jahresdurchschnitte 2009, Statistik Austria, 2010). Bei Migranten und Migrantinnen aus dem ehemaligen Jugoslawien sind die geschlechtsspezifischen Unterschiede deutlich geringer: 71,6 Prozent der Männer und 62,2 Prozent der Frauen waren 2009 erwerbstätig. Als Gründe für die geringere Erwerbsbeteiligung von Migrantinnen werden aus dem Mikrozensus traditionelle Rollenbilder, Sprachprobleme (insbesondere in der ersten Generation), Schwierigkeiten bei der Arbeitssuche und eine höhere Kinderzahl angeführt. Dementsprechend stufen sich Migrantinnen bei der Frage

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

des vorwiegenden Lebensunterhalts besonders häufig als Haushaltsführende ein (Statistik Austria, 2009f, S. 37).

77,5 Prozent der arbeitslosen Männer streben eine unselbständige Vollzeitbeschäftigung an, jedoch nur 43,7 Prozent der Frauen. Diese tendieren mit 33,7 Prozent wesentlich stärker zu einer Teilzeitbeschäftigung als Männer (18,4%). 12,1 Prozent der Männer und 19,6 Prozent der Frauen ist es egal, ob es sich um eine Vollzeit- oder Teilzeitstelle handelt, und nur 4,1 Prozent der Männer und 3,0 Prozent der Frauen wollen sich selbständig machen.

Ein wesentlicher Grund für die stärkere Teilzeiterwerbstätigkeit der Frauen liegt im Spannungsfeld der Vereinbarkeit von Beruf und Familie: So gaben etwa 40 Prozent der teilzeitbeschäftigten Frauen an, aufgrund von Betreuungspflichten oder pflegebedürftiger Erwachsener nicht mehr zu arbeiten (vgl. Frauenbericht 2010, S. 135; Statistik Austria, 2009a; Kap. 3.2). Die Statistik Austria verzeichnet im Lebensunterhaltskonzept (LUK) im Jahr 2009 rund 122.000 Frauen, aber nur 3.000 Männer, die in **Elternkarenz** sind, das entspricht einem Anteil von 2,4 Prozent. Die aktuelle Statistik des Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend weist mit Stand September 2010 (BMWFJ, 2010) 6.962 Väter unter den insgesamt 149.015 Kinderbetreuungsgeldbezieher/innen aus – ein Anteil von 4,7 Prozent (zur Väterkarenz siehe auch Kap. 3.1). Der Anteil der Männer unter den Kinderbetreuungsgeld-Bezieher/innen ist in den vergangenen Jahren kontinuierlich angestiegen (2002: 0,9%, 2004: 3%, 2006: 3,5%, 2008: 3,9%). In Relation zu allen erwerbstätigen Männern sind die steigenden Anteile jedoch nach wie vor kaum abzubilden. Der Wert der Statistik Austria für die Männer stellt daher einen Schätzwert dar, da der Anteil so gering ist und sich an der Grenze der statistischen Messbarkeit im Rahmen einer Mikrozensuserhebung befindet. Die Gründe für die mangelnde Inanspruchnahme seitens der Männer werden in Kapitel 3.1 ausführlich besprochen. Zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf sei auf das Kapitel 3.2 verwiesen.

Ein deutlicher Unterschied im Bereich der Nicht-Erwerbspersonen ergibt sich im Bereich der **unbezahlten haushaltsführenden Tätigkeit**: 11.000 Männer und 442.000 Frauen gaben 2009 an, ausschließlich dieser Tätigkeit nachzugehen. Schränkt man die Auswertung auf die Altersgruppe der 15- bis 64-Jährigen ein, so sind es nur noch 323.000 Frauen, die im Erwerbsalter im Haushalt tätig sind. Für die Männer ist angesichts der geringen Gesamtzahl keine Aufschlüsselung der Werte nach Altersgruppen (statistisch) zulässig. Der Frauenbericht 2010 relativiert diesen Wert weiter und bezieht sich auf die Gruppe der Frauen von 25 bis 54 Jahren. Diese Lebensphase wird als Haupterwerbsalter angesehen. In dieser Altersgruppe stehen 1,4 Millionen erwerbstätigen und 53.000 arbeitslosen Frauen „lediglich 193.000 ausschließlich haushaltsführende Frauen gegenüber.“ (S. 129). Damit wird argumentiert, dass die Hausarbeit für Frauen deutlich an Stellenwert verloren hat.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.2.3 ARBEITSRECHTLICHE UND BERUFLICHE STELLUNG

Von den rund 2,19 Millionen erwerbstätigen Männern im Jahresdurchschnitt 2009 sind insgesamt 1,85 Millionen **unselbständig** – das entspricht einem Anteil von 84,6 Prozent (Tabelle 2). Weitere 13,6 Prozent der Männer sind **selbständig**; die kleine Restgruppe (1,8%) umfasst mithelfende Familienangehörige in einem Unternehmen. Bei den 1,89 Millionen erwerbstätigen Frauen hingegen liegt die Quote der Unselbständigen deutlich höher (89,0 Prozent bzw. 1,68 Millionen); der Anteil an Selbständigen beträgt 8,5 Prozent.

Im Hinblick auf die **arbeitsrechtliche Stellung** ergeben sich deutliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen innerhalb der Gruppe der unselbständig Beschäftigten: Während bei den Männern 37,9 Prozent als Arbeiter und 44,0 Prozent als Angestellte tätig sind, verhalten sich die Anteile bei den Frauen mit 20,2 Prozent bzw. 61,2 Prozent umgekehrt, wobei die Differenz wesentlich größer und damit die Schwerpunktbildung bei den Frauen auf Angestelltenberufe ausgeprägter ist. Im öffentlichen Dienst stehen 12,3 Prozent der Männer und 13,2 Prozent der Frauen. Der Rest verteilt sich zu ähnlichen Anteilen auf Lehrlinge und freie Dienstnehmer/innen.

Die langfristige Entwicklung zeigt bei beiden Geschlechtern einen Rückgang der Arbeiterschaft bei gleichzeitigem Ansteigen der Angestelltenverhältnisse. So waren im Jahr 1998 bei den Männern noch 45,7 Prozent der unselbständig Beschäftigten Arbeiter (Frauen: 26,9%).

Rund 54.000 Personen waren 2009 als **freie Dienstnehmer/innen** beschäftigt, wobei der Anteil der Männer 44,4 Prozent beträgt. Das Segment hat sich in den vergangenen fünf Jahren kaum verändert und ist von der Tendenz her seit den Höchstständen in den Jahren 2007 und 2008 wieder rückläufig, was zum Teil auch auf die arbeitsrechtlichen Änderungen und die damit einhergehende Anpassungen an feste Dienstverhältnisse zurückzuführen ist. Dies betrifft insbesondere die Pflicht zur Arbeiterkammer-Mitgliedschaft, abzuführende Sozialversicherungsbeiträge (Pensions-, Kranken-, Unfall-, Arbeitslosen- und Insolvenzentgeltversicherung), Einzahlung in die Abfertigungskasse usw (vgl. Arbeiterkammer Oberösterreich, 2009).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 2: Arbeitsrechtliche Stellung im Zeitverlauf

Arbeitsrechtliche Stellung der unselbständig Beschäftigten.

Jahr	Erwerbstätige insgesamt in 1.000	in %	in % auf Basis der unselbständig Erwerbstätigen		
		Unselbständige insgesamt	Arbeiter/innen	Angestellte	Öffentlich Bedienstete
			Männer		
1978	1.914,5	84,3	47,0	46,5	
1988	1.972,2	86,5	47,5	46,3	
1998	2.054,7	85,8	45,7	50,0	
2004	2.061,5	85,3	39,1	42,6	12,8
2009	2.185,5	84,5	37,9	44,1	12,3
			Frauen		
1978	1.165,8	79,2	34,8	59,4	
1988	1.320,9	83,2	29,8	64,3	
1998	1.572,3	86,7	26,9	70,0	
2004	1.682,5	89,7	21,2	61,3	12,8
2009	1892,1	89,0	20,2	61,2	13,2

* Angestellte und öffentlich Bedienstete werden in den Zeitreihen der Statistik Austria gemeinsam ausgewiesen. ** Rest: freie Dienstnehmer/innen und Lehrlinge.
Quelle: Arbeitskräfteerhebung 2008, Arbeitsmarktstatistik 2009 (Statistik Austria, 2009a, 2010).

Eine rückläufige Tendenz verzeichnete von 2008 auf 2009 auch die **Leiharbeit**, wenngleich die Gründe hierfür in den wirtschaftlichen Rahmenbedingungen zu sehen sind. So waren zum Höchststand 2008 insgesamt 71.100 Personen als Leiharbeiter/innen tätig, 2009 ist deren Anzahl auf 65.000 gesunken. Von diesen waren 43.800 Männer, das bedeutet einen Anteil von 67,4 Prozent (Statistik Austria, 2010). Bezogen auf alle unselbständig erwerbstätigen Männer liegt die Leiharbeitsquote bei 2,4 Prozent; bei den Frauen beträgt sie 1,3 Prozent. Die Gründe für den höheren Männeranteil liegen in der manuellen Beschaffenheit der Arbeit, die von Leiharbeitsfirmen primär angeboten wird. So lag der Anteil der Arbeiter/innen im Jahr 2000 bei der Leiharbeit bei 82,7 Prozent (Wroblewski, 2001; BMWA, 2005) und war 2009 mit 77,4 Prozent unverändert hoch (Arbeiterkammer Österreich, 2010). Ergänzend zu den Daten der Statistik Austria gibt es auch Stichtagsdaten (Juli des Jahres), die von der Arbeiterkammer (2010) bzw. dem BMASK (2009c, 2010) veröffentlicht werden. Durch die methodischen Unterschiede weist diese Statistik bei den Frauen nur 13.300 Leiharbeiterinnen (Stichtagserfassung durch ein Web-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

portal, das von den Arbeitskräfteüberlassern befüllt wird) statt 21.100 (auf ganzjähriger Befragungsbasis) aus; bei den Männern liegt die Zahl de facto auf gleicher Höhe. Entsprechend diesen Zahlen liegt der Anteil der Männer bei den überlassenen Arbeitskräften sogar bei 76,7 Prozent. Für das Jahr 2010 wird seitens des BMASK im Vergleich zum Jahr 2009 ein Zuwachs um rund 9.000 Arbeitskräfte ausgewiesen (2009: 57.200; 2010: 66.100), der im Wesentlichen auf die Industrie zurückzuführen ist. Die Zahl der Zeitarbeitskräfte befindet sich Mitte 2010 beinahe wieder auf Vorkrisenniveau (2008: 68.100).

Im Bereich der Arbeitskräfteüberlassung kann für die letzten Jahre von einer Konsolidierung auf höherem Niveau gesprochen werden. Die starke Wachstumsphase der 90er Jahre sowie zu Beginn des neuen Jahrtausends ist derzeit zumindest gebremst. Durch die Wirtschaftskrise ist die Größe dieser Gruppe erstmals wieder gesunken, da hiervon in erster Linie die Industrie betroffen war. So ist die Zahl der Leiharbeitskräfte in der Industrie 2008 auf 2009 von 26.000 auf 17.500 gesunken. In den übrigen Branchen ist deren Anzahl weitgehend konstant geblieben. Die Erholung am Arbeitsmarkt im Sommer 2010 wurde in den Detailanalysen vor allem auf den Anstieg bei Leiharbeitskräften zurückgeführt (Der Standard vom 01.07.2010).

Die durchschnittliche Dauer der Überlassung liegt bei etwa sechs Monaten, gut ein Viertel der Leiharbeiter/innen ist länger als ein Jahr beim Beschäftigerbetrieb tätig. Der Schritt zur Leiharbeit ist selten freiwillig – lediglich 27 Prozent der männlichen Leiharbeiter geben an, diese Art des Beschäftigungsverhältnisses selbst so zu wollen. Für 48 Prozent gab es hingegen keine Alternative. Gut ein Viertel wurde vom Arbeitsamt zu einem Arbeitskräfteüberlasser vermittelt. Mit der Dauer der Überlassung steigt auch die Hoffnung auf einen fixen Arbeitsplatz im Beschäftigerbetrieb – so rechnen sich insgesamt 28 Prozent der Leiharbeiter Chancen in dieser Hinsicht aus; unter ihnen sind sehr viele mit einer durchgehenden Beschäftigungsdauer im selben Betrieb von mehr als zwölf Monaten (IFES, 2010a).

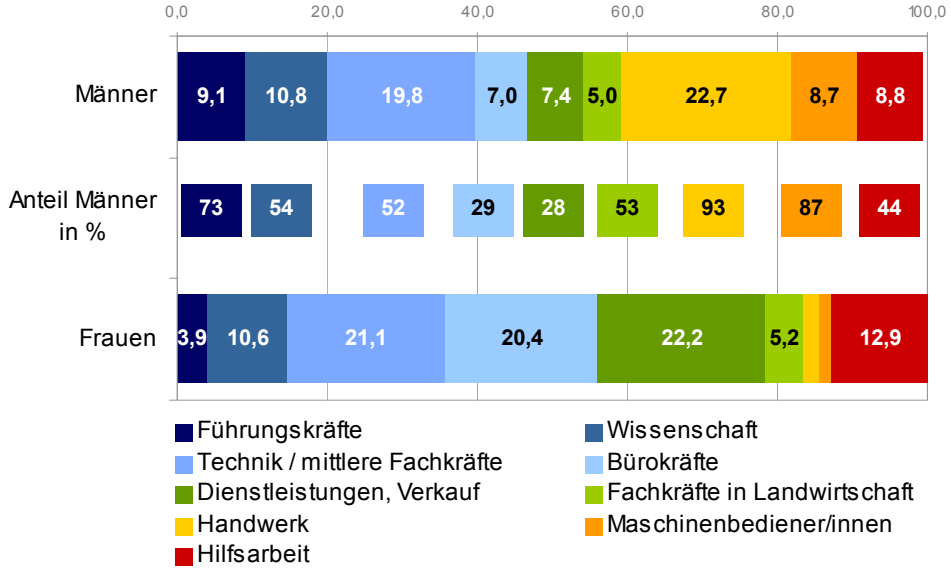
Im Rahmen der Arbeitskräfteerhebung der Statistik Austria (2009a, 2010) werden die Berufshauptgruppen nach ISCO-Standard erfasst. Diesen entsprechend sind 9,1 Prozent der erwerbstätigen Männer, aber nur 3,9 Prozent der Frauen in einer Führungsposition als Geschäftsführer/innen oder Bereichsleiter/innen in größeren Unternehmen tätig. Der Männeranteil unter allen Führungskräften beträgt damit 72,8 Prozent.

Die Hauptberufsfelder der Männer sind handwerkliche Tätigkeiten (22,7%) und Berufe mittlerer Qualifikation mit vorwiegend technischer Ausrichtung (19,8%). Der Handwerksberuf ist mit 92,7 Prozent fest in männlicher Hand. Bei den Frauen stehen drei Bereiche an vorderster Stelle: Dienstleistungsberufe auf der Ebene von Verkäuferinnen und personenbezogener Dienstleistungen (22,2%), Berufe mittlerer Qualifikation mit vorwiegend nichttechnischem Schwerpunkt wie etwa Gesundheitsfachkräfte (21,1%) sowie Bürokräfte und kaufmännische Angestellte (20,4%). Unter den Bürofachkräften und personenbezogenen Dienstleister/innen sind Männer mit Anteilen von knapp unter 30 Prozent vergleichsweise selten vertreten (Grafik 3).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 3: Berufshauptgruppen nach ISCO

Anteile in Prozent. „Anteil Männer in%“ bezieht sich auf das Geschlechterverhältnis in den einzelnen Hauptgruppen.



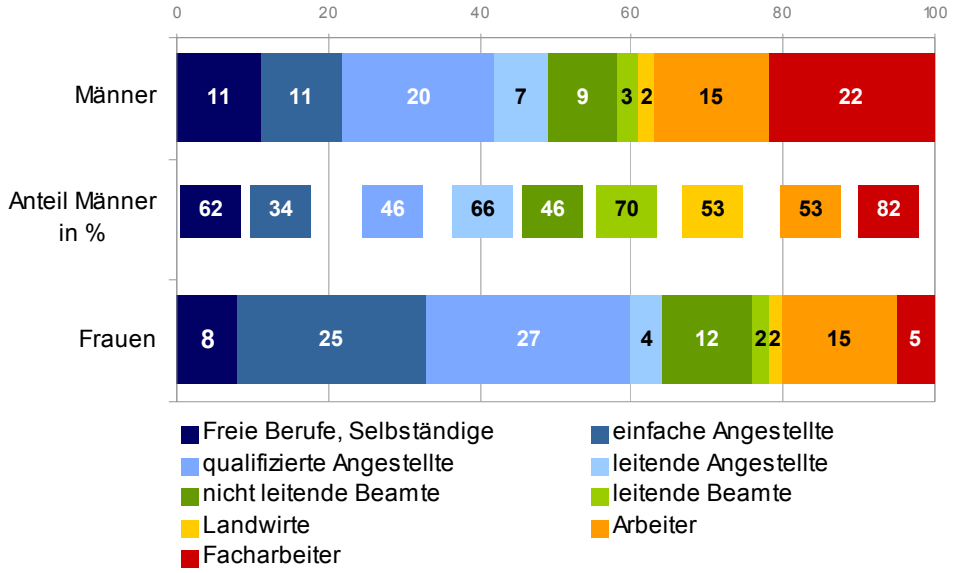
Lesebeispiel: 8,8 Prozent aller Männer arbeiten als Hilfsarbeiter, bei den Frauen sind es 12,9 Prozent. In der Gruppe der Hilfsarbeiter/innen stellen die Männer damit 44 Prozent der Arbeitskräfte.
Quelle: Arbeitskräfteerhebung 2008, Arbeitsmarktstatistik 2009 (Statistik Austria, 2009a, 2010).

Im Rahmen repräsentativer Bevölkerungsumfragen wird im IFES Quartal für Quartal auch die berufliche Stellung der Befragten erfasst (Grafik 4). Diese deckt sich in den Hauptgruppen (selbständig/unselbständig; Arbeiter/Angestellte/öffentlicher Dienst etc.) mit den Erhebungen der Statistik Austria. Darüber hinaus bietet die Befragung des IFES jedoch eine Unterscheidung in einfache, qualifizierte und leitende Tätigkeiten in den jeweiligen Sektoren, die auf der Selbsteinstufung der Befragten beruht. So dominieren Männer vor allem Facharbeiter-, Meister- und Vorarbeiterberufe (82,2%), leitende Beamtenpositionen (69,7%), leitende Angestelltenberufe (66,0%) sowie freie Berufe (61,8%) und Inhaberpositionen von Firmen (62,3%). Frauen hingegen stellen einen besonders hohen Anteil bei den einfachen Angestellten (66,1% Frauenanteil), den nicht-leitenden Beamten und Beamtinnen (53,8%), aber auch im Bereich der qualifizierten Angestellten (53,6%).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 4: Berufliche Stellung

Anteile in Prozent. „Anteil Männer in%“ bezieht sich auf das Geschlechterverhältnis in den einzelnen Hauptgruppen.



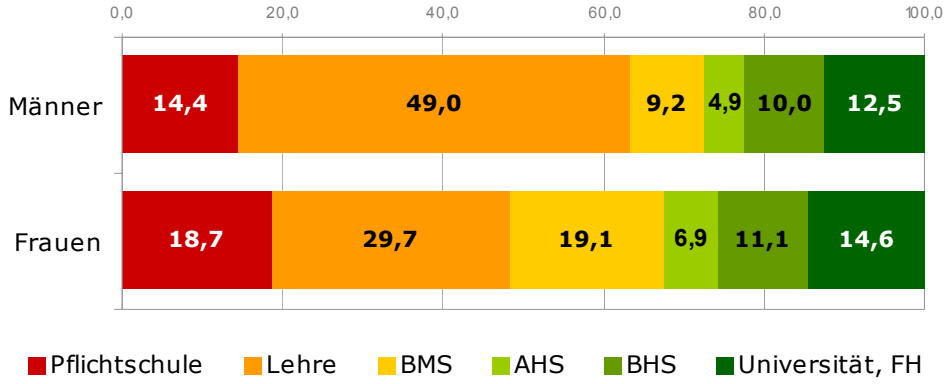
Lesebeispiel: Sieben Prozent aller Männer sind leitende Angestellte, bei den Frauen sind es vier Prozent. Unter allen leitenden Angestellten liegt der Männeranteil bei 66 Prozent.
Quelle: Quartalsweise Bevölkerungsbefragung von jeweils 2.000 Personen (IFES, 2010b).

Die berufliche Stellung spiegelt sich nur bedingt im formalen Bildungsniveau der Erwerbstätigen (Grafik 5) wider: So fügt sich zwar die Dominanz von Lehrabschlüssen bei den Männern (49,0%; bei den Frauen: 29,7%) auch gut in den Schwerpunkt handwerklicher Berufe ein, der Anteil der Universitäts- und Maturaabschlüsse ist bei den berufstätigen Frauen jedoch höher (32,6% vs. 27,4%), ohne einen entsprechenden Niederschlag in der Höhe der beruflichen Position zu finden. Frauen sind zwar häufig in qualifizierten, seltener jedoch in leitenden Positionen zu finden.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 5: Höchste abgeschlossene Schulbildung der Erwerbstätigen

Anteile in Prozent.



Quelle: Arbeitskräfteerhebung 2008, Arbeitsmarktstatistik 2009 (Statistik Austria, 2009a, 2010).

Differenziert man die beruflichen Positionen nach dem höchsten Schulabschluss, so erreichen 23,3 Prozent der Männer mit Universitätsabschluss (inkl. Fachhochschulen und Akademien), aber nur 7,8 Prozent der Frauen eine führende Tätigkeit. Diese sind zu 64,8 Prozent in höheren qualifizierten, aber auch zu 22,2 Prozent in mittleren (nicht manuellen) Positionen tätig. Bei den Männern sind dies hingegen nur 60,4 Prozent bzw. 11,7 Prozent.

Auch Frauen mit Maturaabschlüssen gelangen seltener über eine mittlere Tätigkeit hinaus – nur etwa 3,6 bis 4,4 Prozent (je nach Art des Abschlusses) nehmen eine Führungsposition ein. Bei den Männern sind die Anteile mit 12,6 bis 15,3 Prozent etwa dreimal bis viermal so hoch (Statistik Austria, 2009a; siehe auch Frauenbericht 2010, S. 149f).

Das Bildungsprofil der erwerbstätigen Zuwanderer erweist sich als polarisierter als jenes der im Inland Geborenen, d.h. Migranten und Migrantinnen weisen häufiger niedrige und hohe Schulabschlüsse auf (alle Daten auf Basis des 2. Quartals 2008; Statistik Austria, 2009f). 27,9 Prozent der Zuwanderer, aber nur 14,2 Prozent der in Österreich Geborenen haben lediglich eine Pflichtschule abgeschlossen; in puncto Hochschulabschlüsse liegen die Migranten und Migrantinnen mit einem Anteil von 16,3 Prozent vor den hierzulande Geborenen mit 12,9 Prozent. Auch die Maturaquote ist mit 18,7 Prozent gegenüber 15,8 Prozent höher. Der wesentliche Unterschied ergibt sich daher in der berufsbezogenen Ausbildung, der Lehre. Diese für im Inland Geborene besonders zentrale Kategorie (42,5%) spielt bei Migranten und Migrantinnen eine vergleichsweise geringere Rolle (28,4%).

Betrachtet man die Schulbildung nach den relevanten Herkunftsländern, so fällt auf, dass besonders viele aus der Türkei (66,2%) und aus dem ehemaligen Jugoslawien (47,7%) Stam-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

mende nur über einen Pflichtschulabschluss verfügen. Die Zuwanderergruppe der Deutschen hat überproportional häufig einen Matura- oder Universitätsabschluss (54,6%).

Tabelle 3: Berufliche Position nach Bildungsniveau

Angaben in Prozent, auf Basis der Schulabschlüsse unselbständig Erwerbstätiger.

Bildungsniveau	Hilfstätigkeit, angelernte Tätigkeit	Facharbeiter/in Meister/in	Mittlere Tätigkeit (nicht manuell)	Qualifizierte Tätigkeit (nicht manuell)	Führende Tätigkeit (nicht manuell)
			Männer		
Gesamt	**26,8**	**25,2**	**20,0**	**19,5**	**8,4**
Pflichtschule	76,0	7,2	12,6	2,8	*
Lehre	27,3	41,3	18,7	8,3	4,4
BMS	16,1	17,3	34,8	21,3	10,6
AHS	23,5	4,1	29,8	30,0	12,6
BHS	8,7	7,2	28,6	40,2	15,3
Uni, FH	3,4	*	11,7	60,4	23,3
			Frauen		
Gesamt	**28,6**	**8,4**	**38,9**	**20,6**	**3,5**
Pflichtschule	76,3	2,0	18,6	2,3	*
Lehre	31,9	15,9	43,0	6,6	2,6
BMS	14,9	11,8	53,5	16,3	3,5
AHS	23,1	3,5	45,9	23,2	4,4
BHS	12,7	3,4	49,1	31,2	3,6
Uni, FH	3,6	1,6	22,2	64,8	7,8

Quelle: Arbeitskräfteerhebung 2008, Arbeitsmarktstatistik 2009 (Statistik Austria, 2009a, 2010).

Unter den Migranten und Migrantinnen arbeitet knapp die Hälfte (49,0%) in Arbeiterberufen, weitere 42,2 Prozent sind Angestellte (inkl. Beamte und Vertragsbedienstete) und 8,8 Prozent selbständig. Bei den im Inland geborenen Erwerbstätigen sind nur 24,7 Prozent Arbeiter/innen; es dominieren die Angestelltenberufe mit 60,3 Prozent; der Rest (15,0%) ist selbständig (alle Daten auf Basis des 2. Quartals 2008; Statistik Austria, 2009f). Besonders häufig üben Zugewanderte aus der Türkei (74,5%) und dem ehemaligen Jugoslawien (71,1%) einen Arbeiterberuf aus.

Das Berufsgruppenbild zeigt einen deutlichen Schwerpunkt von Hilfsarbeitskräften unter den Migranten und Migrantinnen. Entsprechend geringer sind die Anteile bei den technischen Berufen, bei den Bürokräften und kaufmännischen Angestellten sowie bei Fachkräften in der Landwirtschaft.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.2.4 ALLGEMEINE ARBEITSMARKTSEGREGATION

Die Entwicklungen im Bereich der arbeitsrechtlichen Stellung der Erwerbstätigen (Kapitel 2.2.3) gehen Hand in Hand mit Veränderungen in den Wirtschaftssektoren (Tabelle 4). Derzeit sind 58,0 Prozent der Männer im Dienstleistungsbereich, 36,7 Prozent in der Industrie und im Gewerbe sowie 5,4 Prozent in der Land- und Forstwirtschaft tätig. Vor zehn Jahren waren 51,6 Prozent in der Dienstleistung und 42,4 Prozent in der Produktion beschäftigt. Im Jahr 1978 waren die Größenverhältnisse nahezu exakt umgekehrt. Bei den unselbständig erwerbstätigen Frauen wächst der Dienstleistungsbereich ebenfalls, jedoch auf hohem Niveau, sodass insgesamt die strukturellen Veränderungen bei den Frauen in dieser Hinsicht weniger umfassend sind als bei den Männern: So lag der Anteil der in der Dienstleistungsbranche tätigen Frauen 1998 bereits bei 78,2 Prozent und ist bis 2009 auf 83,4 Prozent angewachsen (1978: 61,6%).

Tabelle 4: Entwicklung der Wirtschaftssektoren

Erwerbstätige insgesamt. Der Dienstleistungssektor inkludiert den öffentlichen Dienst.

Jahr	Wirtschaftssektor	Frauen in 1.000	Frauen in %	Männer in 1.000	Männer in %
1978	Insgesamt	**1.165,8**		**1.914,5**	
	Land- und Forstwirtschaft	154,5	13,3	173,0	9,0
	Produktion	293,1	25,2	976,7	51,1
	Dienstleistungen	716,5	61,6	763,1	39,9
1988	Insgesamt	**1.320,9**		**1.972,2**	
	Land- und Forstwirtschaft	124,5	9,5	145,8	7,4
	Produktion	275,9	21,0	960,2	48,9
	Dienstleistungen	912,0	69,5	858,9	43,7
1998	Insgesamt	**1.572,3**		**2.054,7**	
	Land- und Forstwirtschaft	117,7	7,5	122,9	6,0
	Produktion	225,0	14,3	872,2	42,4
	Dienstleistungen	1.229,6	78,2	1.059,7	51,6
2009	Insgesamt	**1.892,1**		**2.185,5**	
	Land- und Forstwirtschaft	97,3	5,1	117,1	5,4
	Produktion	216,8	11,5	801,8	36,7
	Dienstleistungen	1.578,0	83,4	1.266,7	58,0

Quelle: Arbeitskräfteerhebung 2008, Arbeitsmarktstatistik 2009 (Statistik Austria, 2009a, 2010).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Das Beschäftigungswachstum in den vergangenen Jahrzehnten ist zu großen Anteilen auf die zunehmende Frauenerwerbstätigkeit zurückzuführen, die vor allem im Dienstleistungssektor stattgefunden hat. Betrachtet man die Ergebnisse nach Branchen, zeigen sich deutliche geschlechtsspezifische Schwerpunkte, die sich auch in den Berufsbildern widerspiegeln (vgl. Kap. 2.2.3). Diese Unterschiede werden im Folgenden auch unter dem Begriff der horizontalen Arbeitsmarktsegregation zusammengefasst; die vertikale Segregation umfasst im Gegensatz dazu die Unterschiede in der beruflichen Hierarchie im Sinne der Verantwortungsübernahme (führende/leitende, qualifizierte vs. einfache Tätigkeiten und Hilfstätigkeiten), die in Kapitel 2.2.3 dargestellt sind.

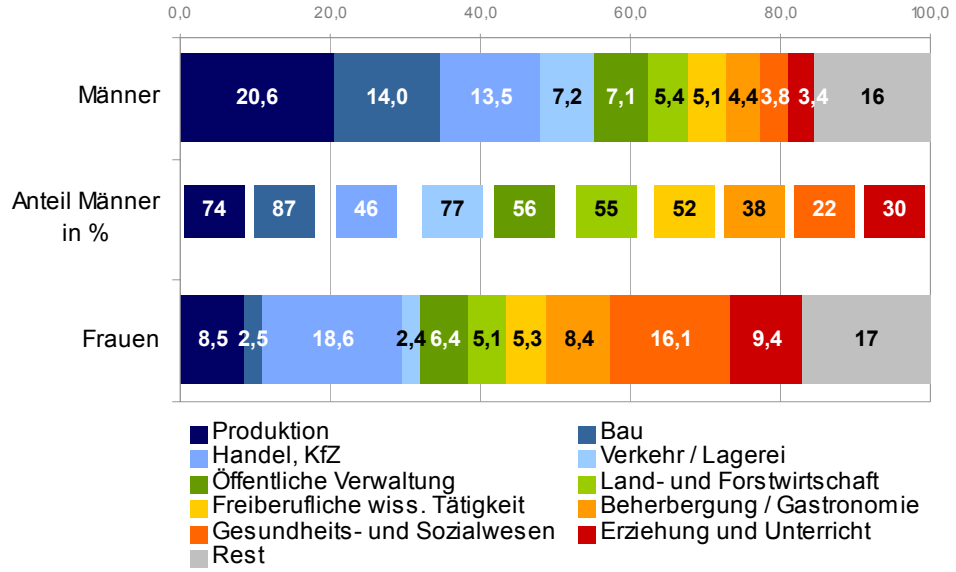
Die horizontale Differenzierung nach Branchen (Grafik 6) ergibt für Männer drei und für Frauen zwei Haupttätigkeitsgebiete: Von den rund 2,2 Millionen erwerbstätigen Männern sind 20,6 Prozent in der Produktion, 14,0 Prozent am Bau und 13,5 Prozent im Handel (inkl. KfZ-Handel und Reparatur) tätig. Von der Zahl der Arbeitskräfte her sind die nächst-größten Branchen die öffentliche Verwaltung und Sozialversicherung sowie Verkehr und Lagerei (je 7,1%). Bei den Frauen ist die Konzentration auf einige wenige Branchen etwas geringer: Von den rund 1,9 Millionen erwerbstätigen Frauen arbeiten 18,6 Prozent im Handel und 16,1 Prozent im Gesundheitswesen. Die nächst-größten Branchen sind Erziehung und Unterricht (9,4%), Produktion (8,5%) sowie Beherbergung und Gastronomie (8,4%).

Beurteilt man die Arbeitsmarktsegregation anhand des Männer- bzw. Frauenanteils in einzelnen Branchen, so sind die mit Abstand geringsten Männeranteile in den Branchen Gesundheits- und Sozialwesen (21,6%) sowie Erziehung und Unterricht (29,6%) festzustellen. Auch in der von der Größe her noch relevanten Branche Beherbergung und Gastronomie (37,6%) ist ein vergleichsweise geringer Männeranteil festzustellen. Besonders männerdominiert sind hingegen das Baugewerbe (86,5%), Energie- und Wasserversorgung (84,3%) sowie Bergbau (80,2%). In den großen Branchen Verkehr (77,4%) und Produktion (73,7%) sind ebenfalls vorwiegend Männer im Einsatz.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 6: Branchen

Anteile in Prozent. „Anteil Männer in%“ bezieht sich auf das Geschlechterverhältnis in den einzelnen Hauptgruppen.



Lesebeispiel: Rund 21 Prozent aller Männer arbeiten in der Produktion, bei den Frauen sind es 8,5 Prozent. 74 Prozent aller Produktionsbeschäftigten sind Männer.
Quelle: Arbeitskräfteerhebung 2008, Arbeitsmarktstatistik 2009 (Statistik Austria, 2009a, 2010).

2.2.5 ARBEITSALLTAG

In diesem Abschnitt werden spezifische Themen aufgegriffen, um den beruflichen Alltag der Männer etwas detaillierter zu beleuchten. Von besonderem Interesse sind dabei die berufliche Zufriedenheit bzw. das Arbeitsklima, berufliche Belastungen, Arbeitszeitregelungen, Sonderformen der Arbeitszeit und Überstunden sowie Karriereverläufe und -erwartungen von Männern.

Arbeitsklima, Arbeitszufriedenheit

Von der aktuellen Wirtschaftskrise sind Männer stärker betroffen als Frauen. Die steigende Arbeitslosigkeit und die Unterbeschäftigung sind hauptsächlich auf die Rückgänge an Arbeitsplätzen in der Industrie und im Baugewerbe sowie die eingeführte Kurzarbeit zurückzuführen. Die weniger betroffenen Branchen wie Handel und Tourismus bzw. die gar nicht betroffenen Branchen wie Gesundheitswesen sowie Unterricht und Erziehung sind stärker von den Frauen dominiert (vgl. Kap. 2.2.7). Dadurch sind die direkten Auswirkungen für Frauen derzeit weniger stark als für Männer (z.B. Die Presse, 25.08.2009; Die Zeit, 27.07.2009, Die Süddeutsche, 30.06.2009). Auch die klimatische bzw. subjektive Wahrnehmung der wirtschaftlichen Lage fällt seitens der Männer negativer aus.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Laut Österreichischem Arbeitsklima-Index der Arbeiterkammer Oberösterreich sagen für den Zeitraum 2008 bis 2010 (IFES, 2010a) 35 Prozent der unselbständig beschäftigten Männer, dass sie mit ihrem Beruf insgesamt sehr zufrieden sind, weitere 44 Prozent vergeben auf einer fünfstufigen Skala den Wert 2. Bei den Frauen betragen die jeweiligen Anteile 39 bzw. 41 Prozent – die Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind demnach relativ gering. Die restlichen Personen geben jeweils an, mit ihrer Arbeit wenig bis gar nicht zufrieden zu sein. Als Resümee kann für Männer und Frauen festgehalten werden, dass etwa zwei Drittel Verbesserungsmöglichkeiten in ihrer beruflichen Tätigkeit sehen und zumindest mit Teilaspekten unzufrieden sind, je ein Fünftel äußert sich dezidiert negativ und kann als weitreichend unzufrieden eingestuft werden.

Infobox: Der Österreichische Arbeitsklima-Index der Arbeiterkammer Oberösterreich

Der Arbeitsklima-Index der Arbeiterkammer Oberösterreich ist eine österreichweit repräsentative Befragung von unselbständig Beschäftigten, freien Dienstnehmer/innen und Arbeitslosen. Die Erhebungen finden quartalsweise im Umfang von rund 1.000 Personen statt und decken ein breites inhaltliches Spektrum an Arbeitsbedingungen ab. Neben klassischen Faktoren, die die Arbeitsbedingungen in den Betrieben umfassen, werden vor allem Erwartungen individueller Zukunftschancen als auch die Wahrnehmung wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen erfasst. Der Arbeitsklima-Index wird vierteljährlich im Rahmen einer Pressekonferenz der Arbeiterkammer Oberösterreich und den Sozialforschungsinstituten IFES und SORA präsentiert.

Der Arbeitsklima-Index wird in vier Unterbereiche gegliedert:

1. **Gesellschaft und Wirtschaft**: subjektive Wahrnehmung der wirtschaftlichen Entwicklung und die Zufriedenheit mit dem gesellschaftlichen Status als Arbeitnehmer/in
2. **Betrieb**: betriebliche Führung und Arbeitskultur, gesellschaftlicher Status des Betriebs
3. **Arbeit**: Beurteilungen der Arbeitssituationen (Arbeitskollegen, Vorgesetzte, Arbeitstätigkeit an sich etc.) und beruflichen Belastungen
4. **Erwartungen**: persönliche Aufstiegsmöglichkeiten und die zukünftige Entwicklung des Betriebes und der Arbeitsplätze im Sinne der Arbeitsplatzsicherheit.

Daten zur Untersuchung:

- 1.000 persönliche Interviews österreichweit pro Quartal seit 1997; aktuell rund 50.000 Interviews.
- Die Erhebung der Daten erfolgt im Rahmen einer Mehrthemenumfrage des IFES.
- Die aktuellen Ergebnisse und Trends werden vierteljährlich im Rahmen einer Pressekonferenz präsentiert und in einem Newsletter dokumentiert.
- Literatur: Michenthaler & Hofinger (1998), Hofinger et al. (2009), AK OÖ (2009a).

Berufliche Unzufriedenheit kann auf eine Reihe unterschiedlicher Aspekte bezogen sein, z.B. auf die Arbeitszeitregelung, die Aufstiegs-, Weiterbildungs- und Entwicklungsmöglichkeiten, auf die Mitbestimmung im Betrieb, auf den Sinn und den Entscheidungsspielraum der Arbeitstätigkeit, auf die Kollegen und Kolleginnen und Vorgesetzten etc. In all diesen allgemeinen Facetten der beruflichen Welt unterscheiden sich Männer und Frauen nur geringfügig. Selbst hinsichtlich des Einkommens ergeben sich de facto keine Unterschiede in der Zufriedenheit, wiewohl objek-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

tiv eine nicht erklärbare – im Sinne von durch Leistung und Arbeitsausmaß bedingte – Benachteiligung der Frauen festzustellen ist (Frauenbericht 2010, Kapitel 4; Kap. 2.2. im vorliegenden Bericht). 18 Prozent der Männer und 19 Prozent der Frauen geben an, mit ihrem Einkommen sehr zufrieden zu sein. Die Note 2 wird von 43 Prozent der Männer und 40 Prozent der Frauen vergeben. Bei beiden Geschlechtern sind jeweils 15 Prozent mit ihrem Einkommen gar nicht zufrieden. Danach gefragt, wie gut die unselbständigen Arbeitnehmer/innen von ihrem Einkommen leben können, äußern sich die Männer positiver: 12 Prozent können sehr gut davon leben, weitere 40 Prozent sagen, es reiche vollkommen aus. 40 Prozent tun sich schwer, mit dem Einkommen auszukommen und für 7 Prozent reicht es nicht, um die grundlegenden Bedürfnisse im Leben abzudecken. Für Frauen gestaltet sich dieser Aspekt schwieriger: 9 Prozent können von ihrem Einkommen sehr gut leben und für 35 Prozent reicht es vollkommen aus. 44 Prozent kommen gerade durch und 11 Prozent geben an, dass es nicht ausreicht. Wiewohl die geschlechtsspezifischen Unterschiede von Bedeutung sind, haben die Ergebnisse für beide Geschlechter Relevanz: Zusammengefasst haben 47 Prozent der Männer und 55 Prozent der Frauen Probleme, mit dem Einkommen auszukommen (IFES, 2010a). Abgesehen von Auswirkungen auf die Lebenszufriedenheit hat der finanzielle Druck auch Auswirkungen auf die Gesundheit (Raml, 2010; Kap. 2.1 zur gesundheitlichen Situation von *working poor*). Detailliertere Ergebnisse zur Einkommenssituation von Frauen und Männern werden in den Kapiteln 2.2.6 (Einkommen) und 2.2.7 (*working poor*) referiert.

Für den gesamten Untersuchungszeitraum des Arbeitsklima-Index (seit 1997) gilt, dass Männer meist etwas weniger zufrieden mit ihrer Arbeit sind als Frauen. Insbesondere in wirtschaftlich angespannten Zeiten wie um die Jahrtausendwende und in den Jahren ab 2008 geraten Männer stärker unter Druck als Frauen. In den Jahren der – industriellen und bauwirtschaftlichen – Hochkonjunktur in den Jahren 2007 und Anfang 2008 lagen die Männer hinsichtlich ihres subjektiven Arbeitsklimas gleichauf mit den Frauen. Die aktuellen Anspannungen in der Weltwirtschaft und die unterschiedlich starke Betroffenheit der Branchen haben zu einem Aufgehen der Schere zwischen den Geschlechtern geführt. Da im Arbeitsklima-Index neben der Zufriedenheit mit der Arbeit und dem Arbeitgeber auch die subjektive Wahrnehmung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen erfasst wird, reagiert das Instrument sehr sensibel auf Erwartungen und Druck „von außen“: So gesehen war die Erholung des Arbeitsklimas bei den Männern im Herbst 2009 auf entsprechende Medienberichte und das Erreichen der wirtschaftlichen Talsohle zurückzuführen, infolgedessen es zur Erwartungshaltung, dass es ab nun wieder bergauf gehe, gekommen ist. Diese Erwartungshaltung wurde jedoch enttäuscht: Die wirtschaftliche Situation bleibt – insbesondere auch am Arbeitsmarkt – angespannt und von Ungewissheit geprägt. Darüber hinaus dürfte auch das Klima in den Betrieben der betroffenen Branchen durch den Arbeitsplatzabbau rauer werden.

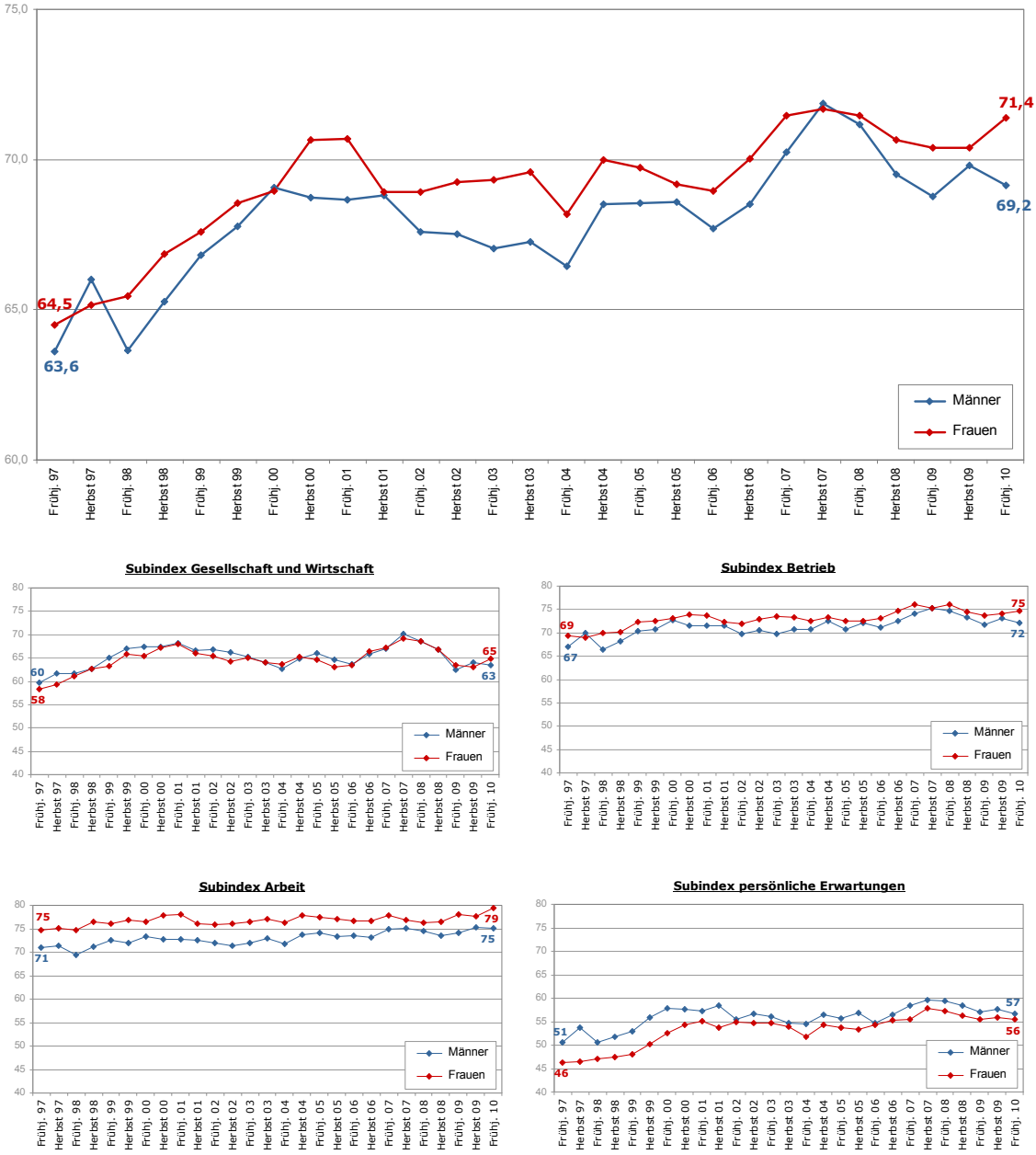
Die vier Teilbereiche des Arbeitsklima-Index (siehe Infobox) haben sich in den vergangenen Jahren unterschiedlich entwickelt und geben ein umfassendes Bild von der subjektiven Sicht der Arbeitnehmer/innen (Grafik 7).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Die gesellschaftliche Stellung und die allgemeinen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen werden von Männern und Frauen weitgehend gleich beurteilt. Seit Anfang 2008 haben sich hier die Wahrnehmungen der Arbeitnehmer/innen deutlich eingetrübt, liegen jedoch nach wie vor über den Einschätzungen der 90er Jahre, sodass die Österreicher/innen das wirtschaftliche Umfeld nach wie vor positiv sehen.

Grafik 7: Entwicklung der Indikatoren des Arbeitsklima-Index

Indexwerte von 0 bis 100 – je höher der Wert, desto besser das Arbeitsklima bzw. die Arbeitszufriedenheit.



Quelle: Österreichischer Arbeitsgesundheitsmonitor der AK OÖ (IFES, 2010a).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Berufliche Belastungen

Die Zufriedenheit in den Bereichen des betrieblichen Umfelds und der unmittelbaren Arbeitsbedingungen ist bei den Frauen seit Beginn der Messungen höher als bei den Männern. Diese Einschätzung beruht vor allem auf der unterschiedlichen Wahrnehmung beruflicher Belastungen, denen Männer insgesamt stärker ausgesetzt sind als Frauen (vgl. Grafik 3 in Kap. 2.1). Bedingt durch die unterschiedlichen beruflichen Schwerpunkte gilt dies vor allem für physische Belastungen wie Lärm (21% der Männer sind hier sehr stark belastet; gegenüber 9% der Frauen), schwere körperliche Anstrengung (19% vs. 12%), Staub und unangenehme Witterungsverhältnisse (jeweils 18% vs. 5%). Auch die Erhebungen der Statistik Austria (2009f) ergeben, dass 55 Prozent der Männer und 41 Prozent der Frauen mindestens einer physischen Belastung am Arbeitsplatz ausgesetzt sind. Bei den psychischen Belastungen betragen die entsprechenden Anteile 38 bzw. 29 Prozent. Fasst man die beiden Gruppen von Belastungen zusammen, so sind 68 Prozent der Männer und 51 Prozent der Frauen mindestens einer Belastungsquelle im Beruf ausgesetzt. Die Auswirkungen der Belastungen auf die Gesundheit werden in Kapitel 2.1 vertiefend dargestellt.

Der vierte Subindex des Österreichischen Arbeitsklima-Index, der die persönlichen Aufstiegsmöglichkeiten und Arbeitsmarktchancen erfasst, fällt bei den Männern tendenziell etwas positiver aus als bei den Frauen, wobei die Unterschiede seit der Jahrtausendwende nur noch sehr gering sind (Grafik 7). Auch die Aufstiegsperspektiven haben in den vergangenen Jahren abgenommen.

Um die Gesamtsituation von Migranten und Migrantinnen am Arbeitsplatz zu beschreiben, können aus dem Arbeitsklima-Index der berechnete Gesamtindex und in weiterer Folge auf Basis dessen eine Einteilung der Erwerbstätigen in vier Gruppen von – stets relativ betrachtet – sehr schlechten bis hin zu sehr guten Arbeitsbedingungen vorgenommen werden, um die Einschätzung der Mittelwertsunterschiede beim Index interpretieren zu können. Während in Österreich geborene Erwerbstätige auf einer Skala von 0 bis 100 im Schnitt insgesamt 70 Indexpunkte erzielen, liegt der Wert bei den Migranten und Migrantinnen aus dem EU-Ausland bzw. aus Westeuropa bei 68 Punkten und bei jenen aus – den für Österreich besonders relevanten Herkunftsländern – der Türkei, dem ehemaligen Jugoslawien sowie aus Polen bei nur 64 Punkten. Dieser Unterschied ist als sehr groß einzustufen. Noch deutlicher wird dies, wenn die Erwerbstätigen anhand ihres Gesamtindex in vier gleich große Gruppen eingeteilt werden. Bei dieser Vorgehensweise bildet das Viertel mit den geringsten Werten eine Gruppe, das zweite Viertel mit etwas höheren Werten eine Gruppe, das dritte Viertel ebenso eine Gruppe bis hin zum letzten Viertel mit den höchsten Werten schließlich jene Gruppe mit den vergleichsweise besten Arbeitsbedingungen (auf Basis subjektiver Urteile). Die in Österreich Geborenen stellen angesichts ihrer Größe bei dieser Methode die Referenzgruppe dar, auf jede Gruppe entfällt rund ein Viertel der Erwerbstätigen. Bei den Migranten und Migrantinnen ergibt sich jedoch keine Gleichverteilung auf diese vier Gruppen: So befinden sich 39 Prozent der Erwerbstätigen aus Ländern wie der Türkei, dem ehemaligen Jugoslawien und Polen in jener Gruppe mit den ver-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

gleichsweise schlechtesten Arbeitsbedingungen. In der zweiten Gruppe landen mit 28 Prozent ebenfalls überproportional viele, sodass in den beiden Gruppen mit den besseren bzw. besten Arbeitsbedingungen schließlich nur noch 21 Prozent bzw. 12 Prozent zu finden sind.

Arbeitszeit und Arbeitszeitregelungen

Wesentliche Punkte, die vor allem im Hinblick auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf (vgl. Kap. 3.2) von Bedeutung sind, sind der Umfang der Erwerbsbeteiligung und die Arbeitszeitregelungen, die für die unselbständigen Arbeitnehmer/innen gelten. Daten hierzu liegen von der Statistik Austria im Rahmen der Arbeitskräfteerhebung sowie aus dem Österreichischen Arbeitsklima-Index der Arbeiterkammer Oberösterreich vor. Die beiden Datenquellen sind zueinander konsistent, daher werden im vorliegenden Bericht nur die Daten aus dem Arbeitsklima-Index zitiert, da diese auch Aufschluss über Abweichungen zwischen Wunsch und Wirklichkeit geben. 34 Prozent der Männer sind mit ihrer Arbeitszeitregelung sehr zufrieden, weitere 41 Prozent sind als eher zufrieden einzustufen. Bei den Frauen sind 39 Prozent sehr und 38 Prozent eher zufrieden. Unzufriedenheit äußern vor allem Personen mit Nacht- und Schichtarbeit und unregelmäßigen Arbeitszeiten, die sich meist durch Arbeit auf Abruf ergeben. 11 Prozent der unselbständig erwerbstätigen Männer und 8 Prozent der Frauen fühlen sich in dieser Hinsicht in ihrem Beruf (sehr) stark belastet.

Unselbständig erwerbstätige Männer arbeiten im Schnitt 41,1 Stunden, Frauen 32,4 Stunden pro Woche (Statistik Austria, 2010). Die Unterschiede ergeben sich primär aus den unterschiedlichen Anteilen der Teilzeitarbeit. Betrachtet man Vollzeiterwerbstätige und Teilzeiterwerbstätige getrennt, so nivellieren sich die durchschnittlichen Wochenarbeitszeiten von Männern und Frauen. Bei den Vollzeiterwerbstätigen liegen die Durchschnitte bei 42,9 bzw. 41,3 Stunden, bei Teilzeit bei 20,3 und 21,5 Stunden.

Nach der Wunscharbeitszeit – bei entsprechenden Auswirkungen auf das Entgelt – gefragt, sagen 35 Prozent der Männer, dass sie gerne weniger arbeiten würden; bei den Frauen liegt der entsprechende Anteil bei 26 Prozent. Mehr arbeiten würden gerne 4 Prozent der Männer und 6 Prozent der Frauen. Diese Werte aus dem Arbeitsklima-Index decken sich mit den Angaben zur Unterbeschäftigung der Statistik Austria (vgl. Kap. 2.2.1).

21 Prozent der Männer und 10 Prozent der Frauen geben an, häufig Überstunden zu leisten; auf 45 bzw. 41 Prozent trifft dies gelegentlich zu, der Rest macht keine Überstunden. Betrachtet man nun alle Personen, die mehr als 40 Stunden pro Woche arbeiten – der Anteil beträgt hierfür bei den Männern 32 Prozent und bei den Frauen 14 Prozent –, wünschen sich jeweils etwa drei Viertel der Gruppe eine geringere Arbeitszeit. De facto niemand (weniger als 2 Prozent der Referenzgruppe) wünscht sich eine weitere Ausdehnung der Arbeitszeit, wenn mehr als 40 Stunden in der Woche gearbeitet wird. Überstunden sind daher auch als Belastung oder zumindest als von den Arbeitnehmer/innen wenig erwünscht anzusehen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Personen, die weniger als 36 Stunden pro Woche arbeiten, sind zu großen Teilen mit ihrer Arbeitszeit zufrieden. Weniger Arbeit wünschen sich in dieser Gruppe 10 Prozent der Männer und 14 Prozent der Frauen. Während bei den Frauen ebenso viele mehr arbeiten wollen, sind es bei den Männern mit 22 Prozent deutlich mehr. Damit rundet sich das Bild ab, wonach sich Männer das Teilzeitausmaß ihrer Tätigkeit weniger häufig von sich aus wünschen als Frauen (vgl. Kap. 2.2.2).

Männliche Berufsperspektiven

Die strukturellen Entwicklungen in der beruflichen Welt – höhere Erwerbsbeteiligung der Frauen, weitere Stärkung des Dienstleistungssektors etc. – und die geänderten sozialen Rahmenbedingungen, Wertemuster und Rollenbilder führen zu verstärkten Anpassungsleistungen von Männern und Frauen.

Eine Generation früher sei die Welt noch einfacher und überschaubarer gewesen, erklärt Herbert Janig, Professor für Psychologie an der Universität Klagenfurt. Die Zusammenhänge zwischen persönlichem Streben und den resultierenden Ergebnissen seien klarer gewesen – wer die Matura gemacht hat oder ein Studium abgeschlossen hat, konnte sich auf beruflichen Erfolg verlassen. In der vielzitierten „Generation Praktikum“ müssen auch höher Gebildete um Geld, Karriere und berufliches Fortkommen ringen.

Welche Perspektiven haben Männer heute in der beruflichen Welt? Zum einen sind die Lebensentwürfe, an denen man sich orientieren kann, zahlreicher geworden. Es gibt viel mehr Möglichkeiten, wie man sein Leben gestalten und verlaufen lassen kann. Wahlmöglichkeiten bedeuten aber auch höhere Komplexität und persönliche Konflikte. Zum anderen sind die Zusammenhänge brüchig geworden und die (ökonomische) Unsicherheit hat stark zugenommen, sodass die eingeschlagenen Wege oft wieder verlassen werden müssen. Durch die Abkoppelung der Wirtschaft von der Nationalpolitik werden die Erwartungen an die Berufstätigen stärker vom Markt bestimmt. Die Anforderungen nehmen zu, mehr Flexibilität werde gefordert. Das bedeute für viele mehrfachen Jobwechsel und Neuanfang und damit längere Phasen der Unsicherheit und Ungewissheit, so Janig. Insgesamt könne daher von einer größeren Unsicherheit und einem stärkeren Druck auf die Männer in der Berufswelt gesprochen werden. Man dürfe dabei nicht stets Männer in oberen Führungspositionen im Auge haben. Auch für die breite Masse der Erwerbstätigen in hierarchisch niedrigeren Positionen und für die qualifizierte Mitte ist der Druck größer geworden. Nicht nur vermeintlich privilegierte Gruppen müssen sich auf die höhere Unsicherheit einstellen.

Zahlreiche Sozial- und Wertestudien (Beham & Haller, 2005; Kapella & Rille-Pfeiffer, 2007) belegen den Wandel von traditionellen Wertemustern hin zu mehr Gleichberechtigung beider Geschlechter. Männer orientieren sich stärker am Familienleben und Frauen beteiligen sich häufiger am Berufsleben (vgl. Kap. 3.2). Die Einstellungen sind vom Grundtenor her nach wie vor in der traditionellen Aufgabenteilung verhaftet: Während sich der Mann heute stärker in der

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Kindererziehung und im Haushalt engagieren möchte bzw. soll, ist es jedoch nach wie vor seine Hauptaufgabe, die Familie grundsätzlich finanziell abzusichern. Dabei wird er nun verstärkt von der Frau bzw. der Mutter unterstützt, für die die berufliche Verwirklichung und die ökonomische Unabhängigkeit vom Mann an Bedeutung gewinnt. Dennoch bleibt es ihre Hauptaufgabe, die Kinder zu versorgen und gerade in den ersten Lebensjahren gilt das für viele als unverzichtbar.

Für Männer folgt daraus, dass sie nach wie vor die Versorgerrolle übernehmen und sich damit auch stärker am Beruf orientieren. Beruflicher Erfolg und berufliche Absicherung sind daher auch vor dem Hintergrund der finanziellen Versorgung der Familie zu sehen. Forcieren Männer aktiv ihren beruflichen Aufstieg, verbringen sie auch mehr Zeit im Beruf. Häufige Abwesenheit oder gar eine längere Karenzzeit sind für viele mit Karriere nicht vereinbar (vgl. Kap. 3.2; Fischer & Kotai-Szarka, 2005). Es ist wichtig, dass man berücksichtigt, dass Entscheidungen nicht immer vollständig freiwillig erfolgen: Der Wunsch, mehr Zeit für die Familie zu haben, lässt sich für viele Männer angesichts der langfristigen Versorgungsnotwendigkeiten nicht immer im gewünschten Ausmaß realisieren. So sei auch zu bedenken, dass die Phasen der Familiengründung und der beruflichen Festigung in etwa zur gleichen Zeit erfolgen, betont Janig. Und nicht nur beruflicher Aufstieg begrenzt die zeitlichen Möglichkeiten für die Familie, sondern auch die Arbeitsbedingungen im Allgemeinen, die es vielfach nicht zulassen, entsprechend seinen Bedürfnissen zu leben.

Im Spannungsfeld beruflicher und familiärer Werte und Bedürfnisse sind zusammengefasst folgende Aspekte bzw. Thesen zu berücksichtigen, die im Wesentlichen für beide Geschlechter gelten, jedoch geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Druck erzeugen:

- Die Zahl möglicher Lebensentwürfe hat zugenommen, die Komplexität bezüglich der zu treffenden Entscheidungen hat zugenommen.
- Bisherige Zusammenhänge sind brüchig geworden: z.B. bedeutet hohe Schulbildung nicht mehr automatisch beruflichen Erfolg.
- Die Erwerbsbiographien werden auch bei Männern häufiger durch Jobwechsel unterbrochen. Die beruflichen Anforderungen sind teilweise widersprüchlich und bewegen sich im Spannungsfeld Flexibilität und Kontinuität.
- Von vielen Männern und Frauen, Vätern und Müttern werden beruflicher Aufstieg und familiäre Verpflichtungen für nicht vereinbar gehalten. Hier hat in weiten Teilen der beruflichen Welt noch kein Umdenken stattgefunden. Dies gilt insbesondere für männliche Führungskräfte.
- Trotz Wertewandels von traditionellen Rollenbildern hin zu einer gleichberechtigten Sichtweise kommt den Männern nach wie vor die Versorgerrolle des Haushalts und den Müttern gerade in der frühkindlichen Entwickungsphase die Erzieherrolle zu. Aus ökonomischen Grün-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

den wird das Einkommen der Frauen als Zusatzeinkommen gesehen und im Entscheidungsfall eher auf dieses verzichtet.

2.2.6 EINKOMMEN

Verdienstunterschiede zwischen Männern und Frauen sind ein vieldiskutierter und durch Fakten sehr gut belegter Bereich geschlechtsspezifischer Ungleichheit in der Arbeitswelt. Gerade aus der Perspektive der Frauen ist dieses Thema von zentraler Bedeutung, hängt daran doch die finanzielle bzw. ökonomische Unabhängigkeit von den Männern (vgl. hierzu auch die Argumente im Frauenbericht, 2010, Kap. 4 und insbesondere 4.1). Für die Beurteilung der Unterschiede und in weiterer Folge des Grades der Abhängigkeit sind eine Reihe von Faktoren von zentraler Bedeutung, wie etwa: Ausmaß der Erwerbsbeteiligung (Teilzeit vs. Vollzeit), Branche, Beruf, Schulbildung, Zugehörigkeit zum Betrieb etc. Diese Faktoren werden auch dazu verwendet, Einkommensunterschiede zu erklären und als „gerechtfertigt" einzuordnen. Auch in diesem Bericht soll der Einfluss dieser Faktoren dargestellt werden, um schließlich jene Größenordnung zu bestimmen, die nicht erklärt werden kann und zum Teil rein geschlechtsspezifisch begründet ist. Will man diesen nicht erklärbaren Rest beziffern, so muss man Männer und Frauen mit gleichen Bedingungen untersuchen und statistisch analysieren. Dadurch erkennt man, dass Einkommensungleichheit bis zu einem gewissen Grad erklärt werden kann und unter gleichen Voraussetzungen für Männer und Frauen nicht so groß erscheint wie auf den ersten Blick. Dennoch ist es wichtig, die Lohn- und Gehaltsunterschiede nicht ausschließlich um diese Struktureffekte bereinigt darzustellen, weil eine solche Bereinigung schließlich nicht der Lebenswelt der Menschen entspricht. Denn immerhin bewirken gesellschaftliche Mechanismen, Rollenbilder, Meinungen, Einstellungen und Werte, dass Frauen zum einen eine geringere Erwerbsbeteiligung aufweisen und, wenn sie erwerbstätig sind, wesentlich häufiger einer Teilzeitbeschäftigung nachgehen (vgl. Kap. 2.2.2). Es sind beinahe ausschließlich Frauen, die die Elternkarenz in Anspruch nehmen (vgl. Kap. 3.2) und dadurch häufiger Lücken in ihrer Erwerbsbiographie aufweisen und mit den zahlreichen Schwierigkeiten des Wiedereinsteigens in das Erwerbsleben konfrontiert sind. Dadurch ergeben sich Probleme des Anschlusses und der Erneuerung von Qualifikationen und eine verminderte Dauer der Betriebszugehörigkeit und eine Einschränkung der Aufstiegsmöglichkeiten (siehe u.a. Frauenbericht, 2010; OECD, 2007). Auch die Vereinbarkeit von Familie und Beruf erfordert auf struktureller Ebene (Teilzeitarbeit) stärkere Anpassungsleistungen der Frauen (vgl. Kap. 3.2), die sich unmittelbar auf die Höhe des Einkommens auswirken.

Die nachfolgenden Darstellungen basieren auf zwei Hauptquellen, der Verdienststrukturerhebung 2006 der Statistik Austria (2009) und dem Allgemeinen Einkommensbericht 2008 des Rechnungshofes (2008). Im Mittelpunkt des Interesses stehen die Einkommen der rund 3,6 Millionen unselbständig Beschäftigten.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Infobox: Verdienststrukturerhebung 2006 und Allgemeiner Einkommensbericht 2008

Verdienststrukturerhebung 2006 der Statistik Austria:

Ziel der Erhebung ist die zuverlässige und detaillierte Sammlung von Information über die Höhe und Struktur der Verdienste von unselbständig Beschäftigten im Produktions- und Dienstleistungsbereich. Die Studie wird in allen Mitgliedstaaten der Europäischen Union durchgeführt. Auf Grundlage der EU-Verordnung (EG) Nr. 530/1999 werden ab 2002 im Abstand von vier Jahren die Daten erhoben und ausgewertet. Schwerpunkte sind die umfassende Information über Bruttostunden-, Bruttomonats- und Bruttojahresverdienste sowie zur Arbeitszeit der Beschäftigten. Analysiert wird die Struktur nach Branchen, Berufen, Bildung, Alter, Geschlecht sowie weiteren persönlichen und arbeitsplatzbezogenen Merkmalen.

Allgemeiner Einkommensbericht 2008 des Rechnungshofes:

Der Allgemeine Einkommensbericht (AEB) beruht auf Art. 1 § 8 (4) des Bezügebegrenzungsgesetzes 1997 (i.d.g.F.) und wird im Auftrag des Rechnungshofes erstellt. Gemäß Art. 1 § 8(4) hat der Rechnungshof über „(…) die durchschnittlichen Einkommen einschließlich der Sozial- und Sachleistungen der gesamten Bevölkerung – nach Branchen, Berufsgruppen und Funktionen getrennt – zu berichten."

Der Bericht liefert einen umfassenden Überblick über die Einkommen aller Erwerbstätigen sowie der Pensionisten und Pensionistinnen in Österreich und beruht in erster Linie auf Administrativdaten, insbesondere Steuer- und Sozialversicherungsdaten. Weiters wurden die Daten des Mikrozensus einbezogen.

Allgemeines Verdienstgefälle und Erklärungsmodelle

Die Unterschiede in den Verdiensten zwischen Männern und Frauen werden seit Jahrzehnten diskutiert. Das Prinzip, dass für gleiche Arbeit gleicher Lohn zu bezahlen ist, wurde bereits in den Gründungsverträgen der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft im Jahr 1957 verankert und wurde in den Jahren 1975 (EWG-Vertrag) und 2002 (Nizza) konkretisiert. In Österreich wurde in diesem Kontext das Gleichbehandlungsgesetz von 1979 erlassen, das die Gleichstellung der Geschlechter am Arbeitsmarkt vorsieht. Dieses Gesetz wurde 1992 im Zuge der EU-Beitrittsverhandlungen an geltendes EU-Recht angepasst. 1993 wurde für den öffentlichen Dienst das Frauenförderungsgebot eingerichtet, wonach bis zur Erreichung einer 40%-Quote im Personalwesen Frauen bei gleicher Qualifikation zu bevorzugen sind.

Trotz dieser Bemühungen beträgt das Verdienstgefälle in Österreich 25,5 Prozent zuungunsten der Frauen. Diese Zahl wird auf Basis der Bruttostundenverdienste berechnet, die für Männer 15,0 Euro und für Frauen 11,2 Euro betragen. Im EU-Vergleich zählt Österreich zu jenen Ländern mit den größten Unterschieden zwischen Männern und Frauen. Die Differenzen waren nur in der Slowakei (25,8%) und in Estland (30,3%) höher. Der Schnitt der EU-27 beträgt 17,7 Prozent – hier liegt Österreich sogar deutlich darüber. Die Vergleiche zwischen den EU-Ländern (Europäische Kommission, 2003, 2006, 2006a, 2007, 2009) zeigen, dass in Ländern mit geringer Erwerbsbeteiligung von Frauen (Italien, Malta etc.) ein geringeres Verdienstgefälle festzustellen ist. Begründet wird das unter anderem mit Selektionseffekten, wonach in diese Arbeitsmärkte verstärkt Frauen mit höherer Qualifikation drängen, sodass die Verdienstunterschiede

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

insgesamt geringer ausfallen. Eine hohe Segregation (Aufteilung) des Arbeitsmarktes zwischen Männern und Frauen mit großen Einkommensunterschieden zwischen den Branchen und Berufen erhöht in der Regel auch das Verdienstgefälle (vgl. auch Frauenbericht 2010, S. 197).

Auf Basis der Bruttostundenverdienste wurde im Frauenbericht 2010 (S. 198) ein Erklärungsmodell für die geschlechtsspezifischen Unterschiede berechnet (siehe Grafik 8). In diesem Modell werden Teile der Einkommensunterschiede auf relevante Beschäftigungsfaktoren – Alter, Schulbildung, Zugehörigkeitsdauer zum Unternehmen, Beruf, Branche – zurückgeführt. Dadurch können insgesamt 7,4 Prozentpunkte der Differenz von 25,5 Prozent erklärt werden. Das größte Gewicht (in Prozentpunkten) entfällt dabei auf die höchste abgeschlossene Schulbildung (2,2 Prozentpunkte), gefolgt von der Zugehörigkeitsdauer zum Unternehmen (1,9) und den Unterschieden in der Branchenzugehörigkeit bzw. der horizontalen Arbeitsmarktsegregation (1,8). Der Beruf steuert noch 1,4 Punkte bei, das Alter hat mit 0,1 Punkten keinen Einfluss, wiewohl sich über das Alter hinweg die Einkommensunterschiede zwischen den Geschlechtern erhöhen (Frauenbericht 2010, S. 208). Da in dem Modell noch eine zweite Zeitkomponente (Zugehörigkeit zum Betrieb) enthalten ist, setzt sich in einer statistischen Analyse das „erklärende“ Merkmal durch, d.h. dass die mit dem Lebensalter zunehmenden Verdienstunterschiede auf die dadurch bedingte unterschiedlich lange Zugehörigkeit zu einem Betrieb zurückzuführen sind. Durch die häufigeren und längeren Unterbrechungen des Erwerbslebens bei den Frauen kommt es hier zu einer kürzen Zugehörigkeitsdauer im Betrieb, was sich vermindernd auf das Einkommen auswirkt.

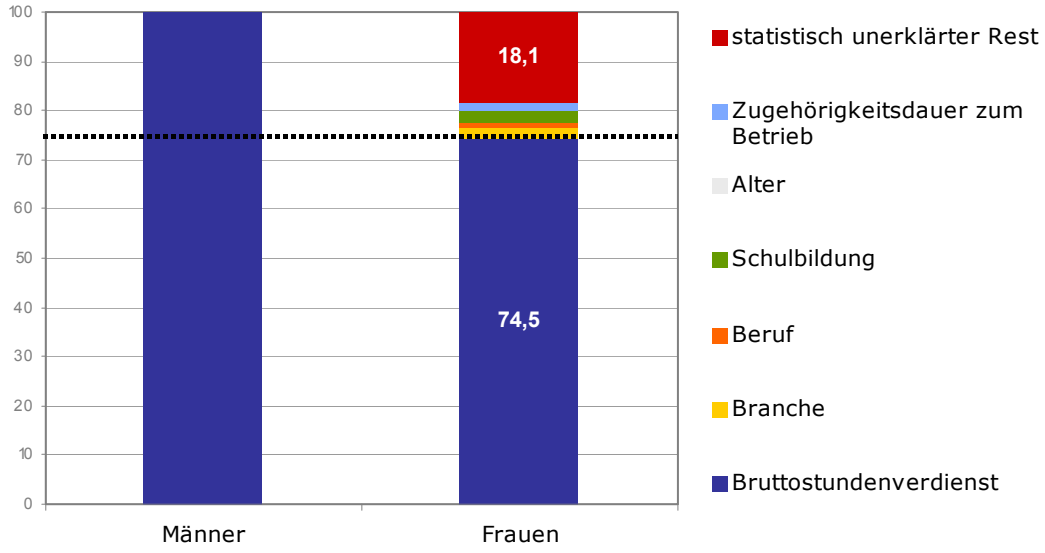
Die Unterschiede bezüglich des unterschiedlichen Ausmaßes an Teilzeit- und Vollzeiterwerbstätigkeit zwischen Frauen und Männern (Kap. 3.2) wurden hier nicht berücksichtigt, da es sich um Bruttostundenverdienste handelt. Dennoch sind Teilzeit- und Vollzeitjobs auf Stundenbasis nicht gleich bezahlt (Statistik Austria, 2009b): Der Bruttostundenlohn beträgt bei Vollzeitjobs 14,2 Euro, bei Teilzeitjobs jedoch nur 11,1 Euro. Bei Männern ist die Differenz erwartungsgemäß größer (15,2 vs. 13,0 Euro) als bei Frauen (11,8 vs. 10,6), da bei Ersteren Teilzeitarbeit nur von einer kleinen Minderheit ausgeübt wird, die sich meist von der breiten Mehrheit deutlicher abhebt.

Insgesamt bleiben nach dem Berechnungsmodell 18,1 Prozentpunkte des Unterschieds bei den Bruttostundenverdiensten unerklärt, d.h. diese können nicht auf die in der Analyse berücksichtigten Faktoren zurückgeführt werden. Die Summe dieser Effekte wird im Frauenbericht 2010 (S. 198) als Diskriminierungseffekt bezeichnet, wiewohl angemerkt wird, dass eine Reihe von „lohnrelevanten Unterschieden“ nicht berücksichtigt wurden und „der Anteil der Diskriminierung somit tendenziell überschätzt wird.“ Berücksichtigt werden muss jedoch auch, dass hinter den erklärenden Faktoren ebenfalls Diskriminierungsprozesse stehen können, die zur faktischen Arbeitsmarktsegregation führen. Dementsprechend würde sich eine Unterschätzung eines Diskriminierungseffekts ergeben.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 8: Erklärung geschlechtsspezifischer Einkommensunterschiede

Einflussfaktoren auf die Einkommensunterschiede.
Anteile in Prozent.



Quelle: Verdienststrukturerhebung 2006 (Statistik Austria 2009), Frauenbericht 2010.

In einer Studie der Johannes-Kepler-Universität Linz, des WIFO, der Statistik Austria und der Universität Wien (Böheim et al., 2010) wird berechnet, dass die Brutto-Lohnunterschiede zwischen vollzeitbeschäftigten Männern und Frauen im Jahr 2007 im privaten Sektor 23,4 Prozent betrugen; für 2002 wird mit 25,9 Prozent noch ein höherer Wert ausgewiesen. Die korrigierten Lohndifferenzen sind im Vergleichszeitraum von 17,7 Prozent auf 12,6 Prozent gesunken.

Einkommen der unselbständig Erwerbstätigen

Im Zeitraum 1997 bis 2008 stiegen die mittleren Brutto-Jahreseinkommen aller unselbständig Erwerbstätigen (ohne Lehrlinge) in Österreich von 19.808 Euro auf 24.257 Euro (Grafik 9) – das entspricht einer Gesamtsteigerung von 22,5 Prozent und einer mittleren jährlichen Zuwachsrate von 1,9 Prozent. Bei den Männern haben sich die Einkommen insgesamt um 27,2 Prozent von 23.542 Euro auf 29.938 Euro erhöht (mittlere jährliche Wachstumsrate: 2,2%). Bei den Frauen liegt die Gesamtsteigerung mit 21,9 Prozent deutlich niedriger (jährlich: 1,8%) – die Einkommen sind von 14.522 Euro auf 17.704 Euro gestiegen (Statistik Austria 2009c). Rechnet man die Gruppe der Lehrlinge hinzu, verringern sich die Einkommensunterschiede, da in dieser Verdienstphase bzw. Altersphase de facto keine geschlechtsspezifischen Verdienstunterschiede festzustellen sind (vgl. zu diesen Werten den Frauenbericht 2010, S. 200).

Durch die niedrigeren Wachstumsraten bei den Frauen haben sich die 1997 festgestellten Einkommensunterschiede fortgesetzt bzw. noch vergrößert. Betrug 1997 das mittlere Einkommen

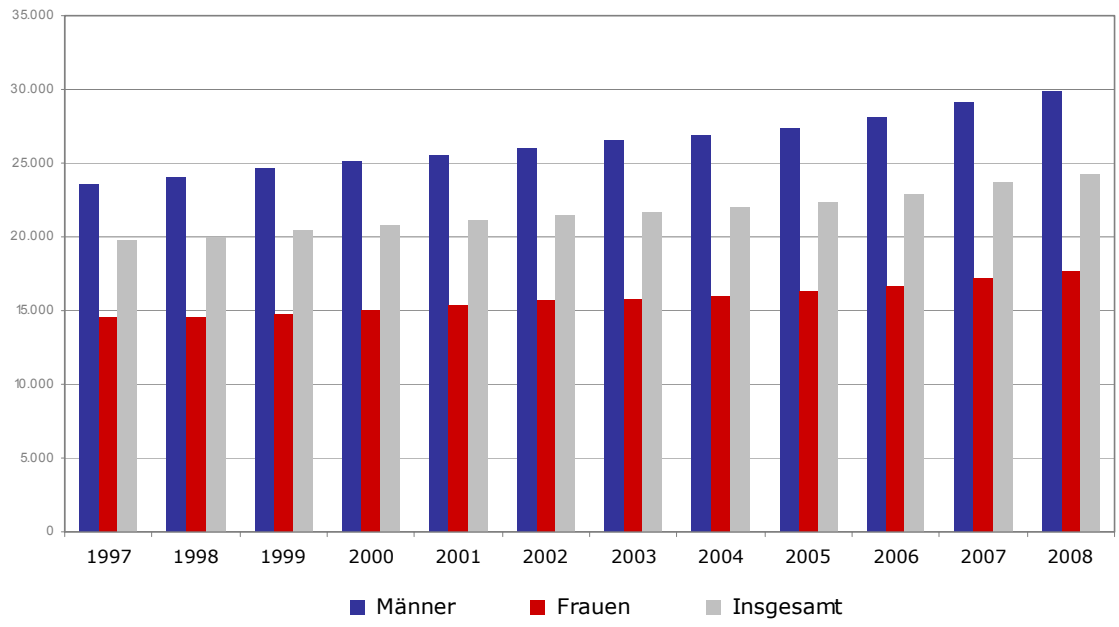
Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

(Median) der Frauen 61,7 Prozent des mittleren Einkommens der Männer, lag der entsprechende Wert 2008 bei 59,1 Prozent.

Für 2007 liegen im Allgemeinen Einkommensbericht des Rechnungshofes (2008) Auswertungen für ganzjährig Vollzeit-Erwerbstätige (ohne Lehrlinge) vor. Demnach verdienten Männer dieser Gruppe 35.674 Euro brutto im Jahr, bei den Frauen waren es 27.979 Euro (Tabelle 6). Der Anteil des mittleren Einkommens der Frauen am Einkommen der Männer beträgt damit 78,4 Prozent – die Differenz hat sich unter Berücksichtigung des Beschäftigungsausmaßes deutlich reduziert. Dabei werden jedoch 57 Prozent der Frauen und 34 Prozent der Männer aus der Berechnung ausgeschlossen, der Frauenanteil an den unselbständig Erwerbstätigen dieser Kategorie beträgt nur noch 36 Prozent (statt insgesamt 47%).

Grafik 9: Entwicklung des Einkommens unselbständig Erwerbstätiger

Mittlere Brutto-Jahreseinkommen (in Euro, Median, exkl. Lehrlinge)



Quelle: Lohnsteuerdaten – sozialstatistische Auswertungen (Statistik Austria 2009c, 2009d).

Die Differenz zwischen den Einkommen von Männern und Frauen verringert sich auch durch die abgabenrechtliche Bevorzugung niedrigerer Einkommen: Im Jahr 2007 verdienten die Männer im Schnitt 20.573 Euro netto, bei den Frauen waren es 13.651 Euro (exkl. Lehrlinge; Statistik Austria 2009d). Der Anteil des Nettoeinkommens der Frauen am mittleren Einkommen der Männer beträgt damit 66,4 Prozent (2007) anstatt 59,3 Prozent auf Basis der Brutto-Jahreseinkünfte (ebenfalls 2007.)

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Einkommensunterschiede nach arbeitsrechtlicher Stellung

Das höchste Einkommen unter den Männern erzielen die Beamten, die im Jahr 2008 rund 45.400 Euro jährlich verdienten. Mit einem Verdienst von rund 41.400 Euro verdienen Beamtinnen 91,3 Prozent des Einkommens der Männer. Im öffentlichen Dienst ist damit die Schere zwischen Männern und Frauen am geringsten. Die größten Unterschiede ergeben sich in dieser Hinsicht bei den Arbeiter/innen – Frauen verdienen hier nur 43,7 Prozent desssen, was Männer im Durchschnitt verdienen. Um diese Unterschiede zu beurteilen, müssen die Teilzeitquoten und das Qualifikations- bzw. Verantwortungsniveau berücksichtigt werden, wodurch ein Teil der Differenzen erklärt werden kann.

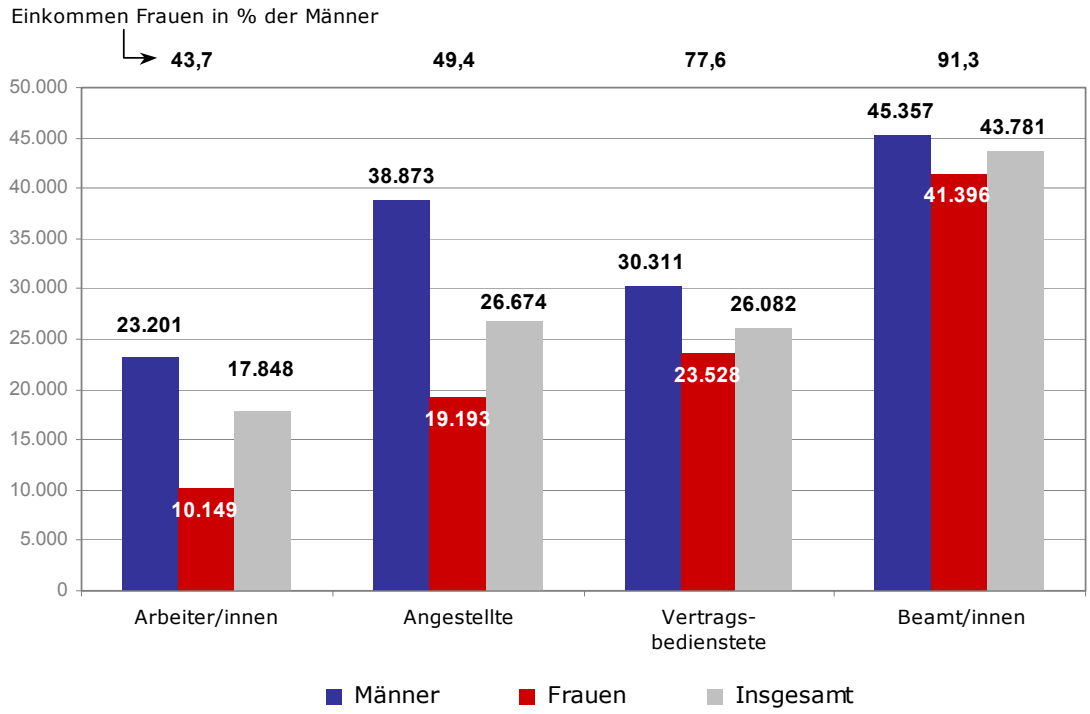
Dennoch sind auch die unbereinigten Daten von Interesse, da sie die Lebenswelt der Männer und Frauen widerspiegeln. So kommen Arbeiterinnen nur auf ein Bruttojahreseinkommen von 10.100 Euro, die männlichen Kollegen verdienen 23.200 Euro. Auch bei den Angestellten sind die Unterschiede besonders groß: Männer verdienen im Schnitt 38.900 Euro, Frauen lediglich 19.200 Euro. Der Frauenanteil ist unter den Hilfsarbeiter/innen und den einfachen und qualifizierten Angestellten höher, Männer dominieren stärker Facharbeiterberufe und leitende Positionen im Angestelltenbereich (siehe Kap. 2.2.4).

Die Struktur der Einkommensunterschiede zeigt, dass am ehesten im öffentlichen Dienst jene Rahmenbedingungen geschaffen werden, die den Frauen annähernd gleich hohe Einkommen ermöglichen wie den Männern.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 10: Einkommen nach arbeitsrechtlicher Stellung

Mittlere Brutto-Jahreseinkommen (in Euro, Median, exkl. Lehrlinge, Lohnsteuerdaten).



Quelle: Allgemeiner Einkommensbericht (Rechnungshof, 2008).

Einkommensunterschiede nach Funktionen und Berufsgruppen

Mit Ausnahme der akademischen Berufe, in denen Vollzeit erwerbstätige Frauen 83,0 Prozent des Einkommens der Männer erzielen, liegen die entsprechenden Quoten deutlich darunter und bewegen sich im Bereich von zwei Drittel bis drei Viertel des Niveaus der Männer. Selbst in Führungspositionen verdienen Frauen Vollzeit nur 63,1 Prozent ihrer männlichen Kollegen (Tabelle 5). Ähnliche Differenzen sind auch auf allen Qualifikationsebenen bei den Arbeiter/innen und Angestellten festzustellen. Lediglich im öffentlichen Dienst liegen die Einkommensmöglichkeiten der Frauen weniger deutlich unter jenen der Männer (Tabelle 6).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 5: Einkommen nach Berufsgruppen

Mittlere Brutto-Jahreseinkommen (in Euro, Median, exkl. Lehrlinge, Befragungsdaten der Arbeitskräfteerhebung / Mikrozensus).

Beruf (ISCO-88 Berufshauptgruppen)	Alle				Nur ganzjährig Vollzeit			
	Frauen in %	Mittlere Bruttojahreseinkommen in Euro		Einkommen Frauen : Männer in %	Frauen in %	Mittlere Bruttojahreseinkommen in Euro		Einkommen Frauen : Männer in %
		Frauen	Männer			Frauen	Männer	
Insgesamt	**47**	**18.607**	**30.774**	**60,5**	**36**	**27.078**	**34.839**	**77,7**
1 Angehörige gesetzgebender Körperschaften, leitende Verwaltungsbedienstete und Führungskräfte in der Privatwirtschaft	24	33.367	56.976	58,6	19	37.821	59.985	63,1
2 Akademische Berufe	48	37.375	49.252	75,9	43	44.774	53.919	83,0
3 Techniker/innen und gleichrangige nichttechnische Berufe	51	24.398	37.933	64,3	42	31.998	41.960	76,3
4 Bürokräfte, kaufmännische Angestellte	70	21.127	33.288	63,5	59	27.642	35.948	76,9
5 Dienstleistungsberufe, Verkäufer/innen in Geschäften und auf Märkten	71	14.152	22.332	63,4	59	20.587	31.340	65,7
6 Fachkräfte in der Land- und Forstwirtschaft	48	13.130	20.229	64,9	41	16.660	27.535	60,5
7 Handwerks- und verw. Berufe	7	18.187	28.010	64,9	6	21.359	30.657	69,7
8 Anlagen- und Maschinenbediener/innen sowie Montierer/innen	13	18.867	28.804	65,5	11	22.619	30.971	73,0
9 Hilfsarbeitskräfte	55	12.963	23.640	54,8	41	20.540	27.842	73,8

Quelle: Allgemeiner Einkommensbericht 2008 (Rechnungshof, 2008).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 6: Einkommen nach Funktionen und sozialrechtlicher Stellung

Mittlere Brutto-Jahreseinkommen (in Euro, Median, exkl. Lehrlinge, Befragungsdaten der Arbeitskräfteerhebung / Mikrozensus)

Funktionen	Alle				Nur ganzjährig Vollzeit			
	Frauen in %	Mittlere Brutto-jahreseinkommen in Euro		Einkommen Frauen : Männer in %	Frauen in %	Mittlere Brutto-jahreseinkommen in Euro		Einkommen Frauen : Männer in %
		Frauen	Männer			Frauen	Männer	
Insgesamt	**47**	**18.607**	**30.774**	**60,5**	**36**	**27.078**	**34.839**	**77,7**
Arbeiter/innen	**33**	**13.513**	**26.291**	**51,4**	**22**	**19.972**	**29.446**	**67,8**
Hilfsarbeiter/innen	57	11.929	19.080	62,5	49	19.381	24.725	78,4
Angelernte Arbeiter/innen	35	14.778	26.203	56,4	25	20.707	29.211	70,9
Facharbeiter/innen	13	14.588	27.876	52,3	8	18.136	30.113	60,2
Vorarbeiter/innen/ Meister/innen	7	22.993	34.943	65,8	6	27.959	37.038	75,5
Angestellte	**56**	**19.440**	**37.132**	**52,4**	**44**	**28.210**	**43.035**	**65,6**
Hilfs- und angelernte Tätigkeiten	68	11.108	15.195	73,1	54	19.583	27.684	70,7
Facharbeiter/innen/ Meister/innen	52	17.989	32.152	55,9	38	22.571	34.455	65,5
Mittlere Tätigkeiten	66	19.411	31.745	61,1	56	26.506	35.960	73,7
Höhere Tätigkeiten	47	27.830	43.455	64,0	38	34.348	46.383	74,1
Hochqualifizierte Tätigkeiten	37	35.374	51.781	68,3	30	40.804	55.529	73,5
Führende Tätigkeiten	25	36.906	60.360	61,1	20	45.082	63.114	71,4
Öffentlich Bedienstete	**48**	**31.379**	**40.367**	**77,7**	**40**	**36.399**	**41.210**	**88,3**
Hilfs- und angelernte Tätigkeiten	45	20.216	29.420	68,7	33	24.337	30.177	80,6
Facharbeiter/innen/ Meister/innen	22	26.934	33.532	80,3	16	31.211	33.883	92,1
Mittlere Tätigkeiten	50	28.293	37.543	75,4	41	32.118	38.114	84,3
Höhere Tätigkeiten	58	36.527	47.121	77,5	51	40.274	47.805	84,2
Hochqualifizierte Tätigkeiten	48	39.359	54.164	72,7	43	44.774	55.855	80,2
Führende Tätigkeiten	25	45.210	56.935	79,4	25	45.327	57.154	79,3

Quelle: Allgemeiner Einkommensbericht 2008 (Rechnungshof, 2008).

Einkommensunterschiede nach Branchen

Mit Abstand am geringsten sind die Gehälter von Vollzeit erwerbstätigen Männern (21.500 Euro) und Frauen (18.400 Euro) in der Gastronomie. Während sich die Verdienste von Frauen in zahlreichen anderen Branchen unter 30.000 Euro im Jahr bewegen, liegen sie für Männer stets darüber. Am höchsten sind die Einkommen für Männer im Kredit- und Versicherungswesen (55.900 Euro), gefolgt von der Energie- und Wasserversorgung (51.500), die jedoch eine sehr kleine Branche ist. Die größten Unterschiede zwischen Männern und Frauen sind im Unter-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

richtswesen sowie im Kredit- und Versicherungsbereich festzustellen, wo das Bruttojahreseinkommen der Frauen etwa zwei Drittel von jenem der Männer beträgt (Tabelle 7).

Tabelle 7: Einkommen nach Branchen

Mittlere Brutto-Jahreseinkommen (in Euro, Median, exkl. Lehrlinge, Lohnsteuerdaten; ÖNACE-Abschnitte aus 2003).

ÖNACE-Abschnitte	Alle				Nur ganzjährig Vollzeit			
	Frauen in %	Mittlere Bruttojahreseinkommen in Euro		Einkommen Frauen : Männer in %	Frauen in %	Mittlere Bruttojahreseinkommen in Euro		Einkommen Frauen : Männer in %
		Frauen	Männer			Frauen	Männer	
Insgesamt	**47**	**17.217**	**29.057**	**59,3**	**36**	**27.979**	**35.674**	**78,4**
C Bergbau und Gewinnung von Steinen und Erden	14	18.866	32.635	57,8	9	33.091	37.790	87,6
D Sachgütererzeugung	28	19.878	33.278	59,7	21	25.544	36.396	70,2
E Energie- und Wasserversorgung	18	28.546	48.872	58,4	12	37.593	51.536	72,9
F Bauwesen	12	15.256	25.582	59,6	10	26.629	31.304	85,1
G Handel; Instandhaltung und Reparatur von Kraftfahrzeugen und Gebrauchsgütern	57	14.967	26.713	56,0	41	23.092	31.516	73,3
H Beherbergungs- und Gaststättenwesen	62	8.729	11.751	74,3	56	18.380	21.538	85,3
I Verkehr und Nachrichtenübermittlung	25	20.000	29.417	68,0	18	28.459	32.956	86,4
J Kredit- und Versicherungswesen	52	28.754	51.265	56,1	42	38.276	55.912	68,5
K Realitätenwesen, Vermietung beweglicher Sachen, Erbringung von unternehmensbezogenen Dienstleistungen	48	14.621	23.293	62,8	41	26.603	37.024	71,9
L Öffentliche Verwaltung, Landesverteidigung, Sozialversicherung	58	27.834	38.575	72,2	49	35.175	40.726	86,4
M Unterrichtswesen	56	17.599	27.387	64,3	47	29.082	45.725	63,6
N Gesundheits-, Veterinär- und Sozialwesen	80	17.538	26.066	67,3	71	27.554	33.864	81,4
O Erbringung von sonstigen öffentlichen und persönlichen Dienstleistungen	59	13.535	24.156	56,0	49	23.274	34.632	67,2

Quelle: Allgemeiner Einkommensbericht 2008 (Rechnungshof, 2008).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.2.7 WORKING POOR

6,7 Prozent aller österreichischen Erwerbstätigen wohnten im Jahr 2008 in Haushalten, deren Einkommen so gering war, dass sie als armutsgefährdet eingestuft werden. 247.000 Personen waren also *working poor* – armutsgefährdet, obwohl sie (mindestens) einen Job hatten (BMASK, 2009a, S. 108). Der Anteil der Männer lag mit 53 Prozent knapp über der Hälfte. Eigentlich ist Armut in Österreich ein überwiegend weibliches Phänomen: So liegt die Armutsgefährdungsquote bei Frauen stets höher als bei Männern – auch im Jahr 2008, als 13,4 Prozent der Österreicherinnen, aber nur 10,6 Prozent der Österreicher ein Armutsrisiko trugen (AAK, 2009, S. 10). Sind aber Männer von jenem Phänomen stärker betroffen, das im Zusammenhang mit der aktuellen Armutsdiskussion wohl am meisten geeignet ist zu irritieren und zu verunsichern, nämlich, dass man arm sein könnte, obwohl man einer bezahlten Arbeit nachgeht? Antworten liefern im Folgenden die europaweit standardisiert durchgeführten Armutsstatistiken, eine kürzlich für das Bundesland Salzburg erarbeitete Studie und der Arbeitsklima-Index der Arbeiterkammer Oberösterreich. Die wesentlichen Zahlen und Fakten, die in diesem Abschnitt referiert werden, sind in Tabelle 8 zusammengefasst.

Die Definition von Armut und ihre Folgen

Armut, wie sie heute in den westlichen Industriestaaten beobachtet und statistisch erfasst wird, ist ein komplexes Phänomen. Sie ist meist auf ein Bündel von Ursachen zurückzuführen und tritt in vielerlei Gestalt auf. Die nach außen sichtbare Armut, wie sie uns etwa bei wohnungslosen Menschen unmittelbar entgegentritt, ist vergleichsweise selten geworden. Vereinfacht gesagt wird Armut aktuell über den Vergleich mit dem Durchschnitt – also einen fiktiven Normalzustand – definiert, und zwar sowohl was das Einkommen als auch was die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben anlangt.

Menschen gelten als **armutsgefährdet**, wenn ihr Haushalt weniger zur Verfügung hat als 60 Prozent des Medians[2] des äquivalisierten Haushaltseinkommens eines Landes. Äquivalisiert bedeutet, dass das Gesamteinkommen eines Haushaltes (Erwerbseinkommen, Pensionen und Sozialleistungen) entsprechend seiner Größe (Anzahl der Haushaltsmitglieder) und Zusammensetzung (Kinder, Erwachsene) gewichtet wird.[3] Das Äquivalenzeinkommen ermöglicht es,

[2] Der Median ist genau die Grenze zwischen der oberen und der unteren Hälfte einer Verteilung, das heißt, die Hälfte der Fälle liegt darüber, die andere darunter. Der Median unterscheidet sich vom arithmetischen Mittel insofern, als er nicht auf so genannte Ausreißer, also besonders niedrige oder besonders hohe Werte reagiert.

[3] Der Fixbedarf eines Haushaltes sowie der Bedarf jedes erwachsenen Haushaltsmitglieds erhielten 2008 jeweils ein Gewicht von 0,5, jedes Kind eines von 0,3. Konkret ergeben sich also zum Beispiel für eine dreiköpfige Familie mit einem Kind Bedarfsäquivalente von 1,8. Hat diese Familie ein jährliches Nettoeinkommen von 30.000,- Euro entspricht dies dem Lebensstandard, den ein Einpersonenhaushalt bei einem Jahreseinkommen von 16.667,- Euro erreicht (BMASK, 2009, S. 39ff.).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

verschiedene Haushaltstypen zu vergleichen. ***Working poor*** sind Armutsgefährdete, die im jeweiligen Referenzjahr nicht mehr als sechs Monate arbeitslos waren.[4]

Armutsgefährdung führt keineswegs automatisch in **manifeste Armut**. Nur wer am Mindestlebensstandard nicht vollständig teilhaben kann, gilt als arm. Festgemacht wird der Teilhabemangel an einigen typischen Problemlagen[5], von denen mindestens zwei auftreten müssen, damit aus der Armutsgefährdung manifeste Armut wird.

Die Bezugsgröße für die europäische – und damit auch die österreichische – Armutsstatistik ist also der Haushalt und nicht das Individuum. Daraus ergebe sich, dass die **Daten wenig geeignet** sind, **um Geschlechtsunterschiede abzubilden**, erläuterten Ursula Till-Tentschert und Nadja Lamei, beide Armutsexpertinnen der Statistik Austria. Aus der Erhebungsmethode erkläre sich zum Beispiel, weshalb die Armutsgefährdungsquote[6] der Männer – trotz ihres höheren Einkommens (siehe Kap. 2.2.7) – nur so wenig unter jener der Frauen liege. Man wisse zwar, erklärte Nadja Lamei weiter, wer welches Einkommen und wie viel der Haushalt insgesamt beziehe, aber nicht, wie die Mittel innerhalb des Haushalts verteilt würden oder wer in welchem Maße über sie verfügen könne. Das sei die „Black Box" der aktuellen Armutsstatistiken[7]. Dass mehr männliche *working poor* als weibliche gezählt würden, sage nicht viel über die individuelle Armutslage von erwerbstätigen Männern und Frauen aus, sondern liege daran, dass die Männer nach wie vor stärker ins Arbeitsleben eingegliedert seien, dass ihre Absolutzahl also schlichtweg größer sei, so Nadja Lamei weiter. Noch immer sei der Mann im Normalfall der Hauptverdiener in der Familie. Zwar sei die Frauenerwerbsquote gestiegen (siehe Kapitel 2.2.2) und deshalb das alte male breadwinner model abgelöst worden, in dem der Mann als Alleinverdiener im Beruf gestanden sei und die Frau sich um Haus- und Familienarbeit gekümmert habe, den Frauen würde aber auch heute meist nur die Rolle der Zuverdienerin zukommen.[8] Dass es häufig gerade dieser Zuverdienst der Frauen ist, der darüber entscheidet, ob der Haushalt und damit die Familie in eine Armutsgefährdung rutscht oder nicht, sei im Folgenden erläutert.

---

[4] „EU-SILC Definition ab 2007: Personen im Erwerbsalter (20-64), die im Referenzjahr laut Haupttätigkeitskalender zumindest ein Monat erwerbstätig waren und deren äquivalisiertes Haushaltseinkommen unter der Armutsgefährdungsschwelle liegt. Personen, die im Referenzjahr mehr als sechs Monate arbeitslos waren, sind nicht berücksichtigt." (ebenda, S. 188)

[5] Dazu gehören Schwierigkeiten, (i) die Wohnung angemessen zu heizen, (ii) regelmäßige Zahlungen zu begleichen, (iii) zum Arzt bzw. Zahnarzt zu gehen, (iv) unerwartete Ausgaben bis zu 900,- Euro aufzubringen, (v) neue Kleidung zu kaufen, (vi) jeden zweiten Tag Fleisch, Fisch oder vergleichbare vegetarische Speisen zu essen und (vii) einmal im Monat Freunde oder Verwandte zum Essen einzuladen (ebenda, S. 178ff.)

[6] „Maß für die Häufigkeit der Armutsgefährdung, definiert als Anteil der Personen, deren äquivalisiertes Haushaltseinkommen unter der Armutsgefährdungsschwelle liegt" (BMASK, 2009, S. 177f.)

[7] Ab 2010 werde es ein Modul in der EU-SILC Erhebung geben, das sich mit der Aufteilung der Einkommen im Haushalt beschäftige. Das seien erste Ansätze, denn eine wirkliche Quantifizierung sei angesichts des ohnehin schon sehr komplizierten und komplexen Erhebungsinstrumentes nicht zu leisten, sagte Nadja Lamei.

[8] Siehe dazu auch IAA 2009, S. 10 und Statistik Austria, 2009, S. 39.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Armutsgefährdung mit und ohne Arbeit

Die Armutsgefährdungsschwelle lag 2008 für einen Einpersonenhaushalt bei 951,- Euro im Monat (dies enspricht einem Jahresvierzehntel von 815,- Euro), über eine Million Österreicher/innen – davon 451.000 Männer – waren armutsgefährdet (BMASK, 2009b, S. 33), das sind 12,4 Prozent der Bevölkerung (BMASK, 2009a, S. 28). Etwas niedriger, nämlich bei elf Prozent, liegt die Armutsgefährdung bei Personen im Erwerbsalter (20 bis 64 Jahre) (BMASK, 2009a, S. 56). Rund die Hälfte der Armutsgefährdeten erreicht den Mindestlebensstandard in einem Maße nicht, dass sie als manifest arm gelten. Unter ihnen sind 212.000 Männer, das sind fünf Prozent aller männlichen Österreicher (BMASK, 2009b, S. 37).

Wie eng Armut und Erwerbsarbeit zusammenhängen, ist am eindrucksvollsten an jenen abzulesen, die keinen Job haben: Die Armutsgefährdungsquote der Personen, die 2007 länger als sechs Monate **arbeitslos** waren, lag bei 39 Prozent – und damit ganze 33 Prozentpunkte über der Quote der ganzjährig Erwerbstätigen und immerhin noch 26 Punkte über jener der Personen, die nur zeitweilig, aber länger als ein halbes Jahr gearbeitet haben (BMASK, 2009a, S. 56f.). Das Angebot der Nichtregierungsorganisationen, die in der Armutsprävention und -bekämpfung tätig sind, bestätigt die große Bedeutung der Erwerbsarbeit für Armutsgefährdete: Mehr als 55 Prozent der im Rahmen einer Studie der Österreichischen Armutskonferenz befragten Unterstützungseinrichtungen gaben an, dass sie sich – hauptsächlich in der Klienten- und Klientinnenarbeit – mit dem Problembereich Arbeiten und Arbeitslosigkeit befassen; kein anderes Themenfeld wurde auch nur annähernd so häufig genannt (Dawid/Heitzmann 2006, S. 10).

Trotzdem sind es bei weitem nicht die Arbeitslosen, die die größte Gruppe unter den Armutsgefährdeten im Erwerbsalter bilden. Ihr Anteil erreichte 2008 18 Prozent, jener der Erwerbstätigen aber 46 Prozent. **Unter den 247.000 armutsgefährdeten österreichischen Erwerbstätigen bildeten 2008 jene die Mehrheit (52%), die im ganzen Jahr davor einem normalen Vollzeitjob nachgegangen sind** (BMASK, 2009a, S. 56ff.). Wie Birgit Buchinger es in ihrer Studie über Niedrigverdiener und -verdienerinnen in Salzburg ausdrückt: *Working poor* sind zu einem hohen Anteil Menschen, die „in der Mitte der Gesellschaft“ leben (Buchinger, 2010).

Die vielen Wege in die Armut – trotz Erwerbstätigkeit

Drei Faktoren sind ausschlaggebend dafür, ob eine Armutsgefährdung trotz Erwerbsarbeit eintritt: der Job selbst – insbesondere die Höhe des Einkommens und die Beschäftigungsform –, die Zusammensetzung des Haushaltes und die Anzahl der erwerbstätigen Personen im Haushalt. Viele Daten liegen nicht nach Geschlecht aufgeschlüsselt vor. Wie oben erläutert, sind geschlechtsspezifische Unterschiede nicht sonderlich aussagekräftig, weil das Haushaltseinkommen als Basis der Berechnungen herangezogen wird. Die folgende kurze Beschreibung der *working poor* gilt für 132.000 Österreicher und 116.000 Österreicherinnen gleichermaßen (BMASK, 2009a, S. 59) – und zwar zu Recht, denn die Daten zeigen deutlich, dass in einem

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Mehrpersonenhaushalt nur Mann und Frau gemeinsam dazu beitragen können, das Armutsrisiko zu vermindern.

Bei der **Höhe des Einkommens** sind Männer im Vorteil, wie in Kapitel 2.2.6 gezeigt wird. Eine fundierte Qualifikation und eine gute berufliche Stellung wirken positiv auf das Einkommen und vermindern daher die Armutsgefährdung, doch bereits bei einer mittleren Qualifikationsebene besteht ein überdurchschnittliches Armutsrisiko (BMASK, 2009a, S. 61). Von Bedeutung für die Einkommenshöhe ist auch die Branche: Im Dienstleistungssektor (mit Ausnahme von Banken und Versicherungen), im Handel, im Unterrichts- und Gesundheitswesen, im Tourismus sowie in der Bekleidungs- und Lederindustrie bleiben die Durchschnittseinkommen deutlich hinter dem Median zurück (Guger/Marterbauer 2009: 45) Eine besonders nachteilige Stellung am Arbeitsmarkt haben Personen mit nicht-österreichischer Herkunft: Ihre niedrige Qualifikation bzw. die in Österreich nicht anerkannten Schul- und Universitätsabschlüsse lassen ihnen häufig nur den Weg in Jobs am untersten Ende der beruflichen Hierarchie offen. Die Folge ist ein deutlich niedrigeres Medianeinkommen und eine stark überdurchschnittliche Armutsgefährdung: Während unselbständig erwerbstätige, gebürtige Österreicher/innen ein Armutsrisiko von sechs Prozent tragen, liegt der Vergleichswert für eingebürgerte Österreicher/innen doppelt so hoch – für Personen ohne österreichische Staatsbürgerschaft, die von außerhalb der EU oder EFTA stammen, sogar fast dreimal so hoch (17%) (BMASK, 2009a, S. 63).

Prekäre Beschäftigungsformen weichen vom Normalarbeitsverhältnis ab – bei geringfügigen Beschäftigungen durch die geringe Anzahl von Arbeitsstunden pro Woche, bei Werkverträgen, freien Dienstverträgen und befristeten Angestelltenverhältnissen durch die Unregelmäßigkeit und die Unsicherheit[9] sowie bei Niedriglohnbeschäftigungen durch einen Stundenlohn, der nicht einmal bei Vollbeschäftigung ein Monatseinkommen von 1.000,- Euro ermöglicht. All diese Beschäftigungsformen führen gegenüber dem Durchschnittswert der Erwerbstätigen (11%) zu erhöhten Armutsgefährdungsquoten: leicht erhöht bei den unregelmäßig (15%) und den geringfügig (16%) Beschäftigten, deutlich erhöht bei den Niedriglohnempfängern und -empfängerinnen (28%) (BMASK, 2009a, S. 63ff.).

Überdurchschnittlich häufig finden sich *working poor* in Familien mit mehr als drei (insbesondere kleinen) Kindern, bei Alleinerziehenden sowie unter alleinlebenden Männern und Frauen. Diese **Haushaltstypen** tragen auch unabhängig von der Frage *working poor* ein erhöhtes Armutsrisiko (BMASK, 2009a, S. 69).

Die Armutsgefährdung liegt in Haushalten, in denen alle Erwachsenen im Erwerbsalter vollzeitbeschäftigt sind, also volle **Erwerbsbeteiligung** erreicht wird, bei fünf Prozent, und zwar egal, ob es sich um Einpersonen- oder Mehrpersonenhaushalte handelt. Wenn ein Erwachsener

[9] Unregelmäßig Beschäftigte tragen ihr Armutsrisiko sozusagen auch in die Zukunft: Sie haben häufig keinen oder einen geringen Pensionsanspruch, bekommen keine Sonderzahlungen und sind auf relativ teure Selbstversicherungen angewiesen (Halmer/Hauenschild/Höferl 2009, S. 258).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

nicht oder nur teilzeitbeschäftigt ist, erhöht sich die Gefährdungsquote für Mehrpersonenhaushalte auf zwölf Prozent, für Einpersonenhaushalte schnellt sie jedoch richtiggehend in die Höhe: auf 30 Prozent (BMASK, 2009a, S. 66). Nadja Lamei erklärt dieses Phänomen: Das Erwerbspotential der Männer sei stark ausgeschöpft, der Lebensstandard eines Haushaltes könne in vielen Fällen nur über den Verdienst der Frau gesteigert werden – auch wenn es sich dabei nur um einen Zuverdienst handle und auch wenn dieser aus einem prekären, schlecht bezahlten Arbeitsverhältnis stamme. Die Analysen zeigten, dass ein Einkommen oft nicht ausreiche, um Haushalte über die Armutsgefährdungsschwelle zu heben. Die Erwerbstätigkeit der Frauen sei auf diese Weise ein Mittel, den Haushalt aus der Armutsgefährdung zu bringen. Einpersonenhaushalte oder Ein-Eltern-Haushalte seien deutlich benachteiligt, weil es dort keine Möglichkeit eines Zuverdienstes gebe. Diese Erklärung wird durch eine Auswertung eindrucksvoll bestätigt, die Mehrpersonenhaushalte, in denen eine Frau erwerbstätig ist, mit jenen vergleicht, wo das nicht der Fall ist: Immer liegen die Armutsgefährdungsquoten um mindestens zehn Prozentpunkte niedriger, wenn zumindest eine Frau im Haushalt einem Beruf nachgeht: Bei Mehrpersonenhaushalten ohne Kinder lauten die jeweiligen Quoten vier (eine Frau erwerbstätig) und 14 (keine Frau erwerbstätig) Prozent, bei Mehrpersonenhaushalten mit einem Kind sechs und 20 Prozent, bei Haushalten mit zwei Kindern sieben und 18 Prozent und bei jenen mit mindestens drei Kindern 14 und 28 Prozent (BMASK, 2009a, S. 71).

Forschungsdokumentation: In der Mitte der Gesellschaft

Infobox: In der Mitte der Gesellschaft

Titel der Studie: „In der Mitte der Gesellschaft“. Zur sozialen Lage und Armutsgefährdung von niedrigverdienenden Beschäftigten im Bundesland Salzburg.

Autorin: Birgit Buchinger, 2010

Die Studie hatte einen dreistufigen Aufbau:

1. Im ersten Schritt wurden Strukturmerkmale von Niedrigverdienenden in Salzburg, die bis zu der Schwelle von 1.500,- Euro brutto monatlich verdienen, an Hand der Sozialversicherungsdaten ausgearbeitet.
2. Auf dieser Basis wurde im zweiten Schritt eine Stichprobe von 420 Personen gezogen, deren Befragung Erkenntnisse über die Lebenszusammenhänge und Lebenslagen dieser Gruppe sowie die Risikofaktoren liefern sollte.
3. In der dritten, qualitativen Phase wurden Tiefeninterviews mit zehn Niedrigverdiener/inne/n geführt – vier Männern und sechs Frauen.

Die Forscher/innen entschieden sich dafür, die Gruppe der Niedrigeinkommensbezieher/innen weit zu definieren, da sie die jeweils „normalen“ Arbeitsverhältnisse sowohl für Männer als auch für Frauen erfassen wollten. So fanden zum Beispiel auch Teilzeitbeschäftigungen Berücksichtigung, die für Frauen, aber nicht für Männer zur „Normalität“ gehören (vgl. Kap. 2.2.2). Die Folge war, dass fast die Hälfte der 2007 unselbständig Erwerbstätigen im Bundesland in die Analyse einbezogen wurden – dieser hohe Anteil überraschte die Autorinnen und machte ihnen

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

schon zu einem frühen Zeitpunkt klar, dass sie nicht etwa ein Randphänomen untersuchten. Zentrale Ergebnisse der ersten Projektphase sind: Je enger die Definition von Niedrigverdiener/innen in Richtung „Normalarbeitsverhältnis“ (im Sinne einer ganzjährigen, regulären Beschäftigung als Angestellte oder Arbeiter/innen) geht, umso schneller sinkt der Anteil der Männer. 29 Prozent der männlichen Niedrigeinkommensbezieher sind jung, sie sind die aus „männlicher“ Sicht größte Gruppe, die im Niedriglohnsektor arbeitet. Diese jungen Männer nehmen auf ihrem Weg in den regulären Arbeitsmarkt vorübergehend, zum Teil schon während der Ausbildung, einen oder mehrere Gelegenheitsjobs neben- und nacheinander an. Die Autoren und Autorinnen sprechen von einer „Eintrittsgebühr“ in den Arbeitsmarkt. Die Anteile der niedrigverdienenden Männer sind bei Lehrlingen und Arbeiter/innen höher, bei den Angestellten wesentlich geringer als die der Frauen. Was die Branchen anbelangt, häufen sich Niedrigeinkommen (bei Männern und Frauen) im Tourismus, bei unternehmensnahen, wirtschaftlichen und persönlichen Dienstleistungen sowie im Handel. Die Autoren und Autorinnen streichen heraus, dass im Bereich Unterricht und Erziehung insgesamt fast zehntausend Beschäftigungsverhältnisse (in Salzburg) unter der definierten Einkommensgrenze von 1.500,- Euro brutto monatlich liegen (Buchinger, 2010, S. 25-56).

Die Befragung der Niedrigverdiener/innen, also die zweite Projektphase, brachte zu Tage, dass in den befragten Haushalten die Anteile der mehrfach, der befristet und der geringfügig Beschäftigten deutlich über dem Salzburger Durchschnitt liegen, ebenso jene der Werk- und der freien Dienstverträge. Bei den „riskanten“ Arbeitsbeziehungen, gemeint sind befristete Verträge sowie mehrere Beschäftigungen gleichzeitig oder hintereinander, liegt der Anteil der Männer über dem der Frauen. 32 Prozent der befragten Salzburger und Salzburgerinnen bezogen ihr Einkommen aus einer Vollzeitbeschäftigung, 42 Prozent aus einer Teilzeitbeschäftigung[10], aber hier herrschen wieder die gewohnten Geschlechterverhältnisse: Von den Männern sind nur 16 Prozent teilzeitbeschäftigt, von den Frauen 42 Prozent. Zwei Drittel der Befragten leben in traditionellen Partnerschaftsmodellen. Sie sind in nachbarschaftliche und familiäre Hilfesysteme gut eingebunden. 43 Prozent der Haushalte zeigen kein gesellschaftliches oder politisches Engagement, wenn doch, dann überwiegend im Bereich Sport, Hobbys und Religion. Nur sieben Prozent besuchen nie kulturelle Veranstaltungen. 67 Prozent der Haushalte haben Eigentum an ihrem Wohnraum, 91 Prozent haben Zugang zu Balkon, Terrasse oder Garten, 77 Prozent haben kein einziges Wohnproblem (z.B. Feuchtigkeit, Substandard oder dunkle Räume), 58 Prozent leben in Wohnungen, die größer als 80 Quadratmeter sind und 88 Prozent sind mit der Wohnsituation sehr oder ziemlich zufrieden. Nur fünf Prozent der Befragten haben gesundheitliche Belastungen zu tragen. Haushalte, in denen eine Person Niedrigverdiener/in ist, haben

[10] Die Differenz auf 100 bilden die geringfügig Beschäftigten (17 Prozent) und die Nicht-Erwerbstätigen (9 Prozent).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

einen um 4.073,- Euro niedrigeren Lebensstandard als der Durchschnitt. Die Erwerbsintensität[11] ist in diesen Haushalten deutlich geringer als im österreichischen Schnitt. Ohne alle Transferleistungen wäre das jährliche Haushaltseinkommen um 28,6 Prozent niedriger. Etwas weniger als die Hälfte der Haushalte würde ohne Sozialtransfers unter die Armutsgefährdungsschwelle rutschen (Buchinger, 2010, S. 57-114).

Als Beispiele, wie das Leben niedrigverdienender Männer konkret verlaufen und aussehen kann, sollen jene vier Salzburger dienen – alle mit österreichischem Familienhintergrund –, mit denen im Rahmen der Studie Tiefeninterviews geführt wurden. Der erste Interviewpartner ist 48 Jahre alt. Er hat ein Universitätsstudium absolviert und nach seinem Abschluss in dem Job im Bildungsbereich zu arbeiten begonnen, den er zum Zeitpunkt des Interviews noch immer innehat. Sein Bildungs- und sein Berufsweg verliefen geradlinig. Er entschied sich gegen ein Jobangebot in der Industrie, obwohl er dort mehr verdient hätte, weil er Einbußen in seiner Lebensqualität befürchtete: weniger geregelte Arbeitszeiten und weniger Freizeit. Der Mann ist verheiratet, hat drei Söhne und wohnt mit seiner Familie im eigenen Haus. Dessen Kauf und Renovierung liegen noch nicht lange zurück und haben zu einer engeren finanziellen Situation geführt; Reisen sind zum Beispiel nur mehr eingeschränkt möglich. Diesen finanziellen Engpass empfindet er zu seinem eigenen Erstaunen störender als frühere, viel stärker ausgeprägte, zum Beispiel als die Kinder kleiner waren. Insgesamt blickt dieser Gesprächpartner zufrieden auf sein privates und berufliches Leben zurück (Buchinger, 2010, S. 119-125).

Der zweite Interviewpartner ist 27 Jahre alt und wohnt in einer ländlichen Region, die vom Tourismus lebt. Nachdem er eine berufsbildende Schule im zweiten Jahr abgebrochen hatte, weil er – wie seine Freunde – eigenes Geld verdienen wollte, absolvierte er eine Lehre, ohne besonderes Interesse für das erlernte Handwerk. Nach dem Zivildienst suchte er einen neuen Arbeitsplatz, was so lange dauerte, dass er sein Konto beträchtlich überziehen musste. Schließlich fand er eine Stelle und konnte seine finanzielle Situation binnen eines Jahres konsolidieren. Sein Beruf bietet kaum Zukunftsperspektiven und nur schlechte Verdienstmöglichkeiten, deshalb würde er sich gerne im Tourismus selbständig machen. Er lebt mit seiner Freundin und seiner kleinen Tochter im Haus der Schwiegereltern. Da keine Wohnkosten anfallen, kann die Familie Ersparnisse anlegen. Ein großer Wunsch wäre ein eigenes Haus. Der zweite Interviewpartner bedauert bis heute seinen Schulabbruch – hätte er die Matura, würde er gerne Germanistik studieren (Buchinger, 2010, S. 125-130).

[11] Die Erwerbsintensität misst die Dauer der Erwerbstätigkeit aller Haushaltsmitglieder während eines Jahres. Berücksichtigt werden Vollzeit- oder Teilzeitbeschäftigungen. Die tatsächlich gearbeiteten Monate eines Haushaltes werden durch die maximal möglichen Monate eines Haushaltes dividiert. Die maximal möglichen Monate ergeben sich aus der Multiplikation von zwölf mit der Anzahl der Haushaltsmitglieder im erwerbsfähigen Alter.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Der dritte Gesprächspartner ist 43 Jahre alt und stammt aus einer Bauernfamilie. Er wollte stets auch Bauer werden, verstand sich jedoch mit seinem Vater nicht. Also machte er eine Malerlehre, obwohl er aufgrund seiner Höhenangst für den Beruf nicht geeignet war. Danach arbeitete er am Bau, bei einer Liftgesellschaft und wechselte dann in die Gastronomie, wo er auch zum Zeitpunkt des Interviews tätig war: in Saisonarbeit in einer Almhütte. Lange hoffte er, den elterlichen Hof zu übernehmen. Erst mit Mitte 30 zog er in eine eigene Wohnung, nachdem ihn der Vater aus dem Haus geworfen hatte. Er verdient so wenig, dass er sich von seinem Lohn nichts für die vier Monate weglegen kann, in denen er jährlich arbeitslos ist. In dieser Zeit reicht das Geld kaum aus; ein Monat länger pausieren zu müssen, könnte er sich nicht leisten. Seine kleine Mietwohnung teilt er mit einer Katze, von der Mutter seines 16-jährigen Sohnes lebt er getrennt. Mit seinem Beruf ist er zufrieden – als Hobby hält er einige Hühner, die er im Sommer mit auf die Alm nimmt (Buchinger, 2010, S. 138-144).

Interviewpartner 4 ist 30 Jahre alt. Er ist im Gebirge aufgewachsen, sein Leben war bisher von seiner Begeisterung für den Sport geprägt. Zwar entschied er sich früh gegen eine Karriere als Profisportler, absolvierte aber ein Sportstudium mit Schwerpunkt Management. Während des ganzen Studiums arbeitete er im Sportbereich. Seine Kontakte ermöglichten es ihm, teure Sportarten auszuüben, die er sich ansonsten nicht leisten hätte können. Sein Vater hatte die Familie nämlich verlassen und zahlte nur unregelmäßig Unterhalt. Seit seinem Studienabschluss vor zwei Jahren arbeitet er in einem seiner Ausbildung entsprechenden Job: 30 Stunden in der Woche, meist von zu Hause aus. Er bewohnt mit seiner Freundin eine Mietwohnung in der Stadt Salzburg. Der Draht zur Sport-Community ist schwach geworden und bei seiner Arbeit sieht er für sich keine Zukunft. Sein Ziel ist es, gemeinsam mit seiner Freundin eine Firma zu gründen – und seinen persönlichen Platz, seine individuelle Heimat (wieder) zu finden (Buchinger, 2010, S. 151-156).

Bei aller Unterschiedlichkeit der insgesamt zehn Lebensgeschichten von Niedrigverdienenden in Salzburg (sechs Interviews wurden mit Frauen geführt), lassen sich doch einige Gemeinsamkeiten ausmachen: Erstens hat die Mehrheit der GesprächspartnerInnen traditionelle Vorstellungen von den Geschlechterbeziehungen und versucht zumindest, diese auch zu verwirklichen. Zweitens kommt der Herkunftsfamilie eine große Bedeutung zu, sowohl was die emotionale Geborgenheit als auch was die finanziellen Möglichkeiten anlangt. Drittens wird bestätigt, dass die Armutsgefährdung im Wechselspiel des verfügbaren Haushaltseinkommens und der zu tragenden Kosten entsteht. Das individuelle Einkommen ist nicht entscheidend (was übrigens für die EU-SILC Erhebungsmethode spricht). Viertens werden die fragilen Gleichgewichte offensichtlich, von denen die finanziellen Möglichkeiten der Haushalte geprägt sind – es braucht nicht viel, damit das Gleichgewicht zusammenbricht und eine ausweglose Situation entsteht, zum Beispiel eine um wenige Wochen längere Arbeitslosigkeit bei Saisonarbeit. Fünftens sind funktionierende soziale, vor allem familiäre Strukturen, besonders gut geeignet, um ausgleichend zu wirken. Und sechstens sei noch einmal abschließend gesagt: Die Niedrigverdienenden stehen in der Mitte der Gesellschaft – vor dem Hintergrund, dass manches leistbar, vieles

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

jedoch außer Reichweite ist und dass es manchmal nur einer unerwarteten Kleinigkeit bedarf, um dieses normale Leben aus den Fugen zu bringen (Buchinger, 2010, S. 178-193).

Subjektive Wahrnehmung der Arbeitssituation von *working poor*

5,9 Prozent der unselbständig Erwerbstätigen sind von Armut gefährdet, das ist eines der Ergebnisse des **Arbeitsklima-Index der Arbeiterkammer Oberösterreich** (siehe Infobox in Kap. 2.2.5). IFES (2010a) kommt damit für die Jahre 2009/2010 auf einen Wert, der rund einen Prozentpunkt unter der von EU-SILC erhobenen Armutsgefährdungsquote der Erwerbstätigen liegt – die Differenz ist jedoch statistisch nicht signifikant. Armut wurde in der Auswertung des Arbeitsklima-Index analog zur EU-SILC-Studie definiert.

Die Daten des Arbeitsklima-Index geben Einblick in verschiedene Aspekte des Arbeitslebens aus der Sicht der Arbeitnehmer und -nehmerinnen. Sie werfen gleichsam nebenbei einzelne Blitzlichter auf das Leben der *working poor* und machen es möglich, Armutsgefährdete und nicht Armutsgefährdete anhand einzelner Aspekte zu vergleichen – und zwar nach Männern und Frauen getrennt. In weiterer Folge soll das Blitzlichthafte aufgegriffen und die Unterschiede punktuell dargestellt werden.

- Drei Viertel der *working poor* empfinden ihre **Einkommensarmut** ganz unmittelbar als solche: Auf ihre Bedürfnisse angesprochen, meinten sie, dass sie mit ihrem Einkommen nicht oder kaum auskämen. Das betrifft Männer etwas weniger als Frauen, was sich insbesondere am Extremwert zeigt: Armutsgefährdete Männer kommen zu 14 Prozent mit dem Geld nicht aus, Frauen zu 21 Prozent. Für das restliche Viertel reicht das Einkommen vollkommen, gut leben kann aber nur eine Handvoll der befragten Armutsgefährdeten. Letzteres ist rund elf Prozent der nicht Armutsgefährdeten möglich. In dieser Gruppe liegt die Grenze zwischen jenen, die genügend Einkommen haben und jenen, die aufs Geld zumindest schauen müssen, bei 50 Prozent. neun Prozent kommen nicht mit dem Geld aus, von den Männern sieben, von den Frauen elf Prozent.

- *Working poor* gehen davon aus, dass sich ihre **Geldknappheit in der Pension fortsetzen wird**: Auch hier sind es rund drei Viertel, die damit rechnen, nicht oder gerade genügend Geld zur Verfügung zu haben. Da 8 Prozent die Frage nicht beantwortet haben, bleiben gerade einmal 15 Prozent, deren Pension ihrer Einschätzung nach vollkommen ausreichen wird. Armutsgefährdete Männer sehen ihre Zukunft in der Pension etwas rosiger als Frauen, wieder ist der Extremwert ausschlaggebend: 23 Prozent der Männer, aber 30 Prozent der Frauen sehen einem Ruhestand entgegen, in dem die Rente nicht ausreichen wird. Pessimistisch blicken übrigens auch die nicht Armutsgefährdeten in die Zukunft: Nur mehr ein Drittel denkt, dass sie mit ihrem Einkommen ein Auslangen finden werden, 57 Prozent gehen davon aus, dass ihre Pension gerade oder nicht reichen wird – wieder haben Männer die bessere Aussichten als Frauen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

- *Working poor* (27%) halten ihren **Arbeitsplatz** für **unsicherer** als nicht Armutsgefährdete (18%), wobei die männlichen Armutsgefährdeten die Arbeitsplatzsicherheit am schlechtesten einschätzen (29%).

- 62 Prozent der *working poor* gaben an, dass sie beim Verlust ihres Arbeitsplatzes nur schwer eine **annehmbare Stelle finden** könnten, bei den nicht Armutsgefährdeten haben 49 Prozent diese Bedenken. Bei den *working poor* sind die Männer skeptischer (65%, Frauen: 59%), bei der Kontrastgruppe die Frauen (51%; Männer: 48%).

- *Working poor* arbeiten deutlich seltener in Betrieben mit **Betriebsrat oder Personalvertretung,** nämlich zu 40 Prozent. Bei den nicht Armutsgefährdeten lautet die Vergleichszahl 52 Prozent, wobei in beiden Gruppen die Männer öfter betriebsrätlich vertreten werden als die Frauen – die Differenz zwischen vertretenen Arbeitnehmern und -nehmerinnen ist bei den *working poor* allerdings noch ein wenig größer.

- In ihrem Beruf fühlen sich männliche *working poor* (im Vergleich zu nicht Armutsgefährdeten, aber auch zu weiblichen *working poor*) **überdurchschnittlich belastet von Unfall und Verletzungsgefahr**, **schlechten Gesundheitsbedingungen am Arbeitsplatz** (wie Staub, Lärm oder Schmutz) und **Zeitdruck** (zur schlechteren Gesundheit von *working poor* vgl. auch Kap. 2.1).

Armutsgefährdete sind in vielerlei Hinsicht **unzufriedener** als nicht Armutsgefährdete. Zusätzlich sind auch Unterschiede in der Zufriedenheit zwischen männlichen und weiblichen *working poor* feststellbar: Männer sind unzufriedener mit ihren Rechten sowie ihrer sozialen Position als Arbeitnehmer, als auch mit dem Leben insgesamt; zufriedener sind sie mit ihrem Einkommen und ihrer sozialen Absicherung.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 8: Armutsgefährdung in Österreich im Überblick

Die Angaben beziehen sich auf das Jahr 2008.

armutsgefährdete Männer	451.000
manifest arme Männer	212.000
Personen im Erwerbsalter	5.050.000
Personen im Erwerbsalter mit Armutsgefährdung	542.000
Armutsgefährdungsquote im Erwerbsalter	**11%**
Arbeitslose Personen (im Erwerbsalter) im Jahresschnitt	248.000
Arbeitslose Personen (im Erwerbsalter) mit Armutsgefährdung	97.000
Armutsgefährdungsquote Arbeitslose	**39%**
Erwerbstätige Personen im Alter von 20 bis 64 Jahren	3.679.000
davon Männer	2.042.000
davon Frauen	1.637.000
erwerbstätige Personen mit Armutsgefährdung (***working poor***)	247.000
davon Männer	132.000
davon Frauen	116.000
Armutsgefährdung bei Erwerbstätigen	**7%**
Männer	**6%**
Frauen	**7%**
Österreichische Staatsbürgerschaft	**6%**
Österreichische Staatsbürgerschaft eingebürgert	**12%**
Nicht-Österreichische Staatsbürgerschaft	**14%**
Nicht-EU/EFTA	**17%**
ganzjährig Vollzeit Beschäftigte	2.609.000
ganzjährig Vollzeit Beschäftigte mit Armutsgefährdung	129.000
Armutsgefährdungsquote der ganzjährig Vollzeitbeschäftigten	**5%**
ganzjährig Teilzeit Beschäftigte	566.000
ganzjährig Teilzeit Beschäftigte mit Armutsgefährdung	52.000
Armutsgefährdungsquote der ganzjährig Teilzeit Beschäftigten	**9%**
unregelmäßig Beschäftigte	491.000
unregelmäßig Beschäftigte mit Armutsgefährdung	75.000
Armutsgefährdungsquote der unregelmäßig Beschäftigten	**15%**
geringfügig Beschäftigte (weniger als 12 Stunden)	118.000
geringfügig Beschäftigte (weniger als 12 Stunden) mit Armutsgefährdung	18.000
Armutsgefährdungsquote der geringfügig Beschäftigten	**15%**
Niedriglohnbeschäftigte	109.000
Niedriglohnbeschäftigte mit Armutsgefährdung	31.000
Armutsgefährdungsquote der Niedriglohnbeschäftigten	**28%**

Quelle: EU-SILC 2008 (BMASK, 2009a, 2009b).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.2.8 LEBENSLANGES LERNEN

Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr – das Sprichwort hat Recht und auch wieder nicht: Recht hat es, weil ein niedriger Schulabschluss tatsächlich in hohem Maße auf die Bereitschaft wirkt, lebenslang zu lernen – und zwar negativ: 74,1 Prozent der österreichischen Universitäts- und Fachschulabsolventen und -absolventinnen, aber nur 18,0 Prozent jener, die als höchsten Abschluss eine Pflichtschule vorzuweisen haben, machten 2006/07 von einem Weiterbildungsangebot Gebrauch. Und Recht hat es auch, weil die Einstellung zum Lernen im Allgemeinen sowie die Motivation, Bildungswünsche auch tatsächlich umzusetzen, in hohem Maße in der Schule geprägt werden. Unrecht hat das Sprichwort andererseits, weil ein großer Anteil der Erwachsenen sehr wohl an Weiter- und Fortbildungen teilnimmt: 2006/07 waren es 44,0 Prozent der 25- bis 64-jährigen Männer und 39,9 Prozent der gleichaltrigen Frauen. Unrecht hat es also auch insofern, als es etwas weniger für Hänschen und Hans als für Gretel und Grete gilt (Statistik Austria 2009e, S. 90).

Begriffsbestimmung

Die Definition für **lebenslanges Lernen** hat die EU bereits im Jahr 2001 festgelegt. Sie umfasst „alles Lernen während des gesamten Lebens“, also keineswegs nur Erwachsenenbildung, und schließt Bildungsaktivitäten mit persönlichen, bürgergesellschaftlichen, sozialen und beschäftigungsbezogenen Zielen ein, konzentriert sich also nicht etwa auf die berufliche Weiterbildung (EU, 2001, S. 9). In diesem Abschnitt des Männerberichts wird der Fokus aber erstens auf den Bildungsmaßnahmen der Erwachsenen (zu Kindern und Jugendlichen siehe Abschnitt I) und zweitens auf der berufsbezogenen Weiterbildung liegen.

Lebenslanges Lernen kann in **formalem Rahmen** wie der Schule oder den Universitäten stattfinden – ein Beispiel wären die 1.033 Senioren und die 909 Seniorinnen, die 2008/09 an einer österreichischen Universität studierten (Statistik Austria 2010e, S. 109) – oder im Rahmen von **nicht-formalen Bildungsangeboten** außerhalb des regulären Schul- und Hochschulsystems, dazu gehören etwa Kurse, Schulungen, Seminare, Workshops oder Vorträge (Lassnigg et al., 2008, S. 24). Ebenfalls zum lebenslangen Lernen wird das so genannte **informelle Lernen** gerechnet. Dazu ist es nicht notwendig, einen Kurs zu besuchen. Informell lernen kann man überall: am Arbeitsplatz, zu Hause, im Freien, im Autobus, denn damit ist zum Beispiel das Lesen von Büchern und Fachzeitschriften, die Nutzung des Computers oder der Austausch mit Freunden und Freundinnen, Kollegen und Kolleginnen oder Familienangehörigen gemeint. Essentiell dabei ist, dass all das nicht nur beiläufig erfolgt, sondern ausdrücklich mit dem Ziel, dabei Wissen zu erweitern und Kenntnisse anzusammeln – kurz: zu lernen (Statistik Austria 2010e, S. 62).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Infobox: Daten zur Erwachsenenbildung

Die Aus- und Weiterbildungsaktivitäten werden in Österreich statistisch erfasst:

- im zuletzt 2007 EU-weit durchgeführten Adult Education Survey (AES). Befragt wurden Personen im Haupterwerbsalter von 25 bis 64 Jahren über ihre Weiter- und Fortbildungsaktivitäten während der letzten zwölf Monate.
- in der vierteljährlich (im Rahmen des Mikrozensus) durchgeführten Arbeitskräfteerhebung. Erfasst werden Personen, die älter als 15 Jahre alt sind, sowie die Kurse und Schulungen, die sie in den letzten vier Wochen vor der Erhebung besucht haben. Im Jahresdurchschnitt ausgewertet liegen die Ergebnisse von 2008 vor.
- im alle fünf Jahre durchgeführten Continuing Vocational Training Survey (CVTS). Die aktuellsten Ergebnisse stammen aus dem Jahr 2005. Befragt werden Unternehmen nach den von ihnen durchgeführten Bildungsmaßnahmen.

Ein von der Arbeiterkammer Wien gefördertes und vom Institut für Höhere Studien durchgeführtes Forschungsprojekt bringt einen zusätzlichen Aspekt in die erhobenen Daten: die zeitliche Entwicklung. Die Daten der Arbeitskräfteerhebungen werden von 2000 bis 2007 zusammenfassend dargestellt (Lassnigg et al., 2008). Im Folgenden wird vor allem auf die Ergebnisse des AES zurückgegriffen.

Schule und lebenslanges Lernen

„**Lernen gibt einem mehr Selbstvertrauen“**, davon zeigten sich 87 Prozent[12] der in der Erwachsenenbildungsstudie AES Befragten überzeugt. „Das Lernen neuer Dinge **macht Spaß**“, meinten 84 Prozent[13] (Statistik Austria 2009e, S. 61f.). Die positive – oder negative – Grundeinstellung zum Lernen und die Motivation, sich weiterzubilden, wird genauso in der Schule begründet wie die Fähigkeit, diese Motivation auch umzusetzen. Für die Bildungspsychologie sind diese beiden Faktoren die wichtigsten in einem Bündel, das darüber bestimmt, wie viele und welche Bildungsangebote Erwachsene suchen und in Anspruch nehmen (Schober et al., 2009, S. 123). Es gibt nur wenige Studien, die Indikatoren für diese beiden Faktoren in den österreichischen Schulen erheben und analysieren. Insgesamt ist die Motivationslage in den Schulen eher mittelmäßig, wobei das Wohlbefinden, die Zufriedenheit mit der eigenen Leistung und die Motivation von der vierten Schulstufe an tendenziell abnehmen, die Lernmüdigkeit und das Desinteresse parallel zunehmen. Die Situation sei diesbezüglich nicht optimal, aber auch nicht durchgehend schlecht, wird im Bildungsbericht 2009 festgehalten (Schober et al., 2009, S. 126ff.). Es gebe in Österreich durchaus Initiativen, die schon in der Schule die Grundlagen für das lebenslange Lernen stärken wollten. „Diese bleiben aber über weite Strecken hinweg unsystematisch und in ihren Zielgrößen heterogen. Viele sind nicht auf ihre Wirksamkeit überprüft (…).“ (Schober et al., 2009, S. 135). Der Bildungsbericht ortet Handlungsbedarf, sowohl was die Forschung als auch was die Bildungspolitik anlangt (Schober et al., 2009, S. 136ff.). In welchem

[12] Summe der beiden Antwortkategorien „stimme voll zu“ (66,8%) und „stimme eher zu“ (20,1%) (Statistik Austria,2009, S. 62).
[13] Summe der beiden Antwortkategorien „stimme voll zu“ (58,9%) und „stimme eher zu“ (24,7%) (Statistik Austria,2009, S. 62).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Maße die Schule hineinspielt, kann nicht gesagt werden; jedenfalls setzten in Österreich im Jahr 2008 13,2 Prozent der erwachsenen Männer und Frauen – jeweils in den vier Wochen vor der Befragung – mindestens eine Bildungsaktivität (Statistik Austria 2010e, S. 60). Damit wurde das Ziel, das sich die Europäische Union für das Jahr 2010 gesetzt hat, nämlich dass mindestens 12,5 Prozent der 25- bis 64-jährigen EU-Europäer und -Europäerinnen am lebenslangen Lernen teilhaben[14], überschritten, die Entwicklung stagniert allerdings seit dem Jahr 2005. Deutlich höhere Anteile erreichen Schweden, Dänemark, Großbritannien, Schweiz und Finnland (Lassnigg et al., 2008, S. 25). Für 2020 hat sich die EU mit 15 Prozent ein neues Ziel gesetzt (EU 2010).

Bildungsabschluss, Erwerbsstatus und lebenslanges Lernen

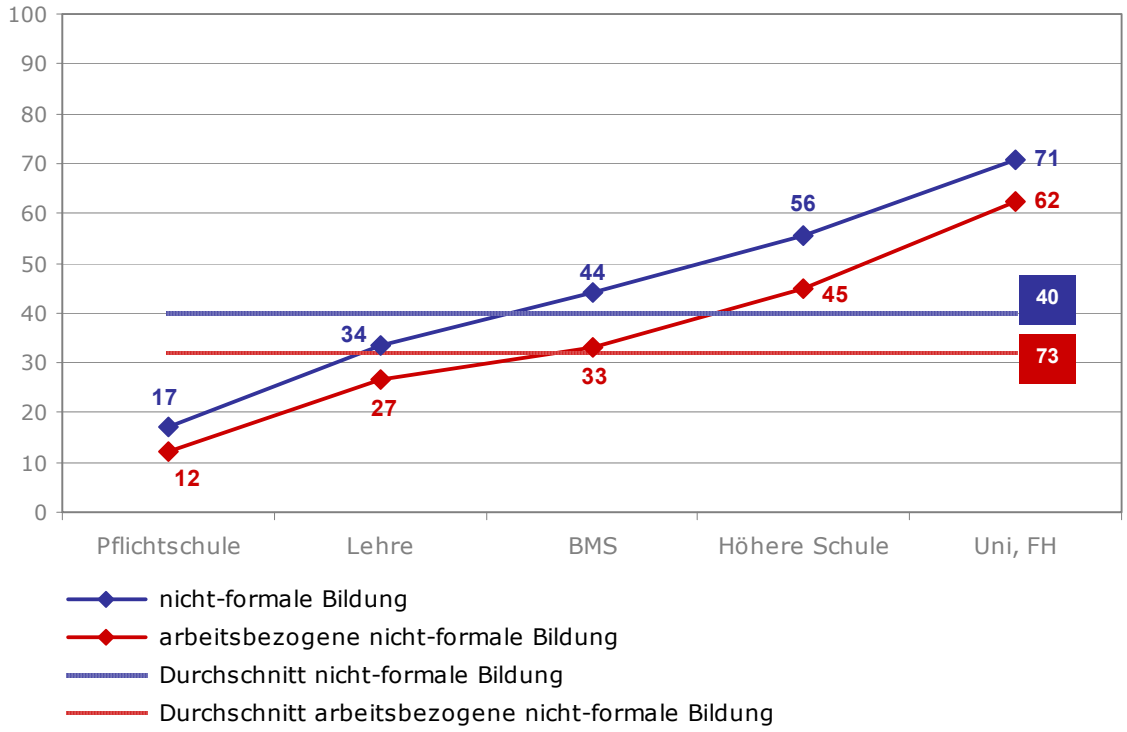
Je nachdem, welchen (formalen) **Bildungsabschluss** die Männer und Frauen in Österreich haben, bilden sie sich in unterschiedlichem Maße weiter. Je niedriger der Abschluss ist, desto geringer ist die Rolle des lebenslangen Lernens, und zwar in durchaus beträchtlichem Ausmaß: Die beiden Extrempunkte sind die Pflichtschulabsolventen und -absolventinnen, die 2006/07 in den letzten zwölf Monaten vor der Befragung zu 18,0 Prozent eine Weiterbildung besuchten (zu 17,2 Prozent eine nicht-formale), und die Akademiker/innen, die dies zu 74,1 Prozent taten (zu 70,6 Prozent im nicht-formalen Bereich). Dazwischen steigen die Anteile der lebenslang Lernenden je nach Bildungsabschluss kontinuierlich an (Statistik Austria 2009e, S. 29f.). Bei Bildungsaktivitäten, die sich auf den Beruf beziehen, verläuft die Kurve parallel auf etwas niedrigerem Niveau (Statistik Austria 2009e, S. 37). Ein Regressionsmodell, das die Einflussfaktoren auf die Weiterbildung bewertet, brachte zu Tage, dass die höchste abgeschlossene Bildung von allen Faktoren deutlich am stärksten auf die Weiterbildungsbeteiligung wirkt: „Personen mit einem Abschluss einer Universität, Fachhochschule oder hochschulverwandten Ausbildung hatten eine 9,48-mal so hohe Chance, an nicht-formaler Bildung teilzunehmen, als Personen mit bloßem Pflichtschulabschluss“ (Statistik Austria 2009e, S. 35). Grafik 11 zeigt einerseits, dass die berufsbezogene Weiterbildung immer den weitaus größten Anteil einnimmt und für die Steigerung je nach Bildungsabschluss verantwortlich ist, und andererseits, dass der Anteil der nicht-beruflichen Weiterbildung sich von Bildungsabschluss zu Bildungsabschluss vergleichsweise wenig unterscheidet.

[14] Beschluss des europäischen Rates vom 22. Juli 2003 über die Leitlinien für beschäftigungspolitische Maßnahmen der Mitgliedsstaaten.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 11: Nicht-formale Weiterbildung

Nicht-formale Weiterbildung gesamt und auf die Arbeit bezogen: Beteiligung der 25- bis 64-Jährigen (in Prozent) nach höchstem Bildungsabschluss: 2006/07.
Anteile in Prozent.



Quelle: Statistik Austria 2009e, S. 29 u. 37.

Großen Einfluss auf die Inanspruchnahme von nicht-formalen Bildungsangeboten hat auch der **Erwerbsstatus**: 47,1 Prozent der Erwerbspersonen, 37,5 Prozent der Arbeitslosen, aber nur 19,4 Prozent der Nicht-Erwerbspersonen (einschließlich Elternkarenzzeit) bildeten sich 2006/07 weiter (Statistik Austria 2009e, S. 29). Laut Regressionsmodell haben Erwerbstätige und Arbeitslose eine dreimal höhere Chance auf Teilnahme als Nicht-Erwerbspersonen. Hier spielt das Geschlecht insofern eine Rolle, als die Männer nur ein Viertel der Nicht-Erwerbspersonen stellen (Statistik Austria 2009e, S. 35; Statistik Austria 2010a, S. 64).

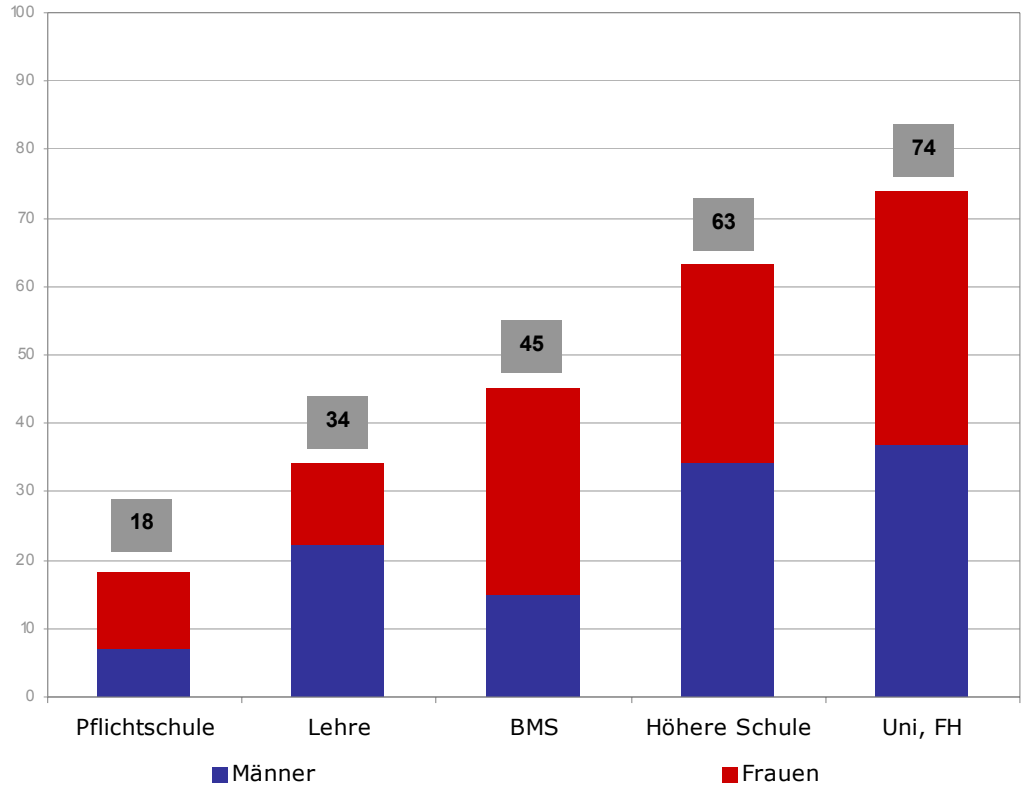
Der Erwerbsstatus erklärt wohl auch zum Teil, warum die Weiterbildungsaktivitäten unter den **Pflichtschulabsolventen und -absolventinnen** so niedrig sind, denn bei ihnen ist der Anteil der Nicht-Erwerbspersonen besonders hoch: Die Erwerbsquote der 25- bis 64-jährigen Männer mit Pflichtschulabschluss betrug 2008 61,9 Prozent, jene der Frauen 49,5 Prozent (Statistik Austria 2010c; vgl. auch Kap. 2.2.2). Da es absolut und relativ weit weniger Pflichtschulabsolventen als -absolventinnen gibt – nur 35,8 Prozent sind Männer –, befinden sich unter den stärksten Weiterbildungsverweigerern wohl überdurchschnittlich viele Frauen (Statistik Austria 2010b, S. 351). Auch die Personen mit **Lehrabschluss** bilden sich unterdurchschnittlich oft

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

weiter. Ihre Erwerbsquoten liegen aber mit 85,6 Prozent bei den Männern und 73,9 Prozent bei den Frauen viel höher (Statistik Austria 2010c). Hier scheint also der Erwerbsstatus eine geringere Rolle zu spielen. Unter den Absolventen und Absolventinnen einer Lehre bilden die Männer mit 62,6 Prozent die deutliche Mehrheit (Statistik Austria 2010b, S. 351). Daraus kann geschlossen werden, dass die größte Gruppe, die trotz Erwerbstätigkeit vergleichsweise bildungsabstinent bleibt, männlich dominiert ist. Diese Überlegungen über das **Zusammenspiel von Bildungsabschluss, Erwerbsbeteiligung, Weiterbildungsaktivität und Geschlecht** finden in den Ergebnissen der Erwachsenenbildungstudie AES eine Bestätigung, wie Grafik 12 zeigt.

Grafik 12: Formale / nicht-formale Weiterbildung nach Bildungsabschluss

Formale und/oder nicht-formale Weiterbildungsquoten nach höchstem Bildungsabschluss: Zusammensetzung nach Geschlecht: 2006/07.
Anteile in Prozent.



Quelle: Statistik Austria 2009e, S. 90; eigene Berechnungen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Erwerbstätige: Männer, Frauen und lebenslanges Lernen

Was **Weiterbildungen anlangt, die mit der Arbeit in Zusammenhang stehen**, gibt es auf den ersten Blick keine geschlechtsspezifischen Unterschiede: 41,3 Prozent der erwerbstätigen Männer und 41,0 Prozent der Frauen besuchten 2006/07 arbeitsbezogene (nicht-formale) Bildungsmaßnahmen (Statistik Austria 2009e, S. 232). Das Regressionsmodell ergab, dass Frauen mit gleicher Bildung und gleichem Erwerbsstatus etwas häufiger an nicht-formaler Bildung teilnehmen (Statistik Austria 2009e, S. 35). Deutliche Unterschiede zeigen sich andererseits beim Zeitaufwand: Während die Männer 2006/07 im Durchschnitt insgesamt 36 Stunden (Median) für beruflich motivierte Bildung aufwandten, waren es bei den Frauen nur 28 Stunden[15] (Statistik Austria 2009e, S. 250).

Die **Motive**, die **erwerbstätige Männer und Frauen** zur beruflichen Weiterbildung bringen, unterscheiden sich kaum. Es lässt sich eine ganz leichte Vorliebe der Männer für zielgerichteteres, enger auf den Beruf bezogenes Lernen erkennen: 73,6 Prozent der im AES befragten erwerbstätigen Männer bildeten sich zum Beispiel weiter, um den Beruf besser ausüben zu können bzw. die Karriereaussichten zu verbessern, von den Frauen gaben dies 69,0 Prozent an. Dafür besuchten 10,8 Prozent der Frauen eine berufsbezogene Weiterbildung, um Leute kennen zu lernen oder aus Spaß; bei den Männern taten dies 9,9 Prozent (Statistik Austria 2009e, S. 228f.). Die befragten erwerbstätigen Männer berichteten außerdem öfter, dass die Weiterbildung für den Beruf notwendig gewesen sei (Männer: 59,2%; Frauen: 53,0%) (Statistik Austria 2009e, S. 238f.). Zwar spielen bei Männern und Frauen berufliche Gründe für das lebenslange Lernen eine ungleich größere Rolle als private, aber Frauen lassen dem Privaten etwas mehr Platz: Die (nicht-formalen) Bildungsaktivitäten der erwerbstätigen Männer lassen sich zu 84,9 Prozent vor allem auf berufliche Gründe zurückführen, jene der Frauen zu 77,3 Prozent; die Vergleichszahlen für private Gründe lauten 11,1 bzw. 19,3 Prozent (Statistik Austria 2009e, S. 226).

Das Ausmaß und die Art des lebenslangen Lernens wird wohl auch von den wesentlich besseren **(betrieblichen) Rahmenbedingungen** beeinflusst, die erwerbstätige Männer bei ihren beruflichen Bildungsaktivitäten vorzufinden scheinen. Bei ihnen fällt die (nicht-formale) Weiterbildung deutlich öfter ausschließlich in die Arbeitszeit als bei den Frauen (Männer: 68,2%; Frauen: 54,8%) (Statistik Austria 2009e, S. 71). Die Kurs-, Einschreib- und Prüfungsgebühren werden bei drei Viertel der erwerbstätigen Männer, aber nicht einmal zwei Drittel der Frauen zur Gänze vom Arbeitgeber übernommen (Männer: 75,0%; Frauen: 64,8%) (Statistik Austria 2009e, S. 72). Insgesamt finden rund 70 Prozent der beruflich motivierten Weiterbildungen der Männer nur oder hauptsächlich in der bezahlten Arbeitszeit statt und werden vom Arbeitgeber ganz oder

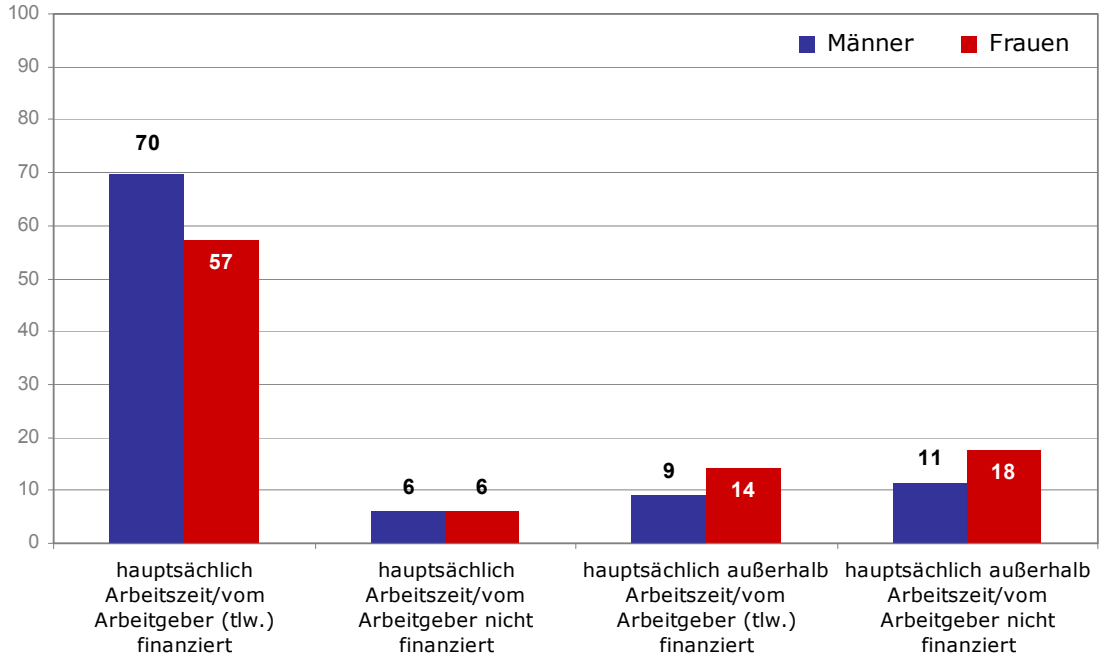
[15] Mittelwerte – Männer: 74,6 Stunden; Frauen: 67 Stunden (Statistik Austria, 2009a, S. 250).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

teilweise finanziert, für rund elf Prozent der Maßnahmen der Männer trifft weder das eine noch das andere zu. Damit haben die Männer deutliche Vorteile gegenüber den Frauen, die ihre Bildungsmaßnahmen zu rund 18 Prozent nur oder hauptsächlich in der Freizeit absolvieren und gleichzeitig selbst finanzieren. Die Vorzüge der bezahlten Arbeitszeit und der Finanzierung erhielten die Frauen bei rund 57 Prozent ihrer Bildungsaktivitäten (Statistik Austria 2009e, S. 244).

Grafik 13: Bildungsaktivitäten der Erwerbstätigen

Beruflich motivierte (nicht-formale) Bildungsaktivitäten der Erwerbstätigen: Arbeitszeit und Finanzierung nach Geschlecht: 2006/07.
Anteile in Prozent.



Quelle: Statistik Austria 2009e, S. 244.

Die logische Folge ist, dass die durchschnittlichen privaten Ausgaben für berufliche Weiterbildung bei den Männern niedriger sind, und zwar um durchschnittlich 41 Euro in den zwölf Monaten des Untersuchungszeitraums 2006/2007 (Männer: 178,26 Euro; Frauen 219,22 Euro) (Statistik Austria 2009e, S. 248). Dazu passt, dass Männer bei all ihren Bildungsmaßnahmen deut-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

lich öfter Angebote in Anspruch nahmen, die vom eigenen arbeitgebenden Unternehmen[16] (Männer: 36,7%, Frauen: 33,9%) oder einem kommerziellen Anbieter mit anderem Tätigkeitsschwerpunkt als Aus- und Weiterbildung – gemeint sind damit zum Beispiel Herstellerfirmen, Lieferanten oder Muttergesellschaften (Männer: 18,5%; Frauen: 11,0%) – gemacht werden. Bei allen anderen Bildungsanbietern sind die Frauen in der Überzahl (Statistik Austria 2009e, S. 256f.).

Obwohl die Männer vergleichsweise öfter die Gelegenheit erhalten, sich in der Arbeitszeit weiterzubilden, nannten jene, die in den zwölf Monaten vor der Befragung an mehr Weiterbildungen teilnehmen wollten, als ihnen möglich war, doch die Unvereinbarkeit mit ihren Arbeitszeiten öfter als **Grund für** ihre **Bildungsabstinenz** als die Frauen. Frauen brachten hingegen öfter finanzielle Gründe – was angesichts ihres im Schnitt geringeren Einkommens wenig verwundert – sowie die Unvereinbarkeit mit familiären Pflichten vor (Statistik Austria 2009e, S. 260f.).

Beim Weiterbildungsverhalten der Erwachsenen und bei ihren Gründen, teilzunehmen oder sich zu verweigern, kommen **traditionelle Rollenbilder** – Männer als „Berufsmenschen", Frauen als „Privatmenschen" – immer wieder zum Vorschein, die Daten weisen aber auch darauf hin, dass von Seiten der arbeitgebenden Unternehmen diese Rollenbilder noch unterstützt werden, hauptsächlich dadurch, dass Männer ihre Fortbildung vielfach während der Arbeitszeit absolvieren können und sie ihnen auch finanziert wird. Frauen aber, die mehrheitlich mit den größeren Vereinbarkeitsproblemen konfrontiert sind (siehe Kap. 3.2 zur Vereinbarkeit), erhalten diese Gelegenheit seltener bzw. nutzen sie auch seltener. Letzteres könnte zum Beispiel damit zusammenhängen, dass sie wegen ihrer familiären Betreuungspflichten geblockte Veranstaltungen, bei denen sie vielleicht auch noch zusätzlich wegfahren müssten, schwerer in Anspruch nehmen können – und dies, wie die Zahlen zeigen, auch tatsächlich weniger häufig machen[17].

[16] Laut CVTS3 boten 2005 81 Prozent der österreichischen Unternehmen Bildungsmaßnahmen an (Statistik Austria, 2010a, S. 62).

[17] Unter allen befragten Männern (also nicht nur den erwerbstätigen) ist der Anteil jener, die in den letzten zwölf Monaten vor der Befragung eine nicht-formale Weiterbildung besucht haben, laut AES **etwas höher** als unter den Frauen (Männer: 41,8 %; Frauen: 37,8 %) (Statistik Austria, 2009a, S. 29). Laut Mikrozensus sieht das Geschlechterverhältnis jedoch umgekehrt aus: In allen Altersgruppen lagen die Teilnahmequoten der Frauen in den untersuchten vier Wochen vor der Erhebung über jenen der Männer (Statistik Austria, 2010a, S. 60ff.). Diese auf den ersten Blick widersprüchlichen Ergebnisse erklären sich vor allem mit dem unterschiedlich langen Erhebungszeitraum und deuten laut Statistik Austria und einer Studie des Instituts für Höhere Studien darauf hin, dass Frauen eher über längere Zeit, also mehrere Wochen verteilte Veranstaltungen besuchen, während **Männer auf wenige Tage oder Wochen konzentrierte Weiterbildungen bevorzugen**. Die Wahrscheinlichkeit, dass die langen Kurse oder Schulungen der Frauen in den relativ kurzen Zeitraum von vier Wochen fallen, ist also schlichtweg größer. Gestärkt werde diese Lesart durch die Tatsache, dass Frauen und Männer im Jahresdurchschnitt gleich viele Weiterbildungsaktivitäten absolvieren (Statistik Austria, 2010a, S. 64; Lassnigg et al., 2008, S. 30).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

LITERATUR

Arbeiterkammer Oberösterreich (2009). Freie Dienstnehmerinnen und Dienstnehmer. Informationsblatt der Kammer für Arbeiter und Angestellte für Oberösterreich, ZL.-Nr.: GZ 02Z033 937 M. Linz: AK OÖ (Nr. 313/2009).

Arbeiterkammer Oberösterreich (2009a). Arbeitsklima und Arbeitnehmerpolitik. Schriftenreihe Österreichischer Arbeitsklima Index (1). Austrian Working Climate Index. Linz: AK OÖ (Nr. 149/2009).

Arbeiterkammer Österreich (2010). Wirtschafts- und Sozialstatistisches Taschenbuch 2010. Wien: Bundeskammer für Arbeiter und Angestellte.

Beham, M. & Haller, R. (2005). Work-Life-Balance – Wie bringen Österreichs Familien Beruf und Familie in Einklang? In Schulz, W., Haller, M. & Grausgruber, A. (Hrsg.). Österreich zur Jahrhundertwende. Gesellschaftliche Werthaltungen und Lebensqualität 1986 – 2004. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

BKA – Bundeskanzleramt Österreich (2010). Frauenbericht 2010. Bericht betreffend die Situation von Frauen in Österreich im Zeitraum von 1998 bis 2008. Wien: Bundesministerin für Frauen und Öffentlichen Dienst im Bundeskanzleramt Österreich.

Böheim, R., Himpele, K., Lutz, H., Mahringer, H. & Zulehner, C. (2010). Lohnunterschiede zwischen Frauen und Männern in Österreich: Ergebnisse für 2007. Präsentation des OeNB Jubiläumsfondsprojekts # 12975. Wien.
[URL: http://homepage.univie.ac.at/christine.zulehner/wifo-extern-280610.pdf, 05.12.2010].

Buchinger, B. (2010). „In der Mitte der Gesellschaft“. Zur sozialen Lage und Armutsgefährdung von niedrigverdienenden Beschäftigten im Bundesland Salzburg. Eine handlungsorientierte Studie. Salzburg: Kammer für Arbeiter und Angestellte für Salzburg.

Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMASK) (2009a). Armutsgefährdung in Österreich. EU-SILC 2008, Eingliederungsindikatoren. Wien: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz.

Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMASK) (2009b). Einkommen, Armut und Lebensbedingungen, Tabellenband, Ergebnisse aus EU-SILC 2008, Wien: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz.

Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMASK) (2009c). Gewerbliche Arbeitskräfteüberlassung in Österreich im Jahr 2009, Wien: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz.

Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMASK) (2010). Gewerbliche Arbeitskräfteüberlassung in Österreich im Jahr 2010, Wien: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz.

Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit (BMWA) (2005): Arbeitskräfteüberlassungsgesetz. Statistische Auswertungen der Stichtagserhebung vom 31. Juli 2005 für Österreich, Wien.

Dawid, E. / Heitzmann K. (2006). Leistungen der NROs in der Armutsbekämpfung. Studie zur Bestandsaufnahme der Leistungen sozialer Dienste in der Vermeidung und Bekämpfung von Armut in Österreich, Wien: Institut für Sozialpolitik, WU Wien (Forschungsbericht 03/2006).

Europäische Kommission (2001). Mitteilung der Kommission: Einen europäischen Raum des lebenslangen Lernens schaffen. Brüssel: EU.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Europäische Kommission (2003). Arbeitsdokument der Kommissionsdienststellen – Geschlechtsspezifische Verdienstunterschiede auf den europäischen Arbeitsmärkten – Messung, Analysen und Implikationen für die Politik (SEK(2003) 937). Brüssel: Europäische Kommission.

Europäische Kommission (2006). Mitteilung der Kommission an den Rat, das Europäische Parlament, den Europäischen Wirtschafts- und Sozialausschuss und den Ausschuss der Regionen – Ein Fahrplan für die Gleichstellung von Frauen und Männern (KOM(2006) 77). Brüssel: Europäische Kommission.

Europäische Kommission (2006a). The Gender pay gap – Origins and policy response. A comparative review of 30 European countries. Brüssel: Europäische Kommission.

Europäische Kommission (2007). Mitteilung der Kommission an den Rat, das Europäische Parlament, den Europäischen Wirtschafts- und Sozailausschuss und den Ausschuss der Regionen – Bekämpfung des geschlechtsspezifischen Lohngefälles (KOM(2007) 424). Brüssel: Europäische Kommission.

Europäische Kommission (2009). Bericht der Kommission an den Rat, das Europäische Parlament, den Europäischen Wirtschafts- und Sozialausschuss und den Ausschuss der Regionen – zur Gleichstellung von Frauen und Männern – 2009 (KOM(2009) 165). Brüssel: Europäische Kommission.

Europäische Kommission (2010). Allgemeine & berufliche Bildung: Lebenslanges Lernen: Strategischer Rahmen allgemeine und berufliche Bildung.
[URL: http://ec.europa.eu/education/ lifelong-learning-policy/doc28_de.htm].

Fink, M. (2009). Erwerbslosigkeit, Prekarität (*Working Poor*) und Soziale Ungleichheit/Armut. In: Dimmel, N. / Heitzmann, K. / Schenk, M. (Hg.). Handbuch Armut in Österreich, Wien / Innsbruck / Bozen: Studienverlag, S. 198-210.

Fischer, S.M. & Kotai-Szarka, K. (2005). Vereinbarkeit von Familie und Beruf unter besonderer Berücksichtigung männerspezifischer Bedürfnisse aus der Sicht der Arbeitgeber (Unternehmer, Manager) und Arbeitnehmer (Mitarbeiter). Im Auftrag der Männerpolitischen Grundsatzabteilung des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz. Wien: BMSGK.

Guger, A. / Marterbauer, M. (2009). Die Verteilung von Vermögen in Österreich. In: Dimmel, N. / Heitzmann, K. / Schenk, M. (Hg.). Handbuch Armut in Österreich, Wien / Innsbruck / Bozen: Studienverlag, S. 44-66.

Halmer, S. / Hauenschild, B. / Höferl, A. (2008). Armut in Kärnten und Tirol. Eine vergleichende Studie. In: Knapp, G. / Pichler, H. (Hg.). Armut, Gesellschaft und Soziale Arbeit. Perspektiven gegen Armut und soziale Ausgrenzung in Österreich, Klagenfurt / Ljubljana / Wien: Hermagoras/Mohorjeva, S. 255-279.

Hofinger, C. & Michenthaler, G. (1998). Der Arbeitsklima-Index: ein mikrobasiertes Meßinstrument für die Entwicklung der Arbeitswelt. Diskurs Sozial, 1/98, S. 17-38.

Hofinger, C., Kien, C., Michenthaler, G. & Raml, R. (2009). Zwölf Jahre Österreichischer Arbeitsklima-Index. Erkenntnisse und Ausblick.
[URL: http://www.slideshare.net/norram/hofinger-kien-michenthaler-raml-arbeitsklima-index; 20.09.2009].

IFES (2010a). Der Österreichische Arbeitsklima-Index. Im Auftrag der Arbeiterkammer Oberösterreich. Ergebnisse im Zeitverlauf seit 1997 und Wissenschaftliche Grundlagen. Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 214000096.

IFES (2010b). Quartalsweise Mehrthemenumfrage im Umfang von je 2.000 Personen. Persönliche Interviews an der Haushaltsadresse auf Basis einer mehrfach geschichteten Zufallsauswahl. Auswertungszeitraum: 2008 bis 2. Quartal 2010. Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 98999.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Internationales Arbeitsamt (IAA) (2009). Länderprofil Menschenwürdige Arbeit in Österreich, Genf. [URL: http://www.wifo.ac.at/wwa/servlet/wwa.upload.DownloadServlet/bdoc/ S_ 2009_MENSCHENWUERDIGE_ARBEIT_37262$.PDF; 16.04.2010].

Kapella, O. & Rille-Pfeiffer, C. (2007). Einstellungen und Werthaltungen zu Themen der Vereinbarkeit von Familie und Erwerb. Deskriptive Ergebnisse einer Einstellungs- und Wertestudie zu Mutter- und Vaterrolle, Kinderbetreuung und Erwerbstätigkeit der Frau. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung der Universität Wien.

Lassnigg, L., Vogtenhuber, S. & Kirchtag, R. (2008): Lebenslanges Lernen in Österreich. Ausgaben und Entwicklung der Beteiligungsstruktur (Projektbericht). Wien: Institut für Höhere Studien.

OECD – Organisation for Economic Cooperation and Development (2007). Babies and Bosses. Reconciling Work and Family Life. Paris: OECD.

Österreichische Gesellschaft für Politikberatung und Politikentwicklung (ÖGPP) (2008): 2. Armuts- und Reichtumsbericht für Österreich, Wien: ÖGPP.

Pichler, H. (2008). Armut trotz Erwerbsarbeit. Fragmente zu einem sozialen Fragezeichen. In: Knapp, G. / Pichler, H. (Hg.). Armut, Gesellschaft und Soziale Arbeit. Perspektiven gegen Armut und soziale Ausgrenzung in Österreich, Klagenfurt / Ljubljana / Wien: Hermagoras/Mohorjeva, S. 355-384.

Raml, R. (2010). Gesundheitliche Ungleichheit bei Arbeitnehmer/innen. Ergebnisse aus dem Österreichischen Arbeitsgesundheitsmonitor. Vortrag auf der Tagung „(Un)gleich? Gesundheitsförderung und Prävention“ am 10. Juni in Linz.

Rechnungshof (2008). Bericht des Rechnungshofes über die durchschnittlichen Einkommen der gesamten Bevölkerung gemäß Art. 1 § 8 Abs. 4 des Bezügebegrenzungsgesetzes, BGBl. I Nr. 64/1997, getrennt nach Branchen, Berufsgruppen und Funktionen für die Jahre 2006 und 2007 („Allgemeiner Einkommensbericht 2008“). Wien: Rechnungshof (GZ 105.500/632-S4-3/08).

Schober, B., Finsterwald, M., Wagner, P. & Spiel, C. (2009). Lebenslanges Lernen als Herausforderung der Wissensgesellschaft: Die Schule als Ort der Förderung von Bildungsmotivation und selbstreguliertem Lernen. In: Specht, W. (Hg.). Nationaler Bildungsbericht Österreich 2009, Band 2, Fokussierte Analysen bildungspolitischer Schwerpunktthemen. Graz: Leykam, S. 121-139.

STATISTIK AUSTRIA (2009). Einkommen, Armut und Lebensbedingungen. Ergebnisse aus EU-SILC 2007: Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2009a). Arbeitskräfteerhebung 2008. Ergebnisse des Mikrozensus. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2009b). Verdienststrukturerhebung. Struktur und Verteilung der Verdienste in Österreich. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2009c). Bruttojahreseinkommen der unselbständig Erwerbstätigen 1997 bis 2008. [URL: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/soziales/personen-einkommen /jaehrliche_personen_einkommen/index.html, 29.06.2010].

STATISTIK AUSTRIA (2009d). Statistisches Jahrbuch Österreichs 2010. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2009e). Erwachsenenbildung. Ergebnisse des Adult Education Survey (AES). Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2009f). Arbeits- und Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten in Österreich. Modul der Arbeitskräfteerhebung 2008. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2010). Arbeitsmarktstatistik. Jahresergebnisse 2009. Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung. Schnellbericht 5.8. Wien: Verlag Österreich GmbH.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

STATISTIK AUSTRIA (2010a): Bildung in Zahlen 2008/09. Schlüsselindikatoren und Analysen. Wien: Statistik Austria.

STATISTIK AUSTRIA (2010b). Bildung in Zahlen 2008/09. Tabellenband. Wien: Statistik Austria.

STATISTIK AUSTRIA (2010c). Erwerbsquoten für Frauen und Männer. [URL: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/arbeitsmarkt/erwerbsstatus/erwerbspersonen/030559.html und http://www.statistik.at/web_de/statistiken/arbeitsmarkt/erwerbsstatus/erwerbspersonen/030558.html.]

STATISTIK AUSTRIA (2010d). Arbeitskräfteerhebung 2009. Ergebnisse des Mikrozensus. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2011). Arbeitsmarktstatistik. Jahresergebnisse 2010. Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung. Schnellbericht 5.8. Wien: Verlag Österreich GmbH.

Wroblewski, A. (2001). Leiharbeit in Österreich. Übergangslösung oder Sackgasse? Reihe Soziologie (48). Wien: Institut für Höhere Studien.

Artikel in Zeitungen und Online-Medien

- „Krise trifft Männer stärker als Frauen“, Die Presse vom 24.08.2009
  Jobs gehen derzeit vor allem in der Industrie verloren. Die Zahl der beschäftigten Männer sinkt stärker als jene der Frauen. Die Krise dürfte den Aufholprozess der Frauen dennoch nicht beschleunigen, glauben Experten.
- „Die Weiberwirtschaft“, Die ZEIT vom 27.07.2009
  Männer verlieren ihre Jobs, Frauen kommen voran – in dieser Krise schneller denn je.
- „Männer in der Wirtschaftskrise Herren am Herd“, Die Süddeutsche vom 30.06.2009
  Der Mann, das bedrohte Geschlecht: Die Wirtschaftskrise, so heißt es, sei eine reine Männerkrise. Fällt jetzt die letzte Bastion des männlichen Erfolgs - der lukrative Vollzeitjob?
- „Juni Bilanz: Hoher Rückgang bei der Arbeitslosigkeit“, Der Standard vom 01.07.2010
  Der Juni hat eine deutliche Entspannung auf dem Arbeitsmarkt gebracht. Trotzdem ist keine Entwarnung angesagt.

Sonstige Quellen (Pressekonferenz)

- „Neue Auswertung des Arbeitsklima-Index: Immer weniger Arbeitnehmer mit dem Einkommen zufrieden.“ Untertitel: „Einkommen reicht oft nicht aus. Wenig Optimismus für die wirtschaftliche Zukunft.“ Pressekonferenz der Arbeiterkammer Oberösterreich am 10.09.2010.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Interviewte Experten und Expertinnen

- Mag.[a] Nadja Lamei ist Soziologin, arbeitet bei Statistik Austria und beschäftigt sich schwerpunktmäßig mit den Bereichen Sozialstatistik, Einkommen, Armut und Lebensbedingungen.
- Mag.[a] Ursula Till-Tentschert ist Soziologin und untersucht in ihrem seit 2006 laufenden Forschungsprojekt Armut und Deprivation in Österreich, was Armut in einem reichen Land wie Österreich bedeutet.
- Univ.-Prof. Dr. Herbert Janig, Professor am Institut für Psychologie an der Universität Klagenfurt.

GRAFIKEN

Grafik 1: Teilzeitquoten im Zeitverlauf 204
Grafik 2: Beschäftigungsausmaß 205
Grafik 3: Berufshauptgruppen nach ISCO 212
Grafik 4: Berufliche Stellung 213
Grafik 5: Höchste abgeschlossene Schulbildung der Erwerbstätigen 214
Grafik 6: Branchen 218
Grafik 7: Entwicklung der Indikatoren des Arbeitsklima-Index 221
Grafik 8: Erklärung geschlechtsspezifischer Einkommensunterschiede 229
Grafik 9: Entwicklung des Einkommens unselbständig Erwerbstätiger 230
Grafik 10: Einkommen nach arbeitsrechtlicher Stellung 232
Grafik 11: Nicht-formale Weiterbildung 250
Grafik 12: Formale / nicht-formale Weiterbildung nach Bildungsabschluss 251
Grafik 13: Bildungsaktivitäten der Erwerbstätigen 253

TABELLEN

Tabelle 1: Arbeitslosigkeit nach internationaler Definition im Zeitverlauf 206
Tabelle 2: Arbeitsrechtliche Stellung im Zeitverlauf 210
Tabelle 3: Berufliche Position nach Bildungsniveau 215
Tabelle 4: Entwicklung der Wirtschaftssektoren 216
Tabelle 5: Einkommen nach Berufsgruppen 233
Tabelle 6: Einkommen nach Funktionen und sozialrechtlicher Stellung 234
Tabelle 7: Einkommen nach Branchen 235
Tabelle 8: Armutsgefährdung in Österreich im Überblick 246

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.3 MÄNNER IN FRAUENTYPISCHEN BERUFEN

INHALTSVERZEICHNIS

2.3 Männer in frauentypischen Berufen 261
2.3.1 Die wichtigsten Erkenntnisse 262
2.3.2 Aus männertypisch wird frauentypisch – und umgekehrt? 264
2.3.3 Männer im Kindergarten – Männer in den Kindergarten! 269
2.3.4 Boys' Day – Burschen in Sozialberufen 276
Literatur 278
Tabellen 279

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.3.1 Die wichtigsten Erkenntnisse

90 Prozent der österreichischen Volksschullehrer/innen, 70 Prozent der Hauptschullehrer/innen und mehr als 60 Prozent der AHS-Lehrer/innen sind Frauen. Wer Kinder unterrichtet, übt also einen frauentypischen Beruf aus, dies zeigen die Daten für das Schuljahr 2008/2009 ganz eindeutig. Über die Hälfte der Volkschullehrer/innen, etwas weniger als 60 Prozent der Hauptschullehrer/innen und nahezu zwei Drittel der AHS-Lehrer/innen waren Männer: im Schuljahr 1950/51 (Statistik Austria, 2010b). Binnen 60 Jahren vollzog sich eine Entwicklung, die aus einem eher männertypischen einen eindeutig frauentypischen Beruf machte. Es ist also keineswegs konstant, was in der Arbeitswelt als typisch weibliche oder typisch männliche Tätigkeit angesehen wird. Das folgende Kapitel zeigt am Beispiel von Bildungs- und Gesundheitsberufen auf, wie derartige Veränderungen verlaufen können. Der eigentliche Schwerpunkt liegt aber bei der Präsentation eines Forschungsprojekts der Universität Innsbruck, das einen Beruf ins Zentrum stellte, der tatsächlich traditionell seit seiner Entstehung immer weiblich war: jenen der Kindergärtner/innen.[1]

Zum Abschluss des Kapitels wird der Boys' Day vorgestellt, eine Initiative der Männerpolitischen Grundsatzabteilung des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMASK), der bei Burschen Interesse für Berufe wecken soll, die überwiegend von Frauen gewählt werden. Männer, die einen frauentypischen Beruf erlernen oder ausüben, stehen genauso im Scheinwerferlicht wie Frauen in Männerberufen; dies zeigt sich international in Forschungsarbeiten etwa über Volksschullehrer und Kindergartenpädagogen. Dabei scheint sich das Interesse so auf „Männlichkeit" zu konzentrieren, dass andere Aspekte zumeist überdeckt werden. Es wird vielfach nicht gefragt: Ist dies ein guter Lehrer, ein guter Kindergärtner?, sondern: Ist dies ein guter männlicher Lehrer, ein guter männlicher Kindergärtner? Darüber, was das spezifisch Männliche sein könnte, scheinen sich aber sowohl die betroffenen Männer selbst als auch die vorwiegend weibliche Kollegenschaft alles andere als sicher zu sein. Orientierungshilfe bieten allzu häufig die klassischen Rollenbilder: Männer kümmern sich um die „schlimmen" Kinder, Frauen trösten die traurigen; Männer spielen im Freien, Frauen in Innenräumen. Zumindest teilweise werden Geschlechtsstereotype auf diese Weise bewahrt – und an die Kinder weitergegeben. Entwicklungen, die die Geschlechterrollen aufgebrochen haben und die Frage nach dem Geschlecht, die jene nach der individuellen Begabung, Qualifikation, Motivation etc. zurückstehen ließ, scheinen zu wenig rezipiert zu werden. Dass es verschiedenste Typen von Männern (und Frauen) mit unterschiedlichsten Interessen gibt, kommt in der Diskussion um Frauen- und Männerberufe tendenziell ebenso zu kurz wie die Frage, ob nicht die Ausbildung und der Beruf insgesamt attraktiver gestaltet werden müssten, um die besten und unterschiedlichen Männer (und Frauen) zum Beispiel für die Volksschule und den Kindergarten zu

[1] Näheres zu diesem Forschungsprojekt ist unter http://www.uibk.ac.at/ezwi/elementar/ abrufbar.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

gewinnen, damit die Kinder nicht nur die bestmögliche Betreuung, sondern auch einen breiten Fächer von männlichen (und weiblichen) Identifikationsfiguren erhalten (Friis, 2006, S. 11f.). So sinnvoll Initiativen wie der Boys' Day sind, so wichtig erscheint es also auch, die „Geschlechterbrille" regelmäßig abzunehmen.

Aus den dargestellten Fakten und Ergebnissen lassen sich folgende Handlungsempfehlungen ableiten:

- Es bestehen zahlreiche Vorurteile gegenüber Männern in frauentypischen Berufen. Dies gilt insbesondere für Männer, die mit kleineren Kindern arbeiten wie Kindergartenpädagogen und Volksschullehrer. Als besondere Barriere dürfte sich erweisen, dass diese Tätigkeiten allzu häufig als unmännlich und „schwul" gelten oder sogar mit Pädosexualität konnotiert werden. Jene, die eine entsprechende Berufswahl in Erwägung ziehen, fürchten die Zuschreibungen der anderen. Solchen Vorurteilen kann nur mit gezielten Kampagnen und Rollenvorbildern begegnet werden. Wünschenswert wäre es auch, diese Bedenken in der Berufsvermittlung offen anzusprechen und gezielt zu widerlegen. Ein Verschweigen dieser Befürchtungen führt nur zu einer Verstärkung.

- Mit dem Abbau von Vorurteilen ist auch die Unterstützung der Rollenfindung männlicher Lehrer und Kindergartenpädagogen verbunden. Diese fühlen sich vielfach unter Druck, gute „männliche" Vorbilder zu sein und wissen oft gar nicht, worin die „männliche" Eigenart eines solchen Vorbilds besteht. Auch hier ist es notwendig, geeignete Rollenbilder zu vermitteln. Dann gelingt es auch den derzeit in diesen frauentypischen Berufen Tätigen besser, Werbung für ihren Beruf bei den zukünftigen Generationen zu machen.

- In der Sitzung des Gleichbehandlungsausschusses im Parlament vom 12.10.2010[2] wurde der Entschließungsantrag „betreffend Maßnahmen zur Steigerung des Männeranteils in pädagogischen Berufen" einstimmig beschlossen. Die Politik hat damit ihre Aufgabe erkannt, in der Diskussion besonderes Augenmerk darauf zu legen, Männer für die pädagogischen Berufe zu interessieren. Die in diesem Kapitel referierten Ergebnisse zu dieser Thematik und die Empfehlungen der Forscher/innen in diesem Umfeld bieten für die politische Argumentation entscheidende Hinweise.

- Die Ausbildung sollte (zusätzlich) auch auf dem tertiären Bildungsweg möglich sein (Ausbildung also auf Fachhochschul- bzw. Universitätsniveau). Es ist für Buben im Jugendalter besonders schwierig, sich für einen frauentypischen Beruf zu entscheiden. Der Einstieg sollte daher über die Ebene der Akademien, Fachhochschulen bzw. Universitäten gerade für Männer leichter sein.

[2] Protokoll unter: http://www.parlament.gv.at/PAKT/VHG/XXIV/I/I_00919/fnameorig_196874.html.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

- Es wird vielfach gefordert, das Gehaltsniveau der Kindergartenpädagogen und –pädagoginnen an jenes der Volksschullehrer/innen (nach erfolgter Anhebung des Ausbildungsniveaus) anzugleichen.

- Die Informationsangebote über Frauenberufe für Burschen und Männer sollten verstärkt werden, etwa im Rahmen der Berufsorientierung oder beim AMS. Die guten Jobchancen und die hohe Berufszufriedenheit können dabei als Argumente vorgebracht werden.

- Gezielte Programme sollten gestartet werden, die den Umstieg für erwachsene Quereinsteiger erleichtern sollen.

2.3.2 Aus männertypisch wird frauentypisch – und umgekehrt?

Die Statistik Austria stellt Daten über die Lehrer und Lehrerinnen an öffentlichen und privaten Schulen in Österreich für die Zeit seit 1923/24 zur Verfügung (Statistik Austria, 2010b). In den meisten Schultypen, für die aus diesem Jahr Daten vorliegen, war das Lehrpersonal mehrheitlich männlich. Dies ist schon insofern wenig verwunderlich, als damals noch deutlicher als heute mehr Männer als Frauen erwerbstätig waren (Kap. 2.2). Nach dem Ersten Weltkrieg, der Frauen geradezu in den Arbeitsmarkt gezwungen hatte, weil viele der Männer im Erwerbsalter nicht zur Verfügung, sondern an der Front standen, war es explizite Politik, die Frauen wieder aus dem Berufsleben zu bringen (Statistik Austria, 2007, S. 118f.). In jenen Teilen der Bevölkerung, die es sich leisten konnten, galt es zudem für Ehefrauen nicht als schicklich, einem Beruf nachzugehen – eine Meinung, die zumindest bis in die 1970er Jahre Bestand hatte. Nicht nur gesellschaftliche, sondern auch gesetzliche Schranken konnten Frauen vom Lehrberuf fernhalten: 1933 zum Beispiel wurde das so genannte Doppelverdienergesetz erlassen: Wenn beide Ehepartner im öffentlichen Dienst – wie zum Beispiel viele Lehrer/innen – standen, musste die Frau ihren Posten aufgeben. Diese Blitzlichter auf die Geschichte der Frauenerwerbstätigkeit sollen darauf hinweisen, dass (langfristige) Entwicklungen stets komplexen Einflussfaktoren unterliegen. Die simple Erklärung, der Lehrberuf sei früher eher für Männer attraktiv gewesen und etwa seit den 1950er Jahren eher für Frauen – aus welchen Gründen auch immer –, greift also zu kurz. Eine weitgehende Freiheit bei der Berufswahl und -ausübung, wie sie heute besteht, gab es in den Jahren seit 1924 noch nie: Im Vergleich zu damals spielen gesellschaftliche Zwänge heute eine geringe Rolle, ist der Zugang zur Bildung offen und der Wohlstand hoch – auch wenn all dies nach wie vor eine Barriere sein kann.

Einflussfaktoren aus dem Umfeld allein können die geschlechtsspezifischen Entwicklungen bei den Lehrer/innen nicht hinreichend erklären. Denn dass die Frauen, als ihnen die Möglichkeit offen stand, in großer Zahl pädagogische Berufe ergriffen, ist nur eine Seite der Medaille. Die andere betrifft die männlichen Lehrer (an allgemein bildenden Pflichtschulen), deren Anzahl zwischen den Schuljahren 1950/51 und 2008/09 von 19.007 auf 14.202 schrumpfte, während sich die Gesamtzahl der (männlichen und weiblichen) Lehrer/innen im gleichen Zeitraum nahe-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

zu verdoppelte (von 36.448 auf 71.514). Besonders deutlich ist der Rückgang an den Volksschulen, die aufgrund der großen Zahl der dort tätigen Lehrer/innen die Gesamtentwicklung prägen. 1950/51 arbeiteten noch 13.327 männliche Volksschullehrer in Österreich (50,2%), 2008/09 waren es nur mehr 3.094, was einem Anteil von nicht einmal zehn Prozent entspricht (Statistik Austria, 2010b). Ein Blick auf die Studierenden an den Pädagogischen Hochschulen im Studienjahr 2007/08 zeigt, dass der Anteil der männlichen Volksschullehrer in Zukunft noch weiter sinken wird: Unter jenen, die das Bachelor- oder Diplomstudium Lehramt für Volksschulen gewählt haben, liegt der Anteil der Männer bei 7,6 Prozent (Statistik Austria, 2010a, S. 339). Einige Erklärungsansätze für die Scheu der Männer vor der Volksschule lieferte eine Publikation des damaligen Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur (BMBWK) aus dem Jahr 2005, die Forschungsergebnisse zum Thema aus der Schweiz, aus den USA, aus Australien und aus Österreich[3] vorstellte. Abschreckend seien unter anderem die fehlenden persönlichen Entwicklungs- und Aufstiegsmöglichkeiten, als einziger Mann oder als Angehöriger einer kleinen, männlichen Minderheit in einem weiblich geprägten Umfeld zu arbeiten, die Vermutung, homosexuell zu sein, der Verdacht, pädosexuelle Neigungen zu haben, sowie die Furcht, man werde nicht als „richtiger Mann“ wahrgenommen (BMBWK 2005, S. 27-33). Ein Vergleich mehrerer europäischer Staaten zeigte, dass ein häufig angeführtes Argument für das Fehlen männlicher Volksschullehrer nicht hält: Die Höhe der Bezahlung ist nämlich nicht ausschlaggebend dafür, dass so wenige Männer in Volksschulen lehren. Die Gegenüberstellung des Pro-Kopf-Bruttoinlandsprodukts – das für einen Durchschnittsverdienst steht – und des Anfangsgehalts bzw. Höchstgehalts von Lehrer/innen für 21 europäische Staaten brachte zu Tage, dass ein überdurchschnittlicher Verdienst (am Beginn oder am Ende der Berufslaufbahn) nicht mit höheren Volksschullehreranteilen zusammenhängt. Umgekehrt geht eine unterdurchschnittliche Bezahlung auch nicht mit niedrigen Männeranteilen Hand in Hand. In Luxemburg und Dänemark zum Beispiel unterrichteten 2002 im Vergleich zu den anderen europäischen Staaten die meisten Männer an Volksschulen (40 bzw. 36%). Ihr Anfangsgehalt lag jedoch unter dem Pro-Kopf-BIP und die jeweiligen Höchstgehälter rangierten auf Platz neun und 15 auf der Liste der 21 Länder (BMBWK 2005, S. 10ff). Wieso die Männer jedoch aus einem Berufsfeld nahezu verschwunden sind, das für sie früher selbstverständlich war und nicht als weiblich galt, dafür liefern diese Forschungsarbeiten keine Erklärungen.

Studien, die aktive Volksschullehrer befragt hatten, brachten zu Tage, dass diese es als besonders belastend empfinden, permanent im Scheinwerferlicht zu stehen und gleichsam kontrolliert

[3] Bürgisser, M. (1998).
Lewis, E., Butcher, J. & Donnan, P. (2005).
Quinn, A. & Sumsion, J. (2005).
Sargent, P. (2005).
Smith, J. (2004).
DeCorse, C. J. B. & Vogtle, S. P. (1997).
Augusta, G. (1996).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

zu werden. Schwierigkeiten bereiten den Volksschullehrern auch die teils überzogenen Vorstellungen der Eltern und Kollegen und Kolleginnen. Man erwarte von ihnen, als männliches Rollenvorbild zu agieren. Sie wüssten aber selbst oft nicht genau, wie sie sich „als Männer“ richtig zu verhalten hätten. Manche gehen davon aus, dass ihre körperliche Anwesenheit als Mann genüge, um fehlende Väter in Familien mit allein erziehenden Müttern oder berufsbedingt häufig abwesenden Vätern zu ersetzen. Und sie nehmen an, dass stereotype männliche Verhaltensweisen und Eigenschaften gewünscht werden, und zwar jene eines „guten“ Mannes, der zum Beispiel nicht gewalttätig wird. Für andere befragte Volksschullehrer ist ihr Beruf ein ständiges Ausbalancieren zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit bzw. zwischen dem, was dafür gehalten wird. Auch diesen Lehrern fehlt häufig eine genaue Vorstellung von „Männlichkeit“. Sie weichen aus, indem sie zum Beispiel mit Sport, Körperkraft oder technischem Wissen bzw. handwerklichem Geschick verbundene Aufgaben übernehmen. Männlichkeit wird so als das Gegenteil von Weiblichkeit definiert – aber nicht nur von den männlichen Lehrern selbst. Von ihrem vorwiegend weiblichen Umfeld bekommen sie die Rolle des Disziplinierers zugewiesen, der sich um die „schwierigen“ Kinder kümmern soll; gilt es ein Kind zu beruhigen und zu trösten, übernehmen dies eher die Frauen selbst (BMBWK 2005, S. 27-33).

Bei keinem anderen Schultyp ist ein ähnlich starker Rückgang der männlichen Lehrer festzustellen wie in der Volksschule, aber in fast allen sind die Männer inzwischen in der Minderheit. Ihre Anteile betrugen 2008/09 in den Hauptschulen 29,7 Prozent, in den Sonderschulen 13,8 Prozent, in den Polytechnischen Schulen 44,6 Prozent, in den Allgemein bildenden höheren Schulen 38,5 Prozent und in den Berufsbildenden mittleren und höheren Schulen insgesamt 49,0 Prozent. Die wenigen Ausnahmen betreffen jene Schulen, die technische Schwerpunkte haben. So sind zum Beispiel zwei Drittel der Lehrer/innen an den Berufsschulen (Berufsbildende Pflichtschulen) Männer, in den Technisch Gewerblichen mittleren und höheren Schulen beläuft sich der Anteil der männlichen Lehrer sogar auf 71,6 Prozent. In allen anderen berufsbildenden mittleren und höheren Schultypen sind jedoch die Lehrerinnen in der Mehrzahl. Das gilt auch für die kaufmännischen (Männer: 36,8%) und die land- und forstwirtschaftlichen (Männer: 45,0%) Schulformen (Statistik Austria, 2010b). Neben diesem den Bildungsinhalt betreffenden Trend zeigt sich ein zweiter: Je älter die Schüler/innen werden, je „höher“ also die Schule ist, desto größer ist der Anteil der männlichen Lehrer.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 1: Lehrer und Lehrerinnen an öffentlichen und privaten Schulen 2008/2009

Lehrerinnen und Lehrer an öffentlichen und privaten Schulen 2008/09

	Gesamt	Frauen		Männer	
Volksschulen	32.019	28.925	90,3%	3.094	9,7%
Hauptschulen	30.375	21.341	70,3%	9.034	29,7%
Sonderschulen	6.479	5.583	86,2%	896	13,8%
Polytechnische Schulen	2.641	1.463	55,4%	1.178	44,6%
Allgemein bildende höhere Schulen	20.708	12.735	61,5%	7.973	38,5%
Berufsschulen	5.090	1.695	33,3%	3.395	66,7%
Berufsbildende mittlere und höhere Schulen	21.814	11.125	51,0%	10.689	49,0%

Quelle: Statistik Austria, 2010b, eigene Berechnungen.

In Fachkreisen herrscht weitgehende Übereinstimmung darüber, dass man wieder mehr Burschen und Männer für den Lehrberuf gewinnen sollte, insgesamt scheint aber in Österreich mehrheitlich kaum Unzufriedenheit darüber zu bestehen, dass die Kinder in der Schule hauptsächlich von Frauen betreut und unterrichtet werden. So gaben 2006 im Zuge einer Befragung zum Thema Bildung fast drei Viertel der Männer und Frauen an, dass der große Lehrerinnen- (und Kindergärtnerinnen-) Anteil keine Gefährdung für die optimale Entwicklung von Buben sei. Knapp zwei Drittel sprachen sich außerdem gegen eine Quotenregelung aus, bei der in den Pflichtschulen bevorzugt Männer aufgenommen werden sollen (BMUKK, Bildungsmonitoring 2006).

Der Trend, dass der Männeranteil unter den Lehrenden höher wird, wenn das Bildungsniveau steigt, lässt sich übrigens weiterverfolgen, wenn man den Bildungsweg gleichsam weitergeht: Von den Schulen hin zu den Fachhochschulen und Universitäten, an denen die Männer durchgehend – zum Teil deutlich – mehr als die Hälfte des forschenden und lehrenden Personals stellen. Ein solcher Vergleich hinkt allerdings ein wenig, denn die Lehre bildet nur einen (und je nach Einrichtung unterschiedlich großen) Teil der Aufgaben der Beschäftigten an den Fachhochschulen, Hochschulen und Universitäten. Außerdem hat das Unterrichten zum Beispiel an einer Universität und einer Volksschule wenig gemeinsam, die Anforderungen für eine adäquate Betreuung der Schüler/innen bzw. Studenten und Studentinnen sind doch sehr verschieden.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 2: Lehrpersonal an höheren Schulen 2008/2009

Professoren und Professorinnen und forschendes/künstlerisches Lehrpersonal an Universitäten, Fachhochschulen und Pädagogischen Akademien 2008/2009

	Gesamt	Frauen		Männer	
Öffentliche Universitäten: Professoren und Professorinnen	2.191	368	16,8%	1.823	83,2%
Öffentliche Universitäten: sonstiges wissenschaftliches und künstlerisches Personal	31.413	12.695	40,4%	18.718	59,6%
Privatuniversitäten: Lehrpersonal*	1.354	458	33,8%	896	66,2%
Fachhochschulen: Lehrpersonal*	9.707	2.850	29,4%	6.857	70,6%
Pädagogische Hochschulen: Lehrpersonal	1.330	663	49,8%	667	50,2%

* 2007/08

Quelle: Statistik Austria, 2010a: 279, 295, 317, 348, eigene Berechnungen.

Das Gesundheitswesen ist eine wachsende und eine weibliche „Branche“: Die Anzahl der Personen, die einen Gesundheitsberuf ausüben, ist in den letzten Jahrzehnten stetig gestiegen; 2008 lag der Anteil der männlichen Beschäftigten bei 30 Prozent. Dieser insgesamt hohe Frauenanteil ist auf die größte Gruppe innerhalb der Gesundheitsberufe zurückzuführen: auf die 52.924 diplomierten Gesundheits- und Krankenpfleger/innen. 2008 waren 13,4 Prozent von ihnen Männer. Allerdings hat die Anzahl der männlichen Pfleger in den Jahren zwischen 1998 und 2008 stärker zugenommen als jene der weiblichen (Männer: +41,4%, Frauen: +18,3%). Da diese Steigerung von einem äußerst niedrigen Niveau ausging, hat sie jedoch kaum einen Einfluss auf die Höhe des Männeranteils, der in diesem Zeitraum nur um 1,9 Prozentpunkte anstieg. Traditionell sind im psychiatrischen Bereich überdurchschnittlich viele männliche Pfleger beschäftigt, hier ist allerdings ein umgekehrter Trend auszumachen: Der Anteil der Männer ist zwischen 1998 und 2008 von 43,8 auf 36,4 Prozent gesunken. Es sind also Entwicklungen feststellbar, die mit viel Vorsicht als leichte Ausgleichstendenzen beim geschlechtsspezifischen Ungleichgewicht gelesen werden können (Statistik Austria, 2009, S. 70ff).

Anders als bei den diplomierten Pfleger/innen sind bei der zahlenmäßig kleineren Gruppe der ausübenden Ärztinnen und Ärzte die Männer in der Mehrheit. Bei den Allgemeinmediziner/innen wurden die Männer in den zehn Jahren zwischen 1998 und 2008 ganz knapp von den Frauen überholt, deren Anteil von 39,6 auf 50,4 Prozent gestiegen ist. Das liegt vor allem daran, dass die absolute Zahl der männlichen Allgemeinmediziner abgenommen, jene der Frauen fast um die Hälfte zugelegt hat. Die Männer geben damit die Allgemeinmedizin zumindest tendenziell an die Frauen ab. Trotz noch höherer Zuwachsraten der Frauen (+75,2%) ist die Fachärzteschaft hingegen eine männliche Domäne (Männer: 68,5%). Außerdem sind Fachdisziplinen mit hohem Prestige und/oder Einkommen bzw. solche, die mit hohem „handwerklichen“ Geschick verbunden sind, eher in der Hand der Männer, wie etwa die chirurgischen Fächer. Die Spezialgebiete

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

der Frauen, zum Beispiel Kinder- und Jugendheilkunde oder Psychiatrie, zeichnen sich dadurch aus, dass sie großen emotionalen und psychosozialen Einsatz erfordern (Statistik Austria, 2009, S. 70ff).

Dass aus dem Männerberuf Arzt ein Frauenberuf Ärztin wird, scheint angesichts der Daten über die Studierenden der Medizin unwahrscheinlich. Insgesamt hat sich die Zahl der Studienanfänger/innen an den Medizinischen Universitäten zwischen 1998 und 2008 fast halbiert, und zwar deutlich stärker auf Kosten der Frauen als der Männer: Belief sich der Anteil der angehenden männlichen Ärzte 1998 noch auf 35,1 Prozent, erreichte er 2008 52,3 Prozent (Statistik Austria, 2009, S. 70ff).

Eine Entwicklung, die ähnlich wie jene in der Fachärzteschaft verläuft, lässt sich übrigens in der Psychologie feststellen: Im Wintersemester 2008/2009 waren nicht einmal ein Viertel der 12.259 ordentlichen Studierenden in diesem Fach Männer (Statistik Austria, 2010a: 239). Auch in Deutschland sind die Bereiche Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie zunehmend in Frauenhand (Blaß 2009, S. 66ff). Eine Erklärung dafür, dass die Männer das Interesse an der Psychoanalyse und der Psychotherapie als Betätigungsfelder verloren haben, lautet, diese seien heutzutage „veraltete“ Wissenschaften; solange Forscher/innen und Pionierarbeit notwendig gewesen sind, um die Psychoanalyse einzuführen und weiterzuentwickeln, sei sie mit viel Sozialprestige verbunden gewesen. Jetzt wo sie stagniere, zögen sich die Männer zurück und überließen den Frauen das Feld, denen das Sozialprestige weniger wichtig sei (Blaß 2009, S. 73f.).

2.3.3 MÄNNER IM KINDERGARTEN – MÄNNER IN DEN KINDERGARTEN!

Insgesamt 764 Männer arbeiteten 2009/10 in einer Krippe, einem Kindergarten, einem Hort oder einer altersgemischten Betreuungseinrichtung. Ihnen stehen 45.742 Frauen gegenüber. Deutlicher kann ein Beruf fast nicht mehr frauentypisch sein. Auch hier lässt sich – soweit es die geringen Zahlen erlauben – die Tendenz ausmachen, dass Männer eher mit älteren Kindern arbeiten: In den Horten erreichen sie mit 4,5 Prozent den vergleichsweise höchsten Anteil.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 3: Kindertagesheime 2009/2010

Kindertagesheime 2009/2010

Jahr	Personal				
	Gesamt	Frauen		Männer	
Krippen	5.144	5.065	98,5%	79	1,5%
Kindergärten	30.976	30.662	99,0%	314	1,0%
Horte	6.429	6.142	95,5%	287	4,5%
Altersgemischte Betreuungseinrichtungen	3.957	3.873	97,9%	84	2,1%
Kindertagesheime insgesamt	**46.506**	**45.742**	**98,4%**	**764**	**1,6%**

Quelle: Statistik Austria, 2010c; eigene Berechnungen

Der Männeranteil an den Kindergärtner/innen ist von Bundesland zu Bundesland sehr verschieden, dies brachte das Forschungsprojekt elementar (siehe Infobox) zu Tage: Am höchsten ist er in Wien, wo er knapp zwei Prozent erreicht. Über 200 Kindergartenpädagogen sind in der Bundeshauptstadt tätig, in den anderen Bundesländern sind es deutlich weniger (Koch, et al., 2010, S. 438). Männer arbeiten im Vergleich zu Frauen öfter in privaten Einrichtungen und weniger häufig in kommunalen (S. 439). In vielen Kindergärten ist nur ein einziger Mann beschäftigt: Ein Drittel der Befragten hatte noch nie einen männlichen Kollegen, knapp ebenso viele (31%) arbeiteten früher einmal mit einem Mann und etwas mehr als ein Drittel (37%) taten dies zum Zeitpunkt der Befragung (Rohrmann, 2010, S. 2f.).

Die ersten männlichen Kindergärtner waren hierzulande in den so genannten Kinderläden zu finden, die in Folge der 68er Bewegung vor allem in Deutschland, aber auch in Österreich gegründet wurden. Bis dahin hatten in den Kindergärten und katholischen „Bewahranstalten“ – beides Gründungen aus dem 19. Jahrhundert – ausschließlich Frauen für Kinder im Vorschulalter gesorgt. Der Beruf der Kindergärtnerin ermöglichte es den Frauen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, erwerbstätig zu sein, ohne die Grenzen der weiblichen Rollenbilder zu überschreiten. Die ersten männlichen Betreuer in den Kinderläden in Österreich hatten keine einschlägige Ausbildung – konnten sie auch gar nicht haben, denn bis 1980 stand eine solche nur Mädchen offen. Das Kindergartenwesen erfuhr zwar in Österreich relativ früh offizielle Anerkennung – schon 1871 wurde eine Sektion für Kindergärten innerhalb der Berufsvereinigung der Lehrer gegründet – und sah bereits seit 1872 eine Ausbildung vor, die mit einer staatlichen Prüfung abgeschlossen wurde, aber eben bis 1980 nur für Mädchen. Mit der 1982 erlassenen 7. Schulorganisationsnovelle wurde die Ausbildung aufgewertet: Auf dem Papier zumindest sollte die nun fünf und nicht mehr vier Jahre dauernde Schule, die mit Matura und Berufsbefähigung abgeschlossen wurde, explizit auch mehr Burschen anziehen. Die Berufsbezeichnung lautet seit damals Kindergartenpädagogin bzw. -pädagoge. De facto wurde interessierten Burschen jedoch der Weg in den Kindergarten sogar bis zur Jahrtausendwende sehr schwer gemacht: Das Aufnahmeverfahren für die Bildungsanstalten für Kindergartenpädagogik (BAKIP) war nach

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

wie vor auf weibliche Bewerberinnen ausgerichtet, und den Burschen wurde mehr oder weniger offen signalisiert, dass sie nicht willkommen seien (Koch, 2009a). Im Rahmen des Forschungsprojektes elementar wurden Männer interviewt, die damals die Schule besuchen wollten oder es tatsächlich taten. Einer von ihnen erzählte zum Beispiel, dass er in dem Schreiben, in dem ihm mitgeteilt wurde, dass er die Aufnahmeprüfung bestanden habe, als Frau angesprochen worden sei. Ein anderer berichtete davon, dass der Direktor ihm gesagt habe, dass man von dem niedrigen Gehalt eines Kindergärtners unmöglich eine Familie ernähren könne (Koch, 2009a).

Infobox: Elementar

Titel des Forschungsprojekts: elementar. Männer in der pädagogischen Arbeit mit Kindern.

Projektleitung: Univ.-Prof. Dr. J. C. Aigner (Institut für psychosoziale Intervention und Kommunikationsforschung, Universität Innsbruck).

Das Projekt erhob die Ausbildungs- und Lebenswege sowie die beruflichen Erfahrungen von männlichen Kindergartenpädagogen in Österreich. Dazu wurden folgende Gruppen mittels Fragebögen, qualitativen Interviews und Gruppendiskussionen befragt:

1. Schüler vor der Berufswahlentscheidung (siehe Kap. 1.3)
2. Schüler während der Ausbildung zu Kindergartenpädagogen und Kindergartenpädagoginnen (siehe Kap. 1.3)
3. Kindergärtner, die in Betreuungseinrichtungen tätig sind
4. Eltern mit und ohne Erfahrung mit männlichen Kindergartenpädagogen (Fragebogenerhebung: 143 in zehn Kindergärten in Tirol und Salzburg).

Bei den Burschen in Ausbildung und den aktiven Kindergartenpädagogen fand eine Vollerhebung statt; für beide Gruppen wurden zum Vergleich auch Mädchen und Frauen befragt.

Der Endbericht und die detaillierten Daten der Studie lagen noch nicht vor, als die vorliegende Projektbeschreibung verfasst wurde. Diese beruht auf einigen Artikeln in Zeitschriften und Sammelbänden sowie auf Präsentationsfolien zu Vorträgen, die im Rahmen der Fachtagung „Kinder brauchen Männer“ (11./12. Juni 2010) an der Universität Innsbruck gehalten wurden.

Bis heute gilt, dass männliche Kinderbetreuer deutlich seltener eine BAKIP besucht haben als weibliche. Während mehr als 90 Prozent der qualifizierten Frauen, die in einem Kindertagesheim arbeiten (also nicht nur im Kindergarten, sondern zum Beispiel in einem Hort), die Bildungsanstalt absolviert haben, gilt dies nur für knapp die Hälfte der Männer; mehr als ein Drittel von ihnen hat eine Ausbildung als Lehrer oder Erzieher hinter sich (Koch, 2009c, S. 10). Der geringe Anteil von männlichen BAKIP-Absolventen erklärt sich teilweise daraus, dass diese sich überdurchschnittlich häufig erst spät, nachdem sie schon in einem anderen Bereich gearbeitet haben, für den Beruf entscheiden und als Quereinsteiger nach einem zweiten Bildungsweg in die Kindertagesheime kommen (Rohrmann, 2010, S. 2).

Für Bernhard Koch, Mitarbeiter des Projekts elementar, ist eine organisatorische und inhaltliche Reform der Ausbildung ein Schlüssel dazu, mehr Männer (und andere Frauen) für den Kindergarten zu interessieren. Die BAKIP werde aktuell eher von Mädchen aus bildungsfernen Schichten angenommen. Eine ehemalige Schuldirektorin habe wörtlich gemeint: „Wir bilden

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Untertanen aus“. Es werde also eine ganz bestimmte, eng abgegrenzte Gruppe von Mädchen von diesem sehr familiären Schultyp angesprochen. Um dies zu ändern, sollte die Ausbildung auf Fachhochschul- oder Hochschulniveau angehoben und an die pädagogischen Hochschulen angegliedert werden. Dies hätte nicht nur eine Aufwertung – und in weiterer Folge eine bessere Bezahlung – des Berufs zur Folge, sondern würde insbesondere den Burschen die Entscheidung erleichtern. Derzeit müssten sie nämlich mit 14 Jahren einen frauentypischen Beruf wählen – in einem Alter also, in dem sie gerade dabei seien, Männer zu werden. Ein Vergleich mit anderen europäischen Ländern zeige übrigens, dass dort vergleichbare Ausbildungen sehr häufig auf tertiärem Niveau angesiedelt seien. Inhaltlich sei die Vermittlung eines fundierteren Wissens über kindliches Lernen nötig, erklärt Koch weiter, wobei allerdings darauf geachtet werden müsse, den Praxisbezug nicht zu verlieren. Die frühkindliche Bildung habe hohen Stellenwert für die Entwicklung des Menschen, in den ersten sechs bis zehn Lebensjahren würden die Charakterzüge eines Menschen festgelegt: „Und diese Lebensphase hat den geringsten Stellenwert im gesamten lebenslangen Lernen.“ Außerdem müsste die Ausbildung mehr Platz für Selbständigkeit geben.

Jene Männer, die es in den Kindergarten geschafft haben, werden überwiegend positiv wahrgenommen, und zwar von den Kollegen und Kolleginnen und den Kindern gleichermaßen – dies zeigen die Ergebnisse von elementar (Koch, et al. 2010, S. 438). Etwa die Hälfte der befragten Frauen hat jedoch auch den Eindruck, dass männliche Kollegen bevorzugt würden (Rohrmann, 2010, S. 7). Die berufliche Zufriedenheit ist bei Männern und Frauen hoch. Als besonders positiv hervorgehoben werden die Zusammenarbeit in jenen Teams, in denen Männer und Frauen vertreten sind, das Betriebsklima und die abwechslungsreiche Tätigkeit. Kritischer wird die Einkommenssituation wahrgenommen, wobei die Männer diesbezüglich etwas unzufriedener sind als die Frauen. Auch mit den mittel- und langfristigen Karriereperspektiven waren die Befragten weniger zufrieden (Koch, et al. 2010, S. 438).

Die befragten Männer fühlen sich in den überwiegend weiblich besetzten Teams mehrheitlich wohl und „im Großen und Ganzen akzeptiert“. Einige berichten aber davon, dass es ihnen Schwierigkeiten bereite, der einzige Mann im Team zu sein bzw. dass ihnen Schwierigkeiten gemacht würden. Männer und Frauen meinen, dass sich männliche und weibliche Sichtweisen, Interessen und Neigungen ergänzen. Und sie sind sich auch in ihrem Eindruck einig, dass sich die Kommunikation im Team durch die Männer verändert habe (Koch, et al. 2010, S. 438; Rohrmann, 2010, S. 11). Bernhard Koch erklärt dazu, dass mehrere Interviewpartner/innen davon gesprochen hätten, dass die Männer zu einer Verbesserung des Gesprächsklimas beigetragen hätten. Die Leiterin eines Kindergartens habe dies pointiert zusammengefasst: „Der Zickenterror hat aufgehört.“ Der neue Gesprächsstil wirke auch auf die Kinder, die unterschiedliche Kommunikationsarten kennen lernten.

Zwar konnte die Mehrheit der Befragten keine Unterschiede zwischen Pädagogen und Pädagoginnen im Umgang mit den Kindern feststellen, es lassen sich jedoch einige Tätigkeiten und

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Verhaltensweisen ausmachen, die (nicht mehrheitlich, aber) tendenziell eher bei Männern bzw. bei Frauen beobachtet werden, wobei sich die befragten Kindergärtner bzw. -gärtnerinnen über das Ausmaß der Unterschiedlichkeit nicht ganz einig sind: So gaben von den Männern zum Beispiel 40 Prozent an, dass sie eher körperbetonter spielen als die weiblichen Kolleginnen, 57 Prozent, dass es keinen Unterschied gebe, und drei Prozent, dass dies eher für die Kolleginnen gelte. Von den Frauen wiederum meinten nur 28 Prozent, dass eher der männliche Kollege körperbetonter spiele, 65 Prozent, dass es keinen Unterschied gebe, und sieben Prozent, dass sie selbst eher köperbetont spielten als die Männer im Kindergarten. Neben den körperbetonten Spielen seien Kampfspiele sowie Aktivitäten im Freien öfter Männersache, Basteln und das Trösten der Kinder dagegen öfter Frauensache. Männer würden außerdem häufiger „ein Auge zudrücken“ (Rohrmann, 2010, S. 13f.; Koch & Rohrmann, 2010, S. 11f.).

Die befragten Männer äußerten öfter als die Frauen die Meinung, dass Jungen und Mädchen männliche Bezugspersonen bräuchten (wobei bei den Mädchen der Unterschied in der Einschätzung noch größer ist), dass männliche Kindergärtner wichtig für Kinder von allein erziehenden Müttern seien und dass Männer einen anderen Zugang als Frauen hätten. Die befragten Frauen meinten hingegen öfter, dass jedes Verhalten eine männliche Variante habe und dass Männer und Frauen dasselbe können (Rohrmann, 2010, S. 16).

„Wenn mehr Männer im Kindergarten wären, würde sich der Kindergarten auch ändern, davon bin ich überzeugt“, meinte der elementar-Mitarbeiter Bernhard Koch. „Der Mann hat die Erfahrung, wie es ist, als Bub aufgewachsen zu sein. Gerade im Kindergartenalter gibt es Buben- und Mädchengruppen, die völlig anders aufwachsen (…) Und nur Männer haben die Erfahrung, wie es ist, in so einer Bubengruppe aufzuwachsen. Insofern haben sie da andere Erfahrungen etwa was die Risikoeinschätzung anbelangt oder die Einschätzung von körperbetonten Spielen und von Rangeleien.“ Aber eigentlich müsse die Veränderung in die andere Richtung laufen: Die oben beschriebene Reform der Ausbildung müsse mit einer Umgestaltung der Kindergärten Hand in Hand gehen, die diese für Männer (und Frauen) zu attraktiveren Arbeitsplätzen mache und neue, zeitgemäße Angebote für die Kinder bringe. „Das Forschende“ solle mehr in den Mittelpunkt rücken, denn Kindergärten seien Bildungseinrichtungen. Man müsse mehr von der Außenwelt in den Kindergarten und den Kindergarten mehr nach außen bringen, indem man zum Beispiel mehr Exkursionen durchführe oder häufiger Spiele im Freien vorsehe.

Was Bewegung, Sport und andere Aktivitäten im Freien anlangt, haben diese sich besonders gut bewährt, um Männer für den Kindergarten zu interessieren. Beispiele aus Dänemark, Norwegen und Schottland zeigen dies. Norwegen hat den höchsten Anteil an männlichen Kindergartenpädagogen in Europa. 2008 erreichte er rund zehn Prozent, in manchen Städten sogar ein Viertel. Dies wurde vor allem mit den so genannten Naturkindergärten erreicht, in denen bereits mehr als ein Drittel der Pädagogen und Pädagoginnen Männer sind (Aigner, 2009, S. 55; Koch, 2009c, S. 11). Bernhard Koch erklärt dazu, dass in Dänemark, seit Sport in der Ausbildung der Kindergartenpädagogen und Kindergartenpädagoginnen deutlich mehr Platz erhielt,

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

nicht nur mehr Burschen gekommen seien, sondern auch völlig andere Mädchen als bisher. Pia Friis, Kindergartenexpertin aus Norwegen, nennt die Outdoor-Aktivitäten „Rettungsringe“ für Männer im Kindergarten: Im Freien könnten diese einerseits mit den Kindern so arbeiten, wie sie wollten, ohne von den Kolleginnen beobachtet und kontrolliert zu werden. Andererseits habe „ein männlicher Vorschulpädagoge, der mit einem Messer an seinem Gürtel herumläuft und seinen Hauptarbeitsplatz in einem [Zelt] (…) oder an Bord eines Bootes hat, weniger Probleme mit seiner männlichen Identität“ (Friis, 2006, S. 32). Dieses überzeichnete, sehr traditionelle und damit eindimensionale Bild von Männlichkeit macht auf den ersten Blick klar, worin das Problem der Outdoor- und Erlebniskindergärten liegen kann, wenn sie tatsächlich nur gegründet werden, um Männer anzuziehen (und nicht etwa, um den Kindern mehr Bewegung im Freien zu ermöglichen). Es besteht die Gefahr, dass überkommene konservative Rollenmuster wiederbelebt, gestärkt und an die Kinder weitergegeben werden, wenn – wie es Pia Friis ausdrückt – „die Männer draußen im Wald mit den Kindern ein Lagerfeuer machen, während die Frauen im Haus sitzen und traditionellen Aktivitäten nachgehen“ (Friis, 2006, S. 32). So wie durch den Kindergarten (und die Ausbildung) in seiner derzeitigen Form in erster Linie ein bestimmter Frauentyp angezogen wird, sind Erlebniskindergärten also nur für einen bestimmten Männertyp attraktiv. Die eigentliche Herausforderung liege nun darin, so Friis, die Einrichtungen so zu verändern, dass Männer sich nicht nur in Naturkindergärten wohl fühlten, sondern auch Männer angezogen würden, die sich nicht für Sport interessieren (Friis, 2006: 32), denn „Kindergärten und Kinder brauchen nicht nur einen Typus von Mann, sondern viele verschiedene“ (Friis, 2006, S. 12).

Eine der häufigsten Erklärungen dafür, warum so wenige Burschen und Männer den Weg in den Kindergarten finden, ist das niedrige Einkommen. 67 Prozent der für elementar befragten Eltern sind zum Beispiel dieser Meinung (Schauer, 2010, S. 7). Und mehr als 90 Prozent der befragten Kindergartenpädagogen und Kindergartenpädagoginnen denken, dass ein Verdienst in der Höhe der Volksschullehrer/innen den Beruf attraktiver machen würde (Rohrmann, 2010, S. 23). Ein Blick auf die „harten Zahlen“ bestätigt dieses Argument: Die Gehälter der Kinderbetreuer/innen sind im Schnitt tatsächlich niedriger als in anderen Berufen, die ein ähnliches Ausbildungsniveau erfordern (Koch, 2009b). Bleibt die Frage offen, wieso dies Burschen und Männer mehr betreffen oder stören sollte als Mädchen und Frauen. Zwar liegt der Verdienst der Kinderbetreuer/innen höher bzw. etwa gleich hoch wie in einigen männertypischen Berufen, der Vergleich ist allerdings insofern nicht stichhaltig, als für deren Ausübung ein deutlich niedrigerer Bildungsabschluss genügt (AMS, 2010).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 4: Durchschnittliche Einstiegsgehälter

Beruf	Durchschnittliches Einstiegsgehalt brutto pro Monat
Lagerarbeiter/in	€ 1230–1410
Berufskraftfahrer/in	€ 1400–1560
Berufsfeuerwehrmann/-frau	€ 1480–1640
Triebfahrzeugführer/in	€ 1550–1730
Kindergärtner/in	€ 1600–1740
Polizist/in	€ 1640–1820
Kfz-Techniker/in	€ 1660–1840
Schlosser/in (im Metallbereich)	€ 1660–1850
Volksschullehrer/in	€ 1730–1800
Maurer/in	€ 1880–2090

Quelle: AMS, 2010

Auch ein höherer Verdienst bewirkt freilich nicht automatisch, dass der Beruf des Kindergartenpädagogen für Männer attraktiver wird: In Italien zumindest entspricht das Einkommen der Kindergärtner/innen jenem der Volksschullehrer/innen, trotzdem liegt der Anteil der männlichen Betreuer in den Kindergärten nur bei einem Prozent (Koch, 2009b).

In einer Studie aus dem Jahr 2006 sprachen sich zwar 43 Prozent der 2000 Befragten für mehr Kindergärtner aus, immerhin 46 Prozent aber dagegen. Die befragten Männer waren etwas häufiger skeptisch als die Frauen (48% zu 45%) (BMUKK, Bildungsmonitoring 2006). Deutlich anders lauten die Ergebnisse der Elternbefragung der elementar-Studie: 63 Prozent der 143 Eltern meinten, dass in Zukunft „sicher“ mehr männliche Pädagogen beschäftigt werden sollten, über ein Viertel stimmten dem „eher“ zu. Für lediglich sieben Prozent kommt ein männlicher Betreuer im Kindergarten nicht in Frage. 89 Prozent freuen sich hingegen über einen Kindergärtner (Schauer, 2010, S. 4 und S. 6). Für die Männer spreche,

- dass die Kinder dann beide Geschlechter im Alltag erlebten (91%),
- dass sie sähen, dass Männer und Frauen dasselbe können (91%),
- dass sich Männer und Frauen gut ergänzen könnten (85%),
- dass Buben männliche Bezugspersonen bräuchten (74%),
- dass Männer einen anderen Zugang zu Kindern hätten als Frauen (68%) und
- dass Mädchen männliche Bezugspersonen bräuchten (64%).

Etwas mehr als ein Viertel der befragten Eltern (28%) meinte, dass Kinder bis zu drei Jahren besser bei Frauen aufgehoben seien (Schauer, 2010, S. 6).

Die befragten Kindergartenpädagogen und Kindergartenpädagoginnen erleben die Eltern etwas anders, als diese sich in der Befragung äußerten. Dies gilt für die Männer noch mehr als für die Frauen: Erstere meinten zu 29 Prozent, dass manche Eltern verunsichert seien und nicht wüss-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

ten, wie sie sich einem Mann gegenüber verhalten sollten, die Kindergärtnerinnen beobachten ein solches Verhalten der Eltern nur zu 18 Prozent (Schauer, 2010, S. 8).

Die befragten Eltern legen Wert darauf, dass die Kindergärtner nicht nur für „männliche“ Bereiche zuständig sind, sondern tatsächlich alle Tätigkeiten ausführen (93%). 81 Prozent möchten nicht, dass Männer die Administration über haben, genau die Hälfte sprach sich dagegen aus, sie in Handwerk und Sport einzusetzen. 91 Prozent wünschen sich Männer im emotionalen Bereich, 84 Prozent im Pflegebereich (Schauer, 2010, S. 5). Die Eltern scheinen also viel weniger den so genannten Generalverdacht – nämlich, dass kinderbetreuende Männer pädosexuelle Neigungen haben – zu hegen, als das die Kindergärtner selbst vermuten. Diese scheinen nämlich derlei Befürchtungen gleichsam vorwegzunehmen, was sich einerseits schon bei der Berufswahl bemerkbar macht (siehe Kap. 1.3), andererseits aber auch noch im Berufsalltag. In ihrer Verunsicherung schränken sie den Körperkontakt mit den Kindern ein, vermeiden es zum Beispiel, mit ihnen zu kuscheln oder sie auf den Schoß zu nehmen, sie zu wickeln oder sie auf die Toilette zu begleiten (Rohrmann, 2010, S. 17).

Die ergänzende Befragung der Eltern zeigt also, dass gegen Kindergärtner zwar mehrheitlich keine prinzipiellen Vorbehalte bestehen, in der Gegenüberstellung mit den Aussagen der Kindergartenpädagogen und Kindergartenpädagoginnen wird jedoch auch klar, wie wenig selbstverständlich für beide Seiten die Männer im Kindergarten (noch) sind und wie viel Unsicherheit – wieder auf beiden Seiten – nach wie vor besteht.

2.3.4 Boys’ Day – Burschen in Sozialberufen

Der Boys’ Day[4] möchte Burschen davon überzeugen, dass Sozialberufe auch für „richtige“ Männer geeignet sind. Interessierte Burschen erhalten an diesem Tag die Möglichkeit, in Einrichtungen wie Krankenhäusern, Altenheimen, Volksschulen oder Kindergärten zu schnuppern. Dort können sie sich nicht nur selbst ein Bild davon machen, wie der Arbeitsalltag aussieht, sie können auch mit den Pfleger/innen, den Lehrer/innen und den Kindergartenpädagogen und Kindergartenpädagoginnen – insbesondere den männlichen – über deren Erfahrungen sprechen. Vor dem Schnuppertermin und danach werden Workshops zur Vor- und Nachbereitung abgehalten, bei denen zum Beispiel die Themenfelder Männlichkeit und Berufswahl, Lebensvorstellungen sowie Geschlechterklischees behandelt werden. Ins Leben gerufen und finanziert von der Männerpolitischen Grundsatzabteilung im Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz, findet der Boys’ Day seit 2008 einmal jährlich in allen Bundesländern statt, organisiert wird er von den Männerberatungsstellen, unterstützt außerdem vom Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur.

[4] siehe: http://www.boysday.at/cms/boysday/index.html

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

„Tagesvater“, „Hebammer“, „Krankenbruder“ und „Kindergartenonkel“ – auch mit (Sprach-)Witz sollen Berufe, die als weiblich gelten und tatsächlich mehrheitlich von Frauen ausgeübt werden, den Burschen auf Ausbildungssuche nahegebracht werden. Dabei geht es einerseits darum, Männer in Arbeitsfelder zu bringen, wo sie nach heutigem Verständnis fehlen, wie etwa in den Kindergärten und in den Volksschulen, andererseits aber auch darum, ihnen Berufe zu eröffnen, die gute und stabile Jobchancen bieten – bessere als viele Männerberufe. Neben dieser Erweiterung des Spektrums der Berufswahl werden in den Veranstaltungen auch auf allgemeiner Ebene Geschlechterklischees angesprochen, diskutiert und hinterfragt. Die Burschen werden angeregt, ihre ganz persönlichen Talente zu suchen und ihre eigene Vielseitigkeit zuzulassen – jenseits von Geschlechterrollen. Damit soll auch abgesehen von der Berufsentscheidung und -ausübung ganz im Allgemeinen ein vielseitigeres Männerbild gefördert werden. Der Männerforscher Bernhard Koch gibt zu bedenken, dass der Boys’ Day nur ein „Tropfen auf dem heißen Stein“ sei. Er spricht sich für eine größere Zahl derartiger Aktivitäten aus, etwa für Tage der offenen Tür an Schulen wie der BAKIP, damit die interessierten Burschen in diesem „weiblichen“ Umfeld andere Burschen sehen könnten – andere Interessierte genauso wie bereits Studierende. Es gebe keine Informationskampagnen, die männliche Vorbilder präsentierten. Welche Rolle derartige Leitfiguren spielen können, sei zum Beispiel daran abzulesen, dass zwei der dreißig im Rahmen des Projekts elementar interviewten Kindergartenpädagogen Söhne haben, die aktuell die BAKIP besuchen. Wichtig sei es, die Wege in die Ausbildungen zu ebnen. Ein grundsätzliches Interesse sei nämlich vorhanden, nur der Weg zur Ausbildung und damit in den frauentypischen Beruf werde selten tatsächlich eingeschlagen. Auch Koch betont, dass es bei Informationsveranstaltungen wie dem Boys’ Day um eine grundsätzliche Änderung des Rollenverständnisses gehe, nicht nur um eine berufliche Neuorientierung.

2010 wurde ein neues Informationsmedium präsentiert: eine DVD mit dem Kurzfilm Social Fighters. Vier junge, durchaus „coole“ Männer, die die Berufe Volksschullehrer, Krankenpfleger, Altenpfleger und Behindertenbetreuer gewählt haben, erzählen unter anderem, wie sie zu dieser Berufsentscheidung gekommen sind, was ihre Freunde und Freundinnen davon halten und welche Vor- und Nachteile ihr Beruf hat. 2011 wurde eine weitere DVD mit dem Schwerpunkt Berufsporträts („Social Works“) veröffentlicht, die den Schwerpunkt nicht auf einzelne Personen, sondern auf den Berufsalltag legt. Es werden sechs Berufsfelder vorgestellt: Gesundheits- und Krankenpfleger, Kindergartenpädagoge, Volksschullehrer, Hauskrankenpfleger, Jugendsozialarbeiter und Schulsozialarbeiter.

Sämtliche Publikationen und DVDs sowie weiterführende Informationen zum Boys’ Day können unter www.boysday.at bestellt bzw. nachgelesen werden.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

LITERATUR

Aigner, J. C. (2009). „Public Fathers“. Überlegungen zu Männern in der öffentlichen Erziehung (und in der öffentlichen Repräsentation). In: Dammasch, F., Metzger, H. & Teising, M. (Hg.). Männliche Identität. Psychoanalytische Erkundungen, Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel, S. 53–64.

AMS (2010). Berufsinformationssystem. URL: http://www.ams.at/bis/ (30.10.2010).

Augusta, G. (1996). Zur Konstruktion von Männlichkeit bei Männern in weiblich konnotierten Berufen am Beispiel Kinderbetreuer. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.

Blaß, H. (2009). „Sag mir, wo die Männer sind“. Überlegungen zur veränderten Geschlechterverteilung in sozialen Berufen und insbesondere in der psychoanalytischen Ausbildung. In: Dammasch, F., Metzger, H. & Teising, M. (Hg.). Männliche Identität. Psychoanalytische Erkundungen, Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel, S. 65–79.

Bürgisser, M. (1998). Interessenlage von Maturanden bezüglich des Lehrberufs. Aarau: Erziehungsdepartment, Abteilung Lehrer- und Erwachsenenbildung.

Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur (BMBWK) (2005). Männer als Volksschullehrer. Statistische Darstellung und Einblick in die erziehungswissenschaftliche Diskussion, Wien: BMBWK.

DeCorse, C. J. B. & Vogtle, S. P. (1997): In a Complex Voice. The Contradictions of Male Elementary Teachers' Career Choice and Professional Identity. In: Journal of Teacher Education, vol 48 no. 1.

Friis, P. (2006). Männer im Kindergarten. Wie man sie anwirbt – und dafür sorgt, dass sie auch bleiben. Themenheft des norwegischen Kultusministeriums (deutschsprachige Version: 2008), Innsbruck: elementar.

IFES (2006). Bildungsmonitoring 2006. Bevölkerungsbefragung zum Schul- und Bildungswesen. Im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur (BMUKK). Wien Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Achivnummer: 23800005.

Koch, B. (2009a). Männer in der Geschichte des Kindergartens in Österreich. In: Textor, M. R. (Hg). Kindergartenpädagogik. Online-Handbuch.
[URL: http://www.kindergartenpaedagogik.de/2057.html, 7.5.2010].

Koch, B. (2009b). „Damit kann ‚Mann' ja keine Familie ernähren“. Das Einkommen in der Kinderbetreuung als Grund für den geringen Männeranteil. In: Textor, M. R. (Hg). Kindergartenpädagogik. Online-Handbuch.
[URL: http://www.kindergartenpaedagogik.de/2015.html, 7.5.2010].

Koch, B. (2009c). Männer im Kindergarten. Erste Ergebnisse aus einem bundesweiten Forschungsprojekt. In: Unsere Kinder 5/2009.
[URL: http://www.uibk.ac.at/ezwi/elementar/presse/2009-08-und-09/unsere_kinder_5_09.pdf, 7.5.2010].

Koch, B. & Rohrmann, T. (2010). Male and female co-workers in Austrian childcare institutions: Results of a nationwide research project. Präsentationsfolien zu Vortrag beim XXVI. OMEP world congress am 12.8.2010 in Göteborg, Schweden.
[URL: http://www.uibk.ac.at/ezwi/elementar/omep_2010_koch_rohr.pdf, 23.10.2010].

Koch, B., Strubreither, B., Schauer, G. & Rohrmann, T. (2010). Männer in der Kinderbetreuung: neue Perspektiven für die Elementarpädagogik. In: Zeitschrift für Erziehung und Unterricht, Nr. 5/6, Wien: ÖBV, S. 435–442.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Lewis, E., Butcher, J. & Donnan, P. Men in Primary Teaching: M., Quinn, A. & Sumsion, J. (2005). An Endangered Species; Lyons, Primary Research – Gender, the labour market, the workplace and policy in children's services. Parent, staff and student attitudes. In: Australian Journal of Early Childhood, vol. 30 no.1.

Rohrmann, T. (2010). Männer (und Frauen) in der Praxis von Kinderbetreuungseinrichtungen. Präsentationsfolien zu Vortrag auf der Fachtagung „Kinder brauchen Männer" am 12.6.2010 an der Universität Innsbruck.
[URL: http://www.uibk.ac.at/ezwi/elementar/pdf-dateien-fachtagung/elementar-rohrmann-praxis-201006.pdf, (23.10.2010].

Sargent, P. (2005). The gendering of men in early childhood education. In: Sex Roles. A Journal of Research; Smith, J. (2004). Male primary teachers: Disadvantage or advantage? Paper presented to the Australian Association for Research in Education Conference, Melbourne.

Schauer, G. (2010). Die Sicht der Eltern auf männliche Pädagogen im Kindergarten. Präsentationsfolien zu Vortrag auf der Fachtagung „Kinder brauchen Männer" am 12.6.2010 an der Universität Innsbruck.
[URL: http://www.uibk.ac.at/ezwi/elementar/pdf-dateien-fachtagung/ elementar-schauer-eltern-201006.pdf, 23.10.2010].

STATISTIK AUSTRIA (2007). Volkszählung 2001. Textband. Die demographische, soziale und wirtschaftliche Struktur der österreichischen Bevölkerung, Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2009). Jahrbuch der Gesundheitsstatistik 2008, Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2010a). Bildung in Zahlen. Tabellenband, Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2010b). Lehrerinnen und Lehrer an öffentlichen und privaten Schulen 1923/24 bis 2008/09.
[URL: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bildung_und_kultur/ formales_bildungswesen/lehrpersonen/index.html, 23.10.2010].

STATISTIK AUSTRIA (2010c). Kindertagesheime 1972-2009.
[URL: http://www.statistik.at/ web_de/statistiken/bildung_und_kultur/formales_bildungswesen/kindertagesheime_kinderbetreuung/index.html, 23.10.2010].

Interviewter Experte

- Mag. Bernhard Koch ist „Halbtagspapa" und arbeitet am Institut für psychosoziale Intervention und Kommunikationsforschung, Fakultät für Bildungswissenschaften, Universität Innsbruck. Er forscht über männliche Kindergartenpädagogen und Volksschullehrer sowie die Vereinbarkeit von Beruf und Familie für Väter.

TABELLEN

Tabelle 1: Lehrer und Lehrerinnen an öffentlichen und privaten Schulen 2008/2009 267
Tabelle 2: Lehrpersonal an höheren Schulen 2008/2009 268
Tabelle 3: Kindertagesheime 2009/2010 270
Tabelle 4: Durchschnittliche Einstiegsgehälter 275

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.4 SCHEIDUNG UND TRENNUNG

INHALTSVERZEICHNIS

2.4 Scheidung und Trennung 281
2.4.1 Die wichtigsten Erkenntnisse 282
2.4.2 Gesellschaftliche Entwicklungen und rechtliche Folgen 284
2.4.3 Rechtliche Grundlagen und Probleme 286
2.4.4 Die Scheidung als Austausch von nutzbringenden Gütern 289
Literatur 297

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.4.1 Die wichtigsten Erkenntnisse

Eine Partnerschaft einzugehen, zu heiraten, sich zu trennen oder scheiden zu lassen, all das sind zutiefst persönliche Entscheidungen, die Einschnitte und Wendepunkte im Lebenslauf darstellen. Diese Lebensstationen sind jedoch nicht nur privat, denn der Gesetzgeber schafft einen Rahmen und greift nachhaltig ein, wenn die Interessen von Schwachen zu schützen sind. Dies gilt eher für das Ende einer Beziehung als für den Anfang, also eher für die Scheidung als für die Eheschließung. Der gesetzliche Schutz erstreckt sich zwar auch auf den schwächeren Teil in der Ex-Partnerschaft, aber vor allem auf die Kinder, die der Verbindung entstammen. Vereinbarungen über die Zeit nach der Scheidung haben nach dem Willen des Gesetzgebers stets das Wohl der Kinder in den Vordergrund zu rücken.

Dass die Kinder bei Scheidungen eine derart schützenswerte Stellung haben, liegt unter anderem daran, dass die Noch- und Ex-Eheleute miteinander über die nachehelichen Regelungen in Verhandlungen treten. Dabei werden monetäre Größen wie etwa Unterhaltszahlungen, aber auch Obsorgesettings und Besuchszeiten ins Spiel gebracht, ausgetauscht und einander „abgekauft“. In der Ausnahmesituation einer Scheidung geraten die Interessen der Kinder dabei nicht selten unter die Räder; die sich Trennenden haben in erster Linie ihren eigenen Nutzen im Blickfeld. Dieses Bargaining wird durch den rechtlich-institutionellen Rahmen mitbestimmt, der in letzter Zeit immer wieder für Diskussionen im Zusammenhang mit der Stellung der Väter gesorgt hat.

- Eine Trennung bedeutet sowohl für Frauen als auch für Männer eine psychisch belastende Ausnahmesituation und führt bei beiden zu materiellen Einbußen, da in der Partnerschaft realisierte Synergien zwangsläufig verloren gehen. In diesem Abschnitt liegt der Fokus auf den Zusammenhängen zwischen sozioökonomischen Faktoren und den Verhandlungen in Scheidungsverfahren, wobei sowohl einvernehmliche als auch strittige Scheidungen berücksichtigt werden.

- Groß angelegte Studien über die Folgen von Scheidungen gibt es nach wie vor nicht bzw. nur vereinzelt Forschungen dazu. Auch eine Forschungsgruppe um den Bremer Sozialwissenschafter Gerhard Amendt vom Institut für Geschlechter- und Generationenforschung der Universität Bremen bezeichnet seine Untersuchung zur Situation von Vätern nach der Trennung oder Scheidung als wissenschaftliches Neuland, „da bisher vor allem Scheidungserfahrungen von Kindern und Müttern im Forschungsmittelpunkt standen. Scheidungsväter werden in Wissenschaft und Gesellschaft als Randfiguren wahrgenommen.“ Dieser Befund stammt aus dem Jahr 2002 (Universität Bremen, Pressemitteilungen Nr. 101 und 209) und hat unseres Erachtens auch heute noch insofern Gültigkeit, als es nach wie vor keine repräsentativen oder zumindest umfassenden qualitativen Untersuchungen zu diesem Thema gibt. Dabei könnten wie so oft aus der Skizze eines Gesamtbildes Mütter-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Kinder-Väter alle Beteiligten profitieren. Es geht ja nicht darum, Lobbying für Väterinteressen zu betreiben, als vielmehr die Situation aus der Perspektive der Männer zu verstehen.

- Im Jahr 2003 wurde eine vom damaligen Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (BMSG, 2003) beauftragte Studie zum Thema Scheidungsfolgen für Männer publiziert, die sich mit den diesbezüglichen juristischen, psychischen und wirtschaftlichen Implikationen befasst. Die Arbeit zeichnet ein ähnliches Bild wie jene der Forschungsgruppe aus Bremen. Sämtliche Befunde passen in ein gutes Gesamtbild – auch zur in diesem Kapitel ausführlich behandelten Studie von Atteneder et al. (2010), die im aktuellen Familienbericht 2010 publiziert wurde.

Aus den genannten Quellen und den Erkenntnissen eines Experteninterviews können folgende hauptsächliche Problemfelder identifiziert und Handlungsempfehlungen abgeleitet werden:

- Es muss – auch im Sinne der Kinder – auf allen Seiten das Bewusstsein gestärkt werden, dass mit der Scheidung zwar die Ehe endet, nicht aber die Elternschaft. Gesetzliche Signale, die den Vätern mehr Rechte geben und gleichzeitig mehr Pflichten zuteilen, sind daher wünschenswert für die Bildung neuer gesellschaftlicher Normen.

- Eine Scheidung bzw. Trennung ist prinzipiell als Armutsfalle für alle Beteiligten zu sehen – auch für die Väter. Es gehen die Synergieeffekte eines gemeinsamen Haushalts verloren, in der ersten Phase muss daher das gleiche Geld für zwei Haushalte reichen.

- Risikofaktoren für die Männer – und damit für alle Beteiligten – sind:

  - Der Mann war vor der Scheidung Alleinverdiener.
  - Der Mann befindet sich in einer prekären Arbeitssituation (schlechte Arbeitsbedingungen, unsicherer Arbeitsplatz, niedriges Einkommen).
  - Schulden und Kredite vor der Scheidung
  - strittige Scheidungsverfahren
  - Der Mann hat hohe psychische Belastungen durch die Trennung, die zu verminderten beruflichen Leistungen und Arbeitsplatzverlust führen können.
  - allgemein geringes sozioökonomisches Potenzial (geringes Einkommen, geringe Bildung)

- Im Zuge von Ehescheidungen wird über Unterhaltszahlungen, Obsorgeregelungen und Besuchszeiten verhandelt, dabei werden einander Zugeständnisse in unterschiedlichster Weise „abgekauft“. Wer finanziell gut gestellt und abgesichert ist bzw. über einen höheren Bildungsabschluss verfügt, hat tendenziell eine vorteilhafte Verhandlungsposition. So gilt zum Beispiel, dass sozial schlecht gestellte Väter ihre Kinder seltener sehen als Väter mit

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

hohem Einkommen und hoher Bildung. Vor diesem Hintergrund erscheint eine stärkere Entkoppelung von Unterhalt, Obsorge und Besuchszeiten wünschenswert.

- Eine repräsentative Untersuchung zur (materiellen) Situation von Vätern nach der Scheidung kann Lösungswege für alle Beteiligten aufzeigen. Vielfach geht es auch um die Nutzung bestehender Beratungseinrichtungen, um durch die schwierige Phase zu helfen und die Frage der Obsorge unabhängig von finanziellen Angelegenheiten zu lösen. Ein qualitativer Ansatz in der Untersuchung könnte Einblick in den Verlauf von Verhandlungen aus der Sicht aller Beteiligten bieten und damit Erkenntnisse zur Vermeidung von Eskalationen liefern.

2.4.2 Gesellschaftliche Entwicklungen und rechtliche Folgen

Mitte der 1960er Jahre begann ein Trend, der sich bis zur Jahrtausendwende kontinuierlich und zügig fortsetzte: Immer mehr Ehen wurden geschieden. Lag die Gesamtscheidungsrate[1] in Österreich 1965 noch bei 14,4 Prozent, erreichte sie 1985 schon 30,8 Prozent und 2007 dann den bisherigen Spitzenwert von 49,5 Prozent (Statistik Austria, 2010c). Am wenigsten beständig sind Ehen in Wien: Dort überschritten die Scheidungsraten seit 1999 stets die 50-Prozent-Schwelle, in den Jahren zwischen 2004 und 2007 sogar die 60-Prozent-Marke (Statistik Austria, 2010b; vgl. zu diesem Thema auch Kap. 3.3). Gleichzeitig gingen immer weniger Österreicher/innen eine Ehe ein: 1965 betrug die Gesamterstheiratsrate[2] der Frauen noch 99,4 Prozent, 1985 dann 59,8 Prozent und 2009 schließlich 49,3 Prozent (Statistik Austria, 2010d). Dass weniger Ehen geschlossen werden, bedeutet einerseits, dass es mehr Singles gibt, andererseits, dass mehr Paare auf den Trauschein verzichten. Zwischen 1971 und 2009 stiegen unter den österreichischen Männern die Anteile der Alleinlebenden (von 5,3% auf 13,7%) und der unverheirateten Lebensgefährten (von 1,5% auf 8,1%), der Prozentsatz der Ehemänner sank hingegen (von 46,8% auf 42,1%) (Statistik Austria, 2010e).

Gesellschaftliche Veränderungen wie, zum Beispiel die eben skizzierten, finden in Gesetzesänderungen ihren Widerhall. Alfred Kriegler, auf Familienrecht spezialisierter Anwalt in Wien, erläutert, dass die österreichische Familiengesetzgebung auf breitem Konsens beruhend entstehe. Dies habe den Vorteil, dass sie stets mehrheitsfähig sei, aber auch den Nachteil, dass sie die gesellschaftlichen Entwicklungen nur langsam rezipiere. Ausgleichend wirke bis zu einem bestimmten Grad, dass das Familienrecht eher allgemein formuliert sei und so der Judikatur

[1] „Die Gesamtscheidungsrate gibt an, wie groß der Prozentsatz der Ehen ist, die durch eine Scheidung (…) enden. Basis für die Berechnung der Gesamtscheidungsrate sind die im jeweiligen Jahr beobachteten Scheidungen, die in Beziehung zu jenen Eheschließungsjahrgängen gesetzt werden, aus denen sie stammen (ehedauerspezifische Scheidungsraten)“ (Statistik Austria, 2010c).

[2] „Die Gesamterstheiratsrate eines Kalenderjahres stellt einen altersstrukturbereinigten Indikator für die Erstheiratshäufigkeit dar. Berechnet wird sie als Summe der altersspezifischen Erstheiratsraten bis zum Alter von 50 Jahren (Summe der Quotienten aus den eheschließenden Frauen nach einjährigen Altersgruppen der Frauen gleichen Alters)“ (Statistik Austria, 2010d).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Platz für die konkrete Ausgestaltung und eine Anpassung an soziale Realitäten lasse.

Auf die erhöhten Scheidungsraten und die sich verändernde Rolle der Väter reagierte der österreichische Gesetzgeber, indem er 2001 die gemeinsame Obsorge der Ex-Partner/innen (KindRÄG, 2001) ermöglichte. Aktuell wird diskutiert, ob und inwieweit gesetzlich der Tatsache Rechnung getragen werden soll, dass immer mehr Paare unverheiratet bleiben und dann im Falle einer Trennung die Position der Väter schlechter ist als bei verheirateten Paaren – außer es wurde schon während der Lebensgemeinschaft explizit die gemeinsame Obsorge beantragt. Was die Frage dieser gemeinsamen Obsorge anbelangt, handelt der Gesetzgeber in den Augen von Anwalt Kriegler zu langsam. Der Kontakt zwischen den Vätern und ihren Kindern habe in Österreich einen viel zu geringen Stellenwert: „Wir sind hier altvaterisch und hinken der Entwicklung nach." Es gehe nicht nur um eine Änderung der Gesetze, sondern auch um das Schaffen einer neuen Mentalität, nämlich darum, klar zu machen, dass mit der Scheidung zwar die Ehe, nicht aber die Elternschaft ende. Diese hänge weder davon ab, ob eine aufrechte Ehe bestehe, noch davon, ob das Paar zusammenlebe. Deshalb gebe es keinen Grund dafür, unverheiratete Paare anders zu behandeln als verheiratete. Auch ohne Ehe sollten weiterhin beide Eltern mit der Geburt eines Kindes automatisch das gemeinsame Sorgerecht haben können – mit Ausstiegs- und Sanktionsmöglichkeiten, wenn ein Elternteil die Obsorge nicht wahrnimmt. Im Allgemeinen seien sowohl der Gesetzgeber als auch die Judikatur gefordert, den Vätern einerseits mehr Rechte zu geben und sie andererseits mehr in die Pflicht zu nehmen. Nicht alle, aber viele moderne Väter seien gerne bereit, den Verpflichtungen, die eine gemeinsame Obsorge mit sich bringe, nachzukommen.

Helene Klaar, ebenfalls auf Familienrecht spezialisierte Rechtsanwältin in Wien, steht einer Ausweitung der gemeinsamen Obsorge kritisch gegenüber. Sie befürchtet für die Mütter einen Rückschritt und wirft bei ihrer Erklärung dazu einen Blick in die Vergangenheit: Die Familienrechtsreform im Jahr 1978 habe vorgesehen, dass nach einer Scheidung die Obsorge bei jenem Elternteil liege, der das Kind in seinem Haushalt betreue. Das sei nicht geschlechtsspezifisch gewesen: „Ich habe das damals toll gefunden und mir gedacht, in den nächsten 20 Jahren wird es sich so entwickeln, dass nach einer Scheidung ungefähr gleich viele Kinder bei Vater und Mutter bleiben (…). Es hat sich aber herausgestellt, dass sehr wenige Männer nach einer Trennung die Kinder in ihrem Haushalt betreuen wollen. Mitreden bei wichtigen Entscheidungen, das wollen schon mehr". Nach derzeitiger Gesetzeslage müssten sich die Eltern einig sein, wenn sie beide die Obsorge wahrnehmen wollten. Eine gemeinsame Obsorge gegen den Willen eines Elternteils trage die hohe Wahrscheinlichkeit in sich, dass die Ehe-Konflikte der Ex-Partner weitergeführt würden. Besonders skeptisch steht Helene Klaar einer Erleichterung der gemeinsamen Obsorge für unverheiratete Eltern gegenüber: Sie weist auf jene unehelichen Kinder hin, die nicht in eine Lebensgemeinschaft, sondern ungeplant in mehr oder minder lose Beziehungen geboren werden. Ungewollte Väter bekämen so ein Mittel der Erpressung in die Hand: „Ich stelle mir das dann schon vor, dass der Chef, dessen Sekretärin schwanger wird,

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

(…), sagt: ‚Treib ab, oder ich beantrage die Obsorge.'" In Lebensgemeinschaften hingegen bestehe in vielerlei Hinsicht rechtliche Unsicherheit: Bei einer Trennung seien zum Beispiel weder Unterhaltszahlungen noch eine Vermögensteilung noch das Recht, in der gemeinsamen Wohnung zu bleiben, vorgesehen. Der uneheliche Vater habe also gegenüber der Mutter keine Verpflichtungen. Dass vor diesem rechtlichen Hintergrund gerade die gemeinsame Obsorge gesetzlich geregelt werden solle, sei nicht nachvollziehbar.

2.4.3 Rechtliche Grundlagen und Probleme

Die überwiegende Mehrzahl der Scheidungen erfolgt einvernehmlich (§ 55a EheG); 2009 wählten 87,3 Prozent der Ehepaare in Scheidung diese Möglichkeit, die es in Österreich seit 1978 gibt (Statistik Austria, 2010a). Die **einvernehmlichen Scheidungen** werden im Folgenden nicht nur deshalb im Mittelpunkt stehen, weil sie so verbreitet sind, sondern auch, weil sie kaum gesetzlichen Regulierungen unterliegen und deshalb den Ex-Ehepartnern Verhandlungen geradezu abverlangen. Zu den vier Voraussetzungen einer einvernehmlichen Scheidung gehört nämlich, dass die eheliche Gemeinschaft seit mindestens einem halben Jahr aufgelöst ist, dass beide Eheleute die unheilbare Zerrüttung der Ehe zugestehen, dass sie einen gemeinsamen Antrag auf Scheidung stellen und schließlich, dass Einigkeit über die wesentlichen Folgen der Scheidung besteht. Dieser letzte Punkt bedeutet verpflichtende Verhandlungen etwa über die nacheheliche Vermögensaufteilung und/oder einen eventuellen Ehegattenunterhalt, bei Paaren mit Kindern aber auch über die Gestaltung der Obsorge, den Hauptaufenthaltsort der Kinder, die Höhe der Unterhaltszahlungen für sie und die Besuchsregelungen[3]. Alle Vereinbarungen, die die Kinder betreffen, müssen dem Pflegschaftsgericht zur Genehmigung vorgelegt werden, die anderen sind frei verhandelbar, müssen aber ebenfalls schriftlich festgehalten sein.

Letzteres gilt zum Beispiel für den **Ehegattenunterhalt**. Im Gegensatz dazu wird im Falle einer Verschuldensscheidung (§ 49 EheG) die Höhe des Ehegattenunterhalts vom Gericht festgelegt, und zwar je nach dem wie schwer die Eheverfehlung war und wie es um die finanziellen Verhältnisse der Eheleute bestellt ist (§ 66 EheG). Auch bei Scheidungen, an denen weder Gatte noch Gattin ein Verschulden trifft, die aber auch nicht einvernehmlich getroffen werden (§§ 50-52 bzw. § 55 EheG), hat jener oder jene Unterhalt zu zahlen, der/die die Scheidung wünscht (§ 69 Abs. 3 EheG).

In einer Ehe haben die Eltern stets automatisch die gemeinsame **Obsorge** für ihre Kinder: Sie haben sich also um deren Pflege und Erziehung zu kümmern sowie deren Vermögensverwaltung und Vertretung gemeinsam wahrzunehmen. Auch nach einer Scheidung bleibt die gemeinsame Obsorge bestehen, außer die Eltern wählen eine andere Regelung (§ 177 Abs. 1

[3] „Hinsichtlich des Rechtes auf persönlichen Verkehr mit gemeinsamen Kindern können die Ehegatten vereinbaren, daß sie sich die Regelung vorbehalten." (§ 55a Abs. 2 EheG).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

ABGB idF KindRÄG, 2001). Der Scheidungsanwalt Alfred Kriegler kritisiert in diesem Zusammenhang, dass es genüge, wenn ein Elternteil die gemeinsame Obsorge ablehne, dann gebe es nur die alleinige Obsorge als Alternative. Auf jeden Fall muss der hauptsächliche Aufenthalt der Kinder verbindlich festgelegt werden: das so genannte Heim erster Ordnung (§ 177 Abs. 2 ABGB idF KindRÄG, 2001). Jener Elternteil, bei dem die Kinder in weiterer Folge leben, gilt als Hauptobsorgeberechtigter oder Hauptobsorgeberechtigte (Atteneder et al., 2010, S. 467). Kriegler weist darauf hin, dass es nach derzeitiger Gesetzeslage streng genommen nicht zulässig sei, dass die Kinder bei beiden Eltern gleich viel Zeit verbringen.

Der **Kindesunterhalt** unterliegt nur eingeschränkt der Verhandlungsmacht der Eltern. Der nicht (hauptsächlich) obsorgeberechtigte Elternteil ist nach österreichischem Recht zur Zahlung verpflichtet. Um die Höhe festzusetzen, hat die Judikatur sowohl Prozentsätze bestimmt, die das Alter der Kinder berücksichtigen und eine Art „Obergrenze der Belastbarkeit des Verpflichteten darstellen“, als auch „Durchschnittsbedarfswerte, die als Korrektiv dienen, wenn die Höhe dem Gericht unangemessen“ erscheint. Im Rahmen dieser Vorgaben muss bei einer einvernehmlichen Scheidung ein Vergleich über den Kindesunterhalt geschlossen werden (§ 140 ABGB; § 55a EheG; Atteneder et al., 2010, S. 471f.). Helene Klaar weist darauf hin, dass „der Unterhalt für die Kinder (…) in den letzten acht Jahren durch die Rechtssprechung dramatisch gesenkt worden“ sei. Dies sei insbesondere für gut verdienende Väter von Vorteil, die „mittlerweile ein bissl mehr als die Hälfte dessen [zahlen], was sie noch vor acht Jahren gezahlt hätten: durch die Anrechnung der Familienbeihilfe und einer fiktiven Miete“.

Alfred Kriegler erläutert, dass eine Gesetzesänderung, die die gemeinsam obsorgeberechtigten Eltern von der Verpflichtung befreien würde, den Hauptaufenthaltsort der Kinder festzulegen, nachhaltige Folgen für die Regelung des Kindesunterhalts hätte. Bisher sei der Elternteil, bei dem das Kind nicht wohnt (also in der Regel der Vater), verpflichtet, die gesetzlich vorgeschriebenen Unterhaltszahlungen zu leisten. Gäbe es jedoch zum Beispiel eine Vereinbarung, nach der die Kinder die Hälfte der Zeit beim Vater und die andere Hälfte bei der Mutter verbringen, müsste neu festgelegt werden, wer an wen wie viel zu bezahlen habe. Er gehe davon aus, dass der Widerstand gegen eine Ausweitung der gemeinsamen Obsorge stark mit diesen finanziellen Auswirkungen zusammenhänge, der Nachteile für den Elternteil, bei dem das Kind wohnt (also meist die Mutter), nach sich zöge. Helene Klaar bestätigt ihren Kollegen: „Überdurchschnittliche Betreuung oder gar Doppelresidenz sind überhaupt das Ende des Geldunterhalts (…), dann gibt es nur mehr einen Lebenstandardausgleich, wenn die Einkommensverhältnisse der Eltern sehr unterschiedlich sind.“ Auch Klaar zeigt sich davon überzeugt, dass finanzielle Argumente bei der Diskussion über die gemeinsame Obsorge eine weit wichtigere Rolle spielen, als dies den Anschein habe: „Das Getöse“ um die Väterrechte verschleiere materielle Interessen, die darauf abzielten, „den Geldunterhalt zu eliminieren“: „Es reden ja alle nur von der gemeinsamen Obsorge. (…) Das ist so wie bei diesen Zauberkünstlern, die wedeln mit weißen Taschentüchern und machen Rauch und Nebel, und dahinter verschwindet der Geldunterhalt.“

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Alfred Kriegler ist der Ansicht, dass man grundsätzlich darüber diskutieren könne, ob das **Ehegatten- und das Kindesunterhaltsrecht**, die sich an der so genannten „Hausfrauenehe" orientierten, noch zeitgemäß seien. Zwar sei die Situation von geschiedenen Hausfrauen und allein erziehenden Müttern keineswegs zu unterschätzen, aber es gebe heute auch andere Familienkonstellationen, erwerbstätige Frauen und bei der Haushaltsarbeit aktive Männer, die andere gesetzliche Regelungen nahe legten. Eine Wunderlösung gebe es jedoch bis dato noch nicht, wie auch ein Blick in andere Länder zeige. Helene Klaar sieht Hinweise darauf, dass die Judikatur bereits in diese Richtung geht: Die Gerichte gäben in zunehmendem Maß Scheidungsklagen statt, auch wenn diese „noch so sehr an den Haaren herbeigezogen" seien. Nur sehr selten werde das überwiegende Verschulden des Ehemannes oder der Ehefrau festgestellt, viel öfter würden beiderseitige Verfehlungen aufgerechnet. Ein Ehebruch wiege da kaum mehr als mehrere kleine Verfehlungen, die sich in den Ehejahren angesammelt hätten. Diese Praxis sei für Männer finanziell tendenziell von Vorteil, da sie wesentlich öfter gegenüber ihren (nicht oder nur eingeschränkt berufstätigen) Ex-Ehefrauen voll unterhaltspflichtig wären, würde ihr überwiegendes Verschulden festgestellt; bei einem geteilten Verschulden müsste hingegen lediglich „Unterhalt nach Billigkeit", also in etwa das Existenzminimum, gezahlt werden. Von diesem Betrag könne man kaum leben, weshalb die Unterhaltsberechtigten – in der Regel Frauen – meist voll in den Arbeitsprozess einstiegen, was die Verpflichteten – in der Regel Männer – vom Ehegattenunterhalt völlig befreie.

Für Helene Klaar sind Scheidungen seit 35 Jahren unverändert „für Männer vor allem ein finanzielles Problem, für Frauen aber ein existenzielles". Auch Alfred Kriegler spricht die Armutsgefährdung an, die mit Scheidungen einher geht: Besonders tragisch sei es, wenn eine Scheidung zur Armutsfalle – zuerst für den Mann und dann für die ganze Familie – werde: Es komme immer wieder vor, dass das Einkommen eines Alleinverdieners für einen, nach einer Scheidung dann aber nicht für zwei Haushalte reiche; durch die psychologische Ausnahmesituation könne noch ein Arbeitsplatzverlust hinzukommen: „Dann sind das gestrandete Existenzen, die so psychologisch angeknackst sind, dass sie nie wieder einen entsprechenden Job finden. Dann verlieren sie vielleicht noch ihre Wohnung. Das ist ein wirtschaftliches und nicht ein rechtliches Problem."

Das Besuchsrecht ist grundsätzlich[4] einerseits ein Recht des Kindes, andererseits ein Recht des nicht (hauptsächlich) obsorgeberechtigten[5] Elternteiles. Die Eltern können das Ausmaß vereinbaren, auf Antrag wird es aber auch vom Gericht festgesetzt, das sich dabei an folgenden Richtwerten orientiert:

- bei Kindern bis zu drei Jahren mehrere Stunden alle ein bis zwei Wochen (in Begleitung einer dem Kind vertrauten dritten Person),

[4] Eine Einschränkung durch das Wohl des Kindes ist gesetzlich vorgesehen und kann im Einzelfall ein Unterbleiben von Kontakten rechtfertigen.
[5] Die Bezeichnungen „nicht (hauptsächlich) obsorgeberechtigt" bzw. „(hauptsächlich) obsorgeberechtigt" werden in weiterer Folge sowohl auf Fälle alleiniger als auch gemeinsamer Obsorge angewendet.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

- bei drei- bis sechsjährigen Kindern alle zwei Wochen ein Tag sowie
- bei über sechsjährigen Kindern alle zwei Wochen zwei Tage mit Übernachtung und zusätzlich zwei Wochen Urlaub (Atteneder et al., 2010, S. 472f.). Grundsätzlich ist es wünschenswert, wenn Kontakt zu beiden Elternteilen (besonders bei Kleinkindern) möglichst oft stattfinden kann.

Abgesehen vom Änderungsbedarf, den er bei den Details des Scheidungsrechts sehe, gebe es auch zwei grundsätzliche strukturelle Probleme, so Rechtsanwalt Kriegler: Erstens sei ein zentraler Familiengerichtshof für ganz Wien wünschenswert, der Angebote wie z.B. Mediation in dem Ausmaß zur Verfügung stellen könne, wie es notwendig sei. Rechtsanwältin Klaar teilt diesen Wunsch: Es sei für Richter/innen inhaltlich befruchtend, wenn sie ihre Kaffeepausen mit Kollegen und Kolleginnen verbringen könnten, die ähnliche Fälle bearbeiteten. Zwar habe es einen Familiengerichtshof in dem Sinne noch nicht gegeben, „aber ich würde das auch für durchaus sinnvoll halten“. Dort könnte man zum Beispiel auch einen Kindergarten für Besucher/innen einrichten, damit die Kinder nicht stundenlang am Gang möglichst still und brav warten müssten, wenn die Eltern eine Verhandlung hätten. „Von solchen Services einmal abgesehen – psychologische Beratungsstellen, Familienberatungsstellen, alles an einem Haus oder an einigen Schwerpunktgerichten verteilt, würde ich für großartig halten“. Der zweite strukturelle Änderungswunsch von Alfred Kriegler ist noch grundlegender: Familienrechtsfälle seien zwar extrem arbeits- und emotionsreich, würden aber, was die Stellung der Richterschaft anbelangt, nicht dementsprechend hoch eingeschätzt und bewertet. Familienrichter/innen bekämen ihren Aufwand zeitlich und monetär nicht genügend entgolten. Außerdem gebe es für sie keine Aufstiegsmöglichkeiten: Im Oberlandesgericht seien nämlich keine Familienrichter/innen vertreten, der Karriereweg in den Obersten Gerichtshof gehe aber stets über das Oberlandesgericht. Das führe dazu, dass es nur wenige Familienrechtsexperten und Familienrechtsexpertinnen im Obersten Gerichtshof gebe, die zudem nicht mit diesem Spezialgebiet, sondern mit einem anderen dorthin gelangt seien.

2.4.4 Die Scheidung als Austausch von nutzbringenden Gütern

Im 5. Familienbericht des Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend wurde eine Forschungsarbeit präsentiert, die die Auswirkungen von Scheidung und Trennung auf Kinder, Frauen und Männer[6] untersucht hatte: Diese systematische, ökonometrische Analyse von Gerichtsakten lieferte für Österreich erstmals datengestützte Erkenntnisse über Folgen von Scheidungen. Die 7.062 untersuchten Akten stammen aus den Jahren 1997 bis 2003 bzw. den Bezirksgerichten Hall in Tirol, Kitzbühel, Kufstein, Linz und Wien-Favoriten; sie geben Auskunft zur

[6] Wir bedanken uns herzlich bei Dr. Rene Böheim und Univ.-Prof. Dr. Reiner Buchegger, die beide zu den Autoren und Autorinnen der Studie gehören, für ihren fachlichen Rat und ihre Unterstützung.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Situation zum Zeitpunkt der Scheidung, spätere Entwicklungen werden nicht abgebildet (Atteneder et al., 2010, S. 491).

Die Akten zeichnen folgendes Bild von den untersuchten Scheidungen und den daran Beteiligten: In 94,2 Prozent erfolgte die Scheidung einvernehmlich, in 5,2 Prozent mit Schuldspruch. Die Männer[7] waren bei der Eheschließung durchschnittlich 27 Jahre, bei der Scheidung im Mittel 38,5 Jahre alt (Frauen: 24,7 bzw. 36,2 Jahre). Die Ehe hatte also im Schnitt rund elf Jahre gehalten. 63,5 Prozent der Paare hatten mindestens ein gemeinsames Kind, 54,3 Prozent mindestens ein minderjähriges Kind (Atteneder et al., 2010, S. 491f.). Von den Scheidungen mitbetroffen waren 7.402 Kinder in 4.484 Familien, 80 Prozent davon waren minderjährig (5.896). Die Obsorge für diese Minderjährigen lag in lediglich 7,2 Prozent der Fälle beim Vater allein, aber in 72,5 Prozent bei der Mutter allein. Im Rahmen einer gemeinsamen Obsorge war in 1,3 Prozent der Familien der Vater hauptsächlich obsorgeberechtigt, in 12,4 Prozent die Mutter. Auf die Besuchsregelungen für die minderjährigen Kinder hatten sich die Eltern in 55 Prozent der Akten einvernehmlich geeinigt, in 20,2 Prozent vorbehalten, also außerhalb des Scheidungsverfahrens geregelt (Atteneder et al., 2010, S. 516ff.).

Der Ausgangspunkt der Aktenanalysen war die ökonomische Theorie der Familie. Die Eheleute in Scheidung wurden der klassischen ökonomischen Theorie entsprechend als nutzenmaximierende Wesen betrachtet, die auf einem „Markt“ einen Austausch von materiellen und nichtmateriellen „Gütern“ betreiben. Im Mittelpunkt der Untersuchung standen die „Güter“ Unterhaltszahlungen an die Ehegatten und Ehegattinnen, Unterhaltszahlungen an die Kinder, Obsorgeregelungen[8] und Vereinbarungen über das Besuchsrecht. Zur Auswertung der Daten wurden ökonometrische Verfahren herangezogen, die dem Charakter und Verlauf der jeweiligen Verhandlungsprozesse entsprechen (zum Beispiel, ob sie simultan oder sequentiell erfolgen). Berücksichtigt wurde außerdem der rechtlich-institutionelle Rahmen, nicht nur, weil er das Umfeld bildet, sondern auch, weil er teilweise die Verteilung der Verhandlungsmacht mitbestimmt.

So wurde zum Beispiel davon ausgegangen – und in der Analyse bestätigt –, dass die Höhe des Unterhalts an die Ex-Ehegatten und Ehegattinnen und an die Kinder simultan verhandelt werden (Atteneder et al., 2010, S. 494). Bei den Zahlungen an die Kinder gibt es aber nur eingeschränkte Verhandlungsmöglichkeiten, weil hier der Gesetzgeber eingreift und Vorgaben macht (siehe oben). Trotzdem ist nachweisbar, dass die Zahlungen an die Ex-Ehefrauen und jene an die Kinder zusammenhängen: Die (hauptsächlich) obsorgeberechtigte Mutter eines minderjährigen Kindes, das rund 239,- Euro monatlich an Unterhalt erhält, bekommt zum Beispiel um 31,- Euro im Monat weniger ausgezahlt als eine Geschiedene ohne Kind. Für jeden weiteren Euro, den der Vater für das erste Kind zahlt, sinkt der Unterhalt der Mutter um 55 Cent

[7] Bei dieser Alterserfassung wurden nur jene Männer und Frauen berücksichtigt, die zum ersten Mal verheiratet waren; Wiederverheiratete sind hier also nicht enthalten.
[8] 59 Prozent der Akten stammen aus den Jahren vor 2001, sodass auch die in diesem Jahr eingeführte gemeinsame Obsorge (KindRÄG, 2001) Berücksichtigung fand (Atteneder et al., 2010, S. 445f., 572f.).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

im Monat; ein vergleichbarer Effekt ist auch für die Geschwister des ersten Kindes nachzuweisen. Umgekehrt vermindern sich die Zahlungen an die Kinder, wenn die Mutter Unterhalt bekommt: So erhält ein minderjähriges Einzelkind, dessen Obsorgeberechtigter oder Obsorgeberechtigte 119,- Euro monatlich bekommt, um sieben Euro im Monat weniger als eines, dessen Mutter/Vater keinen Unterhalt bezieht. Auch andere unterhaltsberechtigte Kinder beeinflussen die Höhe des Unterhalts des ersten Kindes (Atteneder et al., 2010, S. 502).

Keine Verhandlungen über den Ehegattenunterhalt gibt es, wie bereits erwähnt, bei Verschuldensscheidungen. Den (überwiegend) schuldigen Ehegatten und Ehegattinnen – in 77 Prozent der analysierten Verschuldensscheidungen war dies der Mann – wird die Höhe der Zahlungen gerichtlich vorgeschrieben. Ein schuldiger Ehemann zahlt um 654,- Euro mehr Unterhalt[9] – eine Verschuldensscheidung kommt also teuer (Atteneder et al., 2010, S. 492 und 501).

Gleichzeitig verhandelt wird auch über den Unterhalt und die Obsorgevereinbarung. Die Analysen zeigten, dass die Mütter im Schnitt bereit sind, auf 129,- Euro Unterhalt pro Monat zu verzichten, um dafür die alleinige oder die hauptsächliche Obsorge für die Kinder zu bekommen. Auch um eine gemeinsame Obsorge durchzusetzen, nehmen Frauen – entgegen den Ergebnissen aus der Literatur – einen geringeren Unterhalt in Kauf, und zwar um 44,- Euro monatlich. Die Autoren und Autorinnen der Studie erklären dies damit, dass die Frauen damit erreichen wollen, nicht allein die Verantwortung für die Kinder tragen zu müssen (Atteneder et al., 2010, S. 503ff.).

Rechtsanwalt Kriegler bestätigt – und kritisiert –, dass Unterhalt und Obsorge gleichzeitig verhandelt und Zugeständnisse einander „abgekauft“ werden: Seiner Erfahrung nach – die sich übrigens nicht mit den eben vorgestellten Ergebnissen der ökonometrischen Analyse deckt – müssten Väter häufig einen Preis für gemeinsame Obsorge zahlen: „Sie legen etwas drauf, sei es beim Unterhalt, sei es bei der Vermögensaufteilung, oder verzichten auf irgendetwas.“ Die Frage der Obsorge gehöre jedoch von jener des Unterhalts oder der Vermögensaufteilung entkoppelt, insbesondere weil es immer wieder vorkomme, dass die Mutter einige Zeit nach der Scheidung die alleinige Obsorge beantrage. Nicht selten würden diese Anträge bewilligt – und dann habe der Vater für etwas „gezahlt“, das er nicht bekomme. Auch Scheidungsanwältin Klaar weiß von einzelnen Fällen, bei denen die Eltern bei der Scheidung eine gemeinsame Obsorge ausverhandelt haben, die dann nach einiger Zeit auf Betreiben der Mutter in eine alleinige Obsorge umgewandelt wurde, was sie kritisiere. Das liege am Gesetz, das dies befördere. Es spreche nichts dagegen, festzulegen, dass eine einmal vereinbarte gemeinsame Obsorge nicht grundlos widerrufen werden dürfe, sondern dass ein Konflikt nachgewiesen werden müsse, „aber den gibt es meistens sehr leicht.“

Die Aktenanalysen zeigten, dass auch zwischen den Besuchsregelungen und den Unterhaltszahlungen an die Obsorgeberechtigten ein gewisser Zusammenhang besteht, allerdings lediglich,

[9] Den Berechnungen über die Verschuldensscheidungen liegen lediglich 61 Fälle zu Grunde.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

was die einzelnen Besuchstage anlangt (und nicht den Feiertags- bzw. den Urlaubsbesuch), und nur in eine Richtung: So hängen die Besuchtage vom Unterhalt ab, nicht aber der Unterhalt von den Besuchstagen (Atteneder et al., 2010, S. 537). Die Urlaubsbesuchstage scheinen die Eltern nicht im Austausch gegen den Ehegattenunterhalt festzulegen, sondern anhand von Richtwerten. Die theoretische Annahme lautete: Wenn ein Vater möglichst viel Besuchszeit haben möchte, kann er versuchen, diese mit einem höheren Unterhalt an die Ex-Gattin und/oder die Kinder zu „erkaufen“. Da bei einvernehmlichen Scheidungen ein Ehegattenunterhalt nicht verpflichtend ist, könnte dieser sich besonders gut als Kompensation für ein Mehr an Besuchsstunden eignen. Tatsächlich wurde in den Analysen bestätigt, dass niedrige Unterhaltszahlungen an die Ex-Partner mit wenig Besuchszeit Hand in Hand gehen und hohe Zahlungen mit viel Besuchzeit, was allerdings insofern nur von eingeschränkter Bedeutung ist, als in 80 Prozent der Fälle kein Ehegattenunterhalt bezahlt wird (Atteneder et al., 2010, S. 514 und 519f.).

Es gebe wie bei der Obsorge auch bei den Besuchsregelungen das Problem, dass diese nach einer Weile nicht mehr eingehalten würden, erläutert Anwalt Kriegler. Es gebe Väter, die ihre Kinder zu den Besuchszeiten nicht abholten, und Mütter, die ihre Ex-Partner vorsätzlich und geschickt daran hinderten, die Kinder an den vereinbarten Terminen zu sehen, etwa wenn sie behaupteten, das Kind sei krank. In beiden Fällen seien Sanktionen zwar vorgesehen, blieben aber zahnlos. Man könne Vätern, die ihr Besuchsrecht nicht wahrnehmen, finanzielle Strafen auferlegen, dies sei aber wenig erfolgversprechend, insbesondere bei sozial schwachen Familien. Schließlich bleibe nur das vollkommene Erlöschen des Besuchsrechtes. Ähnliches gelte für Mütter, die die vereinbarten Besuchsregelungen unmöglich machen möchten: Aber im Regelfall seien weder Geldstrafen oder niedrigere Unterhaltszahlungen noch eine Gefängnisstrafe, noch der Verlust der Obsorge, im Sinne der Kinder. Helene Klaar meint dazu, dass es zwar Väter gebe, die ihr Besuchsrecht gar nicht nützten. Häufiger sei es jedoch so, dass die Väter zwar kämen, aber nicht regelmäßig, oder kurzfristig absagten oder die Kinder zwei Stunden zu spät oder zu früh abholten bzw. wiederbrächten, „sodass die Mutter (…) sich nach ihm richten muss.“ Die (hauptsächlich) Obsorgeberechtigten hätten keinen rechtlichen Anspruch darauf, dass die Besuchsberechtigten ihre Kinder wirklich zum vereinbarten Zeitpunkt holten. Das liege auch daran, dass der Oberste Gerichtshof festgestellt habe, „dass das Besuchsrecht nicht dazu dient, dem hauptbetreuenden Elternteil Erholung und Freizeit von den Kindern zu geben. Da meine ich, das gehört einmal im Gesetz festgeschrieben, dass das sehr wohl ein Zweck des Besuchsrechts sein muss, dass der Hauptbetreuende eben sehr wohl den Anspruch auf zwei freie Wochenenden im Monat hat – und wenn er das nicht bekommt, in irgendeiner Form dafür entschädigt werden muss.“ Anwältin Klaar bringt ein praktisches Beispiel: „Wenn der Vater am Donnerstag sagt, ich kann die Kinder zum Wochenende doch nicht nehmen, und die Mutter hat aber eine Schitour verabredet, dass er dann vielleicht für das Wochenende einen Babysitter bezahlen müsste.“

Nun zum Einfluss der einzelnen Variablen auf die Verhandlungsmacht der Ex-Partner oder die Ex-Partnerin, wie er im Rahmen der Studie ermittelt wurde:

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Wer finanziell gut gestellt und abgesichert ist, hat in den Verhandlungen eine vorteilhafte Position: Männer mit ausreichenden finanziellen Mitteln könnten eine gemeinsame Obsorgeregelung oder großzügige Besuchszeiten „kaufen“. Frauen mit Vermögen oder hohem Verdienst könnten es sich leisten, auf Unterhaltszahlungen zu verzichten, und diesen Verzicht gegen eine alleinige Obsorge oder wenige Besuchstage eintauschen; dass es für die Kinder von Nutzen sein könnte – um bei der ökonomischen Diktion zu bleiben –, möglichst viel Kontakt zum Vater zu haben, spielt bei diesem Abtausch meist keine oder eine untergeordnete Rolle. Tatsächlich zeigte die Aktenanalyse, dass wohlhabende Väter mehr Unterhalt leisten und großzügigere Besuchsregelungen ausgehandelt haben und dass ein gutes Einkommen der Mutter kürzere Besuchszeiten nach sich zieht. Die Analyse brachte aber auch zu Tage, dass ein hohes Einkommen der Frau die Wahrscheinlichkeit verringert, dass sie die alleinige Obsorge innehat, und zwar je 100,- Euro Einkommenserhöhung um knapp ein Prozent. Frauen mit hohem Einkommen nutzen dieses also tendenziell nicht, um die alleinige Obsorge zu „erkaufen“. Dies könnte daran liegen, dass sie beruflich stärker gefordert sind und für sie daher eine gemeinsame Obsorge attraktiver, sprich: nutzbringender, sein kann (Atteneder et al., 2010, S. 498, 487 und 529).

In der hier vorgestellten Studie wurde ermittelt, dass ein Mann, der sich in den Jahren 1997 bis 2003 scheiden ließ, ein durchschnittliches Nettomonatseinkommen von 1.458,- Euro bezog. Jene 968 geschiedenen Frauen, die einen Unterhalt bezogen, erhielten im Schnitt monatlich 689,- Euro (Atteneder et al., 2010, S. 495). Steigt das Monatseinkommen des nicht (hauptsächlich) obsorgeberechtigten Mannes um 100,- Euro, so erhöht sich der Unterhalt an die Ex-Frau durchschnittlich um 31,- Euro, jener an das erste Kind um 13,- Euro, jener an das zweite um sieben Euro und jener an das dritte um einen Euro monatlich. Verdient hingegen die (hauptsächlich) obsorgeberechtigte Frau um 100,- Euro monatlich mehr, erhält sie um 16,- Euro weniger Unterhalt, das erste Kind um 37,- Euro und das zweite um 60,- Euro (Atteneder et al., 2010, S. 503).

Die Dauer der Ehe zeigt wenig Einfluss auf den Ehegattenunterhalt, aber einen recht deutlichen auf die Besuchsregelungen: Ein gemeinsames Ehejahr mehr erhöht die Unterhaltszahlungen an eine (hauptsächlich) obsorgeberechtigte Frau um einen Euro monatlich und verringert die einzelnen Besuchtage um knapp zwei Tage jährlich (Atteneder et al., 2010, S. 503 und 538).

Das Alter der Frauen ist insofern verhandlungsrelevant, als die Männer an ältere Frauen mehr Unterhalt zahlen als an jüngere, und zwar für jedes zusätzliche Lebensjahr um rund drei Euro im Monat mehr (Atteneder et al., 2010, S. 532).

Die Wahrscheinlichkeit, dass die Frau die hauptsächliche Obsorge erhält, ist deutlich höher, wenn sie Hausfrau ist: nämlich um knapp 18 Prozentpunkte. Der Ehegattenunterhalt der Hausfrauen liegt außerdem um rund 124,- Euro über jenem der geschiedenen Frauen, die erwerbstätig oder in Ausbildung sind (Atteneder et al., 2010, S. 528 und 530).

Haben beide Teile des geschiedenen Paares einen Hochschul- oder Universitätsabschluss, ist der Nettounterhalt an die Frau um rund 53,- Euro im Monat niedriger und der besuchsberechtig-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

te Elternteil kann einen um sieben Tage längeren Urlaub mit den Kindern verbringen. Hat nur der/die Besuchsberechtigte einen akademischen Grad, ist der Urlaubsbesuch nur um rund sechs Tage länger, aber dafür die Wahrscheinlichkeit einer gemeinsamen Obsorge erhöht. Ist hingegen lediglich der/die Obsorgeberechtigte Akademiker/in, erhält er oder sie im Schnitt einen um etwa 197,- Euro geringeren monatlichen Unterhalt, was daran liegen dürfte, dass er/sie ein überdurchschnittliches eigenes Einkommen hat (Atteneder et al., 2010, S. 531, 540, 534 und 536). Väter mit einem höheren Bildungsabschluss und Väter, die sich höhere Unterhaltszahlung für ihre Kinder leisten können (s. oben) haben also laut Analyse der Scheidungsakten besonders ausgedehnte Besuchsmöglichkeiten. Nach Erfahrung von Rechtsanwältin Klaar korreliert der Wunsch nach mehr Zeit mit den Kindern weniger mit dem Einkommen als mit der sozialen Schicht: „Der Hilfsarbeiter (…) sieht ein, dass er zahlen muss, und wenn er die Kinder alle 14 Tage sieht, reicht ihm das. (…) Während jemand, der um vier Uhr Nachmittag aufhört zu arbeiten und sich dabei nicht weh getan hat, der kann natürlich die Kinder zum Judo-Kurs begleiten und tut das vielleicht auch ganz gern, noch dazu, wenn er den Judo-Kurs zahlt. Da binden wir dann wieder bei den finanziell besser Gestellten an. Das geht dann eher, als bei jemandem, der körperlich schwer arbeitet und nachher vielleicht noch irgendeinen Zweitjob macht, damit er über die Runden kommt. Der hat nicht das Bedürfnis, seine Kinder unter der Woche zu sehen."

Hat der Mann noch weitere Unterhaltspflichten zusätzlich zur aktuellen Scheidung, beeinflussen diese die Verhandlungen u. a. hinsichtlich der Unterhaltszahlungen und der Besuchsregelung. Pro weiterer Unterhaltsverpflichtung sinken die Zahlungen an die (hauptsächlich) obsorgeberechtigte Ex-Partnerin um 42 Prozent, an das erste Kind um 22 Prozent und an das zweite um 16 Prozent bzw. die einzelnen Besuchstage um knapp eine Woche[10] im Jahr (Atteneder et al., 2010, S. 503 und 539).

Nicht obsorgeberechtigte Männer, die bereits (mindestens) eine Ehescheidung hinter sich haben, zahlen einen um 37,- Euro geringeren Ehegattenunterhalt. Auch wenn die Frau bereits geschieden ist, reduziert dies den monatlichen Unterhalt. Wenn jedoch beide Partner Scheidungserfahrung haben, so erhöht sich die Zahlung an die (hauptsächlich) obsorgeberechtigte Frau um 45,- Euro monatlich. War der Mann schon einmal verheiratet, erhöht dies die Wahrscheinlichkeit, dass die Frau die hauptsächliche Obsorge leistet, um knapp drei Prozentpunkte und verringert die Wahrscheinlichkeit einer gemeinsamen Obsorge[11]. Außerdem haben mehrfach geschiedene Besuchsberechtigte um neun Einzelbesuchstage pro Jahr weniger zur Verfügung (Atteneder et al., 2010, S. 504, 532, 536, 529, 504, 535 und 539).

Je älter die Kinder sind, desto höher sind die Unterhaltszahlungen für sie (wie es auch gesetzlich festgelegt ist), der Ehegattenunterhalt sinkt jedoch mit dem Alter der Kinder. Die Wahrscheinlichkeit einer gemeinsamen Obsorge ist bei Kindern zwischen sechs und 14 Jahren um

[10] Allerdings sind nur wenige Beobachtungen im Schätzungsdatensatz.
[11] Nicht stabiler Effekt, wurde für Besuchsberechtigte geschätzt; de facto trifft dies mehrheitlich Männer.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

knapp acht Prozent höher als bei über 14-Jährigen. Ebenso ist die Wahrscheinlichkeit, dass die Mutter die hauptsächliche Obsorge leistet, bei über 14-Jährigen um zehn Prozent geringer als bei unter 14-Jährigen (Atteneder et al., 2010, S. 530, 533 und 528).

Bei einem Viertel aller untersuchten Scheidungsakten war mindestens ein Anwalt beteiligt, und zwar bei 24,6 Prozent der einvernehmlichen und bei 63,3 Prozent aller anderen Scheidungen. Die theoretische Annahme lautet, dass eine rechtliche Vertretung durch das eingebrachte Fachwissen und die einschlägigen Erfahrungen eine Verbesserung der Verhandlungsposition bringt (Atteneder et al., 2010, S. 492 und 498). Die Analyse der Scheidungsakte zeigte: Hat nur die (hauptsächlich) obsorgeberechtigte Frau eine rechtliche Vertretung, bekommt sie einen höheren Unterhalt; hat nur der Mann eine solche, verringert dies den Ehegattenunterhalt jedoch nicht. Auch wenn beide getrennt Anwälte bzw. Anwältinnen beauftragt haben, kann die Frau einen höheren Unterhalt aushandeln. Ist nur der Mann rechtlich vertreten, verringert dies die Wahrscheinlichkeit, dass die Frau die hauptsächliche Obsorge leistet, um sieben Prozent und jene einer gemeinsamen Obsorge[12] um 18 Prozent. Hat nur die Frau rechtlichen Beistand, erhöht dies die Wahrscheinlichkeit einer hauptsächlichen Obsorge ihrerseits um sieben Prozent und jene einer gemeinsamen Obsorge[13] um rund 18 Prozent. Wenn beide Partner anwaltlich vertreten sind, heben sich diese Effekte bei der Wahrscheinlichkeit einer hauptsächlichen Obsorge der Frau auf, nicht so bei der Wahrscheinlichkeit einer gemeinsamen Obsorge: Diese ist auch dann um 15 Prozent geringer. Ein Rechtsbeistand des/der Besuchsberechtigten bewirkt knapp 15 einzelne Besuchstage und knapp vier Urlaubsbesuchstage jährlich mehr (Atteneder et al., 2010, S. 504, 529, 534, 539, 540). Der Scheidungsanwalt Alfred Kriegler rät dazu, sich qualifiziert anwaltlich beraten, nicht unbedingt vertreten zu lassen. Es hänge zu viel an den Regelungen, die im Rahmen einer Scheidung getroffen würden, als dass man über sie rasch und ohne fachlichen Rat entscheiden könne; im Nachhinein seien viele Vereinbarungen nicht mehr rückgängig zu machen. Es gebe spezialisierte Beratungsstellen, die auch einkommensschwachen Personen mit Rat und Tat zur Seite stünden.

Zum Abschluss nun noch einmal ein genauerer Blick auf die gemeinsame Obsorge und ihre Auswirkungen. Diese sind besonders gut anhand der Besuchstage festzumachen. Kinder in gemeinsamer Obsorge haben mehr Kontakt zum besuchsberechtigten Elternteil – meist ist dies der Vater –, da im Durchschnitt Besuchstage im Ausmaß von rund dreieinhalb Wochen mehr vereinbart werden als bei einer alleinigen Obsorge: Der Mittelwert für die normalen Besuchstage bei alleiniger Obsorge beläuft sich nämlich auf 55,4, jener der Feiertage mit Besuch auf 1,8 und jener der Urlaubsbesuchstage auf zehn, was insgesamt 67,7 Besuchstage im Jahr ergibt. Bei gemeinsamer Obsorge lauten die Vergleichszahlen: 80,4, 2,1 und 10,3, die Summe beläuft

[12] Gilt für Besuchsberechtigte, also mehrheitlich Männer.
[13] Gilt für Obsorgeberechtigte, also mehrheitlich Frauen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

sich auf 92,8 Tage (Atteneder et al., 2010, S. 518). Eine deutsche Studie[14] bestätigt den positiven Einfluss des gemeinsamen Sorgerechts auf die Häufigkeit der Besuche des unterhaltspflichtigen Elternteils. Eine US-amerikanische Erhebung[15] auf Basis von Paneldaten zeigte einen signifikanten Zusammenhang zwischen gemeinsamer Obsorge und der Häufigkeit von freiwilligen Unterstützungsleistungen, und zwar sowohl bei geschiedenen als auch bei getrennt lebenden Paaren. Die gemeinsame Obsorge zeigte jedoch keinen Einfluss auf die Regelmäßigkeit der Zahlungen.

Eine Forschungsarbeit aus dem Jahr 2006, die vom Land Oberösterreich finanziert und größtenteils vom gleichen Team an der Johannes Kepler Universität Linz durchgeführt wurde wie die oben vorgestellte ökonometrische Studie, beschäftigte sich mit der Entwicklung nach der Scheidung (Böheim et al., 2006). Dazu wurden 1.680 Scheidungsakten der Jahre 1997 bis 2004 des Bezirksgerichts Linz, die in einem anderen Projekt schon zuvor analysiert worden waren, mit jenen 1.250 zugehörigen Pflegschaftsakten, die ausfindig gemacht werden konnten, verbunden. Die Datenbasis wurde also von jenen Anträgen auf Obsorge, Besuch und Unterhalt gebildet, die bei Gericht bekannt waren. Im Mittelpunkt der Analysen standen die mittelfristigen Folgen der Scheidung für die 1.850 minderjährigen Kinder der geschiedenen Paare. Bei rund einem Viertel der Pflegschaftsakten (310) konnte ein Änderungsantrag festgestellt werden: 79 Prozent davon betrafen den Unterhalt, zwölf Prozent die Obsorge und neun Prozent die Besuchsvereinbarungen. Väter beantragten deutlich öfter Änderungen der Besuchsregelungen (Väter: 18%, Mütter: 8%) und der Obsorgevereinbarungen (Väter: 15%, Mütter: 7%). Insgesamt wurden die Änderungen jedoch am häufigsten von Müttern (rund 33%) beantragt, etwas seltener von Vätern (28%) oder von Behörden (26%). Elf Prozent der Anträge stellten die Eltern gemeinsam. Rund ein Viertel dieser Anträge erfolgte im Jahr nach der Scheidung, ein weiteres Viertel im Jahr danach und noch einmal ein knappes Viertel im dritten Jahr. Danach sank die Häufigkeit der Änderungsanträge deutlich. Bei knapp der Hälfte der Pflegschaftsanträge blieb es bei einem Änderungsantrag, bei einem Drittel folgte noch ein zweiter, beim Rest noch mindestens ein dritter. Vier Fünftel der Zweitanträge wurden im Jahr nach dem ersten Antrag gestellt (Böheim et al., 2006, S. 2-5).

[14] Gesellschaft für Sozialforschung und statistische Analysen mbH (forsa) (2002). Unterhaltszahlungen für minderjährige Kinder in Deutschland. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Band 228, Berlin: W. Kohlhammer.
[15] del Boca, Daniela (1998). Transfers in Non-Intact Households. Structural Change and Economic Dynamics 9 (4), S. 469-478.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

LITERATUR

Atteneder, C., Bauer, T., Böheim, R., Buchegger, R., Buchegger-Traxler, A. & Halla, M. (2010). Auswirkung von Scheidung und Trennung auf Kinder, Frauen und Männer. In: Bundesministerium für Familie, Wirtschaft und Jugend (BMFWJ) (Hg.). 5. Familienbericht 1999-2009. Die Familie an der Wende zum 21. Jahrhundert, Bd. II, Wien: BMFWJ, 435-610

Böheim, R., Buchegger, R., Buchegger-Traxler, A. & Halla, Martin (2006). Und was geschieht nachher? Die Entwicklung nach einer Scheidung im Hinblick auf Unterhalt, Obsorge und Besuchsregelungen. Zusammenfassende Darstellung. Linz: 2006.

Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz – BMSG (2003). Scheidungsfolgen für Männer. Juristische, psychische und wirtschaftliche Implikationen. Wien: BMSG.

STATISTIK AUSTRIA (2010a). Ehescheidungen seit 2001 nach Paragraph des Ehegesetzes und Bundesländern.
[URL: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/ scheidungen/index.html, 16.10.2010].

STATISTIK AUSTRIA (2010b). Ehescheidungen und Gesamtscheidungsrate seit 1991 nach Bundesländern.
[URL: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/scheidungen/index.html, 16. 10.2010].

STATISTIK AUSTRIA (2010c). Ehescheidungen, Scheidungsrate und Gesamtscheidungsrate seit 1946.
[URL: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/scheidungen/index.html, 16.10. 2010].

STATISTIK AUSTRIA (2010d). Eheschließungen, Gesamterstheiratsrate und mittleres Erstheiratsalter seit 1946.
[URL: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/ scheidungen/index.html, 16.10.2010].

STATISTIK AUSTRIA (2010e). Lebensformen 1971-2009.
[URL: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/haushalte_familien_lebensformen/lebensformen/index.html, 16.10.2010].

Sonstige Quellen

- „Väter nach Trennung oder Scheidung – Neue Untersuchungen“. Universität Bremen, Pressemitteilung Nr. 101 vom 07.05.2002.
  verfügbar unter URL: http://www.efb-berlin.de/dokument.py?nr=38 [05.11.2010]

- „Scheidung: Wer sozial schwach ist, sieht sein Kind nicht – Bremer Wissenschaftler befragen 3800 Scheidungsväter nach ihren Erfahrungen“. Universität Bremen, Pressemitteilung Nr. 123 vom 03.06.2002.
  verfügbar unter URL: http://www.efb-berlin.de/dokument.py?nr=38 [05.11.2010]

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Interviewte Experten und Expertinnen

- Dr.in Helene Klaar, Rechtsanwältin in Wien, vertritt in ihrer Kanzlei seit 1976 Ehepartner/innen, die sich scheiden lassen wollen. In ihren Publikationen und Medienauftritten weist sie im Besonderen auf die Probleme scheidungswilliger und geschiedener Frauen hin.
- Dr. Alfred Kriegler hat eine Anwaltskanzlei in Wien, er ist seit 25 Jahren auf Familienrechtsangelegenheiten, insbesondere Scheidungen, spezialisiert und hat zahlreiche einschlägige Publikationen veröffentlicht.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.5 KRIMINALITÄT, GEWALTERFAHRUNGEN UND GEWALT-TÄTIGKEIT

INHALTSVERZEICHNIS

2.5 Kriminalität, Gewalterfahrungen und Gewalt-tätigkeit 299
2.5.1 Die wichtigsten Erkenntnisse 300
2.5.2 Begriffsbestimmung und Datenlage 302
2.5.3 Die gerichtliche Kriminalstatistik 305
2.5.4 Jugendgewalt 308
2.5.5 Gewalt in der Familie 323
2.5.6 Werden aus Opfern Täter und Täterinnen? 334
2.5.7 Buben- und Burschenarbeit mit Gewaltopfern 336
Literatur 340
Grafiken 343
Tabellen 343

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.5.1 Die wichtigsten Erkenntnisse

Gewalt, so wie sie derzeit definiert und „gemessen“ wird, erscheint als männliches Phänomen – geradezu erdrückend ist jedenfalls das Bild, das die Statistiken liefern: Die überwiegende Mehrheit der straffälligen Gewalttäter und -täterinnen sind Burschen und Männer. Im öffentlichen Bewusstsein weniger verankert ist, dass auch die meisten Gewaltopfer männlich sind. In der Fachdiskussion ist dies weitgehend unumstritten, zumindest für den öffentlichen Raum, die Schule und die Arbeit. Heftige Diskussionen entfachen sich allerdings regelmäßig um jenen Lebensbereich, in dem auch Mädchen und Frauen in den statistischen Erhebungen in großer Zahl vorkommen, und zwar als Opfer der Männer: um die Familie. Hier prallen die Standpunkte aufeinander, und genau das scheint das Problem zu sein: Es gibt nämlich keine allgemein anerkannten, repräsentativen Erhebungen, die darüber fundiert Auskunft geben, in welchem Ausmaß und in welcher Form auch Männer Opfer häuslicher Gewalt werden. In Deutschland zum Beispiel wurde Gewalt gegen Frauen in einer umfangreichen und repräsentativen Studie erhoben, jene, die sich gegen Männer richtet, lediglich in einer nicht repräsentativen Pilotstudie.

Gewalt erscheint in vielerlei Gestalt, sie kann körperlich, psychisch oder sexuell sein. Was in den Augen unserer Gesellschaft als Gewalt gilt – unter anderem auch strafrechtlich –, ändert sich im Laufe der Zeit, so auch in Österreich während der letzten Jahrzehnte. Ob eine Handlung individuell als gewalttätig empfunden wird, hängt vom subjektiven Gefühl der Beteiligten, also der Täter und Täterinnen sowie vor allem der Opfer ab. Im folgenden Beitrag sollen sowohl Statistiken als auch Detailstudien eine Annäherung an das Thema Gewalt und Männer bzw. Männlichkeit bringen. Eine Annäherung deshalb, weil das Datenmaterial für Österreich oft mehr Fragen aufwirft als beantwortet und überdies zahlreiche Lücken offen lässt – so sind die Ergebnisse der Studien häufig nicht miteinander vergleichbar. Der Blick über die Grenze nach Deutschland liefert zwar interessante Denkanstöße, doch kann man die Zahlen sehr oft nicht einfach für Österreich übernehmen. Und so liefert die Forschung – und damit zum Teil auch dieses Kapitel des Männerberichts – nicht immer die eindeutigen Antworten, die wünschenswert wären. Die Schwerpunkte des Kapitels liegen einerseits bei jener Lebensphase, in der die meisten Gewalterfahrungen gemacht werden: in der Jugend; und andererseits in jenem Bereich, der für so viel Diskussion sorgt: in der Familie. Dieser Beitrag möchte dafür sensibilisieren, dass es in Partnerschaften auch weibliche Täterinnen und männliche Opfer gibt – wobei unbestritten ist, dass die Auswirkungen und Folgen männlicher Partnergewalt (wie die beiden oben erwähnten deutschen Studien eindeutig belegen) ungleich stärker sind.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Aus den ausgearbeiteten Studienergebnissen und den geführten Experten und Expertinnen-Interviews lassen sich die nachstehenden Empfehlungen für die Politik und die wissenschaftliche Forschung formulieren:

- Da insbesondere im Umfeld Schule viele Gewalt- und Aggressionserfahrungen gemacht werden, sind weitere repräsentative Studien notwendig, um die Häufigkeit und die Rahmenbedingungen für physische und psychische Gewalt zu kennen und in ihrer Entwicklung beurteilen zu können.

- Dabei sollen Längsschnittstudien forciert werden, um die Komplexität und Altersabhängigkeit von Gewalt und Gewalterfahrungen besser verstehen zu können.

- Die wissenschaftliche Grundlagenforschung muss noch klären, warum Burschen letztlich gewalttätiger sind als Mädchen.

- Finanzielle Mittel für eine großflächige Interventions- und Implementationsforschung, um nachhaltige Präventionsprogramme entwickeln, implementieren und evaluieren zu können, müssen bereitgestellt werden. Es soll an dieser Stelle an die hohen Folgekosten von Gewalt erinnert werden, die die Gesellschaft tragen muss, wenn sie anfallen. Insbesondere sind hier Folgekosten für psychische Beeinträchtigungen gemeint.

- Burschen brauchen Väter oder männliche Bezugspersonen, die sie fördern und ihnen eine vertrauensvolle Beziehung bieten. Väter müssen gerade in der frühen Kindheit präsent sein, um die Symbiose mit der Mutter auflösbar zu machen, und auch später, um auf das Mann-Sein vorzubereiten. Hohe Scheidungsraten und die Überbetonung der beruflichen Versorgerrolle mit ausgedehnten Absenzzeiten des Vaters unterlaufen solche wertvollen Beziehungen (Kap. 1.1).

- Das Vater-Sein muss weiter gefördert werden. Die aktive Vaterrolle muss für Männer (noch) attraktiver werden. Ihnen muss bewusster werden, wie wichtig ihre Rolle und ihre Anwesenheit für die Kinder sind. Den Vätern darf das nicht erst bewusst werden, wenn – z.B. im Falle einer Scheidung – der Verlust der Kinder droht (Kap. 2.4 und 4).

- Die Präsenz für Kinder beschränkt sich nicht nur auf Väter, sondern auf Männer im Allgemeinen. Männliche Rollenvorbilder sind im Kindergarten und in der Schule selten. Es sind Kampagnen zu forcieren, die diese Berufe für Männer attraktiver machen. Das Argument der schlechten Bezahlung dieser Berufe greift dabei zu kurz, gelten diese doch als unmännlich (vgl. Kap. 2.3 – EU-Studie).

- Die Prozessbegleitung für minderjährige Opfer von Gewalt braucht geschlechtsspezifische Angebote. Die Unterstützung von Burschen unterscheidet sich in einzelnen Punkten wesentlich von der für Mädchen. Derzeit gibt es nur in Wien eine spezielle Buben- und Burschenprozessbegleitung. Die entwickelten Standards sollten bundesweit ausgedehnt werden.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

- In Österreich gibt es viel zu wenige Angebote für aggressive Burschen und gar keines für hochaggressive. Experten und Expertinnen kritisieren, dass sich derzeit niemand für die Finanzierung und Umsetzung geeigneter Programme zuständig erklärt. Wobei leider weder die Umwegrentabilität bei erfolgreicher Arbeit noch die gesellschaftlichen Folgekosten und -schäden bedacht werden, wenn solche Burschen keine Unterstützung bekommen. Zur Abschätzung dieser Kosten und Schäden ist eine Studie anzuregen. Es ist auch nicht nachvollziehbar, (hoch-) aggressiven und gegenüber der Betreuung renitenten Burschen eine solche zu verwehren und sie sich selbst zu überlassen. Die Gefahren für die Betroffenen selbst und die Gesellschaft sollten nicht unterschätzt werden. Für die Experten und Expertinnen entsteht der Eindruck, dass sich die Jugendwohlfahrt bei Jugendlichen immer mehr zurückziehe und nur mehr bei sehr Angepassten Unterstützungen anbietet.

2.5.2 Begriffsbestimmung und Datenlage

„Violence is the intentional use of physical and psychological force or power, threatened or actual, against oneself, another person, or against a group or community that either results in or has a high likelihood of resulting in injury, death, psychological harm, mal-development, or deprivation"[1] (Krug et al., 2002, S. 5) – so umschrieb die Weltgesundheitsorganisation in ihrem World Report on Violence and Health den Begriff Gewalt. Essentiell bei dieser Definition ist, dass hinter Gewalthandlungen stets die Absicht steht, Schaden anzurichten, und dass sowohl auf Seiten der Täter und Täterinnen als auch auf jener der Opfer sowohl der körperliche als auch der psychologische Aspekt in die Definition einbezogen wurde.

Was konkret als Gewalt verstanden wird, ist in hohem Maße eine **gesellschaftliche Übereinkunft**, die einerseits in Gesetzen gleichsam offiziell festgeschrieben ist und andererseits im Alltag im Zusammenleben der Menschen – oft recht unterschiedlich – definiert wird. Die Wahrnehmung von Gewalt wandelt sich außerdem laufend. Wie dies geschieht, lässt sich gut daran ablesen, was gesetzlich als Straftat festgelegt wird. Man muss nur in die unmittelbare österreichische Zeitgeschichte zurückblicken, um deutliche Entwicklungen abzulesen: 1974 wurde klar gestellt, dass „körperliche Züchtigung, beleidigende Äußerungen und Kollektivstrafen" in der Schule verboten seien,[2] 1982 wurden „körperliche Züchtigung und erhebliche wörtliche Beleidigung" auch im Arbeitsleben junger Menschen untersagt.[3] 1989 wurde das absolute Gewaltverbot in der Erziehung gesetzlich festgelegt.[4] Im gleichen Jahr wurde auch Vergewaltigung und sexuelle Nötigung in Ehe oder Lebensgemeinschaft als strafbare Handlung definiert, allerdings

[1] „Gewalt ist der tatsächliche oder angedrohte absichtliche Gebrauch von physischer oder psychologischer Kraft oder Macht, die gegen die eigene oder eine andere Person, gegen eine Gruppe oder Gemeinschaft gerichtet ist und die tatsächlich oder mit hoher Wahrscheinlichkeit zu Verletzung, Tod, psychischen Schäden, Fehlentwicklung oder Deprivation führt".
[2] § 47 SchUG: Mitwirkung der Schule an der Erziehung.
[3] § 22 Abs 1 KJBG Maßregelungsverbot.
[4] § 146a ABGB.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

musste das Opfer einen Antrag stellen, damit der Täter bzw. die Täterin strafrechtlich verfolgt wurde; 2004 wurde die Vergewaltigung in Ehe und Lebensgemeinschaft zum Offizialdelikt und damit einer Vergewaltigung außerhalb der Partnerschaft gleichgestellt.[5] 1997 trat das erste Gewaltschutzgesetz[6] in Kraft, das den Opferschutz bei häuslicher Gewalt beträchtlich stärkte, und seit 2006 ist Stalking strafbar[7], eine Gewaltform, bei der es nicht zu körperlichem Kontakt kommen muss. Das zweite Gewaltschutzgesetz, das seit 2009 in Kraft ist, trägt unter anderem der Tatsache Rechnung, dass Gewaltakte in Beziehungen häufig nicht vereinzelt auftreten, sondern sich über längere Zeiträume hinweg wiederholen.[8] Aus dieser Aufzählung ist ersichtlich, dass einerseits Vergehen im privaten Bereich und andererseits psychische Gewaltformen zunehmend kriminalisiert werden. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass sowohl Gesetzesänderungen als auch Aufklärungskampagnen – am besten in Kombination miteinander – ein Umdenken in der Bevölkerung bewirken: In Frankreich zum Beispiel, wo es weder ein Gewaltverbot in der Kindererziehung noch Kampagnen zu dem Thema gibt, verstehen nur 56 Prozent der Eltern eine Tracht Prügel als Gewalt. In Schweden, wo schon lange ein gesetzliches Züchtigungsverbot besteht (seit 1979) und Aufklärungsmaßnahmen durchgeführt werden, halten 95 Prozent der Eltern die Tracht Prügel für Gewalt, in Österreich 84 Prozent (Gewaltverbot seit 1989, aber wenige Kampagnen) (BMWFJ, 2009, S. 26).

In der Wahrnehmung von Gewalt spielen **Geschlechtsstereotype** eine große Rolle: Es gibt Gewalthandlungen, die vielfach als Teil von Männlichkeit verstanden werden, die als normal gelten und denen nicht das Etikett „Gewalt“ anhängt, man denke an Raufereien (Puchert & Jungnitz, 2005, S. 25f.). Auf der anderen Seite werden Frauen, die (einander) schlagen, häufig als lustig, lächerlich und vielleicht auch empörend wahrgenommen, ihre Gewaltausübung wird als weniger massiv und daher selten als bedrohlich empfunden (Popp, 2003, S. 2041ff.). Nicht nur das Geschlecht, sondern auch **andere Eigenschaften der Täter und Täterinnen** lassen ein und dieselbe gewaltsame Handlung in unterschiedlichem Licht erscheinen: Gibt ein Lehrer oder eine Lehrerin einem Kind eine Ohrfeige, betrachten dies 77 Prozent der österreichischen Eltern als Gewalt, bei einer Ohrfeige in der elterlichen Erziehung sind aber nur 62 Prozent dieser Ansicht (BMWFJ, 2009, S. 89).

Abgesehen davon, was in einer Gesellschaft mehrheitlich als Gewalt verstanden wird, gibt es auch noch **individuelle Unterschiede** – und auch schlichtweg Fehleinschätzungen: Lehrer und Lehrerinnen zum Beispiel halten offensichtliche körperliche oder verbale Gewaltakte unter Kindern und Jugendlichen für schädlicher für das Opfer als zum Beispiel weniger offensichtliche Formen des Mobbings in der Schule wie etwa den sozialen Ausschluss. Diese Einschätzung muss sich aber keineswegs mit dem Empfinden der Opfer decken (Strohmeier & Spiel, 2006, S.

[5] § 201 StGB.
[6] Die Regelungen des Gewaltschutzgesetzes sind im Sicherheitspolizeigesetz (SPG), der Exekutionsordnung (EO) und dem ABGB verankert.
[7] § 107a StGB.
[8] § 107b StGB.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

276). Der Psychotherapeut Peter Wanke weist darauf hin, dass es für die Opfer häufig nicht um die objektive Schwere der Gewalt gehe, das werde individuell ganz unterschiedlich empfunden.

Gewaltakte sind **häufig keine Einzelereignisse**, sie haben eine – oft harmlose – Vorgeschichte, und es sind häufig mehr Personen – in verschiedensten Rollen – beteiligt als bloß Täter/innen und Opfer, wie dies zum Beispiel bei Gewalthandlungen in Schulklassen deutlich wird.

All das spielt in die zahlenmäßige **Erfassung von Gewalt** hinein: gesellschaftlich erwünschtes Verhalten, Geschlechtsstereotype, (gewünschte) Selbstbilder, persönliche Befindlichkeiten, Scham – und macht diese so schwierig. Möchte man zum Beispiel männliche Gewaltopfer befragen, muss man sich dessen bewusst sein, dass man jenen Teil, der als „normal männlich" gilt, und jenen, der als besonders schambesetzt und unmännlich (meist trifft das für sexuelle Gewalt zu) wahrgenommen wird, nur mit einem geeigneten Instrumentarium erfassen kann und dass manches trotzdem verborgen bleiben wird (Puchert & Jungnitz, 2005, S. 25f.). Die Frage zum Beispiel, ob und in welchem Maß verbale Attacken oder psychische An- und Untergriffe als Gewaltakte gerechnet und in Befragungen berücksichtigt werden, beeinflusst das Ausmaß der erhobenen Gewalt und die Anzahl der Betroffenen auf Täter- und Opferseite.

Den offiziellen **Kriminalstatistiken** wird in der wissenschaftlichen Diskussion (z.B. der Kriminologie oder der Gewaltforschung) nur eingeschränkte Aussagekraft zugebilligt (z.B. Baier et al., 2010, S. 178). Abgesehen davon, dass viele Delikte nicht angezeigt, andere nicht aufgeklärt würden und dass es in Gerichtsverfahren – auch bei einer Täterschaft der Angeklagten – zu Freisprüchen kommen könne, seien auch zahlreiche andere Faktoren dafür ausschlaggebend, welche Delikte von der Statistik erfasst würden, wie zum Beispiel die Anzeigebereitschaft sowie die Sensibilität für Verbrechen und Gewalt in der Bevölkerung und die Intensität der Verfolgung durch die Polizei. Neu eingeführte Straftatbestände erhöhten das Gesamtmaß der Kriminalität, könnten aber auch Einfluss auf die (geschlechtsspezifische) Struktur der Täter- und Opfergruppen haben. Jener Teil der Straf- und Gewalttaten, der in die Kriminalstatistik einfließt, wird **Hellfeld** genannt. Wissenschaftliche Arbeiten, die das **Dunkelfeld** erforschen, haben dagegen den Anspruch, alle Taten zu erfassen, die von der Bevölkerung oder einem Teil der Bevölkerung begangen werden. Dass die Unterschiede zwischen Hell- und Dunkelfeld beträchtlich sein können, wird in den beiden Kapiteln über jugendliche Täter/innen bzw. Opfer im Dunkelfeld (in Kap. 2.5.4) gezeigt.

Um die Funktion der Dunkelfeldforschung zu beleuchten und das Problem der Definition und Wahrnehmung von Gewalt an einem konkreten Beispiel aufzuzeigen, seien hier die Mädchen in den Mittelpunkt gerückt. In Deutschland lassen die Daten der Kriminalstatistik und vermehrte Medienberichte von spektakulären Gewalttaten von Mädchen zunehmend den Eindruck entstehen, dass Jugendgewalt immer weniger ein rein männliches und immer mehr auch ein weibliches Phänomen wird. Der Vergleich von Dunkelfelderhebungen seit 1998 bestätigt diesen Eindruck jedoch nicht: Tatsächlich sind laut empirischen Ergebnissen nicht die deutschen Mädchen gewalttätiger geworden als früher (im Gegenteil), sondern ihre Art, Gewalt auszuüben, wird mehr zur Kenntnis genommen, weil sich Gewaltdefinitionen so verändert haben, dass auch

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

weniger schwere Übergriffe strafrechtlich relevant wurden. Insgesamt ist also die Toleranz gegenüber Mädchengewalt gesunken, das heißt von Mädchen gesetzte Gewaltakte werden seltener als Lappalie abgetan und öfter angezeigt. Damit rutschen Gewalttaten, die früher im Dunkelfeld geblieben sind, einerseits ins Hellfeld der Statistik, andererseits auf die Chronikseiten der Zeitungen – und vermitteln den Eindruck einer Entwicklung, die es gar nicht gibt, während die tatsächliche Veränderung nicht wahrgenommen wird (Baier et al., 2010, S. 178).

2.5.3 Die gerichtliche Kriminalstatistik

Die österreichische Kriminalstatistik erfasst alle rechtskräftigen Verurteilungen eines Jahres, die aufgrund gerichtlich strafbarer Handlungen erfolgten. Von den insgesamt 38.226 Verurteilungen, die die österreichischen Strafgerichte im Jahr 2008 ausgesprochen haben, galten 86 Prozent – das sind 32.820 – Männern (Statistik Austria, 2010b, S. 37). Das Verhältnis von verurteilten Männern zu Frauen ist seit dem Jahr 2000[9] konstant: Es liegt bei rund sechs zu eins. Dass es vor 1999, also bevor die außergerichtliche Einigung (Diversion) in Kraft trat, noch vier zu eins betrug, kann als Hinweis darauf gelesen werden, dass Männer die schwereren Taten begehen und ihnen deshalb eine außergerichtliche Bereinigung des Verfahrens weniger häufig offen steht (Statistik Austria, 2010b, S. 15). Männer neigen im Vergleich zu Frauen dazu, wiederholt Straftaten zu begehen: 2008 lag die Wiederverurteilungsrate der Männer bei 39,5 Prozent, jene der Frauen bei 26,2 Prozent (Statistik Austria, 2010b, S. 13).

Bei strafbaren Handlungen, die explizit mit physischer, psychischer oder sexueller Gewalt verbunden sind, liegen die Anteile der verurteilten Männer noch einmal deutlich höher, nämlich fast durchwegs über 90 Prozent – das zeigen die in Tabelle 1 als Beispiele aufgelisteten Straftaten. Dies gilt sowohl für strafbare Handlungen gegen Leib und Leben wie Körperverletzung und schwere Körperverletzung, wo die männlichen Anteile bei 93 bzw. 95 Prozent liegen, als auch für jene Handlungen gegen fremdes Vermögen, die starke Anteile körperlicher Aggression aufweisen, wie Sachbeschädigung, schwere Sachbeschädigung oder schweren Raub (Männeranteile: 94, 96 bzw. 92%). Strafbare Handlungen gegen die sexuelle Integrität und Selbstbestimmung, die außer von sexueller auch in hohem Maße von physischer und/oder psychischer Gewalt geprägt sind, wie Vergewaltigungen oder der sexuelle Missbrauch von Unmündigen werden fast ausschließlich von Männern begangen. Der strafrechtlich relevante Umgang mit Waffen ist ebenfalls ein männliches Phänomen: Bei Vergehen gegen das Waffengesetz waren die Straffälligen zu 98 Prozent Männer. Aber auch bei Handlungen gegen die Freiheit, wie Nötigung und schwere Nötigung, gefährliche Drohung und beharrliche Verfolgung („Stalking“), bei denen psychische Gewalt eine große Rolle spielen kann, überschreiten die Anteile der Männer

[9] Mit dem Inkrafttreten der Strafgesetznovelle 1999 am 1.1. 2000 ist ein starker Rückgang der Verurteilungen zu verzeichnen, weil damals die Möglichkeit der Diversion, einer außergerichtlichen Bereinigung eingeführt wurde. Von 1999 auf 2000 ist ein deutlicher Bruch in der Zeitreihe zu vermerken (Statistik Austria, 2010b, S. 37).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

die 90-Prozent-Marke, außer beim Tatbestand des Stalkings, wo der Frauenanteil mit 15 Prozent etwa beim Gesamtdurchschnitt, also etwas höher liegt.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 1: Rechtskräftig verurteilte Personen in Österreich 2008

Strafbares Verhalten, das in besonderem Maße mit Gewalt in Verbindung steht.

Strafbares Verhalten nach StGB oder den angeführten Nebengesetzen	§	Insgesamt	Männer absolut	Männer in %
Strafbare Handlungen gegen Leib und Leben – insgesamt		**10.215**	**9.177**	**90%**
Mord	75	36	31	86%
Totschlag	76	4	2	50%
Körperverletzung	83	4.962	4.590	93%
schwere Körperverletzung	84	1.190	1.132	95%
Körperverletzung mit schweren Dauerfolgen	85	17	14	82%
Körperverletzung mit tödlichem Ausgang	86	5	5	100%
Absichtliche schwere Körperverletzung	87	175	160	91%
Raufhandel	91	326	310	95%
Strafbare Handlungen gegen die Freiheit – insgesamt		**2.082**	**1.947**	**94%**
Nötigung	105	439	410	93%
schwere Nötigung	106	186	182	98%
gefährliche Drohung	107	1.217	1.143	94%
beharrliche Verfolgung	107a	160	136	85%
Strafbare Handlungen gegen fremdes Vermögen – insgesamt		**14.610**	**11.750**	**80%**
Sachbeschädigung	125	1.195	1.122	94%
schwere Sachbeschädigung	126	233	224	96%
schwerer Raub	143	265	244	92%
Strafbare Handlungen gegen die sexuelle Integrität und Selbstbestimmung – insgesamt		**631**	**612**	**97%**
Vergewaltigung	201	86	86	100%
geschlechtliche Nötigung	202	21	21	100%
sexueller Missbrauch von Unmündigen	207	75	74	99%
schwerer sexueller Missbrauch von Unmündigen	206	75	73	97%
Strafbare Handlungen gegen das Waffengesetz		236	231	98%

Quelle: Statistik Austria, (2010b), S. 58-78; eigene Berechnungen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.5.4 JUGENDGEWALT

Burschen und junge Männer sind häufiger in strafrechtlich relevanter Form gewalttätig als Erwachsene, das zeigen die Kriminalstatistiken; Buben und Burschen tragen aber auch das höchste Risiko, Opfer von Gewalt zu werden, das brachte zum Beispiel die deutsche Studie Gewalt gegen Männer zu Tage (Puchert & Jungnitz, 2004, S. 26). Nach einer kurzen Darstellung, welche Haltung zu Gewalt Jugendliche einnehmen, wird deshalb noch einmal ein Blick ins Hellfeld der Kriminalstatistik geworfen, diesmal mit dem Fokus auf jugendliche Verurteilte. Der Schwerpunkt liegt in weiterer Folge aber auf Dunkelfeldstudien. Die alltägliche Gewalt in der Schule (mit einem besonderen Fokus auf die Hauptschule) und im öffentlichen Raum sollen genauso beleuchtet werden wie einige besonders aktuelle Aspekte der Jugendgewalt: die Rolle der modernen Medien und die Betreuung von hochaggressiven Burschen. Die Gewalt in der Erziehung hingegen wird im nächsten Kapitel behandelt, in dem der Schwerpunkt auf dem häuslichen Bereich liegt.

Das Kriminologische Forschungsinstitut Niedersachsen (KFN) hat 2007 und 2008 erstmals eine für Deutschland **repräsentative Befragung zum Thema Jugendgewalt** durchgeführt (Baier et al., 2009 u. 2010). Einbezogen in diese Dunkelfelduntersuchung wurden 44.610 Schüler und Schülerinnen aus 2.131 Klassen aus der 9. Jahrgangsstufe (Durchschnittsalter: 15 Jahre). Die Fragebogenerhebung fand im Rahmen des Schulunterrichts statt, die Fragebögen waren zwischen 36 und 43 Seiten lang, je nachdem, welches Modul die Schüler und Schülerinnen zu beantworten hatten. Bis Seite 31 waren die Fragebögen für alle gleich, für die Seiten danach wurden die Befragten geteilt: Ein Drittel füllte ein Modul zum Thema Computer- und Internetnutzung aus, die restlichen zwei Drittel füllten je nachdem, ob sie Migrationshintergrund hatten oder nicht, die jeweiligen Module über Integrationserfahrungen oder über Ausländerfeindlichkeit aus. Das Ausfüllen der Fragebögen nahm im Schnitt zwischen zwei und drei Stunden in Anspruch. Die Ergebnisse dieser Studie dienen im Folgenden vor allem dazu, die österreichischen Zahlen zu ergänzen und Datenlücken zu schließen.

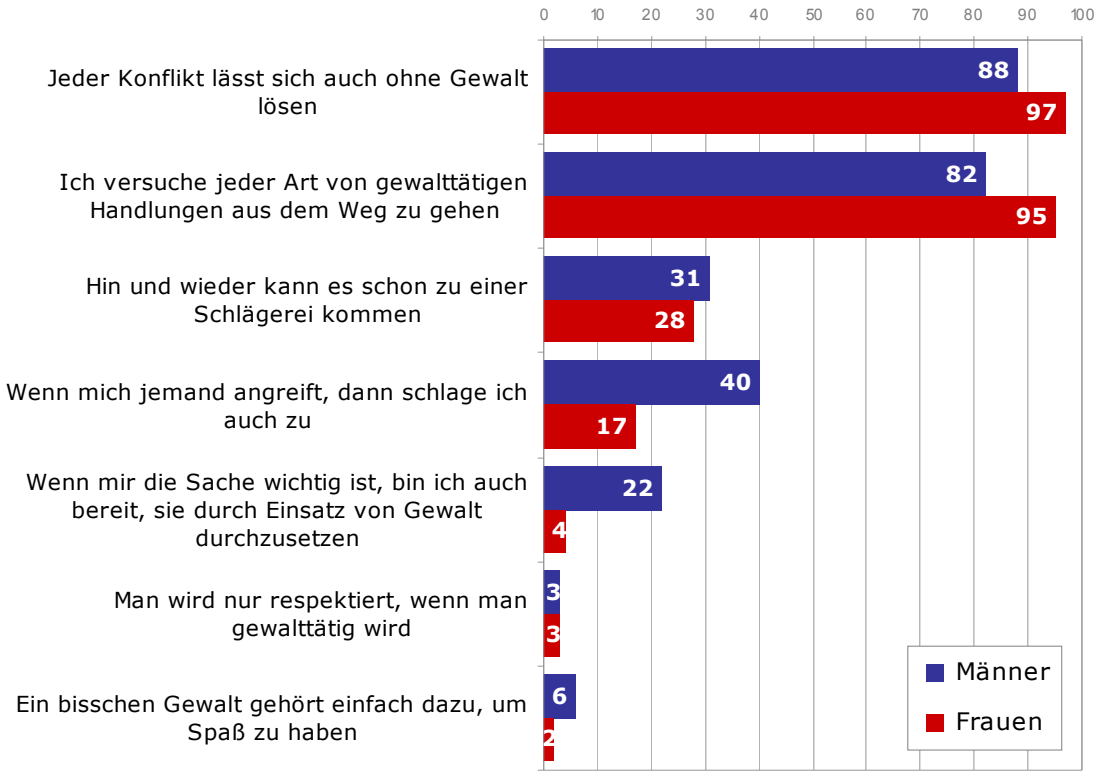
Einstellung der Jugendlichen zu Gewalt

Jeder Konflikt lasse sich auch ohne Gewalt lösen, davon waren 92 Prozent jener 500 Burschen und Mädchen im Alter von 15 bis 20 Jahren überzeugt, die im Sommer 2006 vom Österreichischen Institut für Jugendforschung im Rahmen einer Studie über Jugend und Gewalt befragt wurden: Die Zustimmung zu dieser Aussage war bei den Burschen mit 88 Prozent deutlich niedriger als bei den Mädchen mit 97 Prozent – wie die männlichen Jugendlichen überhaupt eine weniger distanzierte Einstellung zu Gewalt zeigten als die weiblichen: Sie gaben weniger oft an, Gewalt aus dem Weg zu gehen, meinten öfter als die Mädchen, dass es hin und wieder zu einer Schlägerei kommen könne, dass sie zurückschlagen würden, wenn sie angegriffen würden und dass sie ihnen wichtige Dinge auch durch den Einsatz von Gewalt durchsetzen würden (ÖIJ, 2003, S. 4-7).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 1: Zustimmung zu Aussagen über Gewalt nach Geschlecht

Anteile in Prozent („stimme sehr zu“ und „stimme eher zu“).



Quelle: ÖIJ, 2006, S. 6 (n=500).

Die Aussagen, zu denen die Befragten in der ÖIJ-Studie ihre Zustimmung oder Ablehnung zum Ausdruck brachten, sprechen – zumindest zum Teil – zwei Mechanismen an, die dem aggressiven Verhalten eines Einzelnen oder einer Einzelnen zu Grunde liegen können: Bei der **proaktiven Aggressivität** gehen die Täter und Täterinnen geplant und mit Absicht vor, sie wollen ein bestimmtes Ziel erreichen, etwa die Anerkennung in der Peer-Group. Sie empfinden positive Gefühle, während sie aggressive Akte setzen, und haben Freude daran, die Opfer leiden zu sehen. Sie können gut abschätzen, welche Folgen ihr Verhalten in bestimmten Situationen und bei bestimmten Opfern hat. Daraus können regelrechte asymmetrische Gewaltbeziehungen entstehen, die immer wieder über längere Zeit hinweg andauern. Im Umfeld der Schule spricht man dann von Mobbing (siehe Thema Gewalt in der Schule in Kap. 2.5.4) (Strohmeier & Spiel, 2009, S. 275). Sechs Prozent der in der ÖIJ-Studie befragten Burschen sehen zwischen Spaß und Gewalt eine Verbindung, bei den Mädchen sind es zwei Prozent. Dass Gewalt eine Voraussetzung für soziale Anerkennung sein könnte, denken bei Burschen und Mädchen jeweils nur drei Prozent. Größer ist der geschlechtsspezifische Unterschied beim dritten in der Studie angesprochenen Aspekt proaktiver Aggressivität, der Zielorientierung: Gut jeder fünfte Bursche ist bereit, ihm Wichtiges mit Gewalt durchzusetzen, für Mädchen trifft dies auf vier Prozent zu.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Für den zweiten Mechanismus, der zu Aggressivität führen kann, ist die Impulsivität das Charakteristikum. Wie schon der Name sagt – nämlich **reaktive Aggressivität** – reagieren die Personen auf ein Verhalten, das sie als provozierend, bedrohend oder frustrierend empfinden, mit Aggressionen, die der Situation meist nicht angemessen sind. Begleitet werden diese Ausbrüche von stark negativen Gefühlen wie Wut und Ärger. Die Täter und Täterinnen unterstellen den Opfern in Situationen, die sie nicht (richtig) zu deuten wissen, eine schlechte Absicht und rechtfertigen damit ihr Verhalten (Strohmeier & Spiel, 2009, S. 275). Diese Form der Reaktion scheint vielen Burschen vertraut zu sein: 40 Prozent gaben an, auch zuzuschlagen, wenn sie angegriffen würden – wobei die Art des Angriffs nicht näher bestimmt war. Bei den Mädchen lautet die Vergleichszahl 17 Prozent.

Insgesamt möchte die große Mehrheit der Burschen und Mädchen mit Gewalt nichts zu tun haben – und sie scheinen außerdem Gewalt als Handlungsmöglichkeit immer weniger zu akzeptieren: In der Jugendwertestudie 2000, bei der 1.000 14- bis 24-Jährige befragt wurden, meinten zum Beispiel lediglich drei Viertel, dass sich jeder Konflikt auch ohne Gewalt lösen lasse (2006: 92%), und noch die Hälfte gab an, dass es hin und wieder schon einmal zu einer Schlägerei kommen könne (2006: 29%) (ÖIJ, 2006, S. 5). Auch die deutsche Dunkelfeldstudie des KFN brachte zu Tage, dass Jugendliche Gewalt als Mittel zur Durchsetzung ihrer Interessen immer weniger akzeptieren. Sie gehen vermehrt davon aus, dass ihre Eltern, Lehrer/innen sowie ihr Freundeskreis missbilligend reagieren würden, wenn sie bei einem Streit Mitschüler/innen massiv verprügelten – und damit gleichzeitig davon, dass ihr Umfeld gegenüber Gewalt negativ eingestellt sei und sie im Falle von Gewalthandlungen mit Ablehnung oder Kritik zu rechnen hätten (Baier et al., 2009, S. 10 u. 97f.).

Die Ergebnisse der ÖIJ-Befragung zeigen zwar deutlich, dass die Burschen eine größere Gewaltbereitschaft an den Tag legen als die Mädchen, dabei sollte aber im Auge behalten werden, dass in den vorgegebenen Aussagen häufig das Wort Gewalt explizit vorkam oder starke Begriffe wie „Schlägerei“ oder „zuschlagen“ verwendet wurden. Gewalt und Schlagen, Kräftemessen, aber auch sich verteidigen, gehören kaum zur **Geschlechterrolle** von Mädchen, sind aber sehr wohl Elemente eines Bildes von Männlichkeit, das viele Burschen nach wie vor verinnerlicht haben (Popp, 2003, S. 198). Das Antwortverhalten mag also auch die sozial akzeptierten Rollenbilder widerspiegeln – in welchem Ausmaß dies geschehen sein mag, kann jedoch nicht beurteilt werden. Mit dieser Einschränkung sollen nicht die Ergebnisse grundsätzlich in Zweifel gezogen werden, sondern es sei hier noch einmal konkret auf eine der Schwierigkeiten bei der Erfassung von Gewaltbereitschaft oder -tätigkeit aufmerksam gemacht.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Jugendliche Täter und Täterinnen im Hellfeld

2008[10] ermittelte die Polizei insgesamt 240.554 Tatverdächtige, davon waren 14,9 Prozent Jugendliche (35.912); davon wiederum waren 79,9 Prozent männlich (28.708) (BMI, 2010). Rund acht Prozent aller Verurteilten des Jahres 2008 waren Jugendliche[11], der Schwerpunkt liegt auch hier eindeutig bei den männlichen. Auf 1.000 strafmündige Burschen kamen 12,8 straffällige, auf 1.000 strafmündige Mädchen 1,9 straffällige (Statistik Austria, 2010b, S. 37). Männliche Jugendliche werden im Vergleich zu Mädchen also viel öfter verurteilt. Dasselbe gilt für erwachsene Männer in Relation zu Frauen. So lag der Anteil der Burschen an allen jugendlichen Verurteilten im Jahr 2008 bei 87 Prozent; ein ebenso hoher Anteil zeigt sich auch bei den Männern (86%).

Auf die gesamte Lebenszeit gerechnet werden Männer in jungen Jahren deutlich öfter straffällig als Frauen: Während der Anteil der 14- bis 24-Jährigen an allen verurteilten Männern 2008 37 Prozent betrug, erreichte er bei den verurteilten Frauen nur 33 Prozent; in den Jahren davor war der Unterschied meist höher, im Durchschnitt liegt er seit 2000 bei sechs Prozentpunkten. Außerdem tragen Jugendliche mit 59 Prozent ein deutlich höheres **Wiederverurteilungsrisiko** als Erwachsene mit 36 Prozent (Statistik Austria, 2010b, S. 13). Dass dies wohl in erster Linie auf Burschen und junge Männer zurückgeht, lässt sich aus der höheren Wiederverurteilungsrate der Männer insgesamt schließen (siehe oben Kap. 2.5.3 zur Kriminalstatistik).

---

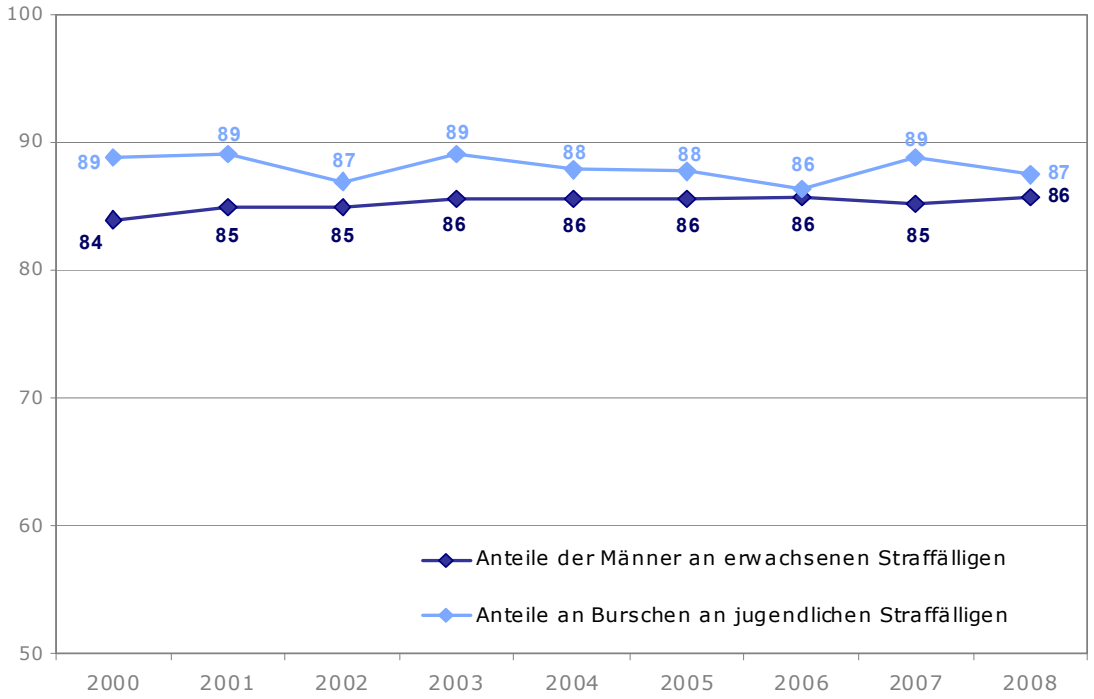
[10] Um die Vergleichbarkeit zu gewährleisten, wurde auf die Zahlen von 2008 zurückgegriffen. Die aktuellsten vorliegenden Zahlen sind von 2009: 246.378 Tatverdächtige, davon 13,4 Prozent Jugendliche (33.063); davon 79,3 Prozent männlich (26.216) (BMI 2010).

[11] „Als Jugendliche galten (…) [seit] Inkrafttreten des Jugendgerichtsgesetzes 1988 mit 1. 1. 1989 (…) jene Personen, die zur Zeit der Tat das 14., aber noch nicht das 19. Lebensjahr vollendet haben. Eine (…) Änderung trat mit 1. Juli 2001 in Kraft, und umfasste die Absenkung der oberen Altersgrenze von der Vollendung des 19. auf die Vollendung des 18. Lebensjahres für die Anwendung des Jugendstrafrechts. Zusätzlich kam es zur Schaffung einzelner Sonderbestimmungen für die strafrechtliche Behandlung junger Erwachsener (18. bis 21. Lebensjahr).
Aus der Strafkarte - der Mitteilung des Gerichtes an das Strafregisteramt über eine rechtskräftige Verurteilung - ist nur ersichtlich, ob die verurteilte Person zur Zeit der letzten Tat „jugendlich“ oder „erwachsen“ war. Dieser Zuordnungsgrundlage entsprechen die in der vorliegenden Statistik unter „Jugendliche“ oder „Erwachsene“ ausgewiesenen Daten.“ (Statistik Austria, 2010b, S. 18).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 2: Verurteilungen

Anteile der Burschen und Männer an allen Verurteilungen im Jahr 2008
Anteile in Prozent.



Quelle: Statistik Austria, 2010b, S. 37; eigene Berechnungen.

Jugendliche Täter und Täterinnen im Dunkelfeld

Laut **ÖIJ-Studie** haben 66 Prozent der befragten 15- bis 20-Jährigen schon einmal Gewalt angewendet. Bei der am häufigsten vorkommenden Gewaltform, der **verbalen Gewalt,** lassen sich bei den **Tätern und Täterinnen** kaum geschlechtsspezifische Unterschiede feststellen: 63 Prozent der Burschen und 60 Prozent der Mädchen waren selbst schon verbal gewalttätig. Leichte Differenzen gibt es jedoch bei der Form der verbalen Gewalt: Während die weiblichen Befragten etwas häufiger jemanden beschimpft oder angeschrien haben (Burschen: 47%, Mädchen: 51%), gaben die männlichen deutlich öfter an, jemanden verspottet oder bloßgestellt zu haben (Burschen: 44%, Mädchen: 34%) (ÖIJ, 2006, S. 14ff.). Wesentlich stärker als bei der Gewalt mit Worten unterscheidet sich das geschlechtsspezifische Täterverhalten bei **körperlicher Gewalt**: 38 Prozent der Burschen und 22 Prozent der Mädchen gaben an, selbst schon körperliche Gewalt ausgeübt zu haben: Ohrfeigen teilen Burschen nur wenig öfter aus als Mädchen (Burschen: 25%, Mädchen: 20%), die Differenz ergibt sich in erster Linie aus der Beteiligung an Schlägereien: Während jeder vierte Bursch schon einmal an einer solchen aktiv beteiligt war, ist es bei den Mädchen nur jedes fünfundzwanzigste (ÖIJ, 2006, S. 16f.).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

In einer **Studie zu Gewalt in der Erziehung** des österreichischen Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend (BMWFJ) aus dem Jahr 2009 wurden Kinder und Jugendliche im Alter von 12 bis 18 Jahren nach **gewalttätigen Handlungen** gefragt, die sie **außerhalb der Familie** gesetzt haben. In allen erhobenen Gewaltkategorien ist der Anteil der Jungen höher als jener der Mädchen. Bei der rein körperlichen Gewalt ist die Differenz bei Schlägen mit der Faust (11,6 Prozentpunkte) und beim Verprügeln (7 Prozentpunkte) am größten, etwas geringer bei Ohrfeigen (6,2 Prozentpunkte) und am niedrigsten beim Schlagen mit einem Gegenstand (3,4 Prozentpunkte). Auch beim Mobbing, das zumindest starke Elemente psychischer Gewalt enthält, sind Buben und Burschen deutlich häufiger die Täter (Burschen: 30,9%, Mädchen: 21,5%) (BMWFJ, 2009: 57). Die Prävalenzen[12] liegen hier niedriger als bei der ÖIJ-Studie, was sich am Beispiel der Ohrfeigen gut zeigen lässt: 25 Prozent der vom ÖIJ, aber nur 14,7 Prozent der vom BMWFJ befragten Burschen haben schon einmal Ohrfeigen verteilt. Diese Differenz könnte darauf zurückzuführen sein, dass erstere im Durchschnitt bei der Erhebung älter waren. Einen Hinweis darauf, dass das Alter eine Rolle spielt, liefert die Hellfeld-Statistik: 2008 wurden 34 14-Jährige (darunter 26 Burschen), aber 251 18-Jährige (darunter 230 Burschen) wegen Körperverletzung verurteilt (Statistik Austria, 2010b, S. 58f.)

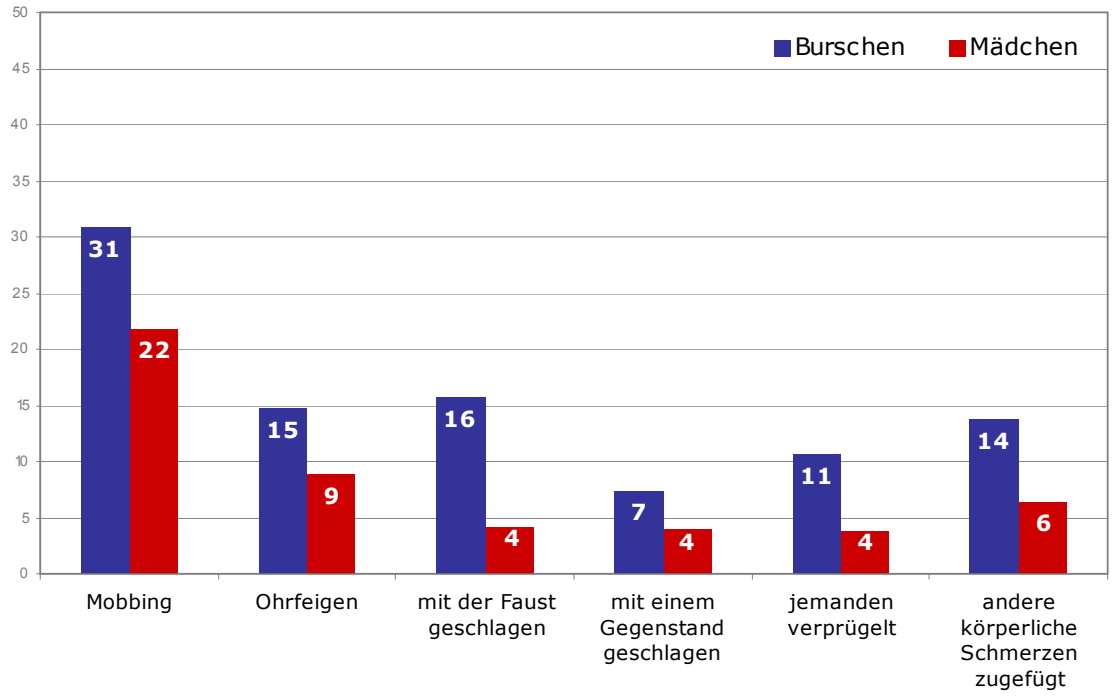
Die repräsentative deutsche **Dunkelfeldbefragung des KFN** arbeitete mit anderen Kategorien als die beiden österreichischen Studien, deshalb sind die Ergebnisse nicht direkt vergleichbar. In der deutschen Studie orientierte man sich an strafrechtlich relevanten Handlungen, es wurden also tendenziell schwerere Formen körperlicher Gewalt erfasst. Außerdem beziehen sich die Angaben nur auf die letzten zwölf Monate vor der Erhebung und nicht auf die gesamte Lebenszeit, wie in der ÖIJ-Studie. 20,2 Prozent der Schüler und 6,4 Prozent der Schülerinnen haben in diesem Zeitraum mindestens eine der folgenden Taten verübt: Sachbeschädigungen (14,6%), einfache Körperverletzungen (11,7%), schwere Körperverletzungen (2,9%) – all diese Delikte wurden häufiger von Burschen als von Mädchen berichtet. Im Vergleich zum polizeilich erfassten Hellfeld ermittelte die Dunkelfeldstudie einen fünf- bis sechsmal höheren Anteil an Gewalttäter/innen unter den Jugendlichen, was auf eine beträchtliche Größe des Dunkelfelds schließen lässt (Baier et al., 2009, S. 9; 2010, S. 180f.).

[12] Die Prävalenz ist eine Kennzahl, die aussagt, wie viele Menschen einer Gruppe von einem bestimmten Phänomen betroffen sind.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 3: Prävalenz von angewendeter Gewalt

Anteile in Prozent.



Quelle: BMWFJ, 2009, S. 57.

Die Forscher und Forscherinnen des KFN konnten belegen, dass für das Gewaltverhalten von Burschen und Mädchen die gleichen **Ursachen** verantwortlich sind: vor allem der Kontakt mit dem falschen (delinquenten) Freundeskreis, eigene Opfererfahrungen, geringe Selbstkontrollfähigkeiten sowie einige Verhaltensauffälligkeiten wie häufiges Schulschwänzen und erhöhter Alkoholkonsum. Es gelang ihnen aber nicht zu klären, warum Burschen so viel häufiger zu Gewalt greifen als Mädchen (Baier et al., 2010, S. 183ff.).

Die Ergebnisse der Forschungsarbeiten des KFN zeigen außerdem, dass Jugendgewalt seit 1998 eine **gleich bleibende bis rückläufige Tendenz** aufweist, und zwar bei Burschen und Mädchen ungefähr gleichermaßen. So haben 1998 noch 29,1 Prozent der befragten Burschen berichtet, in den letzten zwölf Monaten mindestens eine Gewalttat begangen zu haben, 2005/06 waren es 25 Prozent; bei den Mädchen ging der Anteil von 10,9 auf neun Prozent zurück. Das Verhältnis Burschen zu Mädchen betrug 1998 also 2,7 zu eins, 2005/06 dann 2,8 zu eins, hat sich also kaum verändert (Baier et al., 2010, S. 188ff.).

Einen Blick hinter die Zahlen, seien sie aus dem Hell- oder dem Dunkelfeld, bietet der Psychotherapeut Peter Wanke, der auf eine langjährige Erfahrung in der **Arbeit mit Jugendlichen** zurückblickt. Männliche Jugendliche gingen mit Zorn und Wut anders um als Mädchen, erläutert er. Prinzipiell sei der männliche Umgang mit Aggression gewalthältiger. Das sei auch sozialisa-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

tionsbedingt. Man müsse sich nur anschauen, mit welchen Männlichkeitsbildern Burschen nach wie vor aufwachsen: In Filmen etwa mit „Rambos“, die als attraktive Helden präsentiert würden und mit der dargestellten Brachialgewalt und deren scheinbaren Lösungen Leitfiguren abgäben. Diese „Helden“ redeten nicht, sondern handelten. Sie hätten in allen Situationen die Kontrolle und seien den Frauen überlegen, die meist schwach und als Opfer dargestellt würden. Verunsicherten, sprach- und oft hilflosen Burschen böten solche Schwarz-Weiß-Darstellungen gute Möglichkeiten, ihre Defizite weiterhin zu negieren und den tradierten Rollen treu zu bleiben. Gewalt in der Peer-Group auszuleben sei ein beliebtes Freizeitvergnügen solcher Burschen. Die wenigsten wüssten, dass zum Beispiel das Bedrohen von Jüngeren oder das sehr beliebte Wegnehmen von Handys strafbar sei und dass derartige Handlungen, die oft auch von der Umwelt bagatellisiert würden, sogar zu einer Haftstrafe führen könnten: Der Diebstahl eines Handys gilt als schwerer Raub, wenn dabei eine Waffe verwendet wird.

Wanke identifiziert eine besondere **Problemgruppe**, für die es derzeit keine adäquaten Betreuungsangebote gebe: **hoch aggressive Burschen**, die allen über den Kopf wachsen, da sie keine Angebote annähmen, sondern auf jeden mit Aggression reagierten, zum Beispiel auf Freunde und Freundinnen, Familienmitglieder, Lehrer und Lehrerinnen oder andere Betreuungspersonen. Die Jugendwohlfahrt biete Jugendlichen ganz prinzipiell wenig an, bei diesen hochaggressiven Burschen gebe es aber gar keine passenden Angebote. Es werde ein hoher Grad an Freiwilligkeit verlangt unter dem Motto: Wenn Du nicht willst, kannst Du auch wieder gehen. Es sei aber für Jugendliche, die aus verwahrlosten Verhältnissen kämen und dort groß geworden seien, unmöglich, plötzlich enge Strukturen auszuhalten und zum Beispiel verlässlich um 21 Uhr daheim zu sein: „Wenn das der Grund ist, dass er hinausfliegt, dann nimmt er das lieber in Kauf. Er ist so und so nicht an dieser Beziehung interessiert. Damit macht diese Einrichtung solchen Burschen nur eine ‚Freude’“. Oft werde nicht bedacht, dass man dadurch das Problem prolongiere und dass die Lebenssituation für solche Burschen immer prekärer werde. Dafür interessiere sich scheinbar dann niemand mehr. Deshalb fordere er schon lange, dass spezielle Konzepte – wie es sie in Deutschland schon gebe – auch in Österreich umgesetzt würden: Einrichtungen, die schwer verwahrlosten und hochaggressiven Jugendlichen Beziehungsangebote machten, die nicht auf Freiwilligkeit beruhten, in denen aber die Jugendlichen mit Respekt behandelt würden. Dadurch unterschieden sich diese Konzepte deutlich von US-amerikanischen Boot Camps. Die Kinder- und Jugendanwaltschaft Wien habe mit Kollegen aus der Männerberatung als Pilotprojekt ein Konzept entwickelt: drei Monate intensive, ambulante, vorbereitende Arbeit mit den Jugendlichen (bei der auch die Eltern mit einbezogen würden), anschließend drei Monate stationärer Aufenthalt an einer Örtlichkeit, an der die Burschen bleiben müssten, und schließlich drei Monate ambulante Nachbetreuung, damit sie nicht wieder in die alten Verhaltensmuster zurückfielen und beim Schulabschluss und Berufseinstieg begleitet werden könnten. Das Konzept sei sehr beziehungsorientiert und beinhalte viel Outdoor- und Einzelarbeit. Deshalb sei es sehr teuer, erklärt Peter Wanke – und sieht kaum eine realistische Chance, dass es verwirklicht werden könnte.

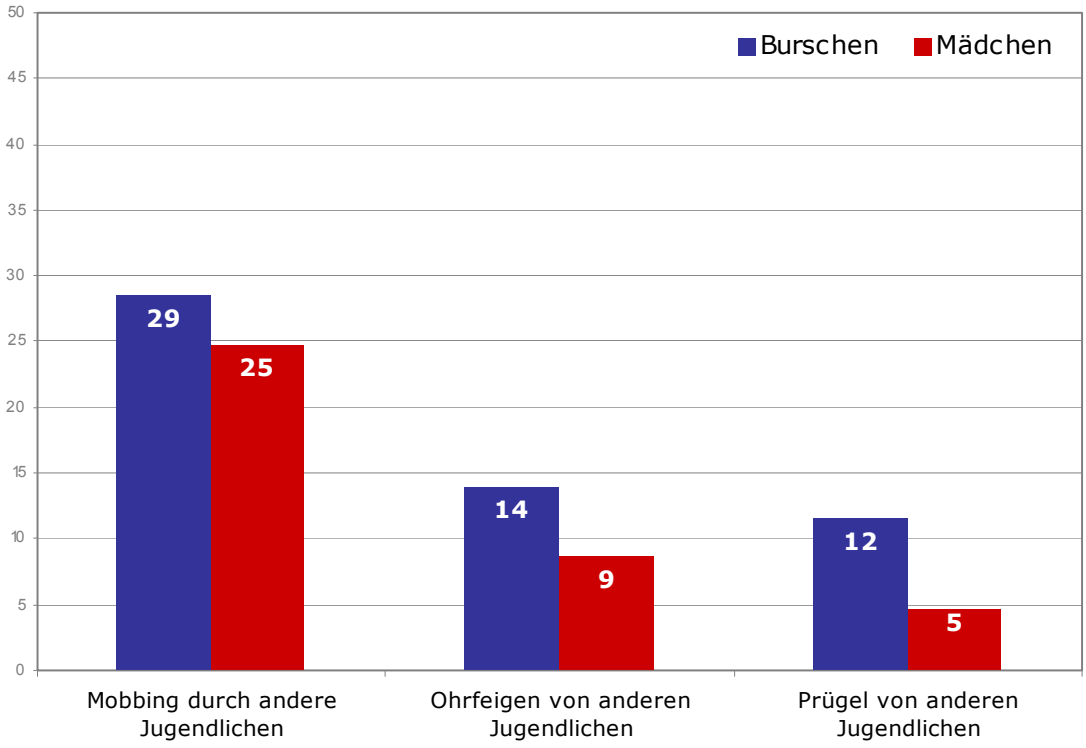
Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Jugendliche Gewaltopfer im Dunkelfeld

Insgesamt 77 Prozent der in der **ÖIJ-Studie** befragten 15- bis 20-Jährigen waren schon einmal Opfer von Gewalt (ÖIJ, 2006, S. 7). In der **BMWFJ-Studie zu Gewalt in der Erziehung** wurde die außerhäusliche Opfererfahrung der 12- bis 18-Jährigen erhoben. Die Prävalenzraten sind bei der psychischen Gewalt deutlich höher als bei der körperlichen und bei den Jungen immer höher als bei den Mädchen. Der größte Unterschied besteht beim „Prügel von anderen Jugendlichen beziehen“: Mindestens ein derartiges Gewalterlebnis hatten 11,6 Prozent der Jungen, aber mit 4,6 Prozent nicht einmal halb so viele Mädchen (BMWFJ, 2009, S. 60).

Grafik 4: Gewalterfahrung von Jugendlichen

Anteile in Prozent.



Quelle: BMWFJ, 2009, S. 60.

Der repräsentativen **KFN-Dunkelfeldstudie zur Jugendgewalt**, die bei den Opfern wie bei den Täter/innen andere Kategorien als das ÖIJ und das BMWFJ verwendet, ist zu entnehmen, dass 16,8 Prozent der befragten deutschen Schüler und Schülerinnen im Jahr vor der Erhebung mindestens einmal Opfer einer Gewalttat geworden sind: 11,1 Prozent erlitten eine einfache Körperverletzung, 3,2 Prozent eine schwere. 4,8 Prozent haben mindestens einen Raub oder eine Erpressung erlebt (Baier et al., 2009, S. 9).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Das KFN fasste zusammen, wie sich die von Burschen erlebte Gewalt von jener unterscheidet, von der die Mädchen berichteten (Baier et al., 2010, S. 182f.):

- Burschen sind häufiger Opfer von Tätergruppen als von Einzelpersonen.
- Burschen werden fast ausschließlich von Burschen angegriffen, Mädchen zu gleichen Teilen von Burschen wie Mädchen.
- Burschen werden häufig – nämlich zu rund 50 Prozent – von unbekannten Täter/innen angegriffen, Mädchen häufiger – nämlich zu rund zwei Dritteln – von bekannten.
- Burschen sind häufiger in der Schule, Mädchen häufiger zu Hause und bei Bekannten gewalttätigen Übergriffen ausgesetzt.

Mit einer Anzeige reagieren die deutschen Schüler und Schülerinnen ungefähr gleich oft: Die Burschen erstatteten bei 24,1 Prozent, die Mädchen bei 26 Prozent der Gewalttaten eine Anzeige. Daraus folgt, dass etwa jedes vierte Gewalterlebnis von Jugendlichen der Polizei bekannt wird. Dies ist ein weiterer Hinweis auf die Größe des Dunkelfelds.

Jugendgewalt in der Schule

Mobbing unter Schülern und Schülerinnen

Schulische Gewalt nimmt meist die spezifische Form des so genannten Mobbings an, dessen Charakteristika sind, dass Gewalt gezielt, wiederholt und über längere Zeit hinweg geschieht und dass ein Machtungleichgewicht zwischen den Tätern und Täterinnen auf der einen Seite und den Opfern auf der anderen Seite besteht (siehe auch das Thema Einstellung zu Gewalt in diesem Kapitel). Die Gewaltakte können durch Worte (z.B. drohen, spotten, beschimpfen), im körperlichen Kontakt (z.B. zwicken, schlagen, treten), aber auch durch negative Handlungen, wie schmutzige Gesten, Ignorieren und sozialen Ausschluss gesetzt werden (Olweus 2002, S. 22f.). Nicht alles, was auf den ersten Blick als Gewalt gedeutet werden könnte, ist es auch: Das Rough-and-tumble-Play, spielerisches Kämpfen und Toben, nimmt in der Sozialisation eine wichtige Rolle ein, weil dabei etwa das Setzen und Auffinden von Grenzen und die Mechanismen von Eskalation und Deeskalation im Spiel erlernt werden können (Strohmeier & Spiel, 2009, S. 271).

Mobbing findet im sozialen Kontext der Klassen statt. Eine bloße Unterscheidung in Täter/innen und Opfer greift zu kurz, weil auch deren Mitschüler/innen mehrheitlich in den Konflikten bestimmte **Rollen** einnehmen: Als Assistenten und Assistentinnen oder Helfer/innen auf der Täterseite, als Unterstützende auf der Opferseite oder als (mehr oder minder involvierte) Zuschauer/innen (Strohmeier & Spiel, S. 271 u. 276). So finden zum Beispiel manche Mädchen „männliche“ Burschen besonders attraktiv und bestärken mit dieser Haltung die Mitschüler grundsätzlich, sich „männlich“ – und damit zumindest bei diesem Verständnis von Männlichkeit bis zu einem gewissen Grad aggressiv – zu verhalten, um ihre Aufmerksamkeit zu erlangen und

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

ihre Gunst zu erhalten. Mädchen sind an gewalttätigen Konflikten zwischen Burschen manchmal als Zuschauerinnen, manchmal auch als Streitobjekte beteiligt – in beiden Rollen können sie anstachelnd, aber auch besänftigend wirken. Repräsentative Ergebnisse über die Rollenverteilung von Burschen und Mädchen liegen bedauerlicher Weise nicht vor (Popp, 2003, S. 202f.).

Als **Opfer** hat laut **ÖIJ-Studie** genau die Hälfte der befragten Burschen Gewalt in der Schule erlebt, von den Mädchen sind es 56 Prozent. Bei den Erfahrungen mit **verbaler Gewalt** liegen die Burschen (46%) leicht hinter den Mädchen (50%), bei jenen mit **körperlicher Gewalt** leicht vorne (Burschen: 17%, Mädchen 13%) (ÖIJ, 2006, S. 13). Was die verbalen Gewaltformen anlangt, wurden die Burschen deutlich seltener verspottet und bloßgestellt (Burschen: 35%, Mädchen: 44%), aber ein wenig öfter beschimpft und angeschrien als die Mädchen (Burschen: 28%, Mädchen: 25%). Was physische Gewalt anlangt, waren die männlichen Befragten öfter ungewollt in Schlägereien verwickelt (Burschen: 6%, Mädchen: 2%) (ÖIJ, 2006, S. 7-14).

Das **Institut für Bildungspsychologie und Evaluation der Universität Wien** analysierte Daten über die Gewaltsituation in der Schule aus mehreren Studien; Daten, die von insgesamt 1.910 Schüler/innen der vierten bis neunten Schulstufe aus 86 Klassen stammen – also von 9- bis 15-Jährigen (während das **ÖIJ**, das **Österreichische Institut für Jugendforschung**, die 15- bis 20-Jährigen befragt hat). Für Mobbing wurde vom Institut für Bildungspsychologie eine **Täterprävalenz** von rund zehn Prozent erhoben. Die **Opferprävalenzen** liegen deutlich niedriger als jene der ÖIJ-Studie: bei rund 20 Prozent für verbale (ÖIJ: 48%) und (je nach Schulstufe) bei fünf bis neun Prozent (ÖIJ: 15%) für körperliche Gewalt. Etwa ein Viertel der Schüler/innen hätten mindestens einmal wöchentlich als Opfer und/oder Täter/in mit verbalen Auseinandersetzungen zu tun und rund zehn Prozent mit physischen Konflikten. Burschen seien häufiger in körperliche Gewaltakte verwickelt, Mädchen griffen eher zu subtilen Mitteln, um ihren Opfern zu schaden, etwa indem sie Gerüchte verbreiteten oder Beziehungen zerstörten (Strohmeier & Spiel, 2009, S. 272f.). Es liegt nahe, anzunehmen, dass die Unterschiede zwischen den beiden Studien (zumindest: auch) an der Altersdifferenz der Befragten liegen. Dass das Alter der Kinder und Jugendlichen eine Rolle spielt, darauf weisen auch die Daten der Kriminalstatistik hin (siehe Kapitel Jugendliche Täter und Täterinnen im Dunkelfeld in diesem Kapitel). Allerdings scheinen die Gewalterfahrungen von Schuljahr zu Schuljahr extrem unterschiedlich zu sein: Die PIRLS- und PISA-Daten[13] von 2006 brachten zu Tage, dass 24 Prozent der Neun- und Zehnjährigen, aber nur acht Prozent der 15- und 16-Jährigen von körperlicher Gewalt in der Schule betroffen sind, sowie 19 Prozent der Neun- und Zehnjährigen, aber nur elf Prozent der 15- und 16-Jährigen von psychischer Gewalt (Bergmüller & Wiesner, 2009, S. 166f.) – hier also die jüngeren Schüler/innen stärker als die älteren! Man könnte somit vermuten, dass auch innerhalb der beiden Altersgruppen der Studien des Instituts für Bildungspsychologie (9 bis 15 Jahre) und

[13] PIRLS bedeutet Progress in International Reading Literacy Study, PISA Programme for International Student Assemblies.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

des ÖIJ (15 bis 20 Jahre) von Schuljahr zu Schuljahr beträchtliche Unterschiede bestehen. Kurzum: eine Längsschnittstudie erscheint wünschenswert.

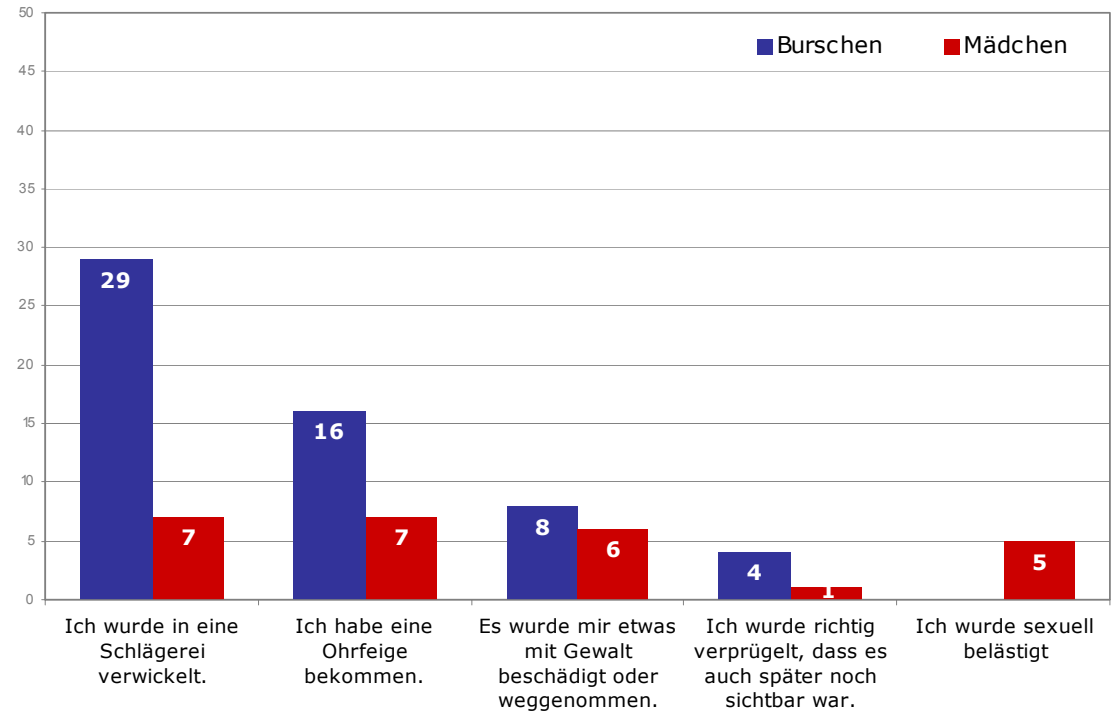
Vergleich Gewalt in der Schule und im öffentlichen Raum

Die ÖIJ-Studie ermöglicht, das Gewalterleben und -verhalten der Schüler und Schülerinnen in der Schule mit jenem im **öffentlichen Raum** – also außerhalb von Schule, Arbeit und Familie – direkt zu vergleichen. Im öffentlichen Raum wurden 24 Prozent der in der **ÖIJ-Studie** Befragten schon einmal **Opfer verbaler Gewalt**. Die Prävalenzrate ist genau halb so hoch wie in der Schule. Die Burschen werden sowohl häufiger verspottet und bloßgestellt als auch beschimpft und angeschrien als die Mädchen (12% Burschen, 5% Mädchen bzw. 22% Burschen, 16% Mädchen) – zur Erinnerung: In der Schule werden die Mädchen etwas häufiger verspottet als die Burschen. Bemerkenswert ist auch, dass in der Schule öfter zu Spott gegriffen wird, im öffentlichen Raum öfter zur äußerlich vehementeren Gewaltform, dem Schreien und Schimpfen. Wesentlich häufiger als in der Schule erleiden die Jugendlichen im öffentlichen Raum **körperliche Gewalt**, hier liegt die Prävalenzrate mit 28 Prozent fast doppelt so hoch (Schule: 15%). Der größte geschlechtsspezifische Unterschied zeigt sich bei den Schlägereien: 29 Prozent der Burschen, aber sieben Prozent der Mädchen waren schon einmal in eine solche verwickelt. Schwer verprügelt, sodass es später noch sichtbar war, wurden jedoch auch bei den männlichen Jugendlichen nur vier Prozent (weibliche: 1%). Ohrfeigen bekommen Burschen deutlich öfter als Mädchen (Burschen: 16%, Mädchen: 7%). Bei der Beschädigung oder der gewaltsamen Entwendung von Gegenständen gibt es kaum geschlechtsspezifische Differenzen. Sexuell belästigt wurden ausschließlich Mädchen (ÖIJ, 2006, S. 10ff.). Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Burschen im öffentlichen Raum bei allen Formen von Gewalt (außer der sexuellen) häufiger Opfer werden als Mädchen, dass körperliche Gewalt im Vergleich zur Schule eine deutlich größere Rolle spielt und dass sie auch öfter eingesetzt wird als verbale Gewalt.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 5: Körperliche Gewalt im öffentlichen Raum nach Geschlecht

Anteile in Prozent.



Quelle: ÖIJ, 2006, S. 12 (n=500).

Hauptschule und Gewalt

Das Institut für Bildungspsychologie und Evaluation der Universität Wien stellte fest, dass Gewalt und Aggression in **Hauptschulen** öfter vorkommen als in allgemein bildenden höheren Schulen. Besonders hohe Prävalenzraten bei Tätern und Täterinnen und Opfern gebe es aber in berufsbildenden höheren Schulen (Strohmeier & Spiel, 2009, S. 272). Eine Studie des **Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen** bestätigt die diesbezüglichen Unterschiede zwischen Haupt- und AHS-Schülern und -schülerinnen und beschreibt detailliert die enge Verbindung zwischen dem Besuch der Hauptschule und dem Gewaltverhalten der Schüler und Schülerinnen (Baier & Pfeiffer, 2007). Das Institut führt seit 1998 regelmäßig Repräsentativumfragen an Schulen durch. 2005 wurden 14.301 Jugendliche der neunten Schulstufe (Durchschnittsalter: 15 Jahre) befragt. Bei der hier vorgestellten Analyse stand die Stichprobe der westdeutschen Bundesländer im Vordergrund. In einer Pressekonferenz im Mai 2010 wiesen die Wissenschafter ausdrücklich darauf hin, dass die Studie auch für Österreich Gültigkeit habe (ORF 2010), was vor allem angesichts der unterschiedlichen Bedeutung der Hauptschule in Deutschland und in Österreich zumindest fraglich ist. Trotzdem sollen die Ergebnisse der KFN-Studie hier vorgestellt werden, können die aktuellen deutschen Verhältnisse doch als mög-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

liches Zukunftsszenario für Österreich gelesen werden, sollte sich der Trend weg von der Hauptschule fortsetzen. Sowohl in Deutschland als auch in Österreich sank die Zahl der Hauptschüler und -schülerinnen in den letzten Jahrzehnten: in Deutschland von 67,9 Prozent im Schuljahr 1960/61[14] auf 23 Prozent im Schuljahr 2004/05 (Baier & Pfeiffer, 2007, S. 17); in Österreich von einem Anteil von fast drei Viertel 1980/81 auf 60 Prozent im Schuljahr 2008/09 (Statistik Austria, 2010a, S. 262). Diese Zahlen zeigen den Hauptunterschied zwischen den beiden Ländern auf: In Österreich besuchen noch immer mehr als 60 Prozent der Schüler und Schülerinnen der Sekundarstufe I eine Hauptschule, in Deutschland nur mehr ein knappes Viertel; lediglich in Wien übersteigt der Anteil der AHS-Unterstufenschüler/innen knapp die 50-Prozent-Marke (Schwabe & Gumpoldsberger, 2008, S. 1123). Ebenso wie in Deutschland haben die Eltern der österreichischen Hauptschüler und -schülerinnen im Vergleich zu den Kindern und Jugendlichen in der AHS die niedrigeren Bildungsabschlüsse und überdurchschnittlich oft Migrationshintergrund (Schwabe & Gumpoldsberger, 2008, S. 1124). Die Autoren der Studie stellen für Deutschland fest, dass die Hauptschüler/innen zunehmend aus randständigen Familien kämen, was für Österreich angesichts des hohen Anteils von Hauptschülern und -schülerinnen in dieser Schärfe jedoch nicht gelten kann.

In Deutschland legen Schüler und Schülerinnen der Hauptschule ein deutlich gewalttätigeres Verhalten an den Tag als etwa jene aus dem Gymnasium: So haben erstere zu 26 Prozent im Jahr vor der Befragung mindestens eine Gewalttat außerhalb der Schule wie Raub, Erpressung, Körperverletzung oder Bedrohung mit Waffen begangen, von den Gymnasiasten und Gymnasiastinnen waren es 9,6 Prozent. Die Geschlechtsunterschiede sind in den Gymnasien größer als in den Hauptschulen: 34,3 Prozent der Hauptschüler, aber 16,8 Prozent der Gymnasiasten, 16,3 Prozent der Hauptschülerinnen, aber nur drei Prozent der Gymnasiastinnen haben eine der erwähnten Gewalttaten begangen. Innerhalb der Schule sind bei den Burschen (nicht bei den Mädchen) die Unterschiede bei der Gewaltneigung zwischen den Schulformen nicht ganz so groß: 39,9 Prozent der Hauptschüler und 34,2 Prozent der Gymnasiasten haben dort im letzten Schulhalbjahr vor der Erhebung mindestens eine Gewalttat begangen. Die Schule selbst scheint die Hauptschüler also in ihrer Gewaltneigung eher zu bremsen, die Gymnasiasten eher zu fördern (Baier & Pfeiffer, 2007, S. 19). Als Erklärungsangebote für das Verhalten der Hauptschüler/innen liefern die Autoren vor allem den schlechteren sozioökonomischen Status der Eltern. Einfluss habe außerdem, dass die Jugendlichen überdurchschnittlich häufig mit häuslicher Gewalt konfrontiert seien, dass sie sich kaum in Vereinen engagierten und deshalb mehr Kontakt mit einem (teilweise delinquenten) Freundeskreis hätten, dass sie vermehrt moderne Medien (mit gewaltsamen Inhalten) konsumierten, dass sie von den Eltern wenig kontrolliert würden und dass sie sich häufig an traditionellen „Männlichkeitsnormen“ orientierten. Das heißt, die Mehrzahl der Gründe für die erhöhte Gewaltbereitschaft und -tätigkeit der deutschen Hauptschüler/innen ist nicht bei der Schulform zu suchen, sondern bei jenem, was sie in die

[14] Diese Zahl bezieht sich auf die westdeutschen Bundesländer.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Schule „mitbringen“. In der Schule selbst hätten sich erstens kleine Klassen als Mittel gegen Gewalt bewährt, aber nur in der Hauptschule (in den anderen Schulformen spielt die Klassengröße keine Rolle). Zweitens hätten entschieden auftretende, interventionsbereite Lehrkräfte, die eingreifen und nicht wegschauen, ihre Schüler allein durch dieses Verhalten dazu gebracht, seltener Gewalt auszuüben (Baier & Pfeiffer, 2007, S. 21-25).

Cyberbullying

Formen des Mobbings (siehe Thema Einstellung zur Gewalt in diesem Kapitel bzw. Grafik 1) mit Hilfe neuer Medien wie dem Computer oder dem Handy werden als **Cyberbullying** bezeichnet. Zu diesem eher neuen Phänomen gibt es erst wenige Forschungsarbeiten, die repräsentative Ergebnisse bringen. Im Folgenden werden die Daten aus einer österreichischen Studie aus dem Jahr 2008 und aus zwei Forschungsarbeiten des KFN vorgestellt.

Von den 761 **österreichischen Befragten** im Alter von 14 bis 19 Jahren gaben acht Prozent der Burschen und drei Prozent der Mädchen an, schon einmal „gemeine“ **SMS, E-Mails oder Videoclips** versendet zu haben. Sieben Prozent der Jugendlichen waren schon Adressaten dieser „gemeinen“ Cyberbotschaften, wobei hier keine geschlechtsspezifischen Unterschiede festzustellen sind (Strohmeier & Spiel, 2009, S. 274).

Die **deutsche Dunkelfeld-Studie des KFN** beschäftigte sich auch mit Belästigungen **via Handy**. Dabei lag der Fokus nicht auf dem Inhalt der Botschaften, sondern auf der Häufigkeit der Anrufe bzw. SMS: „Wurdest Du schon einmal über einen längeren Zeitraum von derselben Person durch ständige Handyanrufe oder Kurzmitteilungen (SMS) belästigt?“ (Baier et al., 2010, S. 37f.). Die befragten Burschen gaben zu 17,2 Prozent an, schon einmal via Handyanruf und/oder SMS belästigt worden zu sein, bei den Mädchen berichteten dies mit 30,8 Prozent fast doppelt so viele. Allerdings verschwinden die geschlechtsspezifischen Unterschiede, wenn man die Schwere der Belästigung mit einbezieht: 29,2 Prozent der Schüler und 27,3 Prozent der Schülerinnen, die schon via Handy Belästigungen erfahren haben, empfanden diese als „stark“ bzw. „sehr stark“. Die Autoren und Autorinnen der Studie ziehen den Umkehrschluss, dass drei Viertel der Belästigungen als weniger bedeutsam einzustufen seien. Via Handy werden Mädchen zum Großteil von Burschen, Burschen zum Großteil von Mädchen belästigt. Rund 35 Prozent der Befragten – Mädchen wie Burschen gleichermaßen – wurden nicht nur über das Handy, sondern auch auf andere Weise belästigt, etwa durch E-Mails oder Briefe. Im Zusammenhang mit der **Internetnutzung** ging es in der deutschen Befragung um Belästigungen beim Chatten oder beim Austausch von E-Mails. 8,1 Prozent der Burschen und 17,8 Prozent der Mädchen wurden auf diesen Wegen schon einmal sexuell belästigt, wobei nicht erhoben wurde, was von Burschen und Mädchen jeweils als sexuelle Belästigung empfunden wird. 9,7 Prozent der Schüler und 20,4 Prozent der Schülerinnen wurden über das Internet aufgefordert, Nacktbilder oder -videos zu schicken bzw. sich vor einer Web-Cam auszuziehen. Die sexuelle Belästigung ging in rund der Hälfte der Fälle von Erwachsenen aus. Zusammenfassend kann festgestellt

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

werden, dass das Internet eher ein Ort der Belästigung für Mädchen zu sein scheint, was angesichts dessen, dass es sich um sexuelle Belästigung handelt, insofern ins Bild passt, als bei dieser Gewaltform mehr weibliche Opfer betroffen sind bzw. sichtbar werden.

2.5.5 Gewalt in der Familie

Gewalt in der Erziehung

„Das minderjährige Kind hat die Anordnungen der Eltern zu befolgen. Die Eltern haben bei ihren Anordnungen und deren Durchsetzung auf Alter, Entwicklung und Persönlichkeit des Kindes Bedacht zu nehmen; die Anwendung von Gewalt und die Zufügung körperlichen oder seelischen Leides sind unzulässig“ – mit diesen Worten wurde das Gewaltverbot in der Erziehung im ABGB (§ 146a) im Jahr 1989 festgelegt. Angesprochen werden sowohl körperliche als auch psychische Gewaltformen. Eine **Studie des Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend** aus dem Jahr 2009 erhob das Ausmaß, in dem in Österreich trotz des gesetzlichen Verbots in der Kindererziehung Gewalt angewendet wird: Befragt wurden 1.054 Kinder und Jugendliche (ohne Migrationshintergrund[15]) im Alter zwischen 12 und 18 Jahren, 1.049 österreichischstämmige Eltern mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren und 614 Eltern mit Migrationshintergrund, ebenfalls mit mindestens einem Kind unter 18 Jahren (BMWFJ, 2009, S. 29f.). Jeweils knapp über 40 Prozent der befragten Jungen und Mädchen kennen das oben zitierte Gesetz (BMWFJ, 2009, S. 78).

Die Studie zeigt deutlich, dass die Kinder und Jugendlichen **durch die Eltern weitaus mehr Gewalt erfahren als in allen anderen Umfeldern** – Gewalt, die von einem beträchtlichen Teil der Täter und Täterinnen aber nicht als solche empfunden wird: Rund 40 Prozent aller befragten Eltern halten eine Ohrfeige wegen Ungehorsams nicht für Gewalt, beim „kräftigen Klaps auf den Po“ und dem „Beleidigen bzw. Beschimpfen“ sind rund 55 Prozent dieser Meinung, beim „länger nicht mit dem Kind Sprechen“ sogar zwei Drittel. Psychische Sanktionen werden also noch seltener als Gewalt betrachtet (BMWFJ, 2009, S. 89). Die Autoren und Autorinnen der Studie sprechen angesichts der von ihnen erhobenen Daten sogar davon, dass die Jungen und Mädchen „regelrecht in eine Kultur der körperlichen Gewalt hereingeboren“ werden – und in eine Kultur der psychischen Gewalt, müsste man wohl ergänzen, wenn man nicht die Einschätzung der befragten Eltern übernehmen möchte (BMWFJ, 2009, S. 61).

Bei den Körperstrafen kommt der Klaps auf den Po am häufigsten vor: Knapp über 60 Prozent der **Eltern ohne Migrationshintergrund** wenden ihn als Erziehungsmaßnahme an (Grafik 6), wobei es keine nennenswerten Unterschiede zwischen Vätern und Müttern gibt (Väter: 61,6%,

[15] „Aus Vergleichbarkeitsgründen beschränkt sich die Stichprobe auf Kinder und Jugendliche ohne Migrationshintergrund.“ (BMWFJ 2009, S. 29).

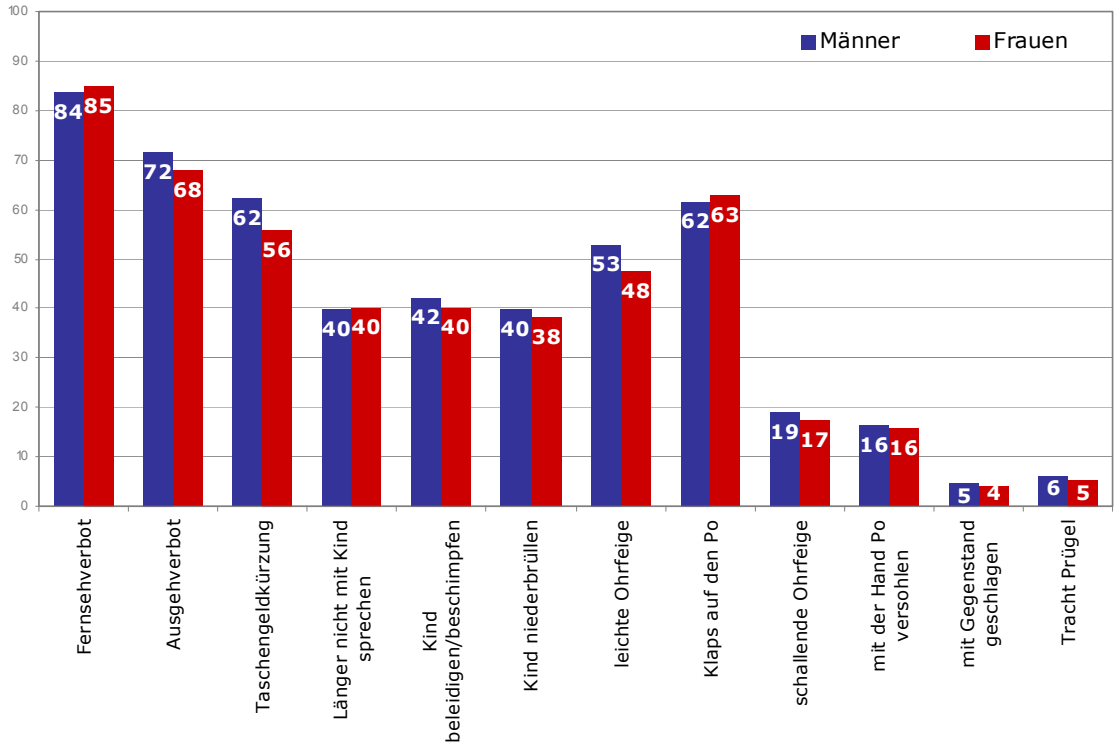
Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Mütter: 62,9%) (BMWFJ, 2009, S. 43ff.). Rund die Hälfte der Eltern wendet leichte Ohrfeigen in der Erziehung an, die Väter mit 52,9 Prozent etwas häufiger als die Mütter mit 47,6 Prozent. Bei den schwereren Körperstrafen wie „schallende Ohrfeige", „mit der Hand den Po versohlen", „mit einem Gegenstand schlagen" und „Tracht Prügel" lassen sich keine signifikanten geschlechtsspezifischen Unterschiede in den Elternpaaren feststellen. Und auch bei den psychischen Sanktionen („länger nicht mit dem Kind sprechen", „Kind beleidigen/beschimpfen", „Kind niederbrüllen") und den angewendeten Verboten („Fernsehverbot", „Ausgehverbot", Taschengeldkürzung") verhalten sich Väter und Mütter (ohne Migrationshintergrund) sehr ähnlich. Männer scheinen also – gegen alle anderen bisher angeführten Befunde – nicht dazu zu neigen, in der Erziehung mehr körperliche Gewalt anzuwenden. Die Gewaltforschung gehe davon aus, erklären die Autoren und Autorinnen der Studie, dass das geschlechtstypische Gewaltverhalten bei der Erziehung nicht zum Ausdruck komme, weil es Frauen traditionell zugestanden, ja weil sogar von ihnen erwartet werde, dass sie in der Erziehung Gewalt anwendeten (BMWFJ, 2009, S. 43). Der Psychotherapeut Peter Wanke hat Zweifel an dieser Interpretation: Neben der Häufigkeit sei die Intensität und der Charakter der Gewalt entscheidend für die Auswirkungen auf die Betroffenen. Klienten und Klientinnen berichteten, dass die von Müttern zugefügten Verletzungen weniger massiv ausfielen. Schlagende Väter würden brutaler und gewalttätiger erlebt. Teilweise seien ihre Handlungen sadistisch und dienten systematisch als Erziehungsmethode. Das geschlagene Kind erlebe eine Ohrfeige völlig anders, je nachdem, ob sie spontan aus Überforderung und Hilflosigkeit erfolge oder ob sie eine Erziehungsmaßnahme darstelle und systematisch angewandt werde. Für Kinder doppelt schädigend sei es, wenn die Mütter die gewalttätigen Erziehungsmaßnahmen der Väter akzeptierten oder sie sogar dazu aufforderten: „Warte nur, wenn der Papa kommt…". So habe das geschlagene Kind nämlich keine Möglichkeit, sich von einem der Elternteile Trost und Schutz zu holen. Väter, die die Rolle der „ausführenden Gehilfen" spielten, stellten in der Regel für die Kinder auch keine Vertrauenspersonen dar. Letzteres scheint für **Eltern mit Migrationshintergrund** (noch) mehr zuzutreffen (Grafik 7). In Migrantenfamilien scheinen die Väter nämlich ein wenig häufiger zu strafen als die Mütter, also eher die sanktionierende Rolle zu spielen. Im Großen und Ganzen verhalten sie sich aber wie Eltern ohne Zuwanderungsgeschichte. Sie greifen insgesamt etwa genauso häufig zu Körperstrafen, sprechen seltener Verbote aus, aber wenden häufiger psychische Sanktionen an (BMWFJ, 2009, S. 36ff. u. 44).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 6: Erziehungsmaßnahmen von Eltern ohne Migrationshintergrund

Anteile in Prozent.

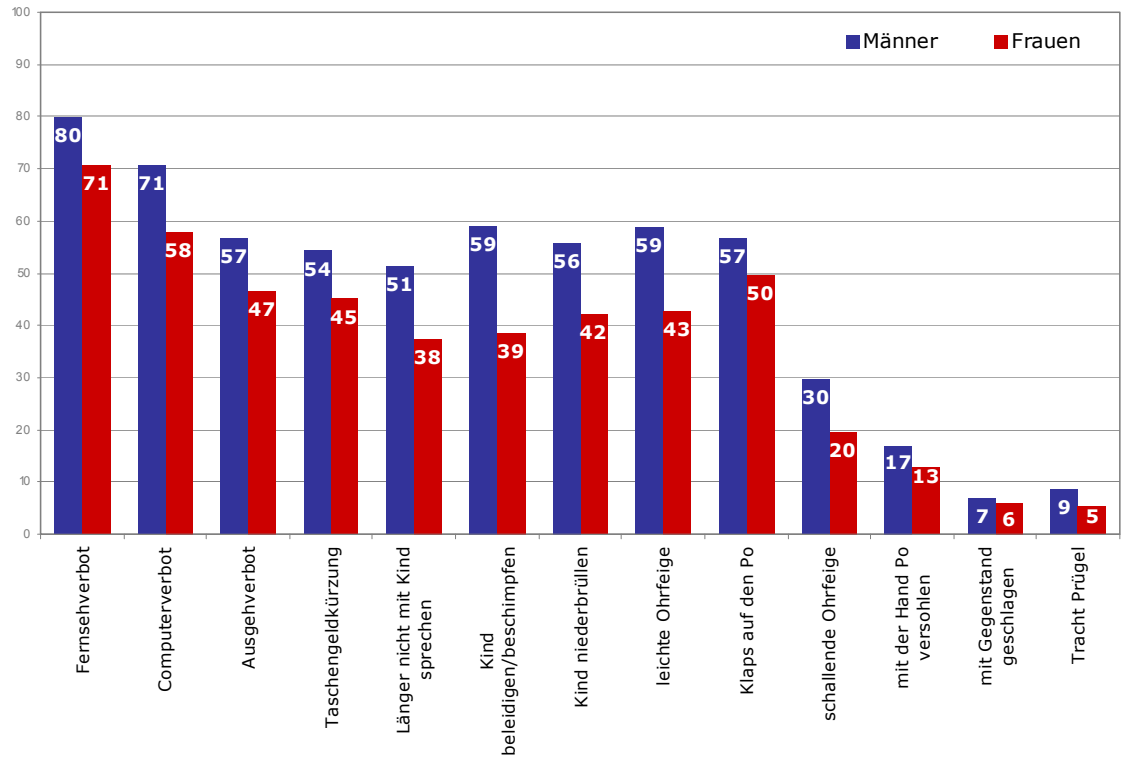


Quelle: BMWFJ, 2009, S. 43.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 7: Erziehungsmaßnahmen von Eltern mit Migrationshintergrund

Anteile in Prozent.



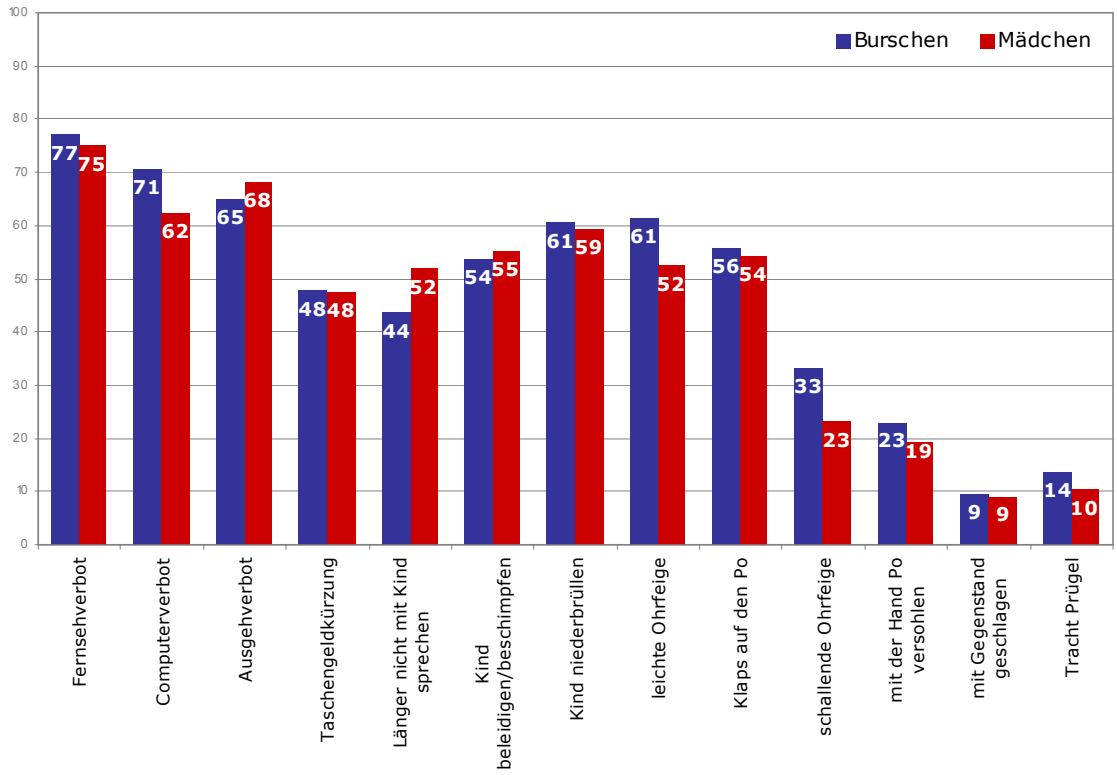
Quelle: BMWFJ, 2009, S. 44.

Vergleicht man, was **Jungen und Mädchen** darüber berichten, wie ihre Eltern Gewalt in der Erziehung anwenden, lassen sich zwar keine großen Unterschiede festmachen, sehr wohl aber eine Tendenz, dass Buben und Burschen etwas härter bestraft werden. So werden Körperstrafen durchwegs häufiger bei den Söhnen als bei den Töchtern angewandt: 61,3 Prozent der Buben und Burschen berichteten von leichten, rund ein Drittel von schallenden Ohrfeigen; bei den Mädchen lauten die Vergleichszahlen 52,4 Prozent bzw. ein knappes Viertel. Dass ihnen mit der Hand der Po versohlt worden sei, berichten 22,9 Prozent der Jungen und 19,4 Prozent der Mädchen, dass sie eine Tracht Prügel erhalten hätten, 13,7 bzw. 10,3 Prozent. Von psychischen Sanktionen sind Mädchen insgesamt häufiger betroffen, insbesondere vom „länger nicht mit dem Kind Sprechen“ (Söhne: 43,6%, Töchter: 51,9%). Bei der vehementesten Ausformung, dem „Niederbrüllen“, gibt es bei Söhnen und Töchtern so gut wie keine Unterschiede (60,6% versus 59,3%). Den Burschen wird eher das Fernsehen und der Computer verboten, den Mädchen eher das Ausgehen; beide sehen sich gleich oft Taschengeldkürzungen gegenüber (BMWFJ, 2009, S. 45).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 8: Erziehungsmaßnahmen aus Sicht der Kinder und Jugendlichen

Anteile in Prozent.



Quelle: BMWFJ, 2009, S. 45.

Gewalt in der Partnerschaft

„Ein Mann ist an diesem Ort,
Der seine Frau geprügelt hat!
Der seine Frau geprügelt hat!!
Es ist große Schande und Schmach
Für alle an diesem Ort,
Ja, so ist's, so wahr ich lebe!!!"
(Shorter, 1977, S. 256)

In den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts in einem Dorf in Surrey sah sich ein Mann, der seine Frau regelmäßig schlug, eines Abends nach Einbruch der Dunkelheit vor seinem Haus mit einer großen Gruppe von Dorfbewohnern und -bewohnerinnen konfrontiert, mit allerlei Gerät ausgestattet, das dazu geeignet war, einen Höllenlärm zu verursachen. Knittelverse, die mit dem obigen Zitat begannen, wurden vom „Ankläger" in der Gruppe laut deklamiert, die anderen machten soviel Lärm wie möglich und tanzten um ein Feuer. Man konnte das Spektakel über drei Kilometer weit hören. Das Treiben dauerte etwa eine halbe Stunde, dann kehrte Ruhe ein, und der Ankläger äußerte den Wunsch, dass der Täter sich soweit bessern möge, dass ein nochma-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

liges „**Haberfeldtreiben**“ nicht mehr nötig sein würde (Shorter, 1977, S. 256). Mit dem so genannten Haberfeldtreiben wurden von Neuengland bis Oberbayern, in den Städten bis um 1800, am Land mancherorts bis zum Ende des 19. Jahrhunderts Personen, die sich nicht an die kollektiven Regeln der (natürlich traditionell ausgeprägten) Gesellschaft hielten, diszipliniert. Sie wurden in beschämende Situationen gebracht, und ihr Vergehen mit Spektakel weithin bekannt gemacht. Wie das Beispiel zeigt, mischte sich die Gemeinschaft auch in das Privatleben der Mitglieder ein. Polemisch und überspitzt könnte man dazu meinen, dass etwas für die moderne Gesellschaft Vergleichbares in Österreich erst 1997 mit der Einführung des ersten Gewaltschutzgesetzes[16] erreicht wurde – und da hatte Österreich in Europa eine Vorreiterrolle.

Doch das Haberfeldtreiben wurde regelmäßig auch im umgekehrten Fall aufgespielt: Paaren nämlich, in denen die Frau den Mann schlug, wobei die Ächtung der Dorfgemeinschaft manchmal den Mann und manchmal die Frau traf, weil beide ihre traditionellen Geschlechterrollen nicht ausfüllten, die Frau aber auch, weil in diesem Fall sie es war, die das akzeptierte Maß an Gewalt überschritten hatte, wie sonst eben ein prügelnder Ehemann. Beliebt war es, die Zielpersonen verkehrt auf einen Esel steigen zu lassen und sie zu zwingen, eine lächerliche und entwürdigende Handlung zu setzen: So musste in einem französischen Dorf zum Beispiel eine prügelnde Frau, während sie verkehrt herum auf dem Esel saß, Wein trinken und sich dann den Mund mit dem Schwanz des Tieres abwischen (Shorter, 1977, S. 249-253).

In der aktuellen Diskussion um Gewalt in intimen Beziehungen – die wie die Sozialwissenschaften im Allgemeinen den stets lohnenden Blick auf das „Fremde“, das „Andere“, im konkreten Fall die eigene Geschichte vermissen lässt – gilt es freilich als Verdienst der Familien- und Konfliktforschung, dass sie „als Erste – und anfangs für die ForscherInnen selbst überraschend – zeigen konnten, dass auch Männern in erheblichem Umfang körperliche Gewalt durch ihre Partnerinnen widerfährt“ (Forschungsverbund, 2004, S. 215). Die Ergebnisse dieser Forschungen, die in den USA in den 1970er Jahren ihren Ausgang nahmen und Hinweise darauf lieferten, dass Männer und Frauen in der Familie körperliche Gewalt etwa gleich häufig erleben, sind allerdings sehr umstritten – vor allem das Erhebungsinstrument CTS (Conflict-Tactics-Scale). Die Juristin und Politikwissenschafterin Birgitt Haller, die seit vielen Jahren über Gewalt in der Familie forscht, erläutert die beiden Haupteinwände gegen Erhebungen mittels CTS: Sexuelle Gewalt werde nicht erfasst, und alle Gewalttaten würden gleich bewertet, so werde zum Beispiel kein Unterschied zwischen stupsen, schlagen und verprügeln gemacht. Es sei bei Forschungen über Partnergewalt stets angeraten, deren ideologischen Hintergrund im Auge zu haben.

In den vielen Publikationen über Partnergewalt gegen Männer werden tatsächlich **ideologische Kämpfe** ausgetragen, mit größter Vehemenz und Emotionalität. Das große Feindbild der An-

[16] Entwicklung und Inhalte des österreichischen Gewaltschutzgesetzes, das im europäischen Vergleich wegen des hohen Stellenwerts des Opferschutzes als beispielhaft gilt, werden sowohl in der aktuellen Version des Frauen-, als auch des Familienberichts ausführlich besprochen (Haller, 2010, S. 511-525 und Haller & Kraus, 2010, S. 169-177), weshalb im vorliegenden Männerbericht darauf verzichtet wird.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

hänger der CTS-Methode ist die feministische Gewaltforschung (z.B. Gemünden 2002), die die durch CTS erhobenen Daten nicht gelten lässt (z.B. Kavemann: 2009) – und umgekehrt. Beiden Seiten scheint es darum zu gehen, nachzuweisen, dass die jeweils anderen – je nach Standpunkt „die“ Männer oder „die“ Frauen – gewalttätiger oder zumindest genauso gewalttätig sind. Dabei wird nicht nur von der „Männerseite“ auf die scheinbar objektive Statistik zurückgegriffen, sondern auch von den Vertretern und Vertreterinnen der „Frauenseite“: Letztere verweisen vor allem auf die Daten der Hilfs- und Betreuungseinrichtungen für Opfer. Tatsächlich erreichen die Anteile der betreuten Männer in den österreichischen Interventionsstellen bzw. Gewaltschutzzentren im Schnitt nur neun Prozent (Haller, 2010, S. 517), wobei lediglich rund 50 Prozent dieser männlichen Opfer von weiblichen Gefährdern angegriffen worden sind (Gewaltschutzzentrum Kärnten, 2009, S. 23). Birgitt Haller bestätigt, dass die Tätigkeitsberichte der Interventionsstellen und Gewaltschutzzentren nicht widerspiegelten, wie viel Gewalt Männer in intimen Beziehungen tatsächlich erlebten. Aus den Äußerungen des Psychotherapeuten Peter Wanke, der ausführlich erklärt, wie das passende Angebot von Prozessbegleitung den sexuellen Missbrauch von Buben und Burschen sichtbarer gemacht hat (s. Kapitel Buben und Burschenarbeit mit Gewaltopfern), lässt sich ableiten, dass dies auch für erwachsene Männer gelten müsste, was dafür spricht, spezialisierte Angebote für männliche Opfer von Partnergewalt einzuführen – möglichst begleitet von Aufklärungs- und Informationsmaßnahmen, um Scham und Schwellenangst zu reduzieren.

Für den vorliegenden Männerbericht soll es bei diesem kurzen Blitzlicht auf die (auch in der Literatur) umfangreiche Methoden- und Ideologiediskussion bleiben. In weiterer Folge liegt der Fokus wieder auf der Empirie, auf zwei sorgfältig durchgeführten Studien aus Deutschland: einer nicht-repräsentativen über die Gewalt gegen Männer und einer repräsentativen über Gewalt gegen Frauen. In **Österreich** gibt es **keine repräsentative Erhebung** über Gewalt in intimen Beziehungen. Birgitt Haller erklärte dazu, in Österreich habe man sich bisher auch mit der Deutschen Studie behelfen können. Es gebe nämlich keinen Grund, warum die Relationen in Österreich anders sein sollten als in Deutschland. Sie habe außerdem die Befürchtung, dass die Diskussionen und die Argumente sich nicht ändern würden, wenn die Männer ebenfalls repräsentativ befragt würden, weil nach wir vor vorgebracht werden könne, dass Männer Gewalterlebnisse nicht als solche empfänden bzw. dass sie es nur schwer übers Herz brächten, zuzugeben, dass sie Opfer geworden seien. Sinnvoll wäre es aber auf jeden Fall, in Österreich Geld für mehr qualitative Studien auszugeben.

Wer sich mit dem Thema **Gewalt gegen Männer** befasst, stößt ganz automatisch auf eine **deutsche Pilotstudie** gleichen Namens aus dem Jahr 2004 (BMFSFJ, 2004). Sie wurde seit ihrer Veröffentlichung unzählige Male zitiert, und obwohl sie nicht repräsentativ für die Gesamtheit der deutschen Männer ist, stellt sie doch für viele Lebensbereiche der Männer (unter anderem die Partnerschaft) die einzige seriöse Quelle dar. Gewalterfahrungen von Männern im Kinder-, Jugend- und Erwachsenenalter, im außerhäuslichen und häuslichen Bereich wurden mittels 32 leitfadengestützter, mehrstündiger Interviews und 266 quantitativer Interviews (mit quali-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

tativen Anteilen) erfasst. 190 Befragte füllten zusätzlich einen Spezialfragebogen aus, in dem Aspekte häuslicher Gewalt detailliert erhoben wurden. Gleichzeitig wurde **in Deutschland eine repräsentative Studie** über **Gewalt gegen Frauen** vom selben Ministerium finanziert. In 10.264 standardisierten Face-to-face-Interviews mit Frauen im Alter von 16 bis 85 Jahren wurden die Prävalenzen, Erscheinungsformen, Entstehungszusammenhänge und gesundheitlichen wie seelischen Folgen von psychischer, physischer und sexueller Gewalt erhoben. Einbezogen wurden verschiedene Formen sowohl außerhäuslicher als auch innerhäuslicher Gewalt. Auch hier war ein schriftlicher Selbstausfüller zum Themenbereich Gewalt in Familien- und Paarbeziehungen enthalten. Die Interviews dauerten zwischen 60 und 90 Minuten (Müller & Schöttle, 2004, S. 13ff.). Die Ergebnisse der beiden Studien können – obwohl vielfach dieselben Items abgefragt wurden und häufig auch ähnliche statistische Ergebnisse vorliegen – nicht direkt miteinander verglichen werden, weil die Daten der Pilotstudie auf Basis der lediglich 190 Befragten keine tragfähige Verallgemeinerung zulassen und nur als Hinweise bzw. Tendenzen gelesen werden können. Hier wird vor allem die Pilotstudie vorgestellt, die Daten der Repräsentativstudie dienen an einigen Stellen als Ergänzung, um sich den Unterschieden zwischen männlichen und weiblichen Tätern und Täterinnen bzw. Opfern annähern zu können.

27 Prozent der befragten Männer gaben an, mindestens einen Akt **körperlicher Gewalt** durch ihre aktuelle Partnerin erfahren zu haben (Forschungsverbund, 2004, S. 187). Wenn keine aktuelle Partnerschaft bestand, wurde nach der letzten gefragt. Beim Vergleich mit der Repräsentativstudie über Gewalt gegen Frauen ist Vorsicht geboten, da hier Gewalthandlungen in aktuellen bzw. vergangenen Partnerschaften getrennt abgefragt wurden und außerdem sexuelle Gewalt einbezogen war: 13 Prozent der Frauen, die aktuell in einer Partnerschaft lebten, hatten in dieser mindestens eine Gewalthandlung erlebt; 17 Prozent der Frauen, die aktuell bzw. früher in einer Partnerschaft gelebt haben, erlitten in vergangenen Partnerschaften körperliche und/oder sexuelle Gewalt (Müller & Schöttle, 204, S. 225ff.). Zwar wurden in beiden Studien genau dieselben Arten von Gewaltakten erhoben, allerdings für so unterschiedliche Grundgesamtheiten, dass ein Vergleich vollkommen unmöglich ist. Deshalb werden hier ausschließlich die Daten aus der Pilotstudie über Gewalt gegen Männer präsentiert: Mindestens einmal wütend weggeschubst wurden 18 Prozent (36 Männer) der Befragen, eine leichte Ohrfeige erhielten neun Prozent (18 Männer), gebissen oder gekratzt, dass es wehtat, wurden sieben Prozent (13 Männer), fünf Prozent (10 Männer) wurden schmerzhaft getreten, gestoßen oder hart angefasst, und nach ebenso vielen wurde ein Gegenstand geworfen, der sie verletzen hätte können. Bei den anderen Kategorien von Gewaltakten sind die Fallzahlen so gering, dass sie nicht einmal eine Tendenz verraten. Auffällig ist, dass es – anders als in der repräsentativen Studie über Gewalt gegen Frauen – bei den Männern für einige der besonders schweren Gewaltakte („verprügeln/zusammenschlagen“, „würgen/Versuch zu ersticken“, „mit Waffe verletzen“) keine einzige Nennung gab (Forschungsverbund, 2004, S. 187).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 2: Körperliche Gewalt gegen Männer durch Partnerin

Anteile in Prozent.

Skalenwerte zusammengefasst: „einmal" und „mehrmals", also alle, die nicht den Skalenwert „nie" genannt haben, und nicht „keine Angabe" gemacht haben (mindestens einmal erlebt, n=196; in Prozent).

Mich wütend weggeschubst	18,4	Mich auf eine andere Art körperlich angegriffen, die mir Angst machte oder mir wehtat	1,5
Mir eine leichte Ohrfeige gegeben	9,2	Meinen Arm umgedreht oder mich an den Haaren gezogen, sodass es mir wehtat	1,0
Mich gebissen oder gekratzt, sodass es mir wehtat	6,6	Mich heftig weggeschleudert, sodass ich taumelte oder umgefallen bin	1,0
Mich schmerzhaft getreten, gestoßen oder hart angefasst	5,1	Mit einem Haushaltsgegenstand auf mich eingeschlagen	1,0
Etwas nach mir geworfen, das mich verletzen konnte	5,1	Versucht, mich zu sexuellen Handlungen zu zwingen, es kam dann aber nicht dazu	1,0
Mich heftig geohrfeigt oder mit der flachen Hand geschlagen	3,1	Mir ernsthaft gedroht, mich umzubringen	0,5
Mit den Fäusten auch mich eingeschlagen, sodass es mir wehtat oder ich Angst bekam	2,0	Mich absichtlich verbrüht oder mit etwas Heißem gebrannt	0,5
Mich mit etwas geschlagen, das mich verletzen konnte	1,5	Mich mit einer Waffe, z.B. mit einem Messer oder einer Pistole bedroht	0,5
Mir ernsthaft gedroht, mich körperlich anzugreifen oder zu verletzen	1,5	Mich zu sexuellen Handlungen gezwungen, die ich nicht wollte	0,5
Mich mit einem Haushaltsgegenstand, z.B. einem Kochtopf, Pfanne oder einem Besenstiel bedroht	1,5	Nichts von alledem	73,0

Quelle: Forschungsverbund, (2004, S. 187).

Deutliche Differenzen zwischen männlichen und weiblichen Opfern zeigen sich bei der **Häufigkeit** der Gewaltakte: Im Jahr vor der Befragung erlebten 30 Prozent der 43 Männer, die bereits Gewalt von der aktuellen Partnerin (bzw. der letzten) erfahren hatten, mindestens eine Gewalthandlung in der Partnerschaft: 16 Prozent genau eine, neun Prozent zwei bis drei und ca. fünf Prozent mindestens vier (Forschungsverbund, 2004, S. 198). Bei den Frauen ist der Anteil jener, die regelmäßig Gewalt ausgesetzt sind, weitaus höher: 28 Prozent der Gewaltopfer berichteten von mindestens vier Gewaltakten in den zwölf Monaten vor der Erhebung, sieben Prozent von mehr als 40 (Müller & Schöttle, 2004, S. 233).

Diese Unterschiede in der Häufigkeit können als Hinweis darauf gelesen werden, dass Männer im Normalfall Opfer der sogenannten **explosiven Gewalt** werden, jenem Mechanismus, der am häufigsten zu Gewalt im häuslichen Umfeld führt. Dabei handelt es sich um Konfliktsituationen, die für die Täter/innen mit unangenehmen Gefühlen sowie deutlichen körperlichen Reaktionen verbunden sind: Ärger und Wut, roter Kopf und laute Stimme. Die Phase der Gewalt dauert

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

nicht lange, weil sie für den Körper zu anstrengend ist. Bei explosiver Gewalt in Partnerschaften sind sowohl Männer als auch Frauen Täter/innen. **Instrumentelle Gewalt** auszuüben, ist hingegen ein überwiegend männliches Phänomen: Hier wird kühl, planvoll und zielgerichtet vorgegangen, die Täter/innen zeigen kaum physiologische Anzeichen einer Erregung (Haller & Kraus, 2010, S. 15-21). Instrumentelle Gewalt zielt vor allem auf Macht, Kontrolle und Beherrschung der Partnerschaft ab. Immer wieder kommt es zu eskalierenden Gewaltspiralen, die die Opfer zunehmend einengen und ihnen ein Entkommen schwermachen (Haller & Kraus, 2010, S. 15-21).

Die Autoren der Pilotstudie weisen darauf hin, dass es problematisch sei, „die Schwere eines Gewaltaktes an der sprachlichen Formulierung der Gewalt-Items festzumachen“ (Forschungsverbund, 2004, S. 199). Deshalb würden Indizien wie die **Verletzungsfolgen** herangezogen. Von den 43 Männern, die Partnergewalt erfahren haben, trugen gut zwei Drittel keine Verletzungen davon. Jedem fünften Gewaltopfer bzw. 64 Prozent der Verletzten wurden blaue Flecken oder Prellungen zugefügt. Bei den schwereren Verletzungen sind die Fallzahlen sehr klein. Über deren Häufigkeit kann also keine Aussage getroffen werden, aber es ist festzustellen, dass – entgegen der gängigen Klischees – Frauen ihre Partner sehr wohl gravierend verletzen können, indem sie ihnen zum Beispiel Knochenbrüche, Gehirnerschütterungen oder innere Verletzungen zufügen (Forschungsverbund, 2004, S. 199). Bei den weiblichen Opfern ist die Verletzungshäufigkeit wesentlich höher: Fast zwei Drittel (64%) der Gewaltopfer berichteten davon, verletzt worden zu sein. Außerdem sind die Verletzungen deutlich schwerer: Von den Verletzten hatten zum Beispiel 89,3 Prozent blaue Flecken oder Prellungen, über ein Viertel Schmerzen am Körper, rund 20 Prozent offene Wunden, je rund 18 Prozent entweder Unterleibsschmerzen oder Verstauchungen/Zerrungen oder Kopfverletzungen, rund zehn Prozent erlitten vaginale Verletzungen oder eine Gehirnerschütterung und fast vier Prozent eine Fehlgeburt (Müller & Schöttle, 2004, S. 235f.). 37 Prozent der Frauen, die schon einmal Verletzungen davongetragen haben, nahmen mindestens einmal in Folge medizinische Hilfe in Anspruch (Müller & Schöttle, 2004, S. 237). Von Männern ausgeübte Partnergewalt hat also die dramatischeren Folgen, selbst wenn man in Betracht zieht, dass Männer leichte Verletzungen wie blaue Flecken möglicherweise eher als „normal“ betrachten und dass sie sich für die erlebte Gewalt noch mehr als die Frauen schämen und sie deshalb verschweigen, weil zusätzlich zur empfundenen Demütigung und Hilflosigkeit auch ihre „Männlichkeit“ in Frage gestellt wird. Es bleiben aber die unterschiedlich häufig auftretenden schweren Verletzungen – und eine Tatsache, die ein für die Pilotstudie interviewter Experte so ausdrückte: „Wenn eine Frau mit ganzer Kraft zuschlägt und wenn ein Mann mit ganzer Kraft zuschlägt, dann hat dies unter Umständen eine ganz andere Wirkung“ (Forschungsgemeinschaft, 2004, S. 222).

In der Pilotstudie wird festgehalten, dass Männer deutlich öfter psychische als körperliche Gewalt durch die Partnerinnen erfahren, dass jedoch ein genauer Anteil nicht sinnvoll errechnet werden kann, weil **psychische Gewalt** viel schwerer eindeutig zu definieren sei. Ein Schwerpunkt findet sich bei jenen Akten psychischer Gewalt, die Kontrollcharakter haben: 19 Prozent (38 Männer) aller befragten Männer gaben an, dass die Partnerin eifersüchtig sei und Kontakte

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

zu anderen Männern und Frauen unterbinde, 18 Prozent (35 Männer), dass die Partnerin genau kontrolliere, wohin er gehe, was er mache und wann er zurückkomme, 13 Prozent (26 Männer), dass sie genau überprüfe, wie viel Geld er wofür ausgebe, und acht Prozent (16 Männer), dass sie die Post, Telefonanrufe und E-Mails kontrolliere. Männer, die sozial kontrolliert werden, tragen ein höheres Risiko, auch körperliche Gewalt zu erfahren, als jene, die nicht überprüft werden. Ein zweiter, schwächerer Schwerpunkt lässt sich bei Handlungen festmachen, die dadurch geprägt sind, dass die Täterinnen die Wünsche und Bedürfnisse der Männer nicht berücksichtigen oder ignorieren: 22 Prozent (44 Männer) haben Frauen, die nicht auf ihre sexuellen Wünsche und Bedürfnisse eingehen, 18 Prozent (36 Männer) leben mit Frauen, die alleine Entscheidungen treffen, auch wenn der Mann davon betroffen ist, 12 Prozent (23 Männer) mit Partnerinnen, die die Wünsche und Überzeugungen der Männer nicht akzeptieren. Da eventuelle Folgen der psychischen Gewalt nicht erhoben wurden, lassen sich jedoch keine Rückschlüsse auf die Schwere ziehen (Forschungsgemeinschaft, 2004, S. 185 und 214).

Am schwierigsten sind aussagekräftige Prävalenzschätzungen bei **sexueller Gewalt** gegen Männer. Auch in der Pilotstudie gab es nur eine Handvoll Befragte, die davon berichteten – so wenige, dass man nur feststellen kann: Es gibt sexuelle Gewalt von Frauen gegen Männer, es gibt Frauen, die ihre Männer zu sexuellen Handlungen zwingen oder es versuchen bzw. ihnen ihre sexuellen Bedürfnisse rücksichtslos aufzwingen. Die (im scharfen Gegensatz zu den unendlich viel häufigeren sexuellen Gewalterfahrungen von Frauen in der Partnerschaft, siehe Müller & Schöttle, 2004, S. 226 u. 229) sehr geringen Fallzahlen lassen zwar auf eine untergeordnete Rolle der von Frauen ausgeübten sexuellen Gewalt in Partnerbeziehungen schließen, in keinem anderen Bereich ist jedoch die Scham, Opfer zu sein, so hoch, keine andere Gewaltform stellt das männliche Selbstbild und -bewusstsein so in Frage.

Die Darstellung einiger Fälle in der Pilotstudie macht klar, dass nicht nur die spezialisierten Angebote für männliche Opfer von Partnergewalt fehlen, sondern dass auch das **Hilfesystem** überfordert ist, wenn sich ein solches Opfer um Unterstützung bemüht: Die betroffenen Männer berichten von Ratlosigkeit bei der Polizei, von Desinteresse beim Jugendamt, von mangelnder Information im Gesundheitssystem – und von der regelmäßigen Erfahrung, gleichsam reflexartig für den Täter gehalten zu werden. Derartige Erlebnisse machen es den betroffenen Männern noch schwerer, sich zu überwinden und Hilfe zu suchen – und so ihre Erlebnisse als Opfer nach außen zu tragen (siehe auch Kapitel Buben- und Burschenarbeit mit Gewaltopfern). Die Autoren der Pilotstudie fordern zumindest eine Sensibilisierung der Öffentlichkeit – und damit implizit auch der betroffenen Männer – und des Hilfesystems, denn „auch wenn die Partnergewalt gegen Frauen insgesamt häufiger und folgenreicher ist (bzw. sein sollte), so sind die Opferzahlen bei Männern doch eindeutig zu hoch, um sie zu ignorieren. Wenn beispielsweise auf vier misshandelte oder geschlagene Frauen ‚nur' ein misshandelter oder geschlagener Mann kommen würde, so ergibt dies immer noch eine erschreckend große Zahl von Männern, für die es bisher so gut wie keine Hilfsangebote gibt" (Forschungsgemeinschaft, 2004, S. 224).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.5.6 Werden aus Opfern Täter und Täterinnen?

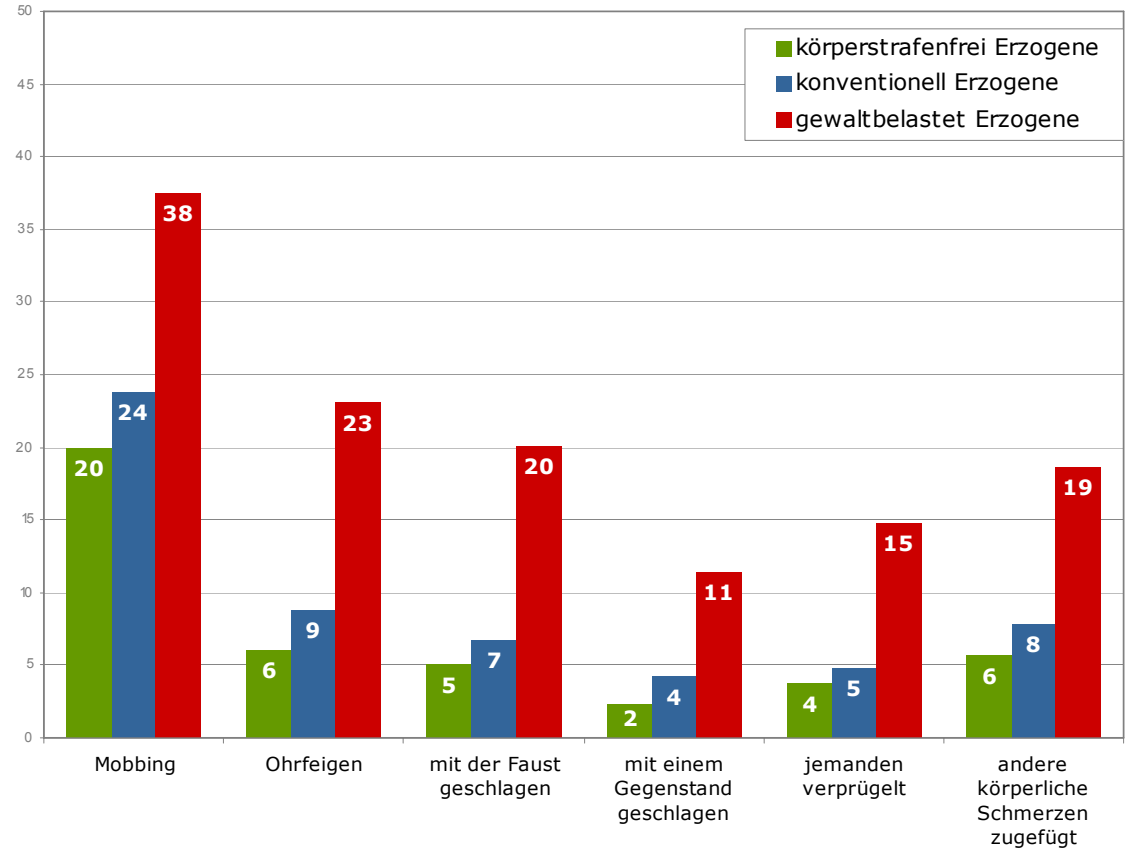
Dass Kinder, die Gewalt in der Familie – am eigenen Leib oder als Zuschauer/innen – erleben, ein größeres Risiko tragen, selbst Gewalt anzuwenden, gilt in der Familiengewaltforschung als erwiesen. Genauso sicher ist allerdings, dass es keinerlei Determinismus gibt, dass also nicht aus Gewaltopfern automatisch Gewalttäter/innen werden – sondern dass noch zahlreiche andere Faktoren eine Rolle spielen. Dafür bietet der Vergleich der Geschlechter einen guten Beleg. Die **Studie zu Gewalt in der Erziehung** des österreichischen Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend erhob, ob es einen Zusammenhang zwischen dem Erziehungsstil der Eltern und dem Gewaltverhalten der Kinder gibt. In der Studie wurden drei Erziehungsstile unterschieden: die körperstrafenfreie (ausschließlich Verbote und psychische Sanktionen), die konventionelle (alle Sanktionsformen außer schwere Körperstrafen[17]) und die gewaltbelastete Erziehung (alle Sanktionsformen inklusive schwerer Körperstrafen) (BMWFJ, 2009, S. 33). Grafik 9 macht auf den ersten Blick klar, dass Kinder und Jugendliche, die eine gewaltbelastete Erziehung erfahren, eine deutlich höhere Täterprävalenz haben als die beiden Vergleichsgruppen. Die Differenzen zwischen den körperstrafenfrei und den konventionell Erzogenen sind dagegen gering, der wirklich große Sprung erfolgt zu den gewaltbelastet erzogenen Jugendlichen. Der Erziehungsstil spiegelt sich auch in der Opferprävalenz wider: Gewaltbelastet erzogene Jugendliche erleben außerhalb der Familie weitaus häufiger Gewalt als die körperstrafenfrei oder konventionell Erzogenen. Wer selbst Gewalt als Lösungsinstrument ansieht, wird wohl auch häufiger Opfer von Gewalt (BMWFJ, 2009, S. 59ff.). Der Psychotherapeut Peter Wanke meint dazu, dass Kinder, die in der Erziehung Gewalt erfahren haben, prinzipiell gefährdet seien, die gewalttätigen Praktiken zu übernehmen. Besonders subtil trete Gewalt auf, wenn sie sozusagen positiv konnotiert sei – als „gesunde Watschen“ oder „zum Besten“ der Kinder. Ein Um- und Überdenken sei den ehemals geschlagenen Kindern häufig erst im Erwachsenenalter möglich, wenn sie sich mit den Erlebnissen auseinandersetzen und erkennen, dass die „wohlmeinenden Erziehungsmethoden“ eine Verletzung dargestellt haben und dass die Eltern, die sie bis dahin nur positiv gesehen hätten, auch negative Seiten haben. Am Ende dieses Auseinandersetzungsprozesses stehe die Erkenntnis, dass ihnen selbst (auch) nur Gewalt als Lösungs- und Hilfsstrategie zur Verfügung stehe. Dies mache dann eine sehr mühevolle und langwierige Umorientierung notwendig, bei der manchmal lediglich Druck von außen für die nötige Motivation sorge.

[17] Auch wenn eine Form der schweren Körperstrafe nur ein einziges Mal angewendet wurde, wurde von einem konventionellen Erziehungsstil ausgegangen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 9: Täterprävalenz nach Erziehungsstilen

Anteile in Prozent.



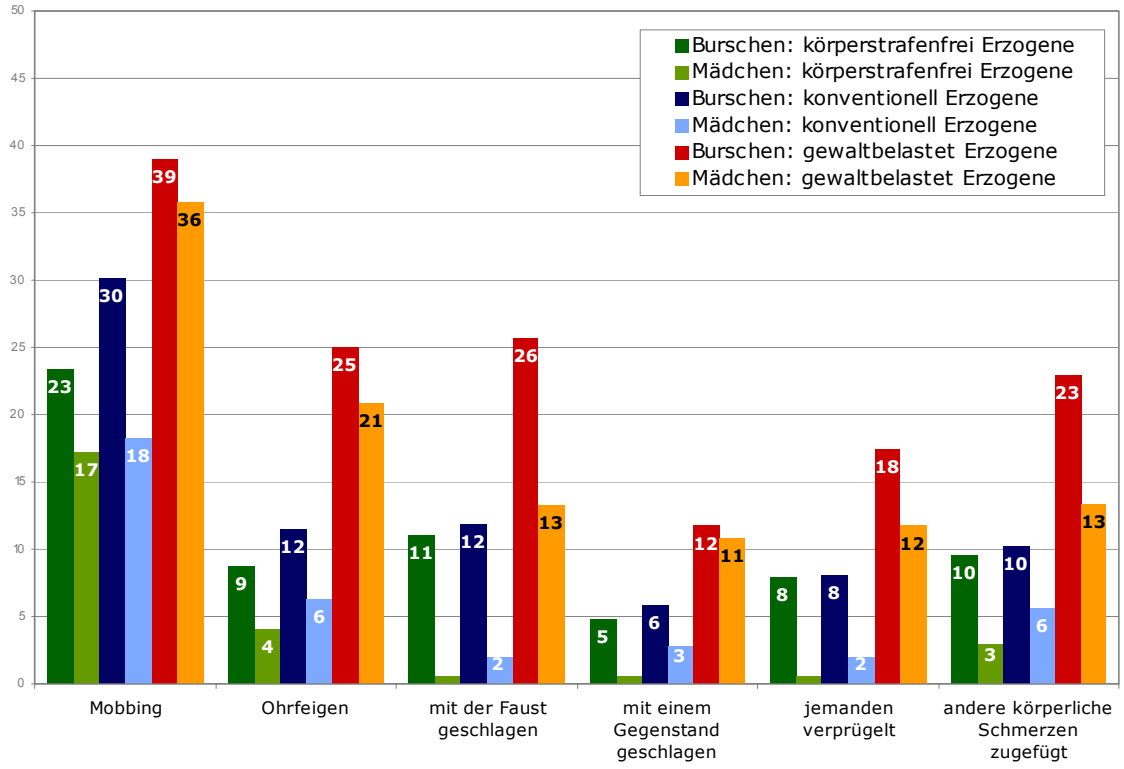
Quelle: BMWFJ, 2009, S. 58.

Sowohl Jungen als auch Mädchen mit gewaltbelasteter Erziehung wenden selbst deutlich mehr Gewalt an als ihre Geschlechtsgenossen und -genossinnen, die eine körperstrafenfreie oder konventionelle Erziehung erhalten (Grafik 10). Dass Gewalterfahrung zwar eine Rolle dafür spielt, ob jemand zum Täter oder zur Täterin wird, aber trotzdem nur ein Faktor von vielen ist, lässt sich daran ablesen, dass Buben und Burschen bei allen drei Erziehungsstilen deutlich gewaltbereiter sind als Mädchen, die zwar etwas weniger Gewalt in der Erziehung erfahren, aber nicht so viel weniger, als die Burschen gewalttätiger sind. Der „Gender-Gap“ bei den Täterprävalenzen bleibt also bei allen drei Erziehungsstilen erhalten – und damit auch die Frage, was es denn eigentlich sein könnte, das die Burschen eher zu Gewalt greifen lässt als die Mädchen (siehe dazu auch das Thema Jugendliche Gewalttäter und -täterinnen im Dunkelfeld in Kapitel 2.5.4).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 10: Täterprävalenz nach Erziehungsstilen und Geschlecht

Anteile in Prozent.



Quelle: BMWFJ, 2009, S. 58.

2.5.7 BUBEN- UND BURSCHENARBEIT MIT GEWALTOPFERN

Opfer von Gewalthandlungen verheimlichen diese oft lange. Selbst jene, die mehrmals pro Woche in der Schule Mobbing erfahren, sprechen nur zur Hälfte mit jemandem darüber (Strohmeier & Spiel, 2006, S. 272). Peter Wanke kennt dieses Problem aus dem eigenen Arbeitsalltag – bei Buben und Burschen komme zur prinzipiellen Schwierigkeit, sich jemandem anzuvertrauen, erschwerend hinzu, dass die meisten keine Sprache für ihre Erlebnisse hätten, erklärt der Psychotherapeut, der seinen Arbeitsschwerpunkt bei Kindern und Jugendlichen hat, die Gewalt erlebt haben. Burschen und Mädchen nähmen erlebte Gewalt unterschiedlich wahr und gingen mit der Opferrolle anders um. Grundsätzlich sei festzuhalten, dass Gewalt immer individuell erlebt werde, deshalb gebe es keine allgemein gültigen Geschlechterzuschreibungen, und deshalb könne man auch nicht verallgemeinernd sagen, ob körperliche, psychische oder sexuelle Gewalt mehr schädige. Welche individuellen Folgen Gewalterlebnisse hätten, hänge von der individuellen Verarbeitung und auch von der Unterstützung durch das Umfeld ab. Lediglich der Umgang mit dem Erlebten unterscheide die Geschlechter, wobei die Sozialisation einen von

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

mehreren Einflussfaktoren darstelle. Burschen dürften sich mehrheitlich nicht als Opfer erleben, nicht als Verlierer gelten, nicht als jemand, der passiv bleibe oder sich nicht bis zum Schluss gewehrt habe – den Mädchen werde die Opferrolle mehr zugestanden. Das Wort „Opfer", das früher durchaus etwas Positives gemeint habe, sei insbesondere bei den Buben inzwischen ein Schimpfwort: Opfer seien in ihren Augen die Unterlegenen, die Waschlappen, kurz: keine richtigen Männer. Deshalb neigten Burschen dazu, ihre Erlebnisse als Nichtigkeiten abzutun. Bei körperlicher Gewalt wäre es ihnen lieber, sie könnten die Situation selbst in die Hand nehmen, quasi unter dem Motto: Diesmal war ich der Schwächere, das nächste Mal werde ich der Stärkere sein.

Als Peter Wanke im Rahmen der Kinder- und Jugendanwaltschaft in Wien die **Prozessbegleitung**[18] für Kinder und Jugendliche, die Gewalt erlebt hatten, aufbaute, seien zu seiner eigenen Überraschung 50 Prozent Buben und Burschen gekommen, und hauptsächlich solche, die sexuelle Gewalt erfahren hätten, erzählt er. Das spreche gegen jegliche Statistik. Die Datenlage zu sexuellen Übergriffen gegen Kinder und Jugendliche ist tatsächlich äußerst schütter: Es liegen keine zuverlässigen Zahlen über das Ausmaß vor, in dem Jungen und Mädchen sexuellen Übergriffen ausgesetzt sind, da das Dunkelfeld hier besonders groß ist. Hellfeldstudien kommen international zu äußerst unterschiedlichen Ergebnissen, wobei weitgehende Einigkeit darüber besteht, dass Buben und Burschen von sexuellem Missbrauch seltener betroffen sind als Mädchen. Zwei Forschungsarbeiten, die bereits Ende der 1990er Jahre durchgeführt wurden, führen jeweils die Daten mehrerer internationaler Erhebungen zusammen. In der einen wird errechnet, dass fünf bis zehn Prozent der Männer sowie zehn bis 15 Prozent der Frauen in ihrer Kindheit und Jugend sexuelle Übergriffe erlitten haben (Ernst, 1998, zit. n. Kinder- und Jugendanwaltschaft OÖ, 2008, S. 6). Die andere Studie erhob, dass dies auf wenigstens drei Prozent der Männer und sieben Prozent der Frauen zutrifft (Finkelhor, 1998, zit. n. Kinder- und Jugendanwaltschaft OÖ, 2008, S. 6).

„Ich habe festgestellt, dass die Buben und Burschen einen ganz anderen Zugang brauchen als Mädchen, dass sie anders mit ihren Opfererfahrungen umgehen", erklärt Wanke. Er habe daraufhin einen Arbeitskreis gegründet, in dem ein spezielles Konzept für die Buben- und Burschenprozessbegleitung erarbeitet wurde. Die vielen Burschen und Buben seien sicher auch gekommen, weil er der einzige Mann in Wien gewesen sei, der das angeboten habe. Das habe sich herumgesprochen, und zum Beispiel die Polizei oder das Jugendamt hätten dann männliche Opfer speziell an die Kinder- und Jugendanwaltschaft verwiesen. Nun, da sich das Konzept etabliert habe, sei es an die Männerberatung (vgl. Kap. 4) abgetreten worden. Da das Angebot

[18] „Für die psychosoziale und juristische Prozessbegleitung, die vom Bundesministerium für Justiz bereits seit dem Jahr 2000 gefördert wird, besteht seit 1. Januar 2006 eine ausdrückliche gesetzliche Grundlage und damit ein Rechtsanspruch. (StPO-Novelle 2005, BGBl. I Nr. 119/2005, § 49a; mit BGBl. I Nr. 19/2004 (Strafprozessreformgesetz) in Kraft seit 1. Januar 2008, in § 66 Abs. 2 StPO, zuletzt geändert durch BGBl. I Nr.52/2009 (Budgetbegleitgesetz 2009) vom 17. Juni 2009.)" (Haller, 2010, S. 527).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

sehr bekannt geworden sei, habe sich die Klientel weiter verändert: Jetzt sei nur mehr die Hälfte Opfer sexueller, die andere Hälfte körperlicher Gewalt.

Besonders schwierig sei es, mit Buben zu arbeiten, die von Männern **sexuell missbraucht** worden seien, weil „das mit einer vermeintlichen Homosexualität in Verbindung gebracht“ werde. Dies sei übrigens auch ein Trick der Täter, um die Opfer zum Schweigen zu bringen. Es sei stets eine Herausforderung, die Buben und Burschen dazu zu bringen, darüber zu reden, und noch mehr, wenn sie bei einem Verfahren vor einer Teilöffentlichkeit, wie bei der Polizei oder vor Gericht über ihre Erlebnisse im Detail berichten müssten.

Bei der Arbeit mit männlichen Missbrauchsopfern sei ihm übrigens aufgefallen, dass die **Väter** ungleich öfter an der Prozessbegleitung teilnähmen als bei den weiblichen Opfern. Er habe das Gefühl, dass sie sich aufgerufen fühlten, den Sohn in seiner Männlichkeit zu verteidigen. Es sei oft mühsam, die immer wieder auch aggressiv und massiv auftretenden Väter davon zu überzeugen, dass Selbstjustiz keinen Sinn mache. Manchmal müsse er sehr autoritär auftreten, klar die Grenzen abstecken und auch vehemente Konflikte über die Vorgehensweise austragen: „Sie rächen sich jetzt nicht an dem Nachbarn, indem sie ihm das Auto anzünden, sondern wir machen das jetzt rechtsstaatlich“. Meist sei es so gelungen, Väter von unüberlegten Handlungen abzuhalten. Bei Einstellungen oder Freisprüchen müsse man als Prozessbegleiter das Wiederaufflackern solcher Vorhaben abfangen und sich mit der Schwierigkeit auseinandersetzen, dass die Väter dann die Ohnmacht und das „Verlieren“ nicht aushielten. Bei weiblichen Opfern würden Väter vielleicht ähnlich reagieren, jedoch sei bei den Mädchen die Begleitung zur Aufgabe der Mutter und damit zur Frauensache erklärt worden.

Durch das spezifische **Angebot der Prozessbegleitung für Buben und Burschen** sei vieles erst sichtbar und deutlich geworden, zeigt sich Wanke überzeugt. Burschen seien nur durch passende Angebote zum Reden zu bringen. So dürfe man Burschen zum Beispiel nicht als Opfer ansprechen; man müsse ihnen vermitteln, dass es nicht darum gehe, publik zu machen, was ihnen passiert sei, sondern mehr darum, weitere Übergriffe zu verhindern, für Gerechtigkeit zu sorgen und ein Recht einzufordern. Es sei nötig, die Konzepte für die Buben- und Burschenarbeit ständig weiterzuentwickeln und zu verfeinern. Es hänge die Begleitung auch sehr von den Umständen der Tat ab; so seien verschiedene Angebote nötig, je nachdem, „ob dem in der Peer-Group sein Handy gestohlen worden ist oder ob er in eine Schlägerei verwickelt war oder ob irgendwelche große Buben kleine als Opfer auserkoren haben und sie dann niederschlagen oder irgendwie bedrohen“. Es sei aber nicht immer oder automatisch nötig, dass Burschen männliche Begleiter haben, es sollte nur das Angebot dazu geben. Derzeit gebe es nur in der Wiener Männerberatung eine spezielle Buben- und Burschenprozessbegleitung. Informationsveranstaltungen, bei denen man die Besonderheit und Notwendigkeit der spezifischen Begleitung für Buben und Burschen vorgestellt habe, seien in den anderen Bundesländern nicht auf ausreichendes Interesse gestoßen. Dass es zu wenige Fälle gebe und man deshalb solche Angebote nicht mache, lasse er als Argument nicht gelten: „Da, wo es keine Angebote gibt,

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

kommt auch niemand. Ich bin mir sicher, wenn sie zum Beispiel im Burgenland schon drei Jahre tätig wären, hätten sie dort auch zehn Fälle.“

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

LITERATUR

Baier, D. & Pfeiffer, C. (2007). Hauptschulen und Gewalt. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ) 28/2007. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 17-26.

Baier, D., Pfeiffer, C., Rabold, S., Simonson, J. & Kappes, C. (2010). Kinder und Jugendliche in Deutschland: Gewalterfahrungen, Integration, Medienkonsum. Zweiter Forschungsbericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt des Bundesministeriums des Inneren und des KFN. Hannover: KFN.

Baier, D., Pfeiffer, C., Simonson, J. & Rabold, S. (2009). Jugendliche in Deutschland als Opfer und Täter von Gewalt. Erster Forschungsbericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt des Bundesministeriums des Inneren und des KFN. Hannover: KFN.

Bergmüller, S. & Wiesner, C. (2009). Gewalt und psychische Aggressionen in der Schule. In: Specht, W. (Hg.). Nationaler Bildungsbericht Österreich 2009, Band 1, Das Schulsystem im Spiegel von Daten und Indikatoren. Graz: Leykam, S. 166-167.

BMFSFJ – Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2004). Gewalt gegen Männer. Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland – Ergebnisse der Pilotstudie. Berlin: BMFSFJ.

BMWFJ – Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (Hg.) (2009). Familie – kein Platz für Gewalt!(?) 20 Jahre gesetzliches Gewaltverbot in Österreich. Vergleichende Untersuchung Österreich – Deutschland – Schweden – Frankreich – Spanien. Ergebnisse einer Befragung von Experten und Expertinnen in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Wien: BMWFJ.

Ernst, C. (1998). Zu den Problemen der epidemiologischen Erforschung des sexuellen Missbrauchs. In: Amann, G. & Wipplinger, R. (Hg.). Sexueller Missbrauch. Tübingen: dgvt, S. 55-71.

Finkelhor, D. (1998). Zur internationalen Epidemiologie von sexuellem Missbrauch an Kindern. In: Amann, G. & Wipplinger, R. (Hg.). Sexueller Missbrauch. Tübingen: dgvt, S. 72-85.

Forschungsverbund „Gewalt gegen Männer“ (Hg.) (2004). Gewalt gegen Männer in Deutschland – Personale Gewaltwiderfahrnisse von Männern in Deutschland. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Gemünden, J. (2003). Gewalt in Partnerschaften im Hell- und Dunkelfeld. Zur empirischen Relevanz der Gewalt gegen Männer. In: Lamnek, S. & Boatcă, M. (Hg.). Geschlecht – Gewalt – Gesellschaft. Opladen: Leske + Budrich, S. 333-353.

Haller, B. & Kraus, H. (2010). Gewalt in der Familie – Partnergewalt und Gewalt in sozialen Nahbeziehungen. In: 5. Familienbericht 1999-2009. Die Familie an der Wende zum 21. Jahrhundert. Band II – Rechtliche Entwicklungen. Wien: Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend, S. 167-204.

Haller, B. & Stögner, K. (2004). Gewaltprävention in der Schule. Forschungsendbericht. Wien: Institut für Konfliktforschung.

Haller, B. (2010). Beziehungsgewalt gegen Frauen. In: Frauenbericht 2010. Bericht betreffend die Situation von Frauen in Österreich im Zeitraum von 1998 bis 2008, Wien: Bundesministerin für Frauen und Öffentlicher Dienst im Bundeskanzleramt Österreich, S. 503-538.

Kavemann, B. (2009): Gewalt in Paarbeziehungen. In Elz, J. (Hg.). Täterinnen. Befunde, Analysen, Perspektiven. Wiesbaden: Kriminologische Zentralstelle e.V. (KrimZ), 103-114.

Kinder- und Jugendanwaltschaft OÖ (Hg.) (2008). Sexueller Missbrauch. Erkennen – Verstehen – Vorbeugen. Fachliche Informationen für Pädagogen/Pädagoginnen, Sozialarbeiter/innen, Ärzte/Ärztinnen und Mitarbeiter/innen in Beratungseinrichtungen. Linz: Amt der Oö. Landesregierung.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Krug, E. G., Dahlberg, L. L., Mercy, J. A., Zwi, A. B. & Lozano, R. (2002).World report on violence and health, Genf: WHO.

Müller, U. & Schöttle, M. (2004). Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Berlin: Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

ÖIJ – Österreichisches Institut für Jugendforschung (2006). Jugend und Gewalt. Gewalt innerhalb und außerhalb der Schule, Wien: ÖIJ.

Olweus, D. (2002). Gewalt in der Schule. Was Lehrer und Eltern wissen sollten – und tun können, Bern-Göttingen-Toronto-Seattle: Huber.

Popp, U. (2003). Das Ignorieren „weiblicher" Gewalt als „Strategie" zur Aufrechterhaltung der sozialen Konstruktion vom männlichen Täter. In: Lamnek, S. & Boatcă, M. (Hg.). Geschlecht – Gewalt – Gesellschaft. Opladen: Leske + Budrich, S. 195-211.

Schwabe, M. & Gumpoldsberger, H. (2008). Regionale Disparitäten der Verteilung der Schüler und Schülerinnen auf Schultypen in der Sekundarstufe. In: Statistische Nachrichten 12/2008. Wien: Statistik Austria. S. 1122-1131.

Shorter, E. (1977). Die Geburt der modernen Familie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Statistik Austria (2010a). Bildung in Zahlen 2008/2009. Schlüsselindikatoren und Analysen. Wien: Statistik Austria.

Statistik Austria (2010b). Gerichtliche Kriminalstatistik, Wien: Statistik Austria.

Strohmeier, D. & Spiel, C. (2009). Gewalt in der Schule: Vorkommen, Prävention, Intervention. In: Specht, W. (Hg.). Nationaler Bildungsbericht Österreich 2009, Band 2, Fokussierte Analysen bildungspolitischer Schwerpunktthemen. Graz: Leykam, S. 269-285.

Internetquellen:

ORF (2010). Hauptschule verstärkt Jugendkriminalität. Deutsche Experten fordern Abschaffung, Morgenjournal 31.5.2010: http://oe1.orf.at/artikel/245907 (abgerufen am 31.5.2010).

BMI – Bundesministerium für Inneres (2010). Polizeiliche Kriminalstatistik – Anzeigen. http://www.statistik.at/web_de/statistiken/soziales/kriminalitaet/anzeigen_polizeiliche_kriminalstatistik/index.html (abgerufen am 13.6.2010)

Gesetzestexte:

§ 107a StGB Beharrliche Verfolgung:
http://www.ris.bka.gv.at/Dokument.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Dokumentnummer=NOR40093002&ResultFunctionToken=e31030cc-8152-42d9-92d9-ea251047685b&Kundmachungsorgan=&Index=&Titel=&Gesetzesnummer=&VonArtikel=&BisArtikel=&VonParagraf=&BisParagraf=&VonAnlage=&BisAnlage=&Typ=&Kundmachungsnummer=&Unterzeichnungsdatum=&FassungVom=28.06.2010&ImRisSeit=Undefined&ResultPageSize=100&Suchworte=beharrliche+Verfolgung

§ 146a ABGB:
http://www.ris.bka.gv.at/Dokument.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Dokumentnummer=NOR12017840&ResultFunctionToken=04c5ddb2-ab00-4f76-a8a4-0c3f6a12fc71&Kundmachungsorgan=&Index=&Titel=&Gesetzesnummer=&VonArtikel=&BisArtikel=&VonParagraf=&BisParagraf=&VonAnlage=&BisAnlage=&Typ=&Kundmachungsnummer=&Unterzeichnungsdatum=&FassungVom=28.06.2010&ImRisSeit=Undefined&ResultPageSize=100&Suchworte=146a+abgb

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

§ 201 StGB Vergewaltigung:
http://www.ris.bka.gv.at/Dokument.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Dokumentnummer=NOR40050386&ResultFunctionToken=5bd2f90f-6840-4725-a713-e3344b1b612b&Kundmachungsorgan=&Index=&Titel=&Gesetzesnummer=&VonArtikel=&BisArtikel=&VonParagraf=&BisParagraf=&VonAnlage=&BisAnlage=&Typ=&Kundmachungsnummer=&Unterzeichnungsdatum=&FassungVom=28.06.2010&ImRisSeit=Undefined&ResultPageSize=100&Suchworte=Vergewaltigung

§ 22 Abs 1 KJBG Maßregelungsverbot:
http://www.ris.bka.gv.at/Dokument.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Dokumentnummer=NOR12103113&ResultFunctionToken=ac8593ff-2be8-48b4-831f-5f14625a2c37&Kundmachungsorgan=&Index=&Titel=&Gesetzesnummer=&VonArtikel=&BisArtikel=&VonParagraf=&BisParagraf=&VonAnlage=&BisAnlage=&Typ=&Kundmachungsnummer=&Unterzeichnungsdatum=&FassungVom=28.06.2010&ImRisSeit=Undefined&ResultPageSize=100&Suchworte=Ma%c3%9fregelungsverbot

§ 47 SchUG Mitwirkung der Schule an der Erziehung:
http://www.ris.bka.gv.at/Dokument.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Dokumentnummer=NOR12124425&ResultFunctionToken=e839f209-9e62-4b3a-91a3-8001c222d68e&Kundmachungsorgan=&Index=&Titel=&Gesetzesnummer=&VonArtikel=&BisArtikel=&VonParagraf=&BisParagraf=&VonAnlage=&BisAnlage=&Typ=&Kundmachungsnummer=&Unterzeichnungsdatum=&FassungVom=28.06.2010&ImRisSeit=Undefined&ResultPageSize=100&Suchworte=Mitwirkung+der+Schule+an+der+ERziehung

Interviewte Experten und Expertinnen

- **Peter Wanke**, Sozialpädagoge und Psychotherapeut, Kinder- und Jugendanwaltschaft Wien, Verein Limes und Praxisgemeinschaft Rosensteingasse, Wien.
- **Dr. Birgitt Haller**, Politikwissenschafterin und Juristin, Institut für Konfliktforschung, Wien.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

GRAFIKEN

Grafik 1: Zustimmung zu Aussagen über Gewalt nach Geschlecht 309
Grafik 2: Verurteilungen 312
Grafik 3: Prävalenz von angewendeter Gewalt 314
Grafik 4: Gewalterfahrung von Jugendlichen 316
Grafik 5: Körperliche Gewalt im öffentlichen Raum nach Geschlecht 320
Grafik 6: Erziehungsmaßnahmen von Eltern ohne Migrationshintergrund 325
Grafik 7: Erziehungsmaßnahmen von Eltern mit Migrationshintergrund 326
Grafik 8: Erziehungsmaßnahmen aus Sicht der Kinder und Jugendlichen 327
Grafik 9: Täterprävalenz nach Erziehungsstilen 335
Grafik 10: Täterprävalenz nach Erziehungsstilen und Geschlecht 336

TABELLEN

Tabelle 1: Rechtskräftig verurteilte Personen in Österreich 2008 307
Tabelle 2: Körperliche Gewalt durch Partnerin 331

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.6 GESELLSCHAFTLICHES EINGEBUNDENSEIN UND SOZIALE NETZWERKE VON MÄNNERN

INHALTSVERZEICHNIS

2.6 Gesellschaftliches Eingebundensein und soziale Netzwerke von Männern 345
2.6.1 Die wichtigsten Erkenntnisse 346
2.6.2 Soziale Orientierung und Einbettung 347
2.6.3 Vereine und Vereinsarbeit, gesellschaftliches Engagement 353
2.6.3.1 Formelle und informelle Freiwilligenarbeit 354
2.6.3.2 Spendenverhalten 356
Literatur 358
Grafiken 359

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.6.1 Die wichtigsten Erkenntnisse

Wenn man das seitens der Frauen bekundete Maß an sozialer Empathie als Maßstab nimmt, sind bei Männern in Summe nach wie vor gewisse Defizite registrierbar, was die fürsorgliche Teilnahme am Schicksal der Mitmenschen anbelangt.

Damit wohl zusammenhängend deuten die empirischen Befunde darauf hin, dass Männer auch in einer nicht ganz so starken Ausprägung wie Frauen Geborgenheit und Harmonie innerhalb der Familie, der Verwandten und des Freundeskreises zu suchen und finden vermögen.

Ein Indikator für die vergleichsweise ausgeprägtere soziale Empathie der Frauen nicht nur für die Nächsten, sondern auch für die Ferneren, ist ihre gegenüber den Männern höhere Spendenbereitschaft.

Männer unterscheiden sich hingegen in Bezug auf ihre Sozialkontakte kaum von Frauen; dies betrifft sowohl die Größe des Bekannten- und Freundeskreises als auch die Häufigkeit der sozialen Interaktionen. Dasselbe gilt hinsichtlich der Zufriedenheit mit den eigenen sozialen Kontakten.

Männer engagieren sich zu höheren Anteilen ehrenamtlich bzw. in der Freiwilligenarbeit. Dies trifft genauer gesagt vor allem auf die formelle Ausprägung derselben zu, also auf das Engagement in häufig auch männerdominierten Vereinen und Organisationen. Deutlich unterrepräsentiert sind dabei allerdings Männer mit einem Zuwanderungshintergrund. Daraus lassen sich folgende Maßnahmen ableiten:

- Die geschlechtsspezifische Durchlässigkeit in den Bereichen, die von Freiwilligenarbeit geprägt sind, müsste gestärkt werden - Männer in frauentypische Ehrenämter, wie im Bildungsbereich, Frauen in männertypische Ehrenämter, wie im Sport und der Politik.

- Programme zur Einbindung von Personen mit Migrationshintergrund in die traditionellen Bereiche der Freiwilligenarbeit wirken integrationsfördernd und sollten daher ausgebaut werden.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.6.2 Soziale Orientierung und Einbettung

Gemeinhin wird Männern in geringerem Maße als Frauen eine fürsorgliche Hinwendung zu den Mitmenschen nachgesagt. Soziale Kompetenz und Empathie verbindet man üblicherweise eher mit dem ‚weiblichen Gemüt' und verweist auf entsprechende Defizite seitens der Männer. Dass es sich bei diesen Zuordnungen nicht um bloße Vorurteile handelt, lässt sich mit empirisch sehr verlässlichen Daten nachweisen. Im Rahmen des Arbeitsgesundheitsmonitors der Arbeiterkammer Oberösterreich (quartalsmäßige bundesweite quantitative Bevölkerungsbefragung) hat das IFES eine Eigenforschung in Bezug auf die gegenständliche Thematik durchgeführt und die inhaltlich relevanten Daten der letzten beiden Jahre kumuliert, womit sich eine Auswertungsbasis von knapp 10.000 Befragten ergibt. Diese Auswertung bildet allerdings kein Bild der Gesamtbevölkerung ab, da sie auf der Gruppe der unselbständig Beschäftigten basiert. Auch wenn daraus kein Schluss etwa auf die Pensionistinnen und Pensionisten sowie auf die in Ausbildung Stehenden ableitbar ist, haben die Ergebnisse angesichts der Größe dieses Bevölkerungssegmentes durchaus Gewicht.

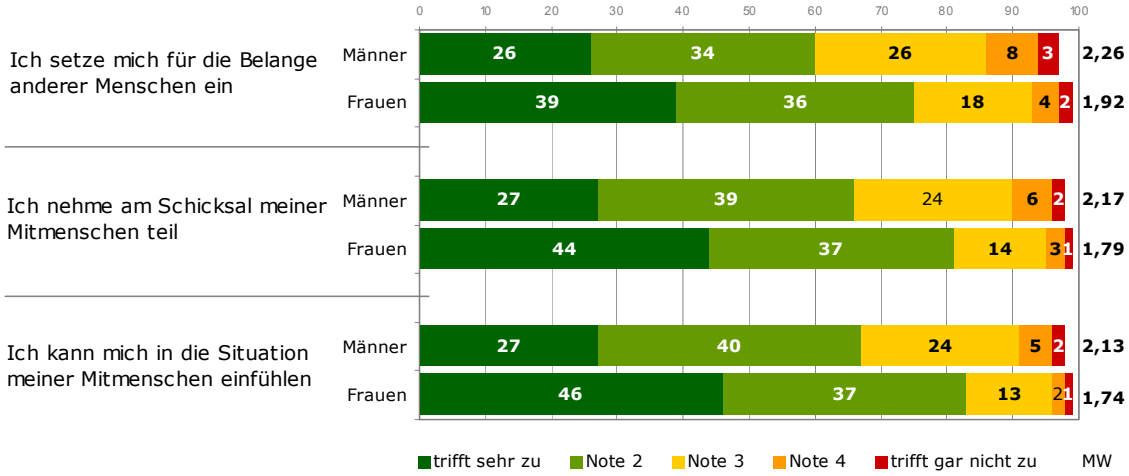
Bei den an Männer und Frauen gerichteten Fragen, wie sehr man sich für die Belange anderer Menschen einsetzt, inwieweit man am Schicksal seiner Mitmenschen teilnimmt und wie sehr man sich in die Situation der Mitmenschen einfühlen kann, weichen die zustimmenden Einstufungen anhand einer 5-stufigen Notenskala signifikant voneinander ab. Dies gilt insbesondere im Hinblick auf die Antwortkategorie „trifft sehr zu" bei der Schicksalsteilnahme und beim Einfühlungsvermögen im Hinblick auf nahestehende Menschen (Grafik 1). Unter der wohlwollenden Annahme, dass dieses Selbstverständnis bzw. Selbstbild und Image nicht nur der Wirklichkeit entspricht, sondern demselben auch im Regelfall hehre altruistische Motive zugrunde liegen, legen Frauen in der Tat zu höheren Anteilen als Männer ein sehr besorgtes Mitgefühl für ihre Mitmenschen an den Tag. Die befragten Männer tendierten zu deutlich höheren Anteilen dazu, bei der 5-stufigen Skala die eher indifferente und jedenfalls auf kein sonderliches inneres Engagement hinweisende mittlere Ziffer zu wählen.

Von den Männern bestätigte nur rund ein Viertel (27%), am Schicksal der Mitmenschen sehr teilzunehmen; bei den Frauen beläuft sich die diesbezügliche Quote auf 44 Prozent. Ganz ähnlich lautet die Verteilung bei der Frage: „Ich kann mich in die Situation meiner Mitmenschen einfühlen" („trifft sehr zu": Männer: 27%; Frauen: 45%). Dass man „sich sehr für die Belange anderer Menschen einsetze", gaben 26 Prozent der Männer und 39 Prozent der Frauen zu Protokoll.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 1: Interesse an Mitmenschen

Frage: Wie sehr sind Sie ganz allgemein an Ihren Mitmenschen interessiert? Wie sehr treffen die folgenden Aussagen auf Sie zu?
Anteile in Prozent.



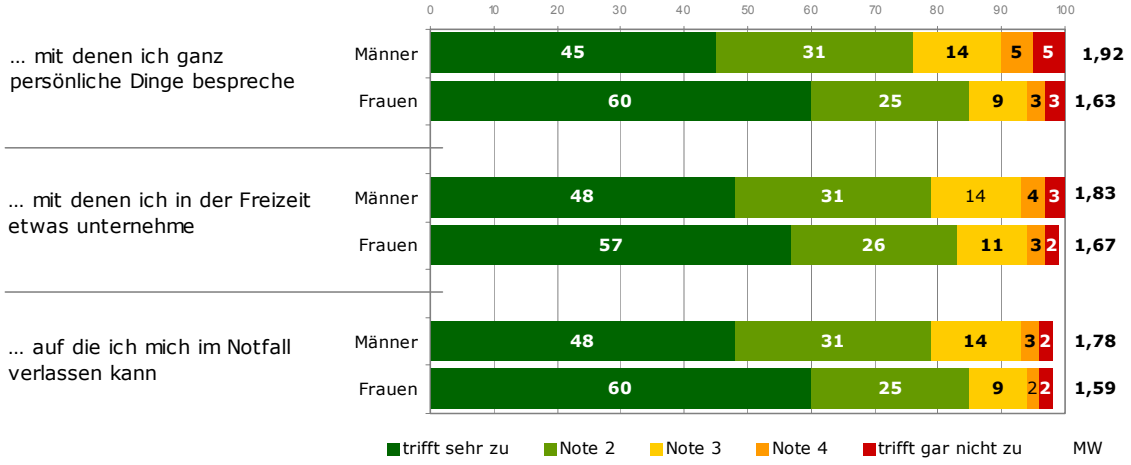
Quelle: IFES-Eigenforschung, Arbeitsgesundheitsmonitor der Arbeiterkammer OÖ (2008-2010).

Die vergleichsweise weniger ausgeprägte Empathie gegenüber den Mitmenschen hat wiederum zur Folge, dass Männer in etwas geringerem Maße auf Menschen außerhalb des engeren Familienkreises zurückzugreifen vermögen, mit welchen im Bedarfsfall über ganz persönliche Dinge gesprochen werden und auf die man sich im Notfall verlassen kann. Die Unterschiede bei den Einstufungen betreffen allerdings primär die Wahl der Kategorie „trifft sehr zu“ (Grafik 2).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 2: Personen außerhalb des Familienkreises

Und wie sehr treffen die folgenden Aussagen auf Sie zu? Ich habe außerhalb meines engsten Familienkreises Personen,…
Anteile in Prozent.



Quelle: IFES-Eigenforschung, Arbeitsgesundheitsmonitor der Arbeiterkammer OÖ (2008-2010).

Allerdings wird auch seitens der Männer nur ganz vereinzelt beklagt, in ‚Notzeiten' so gut wie niemanden zu haben, an den oder die man sich wenden könnte. Lediglich 2 von 100 Befragten verfügen über so gut wie keine engeren persönlichen Kontakte. Jeweils rund zwei Drittel der Männer und der Frauen haben zwischen 2 und 6 Personen um sich, die ihnen bei Schwierigkeiten bzw. in Notlagen Trost und Rat nicht versagen. Bei den meisten Übrigen ist die soziale Einbettung noch breiter. Beim erweiterten Bekanntenkreis, innerhalb dessen man gesellig verkehrt und gelegentlich gemeinsam etwas unternimmt, unterscheiden sich Männer von Frauen ebenfalls nur marginal. Auch da gaben jeweils rund zwei Drittel an, dass dieser zumindest 4 Personen umfasst. Dementsprechend unterscheidet sich auch die Zufriedenheit mit den eigenen sozialen Kontakten zwischen den Geschlechtern kaum. Frauen vergaben auf die entsprechende Frage anhand einer fünfstufigen Notenskala den überaus positiven Zufriedenheitswert von 1,7; der Durchschnittswert bei den Männern liegt bei rund 1,8.

Auch die „Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien" kommt zu dem Ergebnis, dass sich bei Frauen und Männern die Frequenzen sozialer Kontakte zunehmend die Waage halten. Das mit Abstand intensivste gesellschaftliche Leben haben die Jugendlichen bzw. die unter 19-Jährigen; acht von zehn sind mehrmals pro Woche mit ihrem Freundeskreis zusammen (Frauen: 83%; Männer: 78%). Bei den 20- bis 29-Jährigen trifft dies auf 63 Prozent zu; bei den Älteren auf nur noch 30 bis 40 Prozent. Bei den 30 bis 69-Jährigen macht der Anteil derer, die ein sehr zurückgezogenes soziales Leben führen, rund 10 Prozent aus; erst bei den noch Älteren ist die entsprechende Quote rund doppelt so hoch. Rechnet man auch jene hinzu, die mit Freundinnen und Freunden nicht öfter als ein- bis zweimal im Monat zusammenkommen, was

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

auch schon auf eine eher geringe soziale Einbindung hinweist, beläuft sich der Anteil bereits bei den über 30-Jährigen auf rund 30 Prozent und ab dem 70. Lebensjahr auf 44 Prozent. Bei den ab 70-Jährigen weisen Männer allerdings deutlich weniger Sozialkontakte auf als Frauen (soziale Kontakte maximal ein- bis zweimal pro Monat: Männer: 47%; Frauen: 35%).

Aufgeschlüsselt nach dem Geburtsland zeigt sich, dass die Kontaktintensität bei der aus der Türkei zugewanderten Wohnbevölkerung überdurchschnittlich hoch ist (Kontakte mehrmals pro Woche: 52%), während die Zuwanderer und Zuwanderinnen aus den jugoslawischen Ländern, aus den östlichen Nachbarländern sowie aus den weiter entfernten östlichen Ländern deutlich geringere Kontaktfrequenzen aufweisen (Kontakte mehrmals pro Woche: ca. 36%). Bei Personen mit einem Migrationshintergrund spielt in Bezug auf die Kontakthäufigkeit die Geschlechtszugehörigkeit eine wesentliche Rolle: Die aus der Türkei emigrierten Männer pflegen im Freundeskreis besonders häufige Kontakte (mehrmals pro Woche: 64%), bei den Frauen trifft dies auf 48 Prozent zu. Bei so gut wie allen Zuwanderern und Zuwanderinnen der einzelnen Herkunftsländer zeigt sich, dass die in Österreich Geborenen (2. Generation), intensivere Sozialkontakte als die selbst Zugewanderten haben. Zumindest für die urbane Bevölkerung Wiens gilt mehrheitlich, dass der Kreis von Freundinnen und Freunden auch Personen einschließt, die eine andere Herkunft bzw. Nationalität haben. Dies trifft auf 62 Prozent zu; die in Österreich Geborenen liegen da annähernd im Gesamtschnitt (60%). Differenziert nach Männern und Frauen bilden sich folgende Besonderheiten ab: Bei den aus der Türkei und bei den aus den östlichen Ländern Zugewanderten haben die Männer, auf die zumindest auf Basis dieser Erhebungsdaten an sich ein etwas intensiveres Geselligkeitsleben zutrifft, auch mehr Kontakte zu Personen aus anderen Herkunftsländern als die Frauen. Bei allen übrigen Herkunftsländern halten sich hier die geschlechtsspezifischen Unterschiede eher in Grenzen. Bezogen auf die Gesamtbevölkerung haben die Männer im Freundeskreis zu etwas höheren Anteilen Kontakt mit Personen aus anderen Herkunftsländern als Frauen (75% versus 69%). Noch viel stärker differieren die entsprechenden Anteile jedoch zwischen den einzelnen Altersgruppen. Von den unter 20-Jährigen bestätigten 90 Prozent, dass sie auch Freundinnen und Freunde mit einer anderen Herkunft bzw. Nationalität haben; bei den 20- bis 50-Jährigen sind dies rund drei Viertel. Mit jeder weiteren Altersgruppe nehmen die diesbezüglichen Nennungsanteile weiter ab. Bei den über 70-Jährigen treffen solche Kontakte auf knapp die Hälfte zu.

Knapp acht von zehn Befragten gaben an, dass sie in der unmittelbaren Wohnumgebung Verwandte oder Bekannte haben, an die sie sich im Notfall um Hilfe oder eine Gefälligkeit wenden können. Zwischen Männern und Frauen sind da die Unterschiede gering (Frauen: 81%; Männer: 76%); auch bei den einzelnen Herkunftsländern liegen die entsprechenden Quoten in der engen Bandbreite von 70 bis 75 Prozent.

Der in quantitativer Hinsicht (Anzahl der Bekannten, Kontakthäufigkeit) weitgehend gegebene Gleichklang der sozialen Einbindung von Männern und Frauen darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich das soziale Netzwerk in qualitativen Belangen insofern durchaus unterschei-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

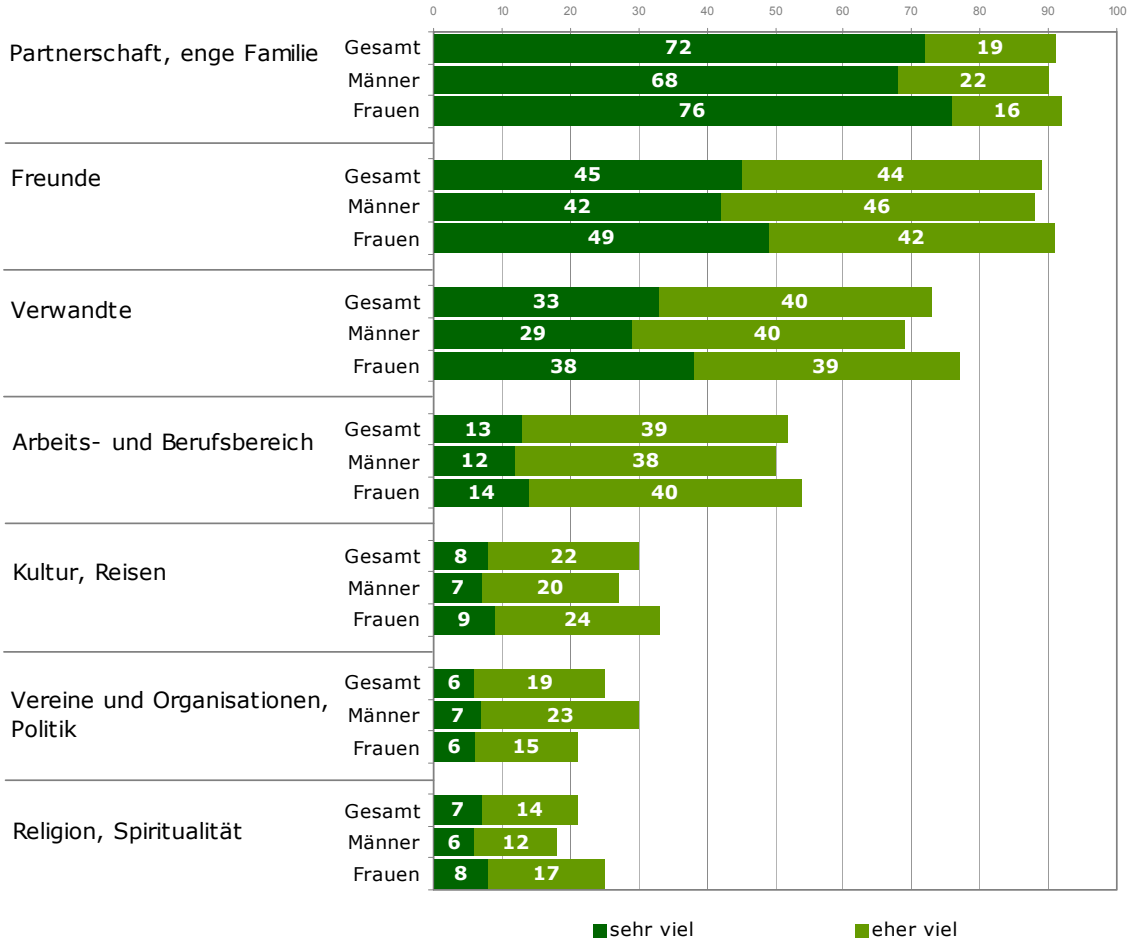
det, als dasselbe bei Männern weniger als bei Frauen eine sehr enge und vertraute Dimension hat. Dazu Heidrun Bründel und Klaus Hurrelmann: „Männer haben allenfalls ihre (Ehe-)Partnerinnen und Freundinnen, denen sie sich anvertrauen, aber sie haben keinen Kreis von Freunden, mit denen sie persönliche Probleme besprechen und bei denen sie sich Hilfe und Unterstützung holen können. Sie sind zwar in Sozialbeziehungen integriert, aber diese sind eher unpersönlicher Natur und nicht darauf ausgerichtet zu stützen und zu stärken, Trost zu spenden und Zuwendungen zu geben. Da Männer sich anderen Männern nur selten anvertrauen, erhalten sie auch weniger formelle und informelle psychische Unterstützung“ (Konkurrenz, Karriere, Kollaps, S.142). Hinzu kommt, dass, wie Allan Guggenbühl ausführt, sich schon bei Jungen abzeichnet, dass sie im Gegensatz zu Mädchen die Sprache weniger als Beziehungsmittel, sondern vielmehr als Darstellungsmittel einsetzen (Guggenbühl, S. 55ff.; siehe dazu auch Guggenbühl & Müller-Commichau: Männer und emotionale Kompetenz).

Eine weitere Frage im Rahmen der IFES-Eigenforschung bezog sich im Kontext mit der Einbindung in den einen oder anderen engeren und weiteren Gemeinschaftskreis darauf, wie viel Geborgenheit, Harmonie und Wohlgefühl dieser zu bieten vermag. Dies wurde anhand einer 5-stufigen Skala hinsichtlich der engeren Familie, der anderen Verwandten, der Freundinnen und Freunde sowie der Vereine und Organisationen gemessen. Das Wohlgefühl der Männer innerhalb der Partnerschaft bzw. der engeren Familie ist etwas weniger ausgeprägt als dies bei Frauen der Fall ist („bietet sehr viel“: 68% versus 76%). Bei anderen Verwandten fühlen sich generell viele deutlich weniger aufgehoben; innerhalb des selbst wählbaren Freundeskreises bewegt man sich schon etwas lieber. Auch dabei ist festzustellen, dass Männer zu signifikant geringeren Anteilen bestätigten, dass ihnen diese Einbindung „sehr viel“ bedeutet. Erstaunlich ist, dass die diesbezüglichen Unterschiede hinsichtlich des Berufslebens zwischen den Geschlechtern sehr gering ausfallen (Grafik 3). Allen weiteren abgefragten Gemeinschaftsbereichen vermag man in einem deutlich geringeren Maße ein Geborgenheitsgefühl abzugewinnen. Bei Männern ist ein solches hinsichtlich der engeren mitmenschlichen Beziehungen durchgängig etwas weniger verbreitet als bei Frauen; lediglich in Vereinen und Organisationen fühlen sich die Männer vergleichsweise wohler.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 3: Personen außerhalb des Familienkreises

Bewerten Sie bitte nun jeden der folgenden Gemeinschaftsbereiche danach, wie viel Geborgenheit, Harmonie und Wohlgefühl er Ihnen bietet!
Anteile in Prozent.



Quelle: IFES-Eigenforschung, Arbeitsgesundheitsmonitor der Arbeiterkammer OÖ (2008-2010).

Bei der Betrachtung und Bewertung dieser Zustimmungsquoten ist nicht außer Acht zu lassen, dass alleine schon die Begrifflichkeiten „Geborgenheit“, „Harmonie“ und „Wohlgefühl“ insofern einen eher ‚femininen’ Beiklang haben mögen, als dieselben vielleicht bei Frauen an und für sich auf einen möglicherweise höheren Anklang stoßen (zur Grundrelativität im Leben unserer Gattung sei an dieser Stelle auch auf den Aufsatz von Georg Simmel verwiesen: „Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem"). Unter diesen Auspizien sind die Differenzwerte weniger erstaunlich als der Tatbestand, dass sich die Abweichungen insgesamt gesehen und unter Berücksichtigung beider Zustimmungskategorien („sehr viel“ und „eher viel“) doch sehr in Grenzen halten. Es scheint so zu sein, dass Männer stärker dazu neigen, sich dann wohlzufühlen, wenn über die enge private bzw. familiäre Sphäre hinausgehend auch ein sachbezogenes Interesse geweckt wird. Ob das Ausdruck einer aus tradierten bzw. geschlechtsstereotypen

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

kognitiven und emotionalen Sozialisationsprozessen hervorgehenden emotionalen Verkümmerung ist, sei wiederum dahingestellt.

Auch an dieser Stelle sei nochmals betont, dass es die Männer und die Frauen außer nach biologischen Unterscheidungsmerkmalen als homogene Gruppe natürlich gar nicht gibt (siehe dazu auch: Max Haller, S. 33ff.). Alle Aussagen dazu sind grundsätzlich insofern zu relativieren, als sie nur auf Tendenzen bzw. auf Durchschnittswerten basieren und der unendlichen Vielfalt an individuellen Eigenschaften, Verhaltensweisen und Präferenzmustern nicht gerecht zu werden vermögen. Andererseits: Ohne diese Vereinfachungen wäre eine Erörterung dieser Thematik gar nicht möglich.

2.6.3 Vereine und Vereinsarbeit, gesellschaftliches Engagement

Die so genannten Ehrenämter sind eine Form des bürgerlichen Engagements, das auf das 19. Jahrhundert zurückgeht. Öffentliche Aufgaben wurden angesehenen Bürgern übertragen, was als „Ehre“ wahrgenommen wurde. Der Aspekt der Bezahlung spielte dabei keine oder eine stark untergeordnete Rolle. Während diese administrativen und politischen Ämter – entsprechend den traditionellen Geschlechterrollen – lange Zeit den Männern vorbehalten waren, bot sich im Umfeld der Religionsgemeinschaften den Frauen eine Möglichkeit, gesellschaftliches Engagement zu zeigen, indem sie im Sinne der „Wohltätigkeit“ aktiv waren; offizielle Funktionen waren damit freilich nicht verbunden. Das Ehrenamt hat sich bis heute erhalten, bezeichnet allerdings im alltäglichen Sprachgebrauch keineswegs nur mehr tatsächliche „Ämter“, sondern jegliche Freiwilligenarbeit in Rahmen von Organisationen, wie etwa Vereinen. Im heutigen Verständnis waren also auch die wohltätigen Frauen des 19. Jahrhunderts ehrenamtlich tätig (BMASK, 2009, S. 2f.). In Fachkreisen spricht man nun nicht mehr vom Ehrenamt, sondern von „formeller Freiwilligenarbeit“ – im Gegensatz zur „informellen Freiwilligenarbeit“, die auf privater Basis, also ohne Beteiligung einer Organisation, erfolgt. Gemeint sind damit Tätigkeiten, die umgangssprachlich als Nachbarschaftshilfe bezeichnet werden (BMASK, 2009, S. 6). Die Bedeutung beider Formen der Freiwilligenarbeit für den gesellschaftlichen Zusammenhalt ist hoch – und sie stellen geeignete Indikatoren dafür dar, in welchem Maße sich Bürger und Bürgerinnen engagieren. Eine andere, vielleicht etwas schwächere Facette der sozialen Eingebundenheit, aber ebenfalls ein guter Indikator ist die Spendenbereitschaft: Während die einen ihre Arbeit „spenden“, stellen andere finanzielle Mittel zur Verfügung. Beide „Spendenformen“ kommen häufig denselben Organisationen und damit letztlich denselben Zielgruppen zugute. So ist etwa das Rote Kreuz sowohl auf freiwillige Mitarbeiter/innen als auch auf Spenden angewiesen. Die Bedeutung der Freiwilligenarbeit kann für manche Bereiche gar nicht hoch genug eingeschätzt werden, so weist eine Erhebung des Instituts für Sozialpolitik der WU Wien aus dem Jahr 2004 aus, dass mehr als 98 Prozent der Mitarbeiter/innen der damals zu Wahlen angetretenen politischen Parteien ehrenamtlich aktiv waren (Dawid, 2004, S. 103).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

2.6.3.1 FORMELLE UND INFORMELLE FREIWILLIGENARBEIT

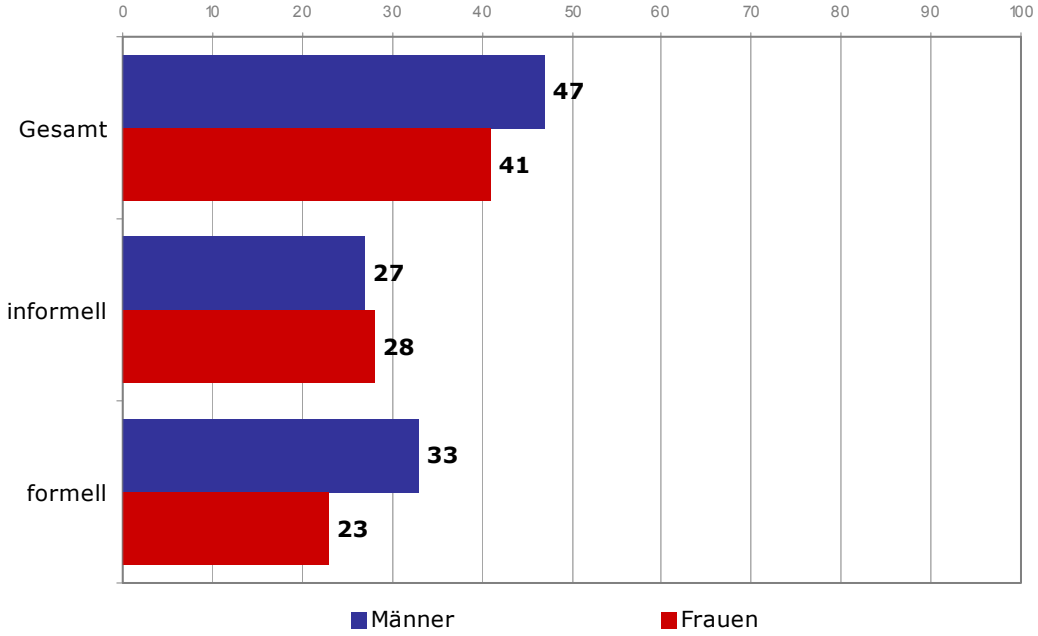
Der 1. Bericht zum freiwilligen Engagement in Österreich, durchgeführt im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz, erhob Struktur und Volumen der Freiwilligenarbeit und beruhte auf einer Mikrozensus-Zusatzerhebung aus dem Jahr 2006. Freiwilliges Engagement wurde dort definiert als „eine Arbeitsleistung (…), die freiwillig (d. h. ohne gesetzliche Verpflichtung) geleistet wird, der kein monetärer Gegenfluss gegenübersteht (die also unbezahlt geleistet wird) und deren Ergebnis Personen außerhalb des eigenen Haushaltes zufließt“ (BMASK, 2009, S. 6).

Es scheint, als habe die Geschichte des Ehrenamtes vom 19. Jahrhundert bis heute eine gewisse Kontinuität: Männer arbeiten freiwillig eher in formellem Rahmen, Frauen eher informell. Ein Drittel der Männer (33%), aber nicht einmal ein Viertel der Frauen (23%), sind in der formellen Freiwilligenarbeit tätig. Informell freiwillig aktiv sind hingegen bei Frauen und Männern jeweils gleich viele (27%). Daraus folgt, dass unter den Männern der Anteil der freiwillig Arbeitenden insgesamt – also der formell und/oder informell Tätigen – klar höher liegt als unter den Frauen (BMASK, 2009, S. 56, 66, 96). Auch in geleisteten Stunden gemessen rangieren die Männer vor den Frauen: Auf sie entfallen 53 Prozent aller freiwilligen Arbeitsstunden. Dies geht in erster Linie auf den formellen Bereich zurück, in dem die Männer sogar rund zwei Drittel der Stunden erbringen (BMASK, 2009, S. 97).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 4: Beteiligungsquoten Frauen und Männer

Formelle und informelle Freiwilligenarbeit; Basis: österreichische Wohnbevölkerung ab 15 Jahren je Geschlecht.
Anteile in Prozent.



Quelle: Mikrozensus-Zusatzerhebung (2006); eigene Berechnungen. BMASK, 2009, S. 96.

Sich freiwillig zu engagieren ist in Österreich also nach wie vor eher ein männliches Phänomen. Dies gilt zumindest für jene Teile der Bevölkerung, die in Österreich geboren sind. Bei Personen mit Migrationshintergrund lassen sich diese geschlechtsspezifischen Unterschiede nicht feststellen: Sowohl im formellen als auch im informellen Bereich sind Männer und Frauen zu ungefähr gleichen Teilen freiwillig aktiv. Eine Besonderheit lässt sich bei Zuwanderern und Zuwanderinnen aus der Türkei, den jugoslawischen Ländern und den „neuen“ Mitgliedsländern des EU-27-Gebiets (ohne Slowenien) ausmachen: Alle drei Gruppen sind häufiger informell als formell freiwillig tätig, was sie nicht nur von den in Österreich Geborenen unterscheidet, sondern auch von Migranten und Migrantinnen aus den „alten“ EU-Ländern des EU-15-Raums. Dies hängt einerseits damit zusammen, dass nachbarschaftliche Hilfe von neu Zugewanderten als geradezu überlebenswichtig empfunden wird, da sie die Orientierung im neuen Umfeld erleichtert und soziale Eingebundenheit in der Fremde ermöglicht, andererseits aber auch damit, dass Personen mit Migrationshintergrund in traditionellen Bereichen der Freiwilligenarbeit, wie den Rettungsdiensten oder im politischen Bereich, kaum vertreten sind. Dies wäre im Sinne einer sozialen Integration aber durchaus wünschenswert (BMASK, 2009, S. 139-147).

Wie im regulären Arbeitsmarkt lassen sich auch bei der formellen Freiwilligenarbeit geschlechtsspezifische Segregationsphänomene feststellen: erstens horizontale nach den Tätigkeitsfeldern, zweitens vertikale nach der Position in der Organisationshierarchie. Nur in zwei

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

„Branchen“, in denen Freiwilligenarbeit geleistet wird, engagieren sich mehrheitlich Frauen: in den Bereichen Religion (31% Männer) und Bildung (36% Männer); alle anderen sind (in dieser Reihenfolge) von Männern dominiert: Katastrophenhilfe (82%), Politik (72%), Sport (72%), Umwelt (65%), Gemeinwesen (63%), Kultur (54%) und Soziales (48%) (BMASK, 2009, S. 97). Wobei die Bezeichnung „dominiert“ nicht nur deshalb passt, weil die Mehrheit der Freiwilligen männlich ist, sondern auch, weil die Leitungsfunktionen überproportional häufig mit Männern besetzt sind. Dies trifft auch für die beiden Bereiche zu, in denen mehrheitlich Frauen aktiv sind: Im Bereich Bildung stellen die Männer 35 Prozent aller formell Freiwilligen, aber 48 Prozent aller Führungskräfte, im konfessionellen Bereich lauten die Vergleichszahlen 31 und 41 Prozent. Noch eindeutiger ist der Vergleich der Gesamtzahlen: 57 Prozent der insgesamt in der formellen Freiwilligenarbeit Tätigen, aber 71 Prozent der Personen, die in diesem Feld eine Leitungsfunktion bekleiden, sind Männer (BMASK, 2009, S. 98). Dies hängt laut 1. Freiwilligenbericht mit der tendenziell höheren beruflichen Stellung der Männer (siehe Kap. 3.2) zusammen: In viele „Ehrenämter“ mit Leitungsfunktion werde man gewählt. Für eine Wahl vorgeschlagen werde eher, wer auch im Beruf eine Führungsposition innehabe. Damit hätten Männer auch im Bereich der freiwilligen Arbeit bessere Chancen zum „Aufstieg“. Sie scheinen außerdem größeren persönlichen Nutzen aus dem freiwilligen Engagement ziehen zu können, indem sie etwa mehr soziale Kontakte knüpfen und ausbauen oder eher politischen Einfluss zu nehmen suchen (BMASK, 2009, S. 95). Empirische Bestätigung findet dies in einer österreichischen Studie über den Zusammenhang von Ehrenamt und Karriereerfolg von Hochschulabsolventen und -absolventinnen, die zeigt, dass Männer von ihrer freiwilligen Arbeit mehr profitieren als Frauen (Biehal, 2007, S. 103 nach BMASK, 2009, S. 83).

Bei den Beweggründen für ein freiwilliges Engagement lassen sich keine aussagekräftigen geschlechtsspezifischen Unterschiede feststellen (BMASK, 2009, S. 102). Was die Hinderungsgründe anlangt, nimmt die Haus- und Familienarbeit mehr Einfluss als bisher angenommen – was Männer weniger stark trifft als Frauen, die nach wie vor den Großteil der reproduktiven Tätigkeiten wahrnehmen (siehe Kap. 3.2). So sind Frauen mit kleinen Kindern zum Beispiel deutlich seltener freiwillig aktiv als ihre gleich alten Geschlechtskolleginnen ohne kleine Kinder; bei Männern lässt sich eine vergleichbare Entwicklung nur in ganz geringem Ausmaß beobachten. Überhaupt ist die ehrenamtliche Tätigkeit von Männern weit weniger von Lebensphasen wie Familiengründung oder Berufseinstieg beeinflusst und damit im Lebensverlauf stabiler (BMASK, 2009, S. 90 ff).

2.6.3.2 SPENDENVERHALTEN

Rund zwei Drittel der Österreicher/innen haben von Oktober 2007 bis September 2008 mindestens einmal eine Geldspende getätigt. Dies brachte eine repräsentative Studie zu Tage, die im Auftrag des Österreichischen Instituts für Spendenwesen (ÖIS) durchgeführt wurde. Wer sich formell freiwillig engagiert, ist übrigens auch eher bereit, Geld zu geben: Von den ehrenamtlich

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tätigen haben mehr als vier Fünftel (82%) gespendet (Neumayr & Schober, 2009, S. 6, 27). Unter Spenden wurden Leistungen verstanden, „die freiwillig erbracht werden und denen keine äquivalenten monetären oder materiellen Leistungen gegenüber stehen. Ein weiteres Merkmal ist, dass zwischen den Spendenden und den die Spende Empfangenden keine persönliche Verbundenheit besteht. Nicht als Spende gelten Mitgliedsbeiträge.“ (Neumayr & Schober, 2009, S. 6)

Männer spenden seltener, weniger regelmäßig und geringere Beträge als Frauen. So haben 62 Prozent der Österreicher und 71 Prozent der Österreicherinnen im Jahr vor der Befragung mindestens einmal Geld gespendet. Knapp 1 Prozent der Männer taten dies wöchentlich, 5 Prozent monatlich. Für die Frauen lauten die Vergleichszahlen: 2 bzw. ca. 8 Prozent. Männer gaben durchschnittlich 56 Euro, Frauen 76 Euro jährlich. Am häufigsten und am meisten spendeten jene Personen, die regelmäßig einen Gottesdienst besuchen. Die Höhe des Einkommens hatte hingegen keinen Einfluss (Neumayr & Schober, 2009, S. 7-14, 4).

Neben den monetären wurden auch nicht-monetäre Spenden in der Erhebung berücksichtigt. Addiert man Geld-, Blut- und Sachspenden, erhöht sich der Anteil der Spendenden an der erwachsenen österreichischen Bevölkerung von zwei Drittel auf gut drei Viertel (76%) (Neumayr & Schober, 2009, S. 4). Die Einbeziehung von nicht-monetären Spenden ändert nichts daran, dass die Männer in ihrer Spendenfreudigkeit hinter den Frauen zurückstehen, und das, obwohl sie deutlich öfter Blutspenden gaben als Frauen (17 gegenüber 8%). Diese tätigten dafür öfter Kleider- oder andere Sachspenden. Die Autoren und Autorinnen halten fest, dass Letzteres wohl weniger auf die diesbezüglich mangelnde Spendenbereitschaft von Männern, sondern auf die Arbeitsteilung im Haushalt (siehe Kap. 3.1.3 und 3.2) zurückzuführen sei: Frauen seien schlichtweg öfter für die Entsorgung von Altkleidern zuständig (Neumayr & Schober, 2009, S. 25). Dass Männer insgesamt weniger spenden als Frauen, ist keine österreichische Besonderheit, sondern findet in internationalen Studien Bestätigung (Neumayr & Schober, 2009, S. 7).

Zu den Auswirkungen der steuerlichen Absetzbarkeit von Spenden auf das Spendenverhalten liegen noch keine empirischen Befunde vor.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

LITERATUR

Bründel, H. & Hurrelmann, K. (1999). Konkurrenz, Karriere, Kollaps. Männerforschung und der Abschied vom Mythos Mann. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.

Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMASK) (2009). 1. Bericht zum freiwilligen Engagement in Österreich.

Dawid, E. (2004). Doch man sieht nur die im Fernsehen. Wie viele Arbeitsplätze die österreichische Politik bietet. In: ÖZP 33, S. 95-107. Wien: Österreichische Gesellschaft für Politikwissenschaft (ÖGPW).

Guggenbühl, A. (2006). Kleine Machos in der Krise. Freiburg-Basel-Wien, Herder Verlag.

Guggenbühl, A., Müller-Commichau (2006). Männer und emotionale Kompetenz. Wien, Herausgeber und Verleger: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung.

Haller, M. (2008). Die österreichische Gesellschaft. Sozialstruktur und sozialer Wandel. Frankfurt/New York: Campus Verlag.

Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien (2008). Universität Wien, Institut für Staatswissenschaft. Empirische Datenerhebung: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 98048001.

IFES (2010). Gesundheitsmonitor (quartalsmäßige bundesweite quantitative Bevölkerungsbefragung kumulierte Daten 2008-2010). Im Auftrag der Arbeiterkammer Oberösterreich. Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 21400101.

Neumayr, M. & Schober, C. (2009). Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsbefragung zum Spendenverhalten in Österreich. Wien: NPO-Institut an der WU Wien.

Simmel, G. (1996). Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem. In Rammstedt, Ottenstein (Hrsg.). Hauptprobleme der Philosophie. Philosophische Kultur. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. Gesamtausgabe Bd. 14.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

GRAFIKEN

Grafik 1: Interesse an Mitmenschen 348
Grafik 2: Personen außerhalb des Familienkreises 349
Grafik 3: Personen außerhalb des Familienkreises 352
Grafik 4: Beteiligungsquoten Frauen und Männer 355

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

3.1 MÄNNER UND FAMILIE: PLANUNG UND ALLTAG

INHALTSVERZEICHNIS

3.1 Männer und Familie: Planung und Alltag 361
3.1.1 Die wichtigsten Erkenntnisse 362
3.1.2 Kinderwunsch 364
3.1.3 Familiäre Arbeitsteilung: Haus-, Betreuungs- und Pflegearbeit 374
3.1.4 Beteiligung der Großeltern 381
3.1.5 Väterkarenz 384
Literatur 394
Grafiken 397
Tabellen 397

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

3.1.1 Die wichtigsten Erkenntnisse

Das Idealbild der Familie ist nach wie vor für beide Geschlechter die 2-Kind-Familie und entspricht demnach auch der Zahl an gewünschten Kindern. Damit erschöpfen sich die wesentlichen Gemeinsamkeiten bereits und es gilt zu eruieren, weshalb Wunsch und Wirklichkeit bei einer aktuellen Fertilitätsrate von 1,39 im Jahr 2009 so deutlich auseinander liegen.

Ein wesentlicher Unterschied liegt in der zeitlichen Verortung des Kinderwunsches. Männer möchten erst zu einem späteren Zeitpunkt Kinder bekommen als Frauen, für die schließlich auch biologisch motivierte Überlegungen von größerer Bedeutung sind. So realisieren Frauen ihren Kinderwunsch im Schnitt im Alter von knapp unter 30 Jahren und Männer erst Mitte 30. Neben der bereits erwähnten biologischen Uhr lässt sich die stärkere Bedeutung des Beruflichen für die Männer als Motiv herauskristallisieren. Familien- und Karriereplanung fallen de facto in den gleichen biographischen Abschnitt von Mitte 20 bis Mitte 30. Beides gleichzeitig zu wollen und umzusetzen, erscheint schwierig, sodass eine Lösungsstrategie im Aufschieben der Familienplanung gesehen wird. Da in der Gesellschaft der Mann weiterhin als der primäre Familienernährer gesehen wird, sind die künftigen Väter bestrebt, zuerst für diese Absicherung zu sorgen. Dies korrespondiert auch mit einer späteren Orientierung der jungen Männer an Partnerschaften bzw. der Gründung eines gemeinsamen Haushalts, wobei sie den jungen Frauen ungefähr um drei Jahre hinterher hinken.

Nach ökonomischen Überlegungen bei der Realisierung des Kinderwunsches gefragt, ist für Frauen die eigene Arbeit meist von größerer Bedeutung. Das ist kein Widerspruch zum gesellschaftlich verankerten männlichen Ernährermodell, sondern vielmehr Folge dessen. Frauen müssen nach wie vor wesentlich umfassendere Anpassungsleistungen im Bereich der Vereinbarkeit von Familie und Beruf erbringen als Männer.

Die Verteilung der Haus-, Betreuungs- und Pflegearbeit ist nach wie vor sehr ungleich zwischen den Geschlechtern und resultiert aus der gelebten Zuschreibung des Familiären und Privaten zu den Frauen und des Beruflichen und Öffentlichen zu den Männern. Hier zeichnen zahlreiche Wertestudien noch ein sehr traditionelles Bild, wenngleich Väter eine stark steigende Bereitschaft signalisieren, sich an der kindlichen Erziehung und Betreuung zu beteiligen.

Die drei wichtigsten Aspekte in der Vereinbarkeit von Familie und Beruf sind das Vorhandensein von Kinderbetreuungseinrichtungen, die Möglichkeit eines Teilzeitmodells und die Unterstützung durch Familienangehörige und Großeltern. Die Beteiligung der Großeltern ist von großem und zunehmendem Wert. Hier fehlen insbesondere Daten zum Beitrag der Großväter, die im Rahmen der zahlreichen Seniorenstudien an und für sich leicht zu erheben wären. Derzeit erscheint die Faktenlage eher so, als würde sich die Fokussierung der Frauen auf die Kinderbetreuung auch im höheren Alter fortschreiben. Erinnert sei an dieser Stelle aber an zwei Bei-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

spiele mit anderem Vorzeichen: Zum einen ein Werbespot eines Versicherungsunternehmens zum Produkt der Fixkostenpension, in der ein Großvater im Freizeitpark spielend die beiden Enkel als seine schönsten Fixkosten bezeichnet; zum anderen ein pensionierter Wiener Unternehmer, der für seine beiden Enkelkinder – und auch für alle anderen jungen und jung gebliebenen Menschen – ein eigenes Kindermuseum in seinem Haus eingerichtet hat, das über die Grenzen hinweg die mediale Aufmerksamkeit erringen konnte.

Die Väterkarenz wird nur selten in Anspruch genommen. Der Anteil an Vätern in Karenz an allen erwerbstätigen Männern liegt etwa bei 0,4 Prozent; unter allen Bezieher/innen von Kinderbetreuungsgeld liegt der Männeranteil aktuell (September 2010) bei 4,7 Prozent. Dieser Anteil hat sich seit 2003 verdreifacht (2003: 1,5%) – die neuen gesetzlichen Regelungen werden von Männern verstärkt angenommen. Als Barrieren für Männer werden zahlreiche Gründe angeführt:

- Gesellschaftliche Rollenbilder, die dem Mann die Ernährerrolle zuweisen bzw. die allgemein stärkere Orientierung von Männern am Beruflichen und Öffentlichen.
- Ängste seitens der Männer vor Karriere- und Einkommenseinbrüchen. Wahrnehmung von geringerer betrieblicher und gesellschaftlicher Akzeptanz, wenn der Mann in Karenz geht. Frauen sehen sich ebenso mit dem Karriereknick konfrontiert; dieser scheint in der Haltung der Menschen jedoch noch als eher akzeptabel, kommt den Frauen in den Werteorientierungen schließlich nicht die primäre Ernährerinnenrolle zu.
- Die Haltung, dass Frauen die primären Bezugspersonen für Kinder sind.
- Einkommensunterschiede zwischen den Geschlechtern, die dazu führen, das Einkommen der Frauen als Zusatzeinkommen zu sehen, auf das im Falle der Familiengründung für eine gewisse Zeit verzichtet werden könne.
- Karenzregelungen, die primär lange, durchgehende Karenzzeiten vorsehen. In Österreich gibt es aktuell bereits Varianten mit sehr kurzen Zeiten (z.B. 12+2 Monate oder auch 15+3 Monate) und die Möglichkeit eines einkommensabhängigen Kinderbetreuungsgeldes.
- Der Mann in Karenz als institutioneller und gesellschaftlicher Ausnahmefall.

Aus den dargestellten Ergebnissen lassen sich folgende Handlungsempfehlungen speziell im Bereich der Väterkarenz ableiten (vgl. ergänzend auch Kap. 3.2 zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf); sie tangieren jedoch allgemein den Bereich der familiären Aufgabenteilung:

- In erster Linie muss von politischer Seite auf die Einstellungsmuster eingewirkt werden und die Bedeutung des Vaters für die Erziehung und Betreuung der Kinder stärker betont wer-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

den. Dazu bedarf es mitunter auch gesetzlicher Signale, um die Rechte und Pflichten der Väter zu stärken.

- Hervorheben von Rollenvorbildern für Männer sowie Maßnahmen zum Abbau des Ausnahmefalls „Mann in der Karenz“ bei behördlichen Wegen und institutionellen Kontakten. Ein wichtiges Signal ist hier die Ende 2010 laufende Kampagne „Echte Männer gehen in Karenz“ des Bundesministeriums für Frauen und Öffentlichen Dienst.

- Ermöglichung flexibler, kürzerer Karenzphasen sowie ein einkommensabhängiges Kinderbetreuungsgeld. Die in Österreich etablierten neuen Maßnahmen in diesem Bereich können zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht evaluiert werden, bieten jedoch die angesprochenen Wahlmöglichkeiten.

- Ausbau von Kinderbetreuungseinrichtungen.

- Umdenken in den Betrieben, d.h. insbesondere die Schaffung eines Klimas der positiven Bewertung von Väterkarenz. Das Umdenken betrifft jedoch nicht nur die Unternehmen und die Verantwortungsträger/innen, sondern auch die Berufstätigen und die Kollegenschaft.

3.1.2 Kinderwunsch

Der Trend der rückläufigen Geburtenzahlen in den deutschsprachigen und in den süd- und osteuropäischen Ländern bewirkte, dass Themen wie der Kinderwunsch in den Fokus des Erkenntnisinteresses der Sozialforschung rückten. Diesbezüglich widmen sich zahlreiche und teils auch länderübergreifende Studien dieser Thematik im Allgemeinen, wobei aber auch spezifischer formulierten Fragen wie dem unterschiedlichen Kinderwunsch von Männern und Frauen, der Abhängigkeit dieses Wunsches vom Alter, von der Schulbildung, von der beruflichen Situation bzw. vom sozioökonomischen Status als Gesamtes nachgegangen wird.

Zum Thema Kinderwunsch gibt es zwei zentrale, internationale Untersuchungen, die zu verschiedenen Zeitpunkten durchgeführt wurden und jeweils eine etwas unterschiedliche inhaltliche Fokussierung aufweisen: Zum einen ist dies der Population Acceptance Survey (PPA II) aus dem Jahr 2001 und zum anderen der aktuellere Generation and Gender Survey (GGS) aus den Jahren 2008/2009 (siehe Infoboxen). Darüber hinaus werden auch in Sonderauswertungen des Mikrozensus Daten zum Kinderwunsch publiziert.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Infobox: Population Policy Acceptance Survey 2001 (PPA II)

Der Policy Acceptance Survey 2001 (PPA II) ist eine Studie zu Fakten, Einstellungen und Meinungen der Bevölkerung zu demographisch und familienpolitisch relevanten Themen. Die Untersuchung wurde erstmals zu Beginn der 1990er Jahre durchgeführt und im Jahr 2001 wiederholt.

Die Module des PPA II umfassen u.a. folgende thematischen Schwerpunkte:

- Familienformen
- Familienpolitik, Kinderwunsch, Vereinbarkeit von Familie und Beruf
- Geschlechterverhältnis
- Migration

An der Studie haben neben Österreich zwölf weitere europäische Länder teilgenommen. Globalziel der Studie ist es, den demographischen Wandel aus der Sicht der Bevölkerung darzustellen. Die Erhebung erfolgte mit der Beteiligung des Instituts für Demographie der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) im Erhebungszeitraum Juni 2001 bis September 2001.

Grundgesamtheit sind alle österreichischen Staatsbürger/innen im Alter von 20 bis 65 Jahren mit ordentlichem Wohnsitz in Österreich, aus denen eine mehrfach geschichtete Zufallsstichprobe von 2.000 Personen gezogen wurde.

Befragungsmethode: mündliche, persönliche Interviews an der Haushaltsadresse der Zielpersonen.

Die Analyse des Kinderwunsches ist von einer Reihe anderer Dimensionen überlagert. Von besonderer Relevanz ist die bereits realisierte Anzahl an Kindern und der Wunsch, weitere Kinder zu bekommen; hier geht es auch um die Frage der idealen Kinderanzahl in einer Familie. Um die tatsächliche Realisierung einzuschätzen, ist es wesentlich, den zeitlichen Horizont des Kinderwunsches und damit zusammenhängend das Alter der betreffenden Männer und Frauen zu berücksichtigen. Diese Komplexität der Materie führt dazu, dass in den Surveyberichten die unterschiedlichsten Blickwinkel dargestellt werden, die Vergleichbarkeit zwischen den Untersuchungen de facto jedoch nicht möglich ist und es innerhalb eines Surveys schwierig ist, Männer und Frauen als Gesamtheit miteinander zu vergleichen. Im Folgenden sollen die relevanten Kennziffern herausgearbeitet werden, um zu zeigen, dass sich Männer und Frauen in der Vorstellung des Kinderkriegens voneinander unterscheiden – nicht nur, was deren Zahl betrifft, sondern auch hinsichtlich des Zeitpunkts und der Motive, die bei der Familienplanung und -gründung im Vordergrund stehen.

Eine Sonderauswertung der PPA-II-Studie ergab, dass der Kinderwunsch bei Männern zum Teil erheblich geringer ist als bei Frauen, wobei Männer in Deutschland und Österreich im Vergleich zu Ländern wie Finnland, Italien und Ungarn die niedrigsten Raten aufweisen (Tazi-Preve, 2008, S. 294). In Zahlen ausgedrückt bedeutet das für Österreich, dass der Kinderwunsch der 20- bis 40-jährigen Männer im Jahr 2001 bei 1,84 Kindern lag; dahingegen wünschten sich Österreicherinnen in derselben Altersklasse durchschnittlich 2,04 Kinder. Differierende Vorstellun-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

gen bei der Zahl der Kinder erschweren prinzipiell die Realisierung des Kinderwunsches jenes Partners, der sich die größere Zahl an Kindern wünscht.

Der gering ausgeprägte Kinderwunsch ist vor allem ein Phänomen des deutschsprachigen Raums. Kinderlosigkeit wird stärker als Alternative bei der Gestaltung des Lebens gesehen. Die seitens der deutschen Männer gewünschte Anzahl an Kindern war 2001 mit 1,55 sogar noch deutlich geringer.

Im deutschsprachigen Raum bestätigt auch die Auswertung des Familiensurveys des Deutschen Jugendinstituts (DJI) durch die Heidelberger Soziologen Eckhart und Klein (2006), dass der Wunsch von Männern nach einem ersten Kind weniger ausgeprägt ist als jener von Frauen. Als Erklärungsmodell wird angeführt, dass Männer die Rahmenbedingungen in anderer Weise abwägen, als dies Frauen tun: So spielt für die männliche Auseinandersetzung mit dem Thema Elternschaft der Faktor Stabilität der Partnerschaft eine ebenso bedeutende Rolle wie das Alter der Partnerin. Auch im GGS werden unterschiedliche Überlegungen von Männern und Frauen in dieser Frage deutlich. Frauen erachten eine größere Anzahl an ökonomischen und persönlichen Faktoren für wichtig bei der Familienplanung. Dies gilt insbesondere in Bezug auf die eigene Arbeitstätigkeit (vgl. Grafik 1).

Unterschiedlichen Einfluss auf den Kinderwunsch von Männern und Frauen haben auch sozio-demografische Merkmale wie Bildung, Erwerbsstatus und Einkommen. Bei Männern erweist sich ein höheres Bildungsniveau als förderlich für den Kinderwunsch, bei Frauen wirkt sich ein solches eher gegenteilig aus. Ebenso konträr sind die Effekte der Erwerbslosigkeit auf die Familiengründungs- bzw. Familienerweiterungspläne der beiden Geschlechter: Arbeitslosigkeit erhöht bei Frauen den Kinderwunsch, bei den Männern wird dieser eher abgeschwächt. Die Einkommenshöhe wirkt sich insofern auf den Kinderwunsch aus, als gut verdienende Frauen vergleichsweise weniger Kinder wollen als Frauen, die weniger gut verdienen. Das männliche Einkommen in einer Partnerschaft wirkt in jedem Fall förderlich auf den Kinderwunsch: Ein hohes Einkommen des Mannes erhöht sowohl bei den Männern selbst als auch bei deren Partnerinnen den Wunsch nach Kindern (Eckhard & Klein, 2006, S. 57f).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Infobox: Generation and Gender Survey (GGS) 2008/09

Die Statistik Austria führte im Zeitraum von September 2008 bis März 2009 den österreichischen Teil der europaweiten GGS-Studie durch. Im Vorfeld erfolgten Vorbereitungs- und Planungsarbeit durch das Vienna Institute of Demography (VID) und das Österreichische Institut für Familienforschung (ÖIF).

Die inhaltlichen Schwerpunkte der Studie liegen in der Familiengründung, Lebensbedingungen der jungen Erwachsenen und dem Leben mit Kindern in Österreich. Die Erkenntnisse sollen eine solide Datengrundlage für Verbesserungen in der Familien-, Sozial- und Arbeitsmarktpolitik liefern.

Eckdaten zur Untersuchung:

- 5.000 mündliche, persönliche und computerunterstützt durchgeführte Interviews (CAPI).
- Grundgesamtheit: österreichische Bevölkerung zwischen 18 bis 45 Jahren.

Auf Basis des Generations and Gender Surveys 2008/2009 (GGS) kann ein detailliertes, aktuelles Bild vom Kinderwunsch gezeichnet werden. Der durchschnittliche Gesamtkinderwunsch von Männern und Frauen im Alter von 18 bis 45 Jahren lag jeweils bei 2,0 Kindern und deckt sich damit zwischen den Geschlechtern. In Deutschland betragen die jeweiligen Mittelwerte 1,8 für Männer und 1,9 für Frauen; in Frankreich sind sie mit 2,2 bei den Männern und 2,4 bei den Frauen signifikant höher. Die höhere Kinderlosigkeit in den deutschsprachigen Ländern (inkl. der Schweiz) spiegelt sich demnach auch im Kinderwunsch wider. Dennoch artikuliert nur eine überschaubare Personengruppe den dezidierten Wunsch, keine Kinder bekommen zu wollen: Nur 8 Prozent der Frauen und 9 Prozent der Männer gaben an, kinderlos bleiben zu wollen. Dieser Anteil bleibt in den einzelnen Altersklassen auch konstant: So finden sich unter den 20- bis 24-jährigen Männern 10 Prozent, die keine Kinder wollen, unter den 40- bis 45-jährigen sind es 9 Prozent. Bei den Frauen in den zitierten Altersgruppen liegen die entsprechenden Anteile bei 9 bzw. 13 Prozent. Ob der Wunsch, keine Kinder zu haben, bereits in frühen Jahren gefasst wird und sich über das Alter hinweg konstant hält, kann nur durch eine entsprechende Längsschnittstudie beantwortet werden bzw. müsste in qualitativen Interviews, die die Biographie des Befragten und die Entwicklung dieses Wunsches aufarbeiten, geklärt werden. Die Ergebnisse des GGS widersprechen zumindest nicht der These, dass für knapp jede/n Zehnte/n die Kinderlosigkeit eine stabile Lebensvariante darstellt. Nicht unberücksichtigt bleiben sollte bei der Interpretation in diesem Kontext die sexuelle Orientierung der Befragten, d.h. ein Teil der Bevölkerung wird rein aus diesen Gründen die Kinderlosigkeit als konkrete Lebensplanung artikulieren. Damit soll nicht gesagt werden, dass homosexuell orientierte Menschen gar keinen Kinderwunsch hätten.

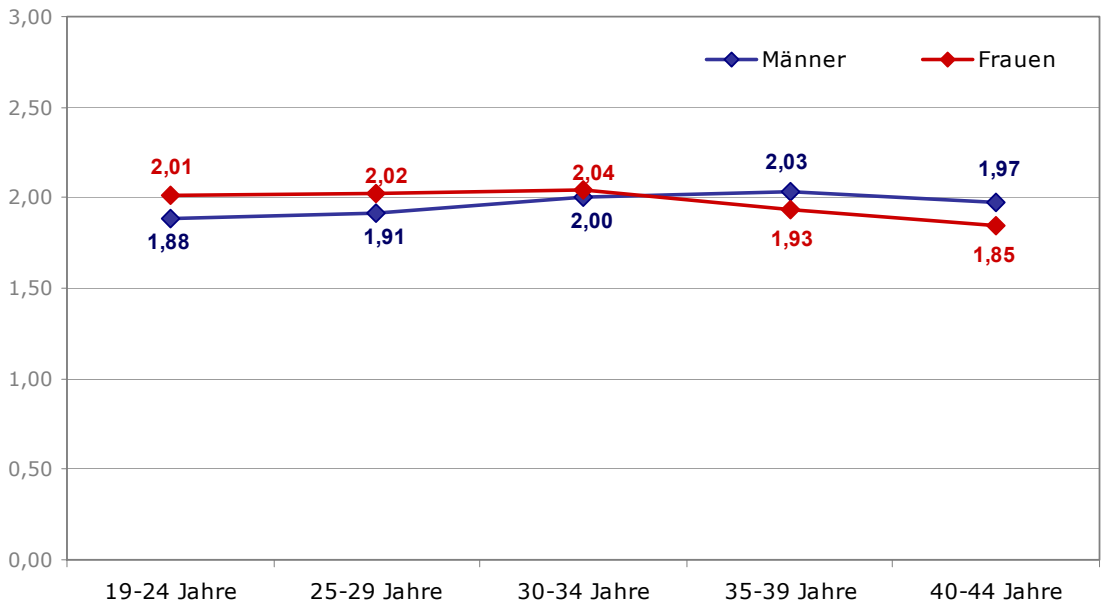
Betrachtet man nun die realisierte Kinderlosigkeit, bleibt die Feststellung, dass etwa ebenso viele Menschen – also abermals um die 10 Prozent – kinderlos bleiben, obwohl sie dies scheinbar nicht wollten. Im Alter von 40 bis 45 Jahren waren im GGS 18 Prozent der Frauen und 21 Prozent der Männer kinderlos. Während für etwa sieben von zehn dieser Frauen der Kinder-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

wunsch abgehakt war, waren es bei den Männern nur etwa vier von zehn. Der Unterschied ist hier offensichtlich biologisch sowie durch das höhere Komplikationsrisiko einer Schwangerschaft bei Frauen über 40 Jahren begründet.

Grafik 1: Gewünschte Kinderzahl

Mittelwerte; der Kinderwunsch errechnet sich aus den bereits geborenen und den noch gewünschten Kindern.



Quelle: GGS (2008/09).

Das Alter spielt erwartungsgemäß für Frauen und Männer eine unterschiedliche Rolle, wenn es um den Kinderwunsch geht (Grafik 1). Jüngere Männer unter 30 Jahren liegen mit einer durchschnittlichen Zahl von 1,9 gewünschten Kindern unter jener der Frauen mit 2,0 Kindern – ein nicht signifikanter, aber tendenzieller Unterschied, der vor allem im Gesamtbild von Interesse ist. In der Altersklasse der 30- bis 34-Jährigen liegen Männer und Frauen in dieser Frage mit etwa 2,0 Kindern gleichauf. In den älteren Altersklassen dreht sich die Tendenz um – Männer liegen um den Wert 2,0, Frauen hingegen um den Wert 1,9. Es mag sich hierbei um sehr geringe Unterschiede handeln, die aber mit Blick auf die Kinderlosigkeit (Tabelle 1) in den einzelnen Altersgruppen doch den Schluss nahe legen, dass Männer erst zu einem späteren Zeitpunkt Kinder möchten als Frauen. Während bei den 18- und 19-Jährigen anteilsmäßig noch gleich viele junge Frauen wie Männer keine Kinder haben, sinkt der Wert bei den Frauen schneller ab als bei den Männern. So sind es beispielsweise bei den 25- bis 29-jährigen Frauen zwei von drei, die keine Kinder haben, bei den altersgleichen Männern jedoch drei von vier. Selbst in der Altersgruppe der 35- bis 39-Jährigen ist noch eine größere Diskrepanz festzustellen: 23 Prozent der Frauen, aber 38 Prozent der Männer sind hier noch ohne Kinder. In der letzten im GGS befragten und ausgewiesenen Alterskohorte (40 bis 45 Jahre) liegen die Anteile mit 18 bzw. 21 Prozent nahezu gleichauf. Für Frauen wird das Alter, das sie bei der Geburt ihres ersten Kindes

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

haben, registriert – so weist die Statistik Austria für österreichische – und insgesamt für europäische – Frauen ein Alter von 28 Jahren aus (Mitteilung zum Weltstatistiktag am 20.10.2010). Für Männer existiert keine entsprechende Angabe. Eine Auswertung ehelicher Geburten der Statistik Austria (2009, S. 181f) ergibt 2008 ein Durchschnittsalter der Mutter von 29,9 Jahren und des Vaters von 34,3 Jahren.

Tabelle 1: Kinderlosigkeit und Wunsch, kinderlos zu bleiben

Anteile in Prozent. Basis: jeweils alle Männer und Frauen der ausgewiesenen Altersgruppe.

Alter	Männer		Frauen	
	kinderlos	kein Kind gewünscht	kinderlos	kein Kind gewünscht
18-19 Jahre	98	14	97	11
20-24 Jahre	94	10	87	9
25-29 Jahre	77	9	64	7
30-34 Jahre	54	9	37	6
35-39 Jahre	38	9	23	8
40-45 Jahre	21	9	18	13

Quelle: GGS 2008/2009, S. 34.

Bei der Beurteilung des Kinderwunsches sind nicht nur die Mittelwerte von Interesse, sondern auch die konkrete Verteilung der Antworten. Entsprechend dem noch weit verbreiteten Bild der Zwei-Kind-Familie, das etwa zwei Drittel der Befragten als ideal betrachten, dominiert auch der eigene Wunsch nach zwei Kindern (Tabelle 2). Dieses Idealbild wird vor allem von den jüngeren Jahrgängen vertreten und findet mit zunehmendem Alter immer weniger Anhänger/innen. Der Wunsch nach größeren Familien, also drei Kindern oder mehr, ist bei den Frauen über die Altersgruppen hinweg konstant und liegt bei etwa einem Viertel der Befragten. Bei den Männern zeigt sich hingegen eine Zunahme des Wunsches: Während sich nur 17 bzw. 18 Prozent der Männer unter 30 Jahren so viele Kinder wünschen, steigt der Anteil auf 26 bzw. 27 Prozent bei den über 35-Jährigen. Die steigenden Anteile gehen dabei zu Lasten des 2-Kinder-Wunsches – die Männer dürften mit zunehmendem Alter den Kinderwunsch nach oben revidieren. Dies geschieht möglicherweise auch vor dem Hintergrund sich auflösender und neu bildender Partnerschaften, in denen der Kinderwunsch – bei bereits vorhandenen Kindern – neu entsteht (vgl. hierzu die zunehmende Zahl von Patchworkfamilien in Kap. 3.3).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 2: Gewünschte Kinderzahl

Anteile in Prozent; Rest auf 100 wünscht sich keine Kinder oder nur ein Kind (Anteile werden im GGS nicht extra ausgewiesen).

Alter	Männer		Frauen	
	2 Kinder	3 oder mehr	2 Kinder	3 oder mehr
18-24 Jahre	61	17	60	23
25-29 Jahre	60	18	53	25
30-34 Jahre	55	22	51	25
35-39 Jahre	46	26	47	23
40-45 Jahre	44	27	42	23

Quelle: GGS (2008/09).

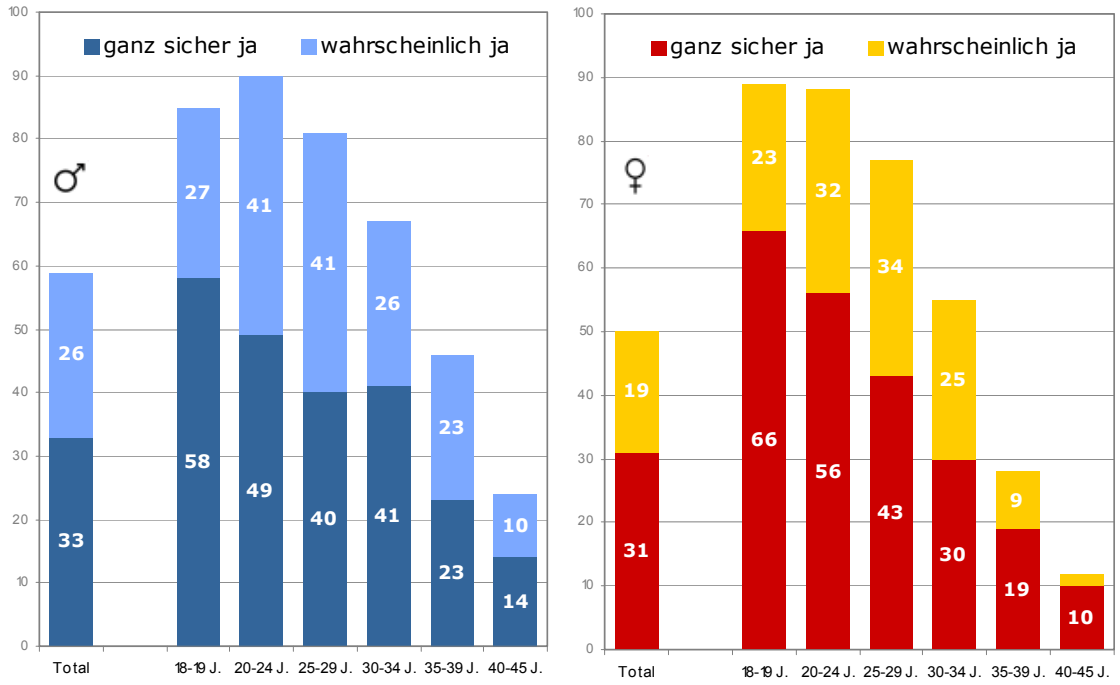
Um zu beurteilen, wie konkret die Kinderwünsche sind, wurde erhoben, auf welchen Zeitraum sich dieser Wunsch bezieht: Soll der Kinderwunsch sofort, innerhalb der nächsten drei Jahre oder später realisiert werden? 15 Prozent der Männer und 13 Prozent der Frauen im Alter von 18 bis 45 Jahren haben einen konkreten Kinderwunsch, den sie aktuell realisieren wollen, etwa ein Drittel der Männer und ein Viertel der Frauen möchte dies in den nächsten drei Jahren tun. Zählt man zu diesen beiden Anteilen noch jene hinzu, die den Kinderwunsch auf einen späteren Zeitpunkt beziehen, so ergibt sich, dass sich insgesamt die Hälfte der Frauen und 59 Prozent der Männer im Alter von 18 bis 45 Jahren ein (zusätzliches) Kind wünschen (Grafik 2).

Betrachtet man den Kinderwunsch von Männern und Frauen nach Alter, bestätigt sich das Bild, dass Männer diesen Wunsch jenseits der Altersgrenze von 30 Jahren eher aufrecht erhalten, während dieser bei den Frauen deutlich abnimmt. Besonders groß sind die Unterschiede ab einem Alter von 35 Jahren: Hier wünschen sich noch 46 Prozent der Männer, aber nur 28 Prozent der Frauen ein (weiteres) Kind (Grafik 2).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 2: Kinderwunsch von Männern und Frauen

Anteile in Prozent.



Quelle: GGS (2008/09).

Der spätere Kinderwunsch der Männer geht einher mit einer späteren Orientierung an Partnerschaften (in gemeinsamen Haushalten). Frauen leben demnach wesentlich früher als Männer mit einem Partner in der gemeinsamen Wohnung. Im Alter von etwa 20 Jahren leben beispielsweise bereits 30 Prozent der Frauen, aber nur halb so viele Männer mit dem jeweiligen Partner in einem gemeinsamen Haushalt (GGS, 2009, Kap. 12). Diesen Wert erreichen Männer mit etwa 23 Jahren – in diesem Alter überschreiten die Frauen bereits die 50-Prozentmarke. Der Unterschied zwischen den Geschlechtern bleibt bis zur Altersobergrenze der Befragten im GGS erhalten: In einem Alter von 40 oder mehr Jahren haben 14 Prozent der Männer noch nie mit einer Partnerin im gemeinsamen Haushalt gelebt, bei den Frauen liegt der Anteil bei 8 Prozent. Für Deutschland sind die entsprechenden Anteile mit 24 Prozent bei den Männern und 14 Prozent bei den Frauen noch höher. In Frankreich hingegen sind die Anteile niedriger (8% bzw. 6%) und es lässt sich de facto auch kein geschlechtsspezifischer Unterschied feststellen.

Unter den im GGS (2009, Kap. 11) ausgewiesenen westeuropäischen Ländern (Frankreich, Deutschland, Niederlande) nimmt Österreich bei der Zahl junger Menschen, die noch bei den Eltern zu Hause wohnen, einen Spitzenplatz ein: So geben 39 Prozent der jungen Männer im Alter von 25- bis 29 Jahren und 21 Prozent der gleichaltrigen Frauen an, noch im Hotel Mama eingecheckt zu sein. Der GGS hat im Bericht auch ein kritisches Alter für die Absicht, doch noch

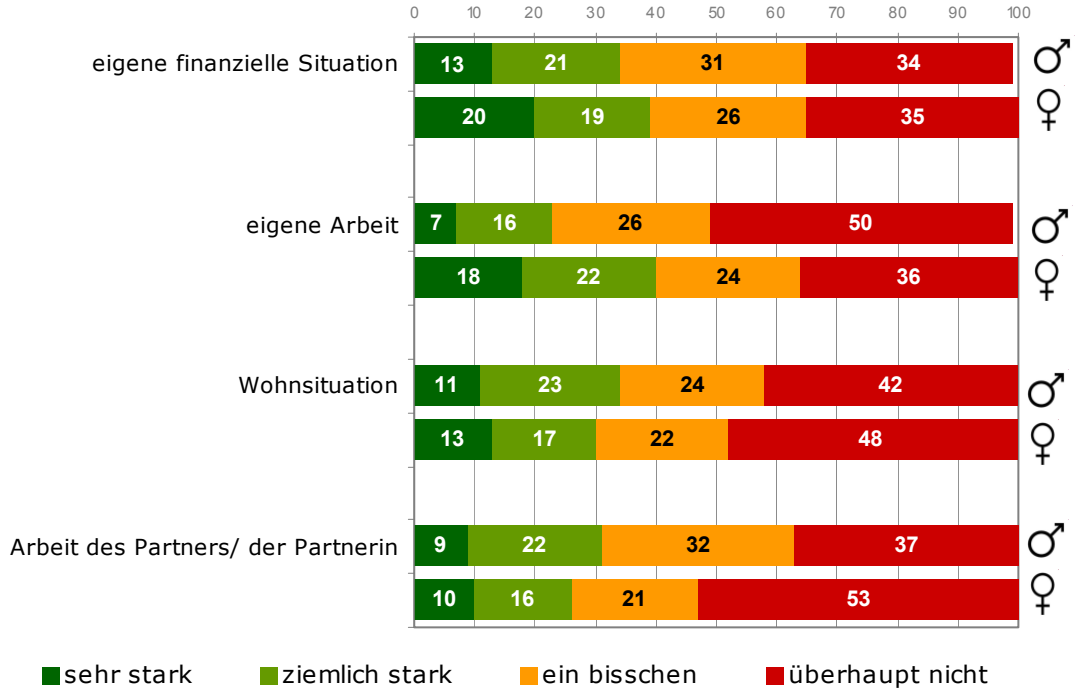
Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

auszuziehen, identifiziert: Ab 29 Jahren verringert sich der Plan, doch noch von zu Hause auszuziehen, merklich. Befürchtet werden vor allem negative finanzielle Auswirkungen, mögliche Änderungen im Sexualleben werden hingegen kaum gesehen.

Wie sich der Kinderwunsch in die Realität umsetzen lässt, ist letztlich auch von ökonomischen Faktoren abhängig: von der Berufstätigkeit der zukünftigen Eltern, der finanziellen Lage und der Wohnsituation. Für Frauen spielt die eigene Arbeit eine deutlich größere Rolle in Bezug auf den Kinderwunsch als dies bei den Männern der Fall ist. Vier von zehn Frauen – aber nur jeder vierte Mann – geben an, dass für sie bei der Familienplanung die berufliche Tätigkeit eine Rolle spielt. Auch hinsichtlich der Arbeit des Partners oder der Partnerin spielt die Berufstätigkeit der Frau eine wesentlich größere Rolle beim Kinderwunsch. Diese unterschiedlichen Orientierungen verdeutlichen, dass Frauen umfassendere Anpassungsleistungen im Bereich der Vereinbarkeit von Familie und Beruf erbringen müssen.

Grafik 3: Ökonomische Einflussfaktoren auf den Kinderwunsch

Anteile in Prozent. Bedeutung ökonomischer Faktoren für die Entscheidung, in den nächsten drei Jahren ein Kind zu bekommen.



Quelle: GGS (2008/09; S. 29).

Bei der geschlechtsspezifischen Differenzierung der Bedeutung von individuellen Faktoren für die Entscheidung, in den nächsten Jahren ein Kind zu bekommen, fällt auf, dass Männer dem „Gefühl“, für ein Kind bereit zu sein, weniger Bedeutung beimessen als Frauen (Grafik 4). Für Frauen sind die eigene gefühlsmäßige Bereitschaft, jene des Partners sowie die Bereitschaft innerhalb der Partnerschaft wichtiger als für Männer. Insgesamt betrachtet, ist das Kinderkrie-

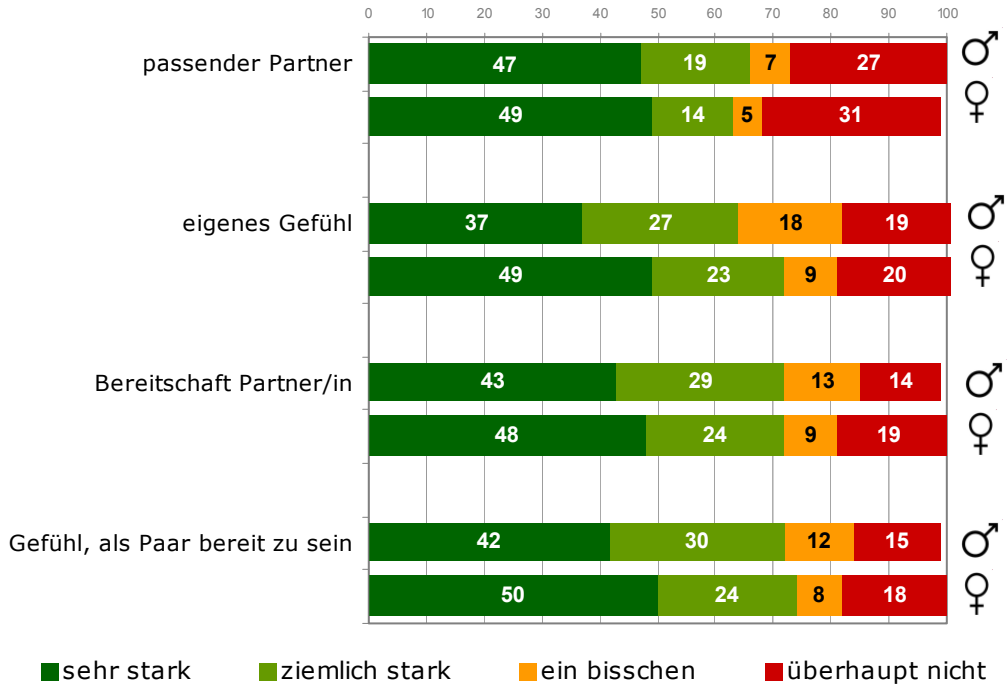
Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

gen eine stärker gefühlsbetonte und weniger eine rationale Abwägung wirtschaftlicher Faktoren – zumindest im Meinungsbild der Befragten. Darüber hinaus ist die Artikulierung eines Wunsches die eine Sache, die Realisierung eine andere. Der grundlegende Unterschied zwischen Wunsch (Einstellung) und Wirklichkeit (Verhalten), ökonomischen und individuellen Einflussfaktoren, sowie divergierenden zeitlichen Horizonten bezüglich der Familienplanung und -gründung zwischen Männern und Frauen erschweren die Realisierung bestehender Kinderwünsche. So lag im Jahr 2009 die durchschnittliche Kinderzahl pro Frau (Fertilitätsrate) in Österreich bei 1,39 und damit auf nahezu gleich bleibendem Niveau seit 2002 (Statistik Austria, 2009, 2010). Davor lag die Rate zwischen 1999 und 2001 deutlicher niedriger; das Jahr 2001 markiert mit 1,33 Kindern pro Frau den Tiefpunkt.

Unter den Frauen mit nicht-österreichischer Staatsbürgerschaft ist die Fertilitätsrate (2008) mit 2,01 deutlich höher, dies gilt insbesondere bei den Frauen mit türkischer Staatsbürgerschaft (2,71) und bereits deutlich abgeschwächt für Frauen mit ex-jugoslawischem Hintergrund (2,05). Bei Frauen aus anderen Ländern liegt die Rate bei 1,81 Kindern. Rechnet man hier die Gruppe der Frauen mit österreichischer Staatsbürgerschaft heraus, ergeben sich 1,31 Kinder (Statistik Austria, 2009, S. 26).

Grafik 4: Individuelle Einflussfaktoren auf den Kinderwunsch

Anteile in Prozent. Bedeutung individueller Faktoren für die Entscheidung, in den nächsten drei Jahren ein Kind zu bekommen.



Quelle: GGS (2008/09. S. 29).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

3.1.3 Familiäre Arbeitsteilung: Haus-, Betreuungs- und Pflegearbeit

„Einen zentralen Schwerpunkt in der Väterforschung stellt nach wie vor die Frage dar, wie Männer ihr Engagement bei haushalts- und kindbezogenen Aufgaben konzeptualisieren, wie sie ein Idealbild von Vaterschaft in die Realität des Familienalltags übertragen und wie sich väterliche Partizipation auf die Väter selbst, auf das Leben ihrer Kinder und auf die Familie auswirkt." (Fthenakis & Textor, 2002, S. 91).

So bildet der Indikator „Verteilung von haushaltsbezogener Arbeit" einen wichtigen Eckpfeiler vieler Untersuchungen im Rahmen der Männer-/Väterforschung, wobei stets sowohl für Österreich, den deutschsprachigen Raum als auch international ein Ungleichgewicht zu Lasten der Frauen belegt wird. Dieses Ungleichgewicht erstreckt sich aber nicht nur auf der quantitativen Achse, sondern weist zudem zahlreiche qualitative Aspekte auf, welche sich zumeist nach normativen Geschlechtsbildern bzw. -mustern richten. Mit anderen Worten: Männer investieren zum einen weniger Zeit in haushaltsbezogene Arbeit als Frauen und zum anderen orientieren sich die Aufgaben, die vorwiegend von Männern übernommen werden, nach wie vor an traditionellen Rollenmustern. Die Analyse haushaltsbezogener Aufgabenteilung innerhalb einer Partnerschaft ist zudem immer auch vor dem Hintergrund der Erwerbstätigkeit zu betrachten: Gehen beide Partner oder nur die Frau einer Erwerbstätigkeit nach, ist die Wahrscheinlichkeit der gleichberechtigten Verteilung von Aufgaben im Haushalt höher als beim traditionellen Modell des Mannes als Alleinverdiener (Buchebner-Ferstl & Rille-Pfeiffer, 2008).

Bei genauerer Betrachtung der Arbeitsverteilung zwischen Paaren zeigt sich, dass der Prozess der Traditionalisierung oftmals ausgelöst wird durch die Geburt eines Kindes. Dieser Traditionalisierungsprozess erstreckt sich sowohl über die Erwerbstätigkeit als auch über die Hausarbeit, „wobei die Erwerbsarbeit und die damit verbundene Veränderung der individuellen Zeitbudgets der Partner die Basis für die verstärkte Ungleichverteilung der Hausarbeit (sowie der Kinderbetreuung) darstellt." (Buchebner-Ferstl & Rille-Pfeiffer, 2008, S. 10).

Wird ein Querschnitt über Ergebnisse vorliegender Studien zur **familiären Arbeitsteilung** gezogen, muss konstatiert werden, dass die väterliche Partizipation an innerfamiliären Aufgaben sowie an der Kinderbetreuung nach wie vor geringer ist als die mütterliche. Aber nicht nur anhand von quantitativen Merkmalen – gemessen am Zeitaufwand –, sondern auch mittels qualitativer Merkmale – also die Art der Partizipation betreffend – kann zwischen den Eltern differenziert werden: So sind klassische väterliche Aktivitäten zumeist eher spiel- als pflegebezogen (Tazi-Preve et al., 2007, S. 97).

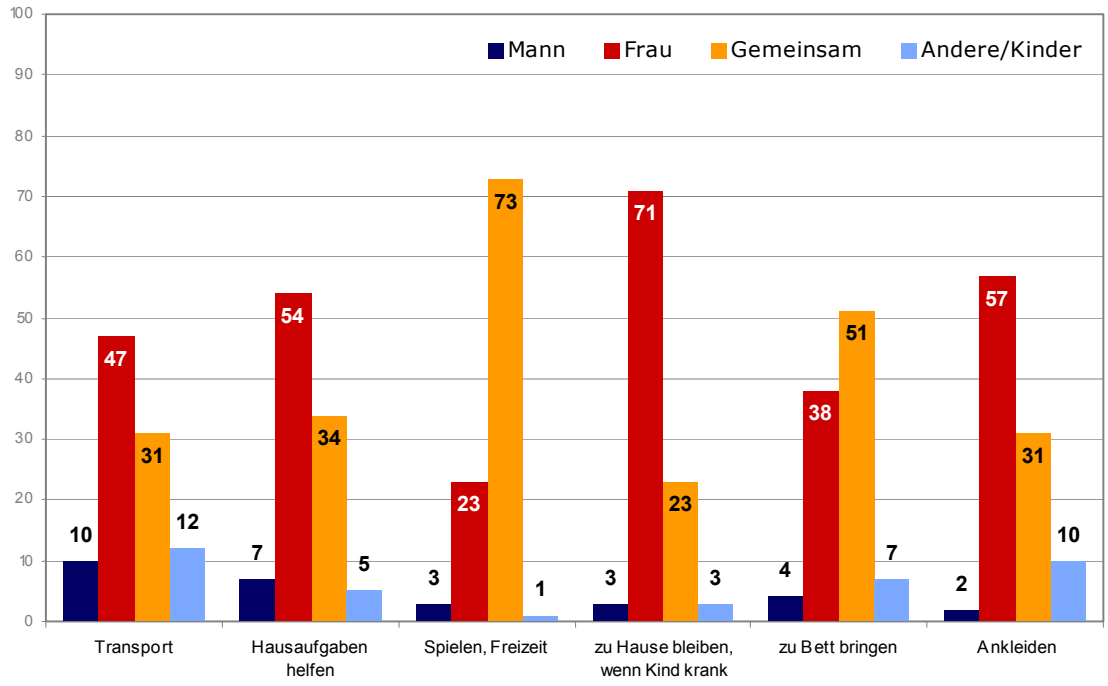
In einer aktuellen Studie zur Zeitverwendung (Statistik Austria, 2010b) geben 74,3 Prozent der Männer, aber 92,2 Prozent der Frauen an, von Montag bis Freitag Zeit in Haushaltsführung investiert zu haben. Männer betätigen sich zu Hause nicht nur seltener, sondern auch in geringerem Umfang: Die durchschnittlich investierte Zeit beträgt 2 Stunden und 39 Minuten, bei den

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Frauen jedoch 4 Stunden und 1 Minute. Die Kategorie Kinderbetreuung wurde nur gemeinsam mit sozialen Kontakten und Freiwilligenarbeit ausgewiesen, der in der Referenzwoche 69,1 Prozent der Männer, aber 76,2 Prozent der Frauen nachgegangen sind, wobei sich hier die damit verbrachte Zeit im Schnitt nur gering unterscheidet (Männer: 2:43 Stunden, Frauen: 2:56 Stunden).

Grafik 5: Aufteilung der Kinderbetreuungsaufgaben aus Vätersicht

Anteile in Prozent.



Quelle: GGS (2008/09).

Indizien dafür finden sich auch im Generations and Gender Survey 2008/09, wo die Arbeitsteilung in Bezug auf die Kinderbetreuungsaufgaben innerhalb der Familie in sechs Bereiche gegliedert wird:

- Ankleiden der Kinder,
- Zubettbringen der Kinder,
- Pflege der Kinder im Krankheitsfall,
- Wahrnehmung gemeinsamer Freizeitaktivitäten,
- Betreuung der Hausaufgaben,
- Bringen bzw. Abholen der Kinder vom Babysitter, Schule usw.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Sowohl die befragten Mütter als auch die Väter ordnen das Ankleiden und das Zuhausebleiben im Krankheitsfall der Kinder überwiegend dem mütterlichen Verantwortungsbereich zu. Generell gilt für alle abgefragten Kinderbetreuungsaufgaben, dass sie signifikant öfter von Müttern bzw. von beiden Elternteilen gemeinsam übernommen werden als von Vätern allein (Grafik 5). Zu den Aufgaben, welche gemeinsam erledigt werden, zählen sowohl Mütter als auch Väter das Spielen bzw. die Freizeitbeschäftigung mit den Kindern und das Zubettbringen bzw. die Verantwortung dafür, dass die Kinder ins Bett gehen (GGS 2008/2009, S. 18).

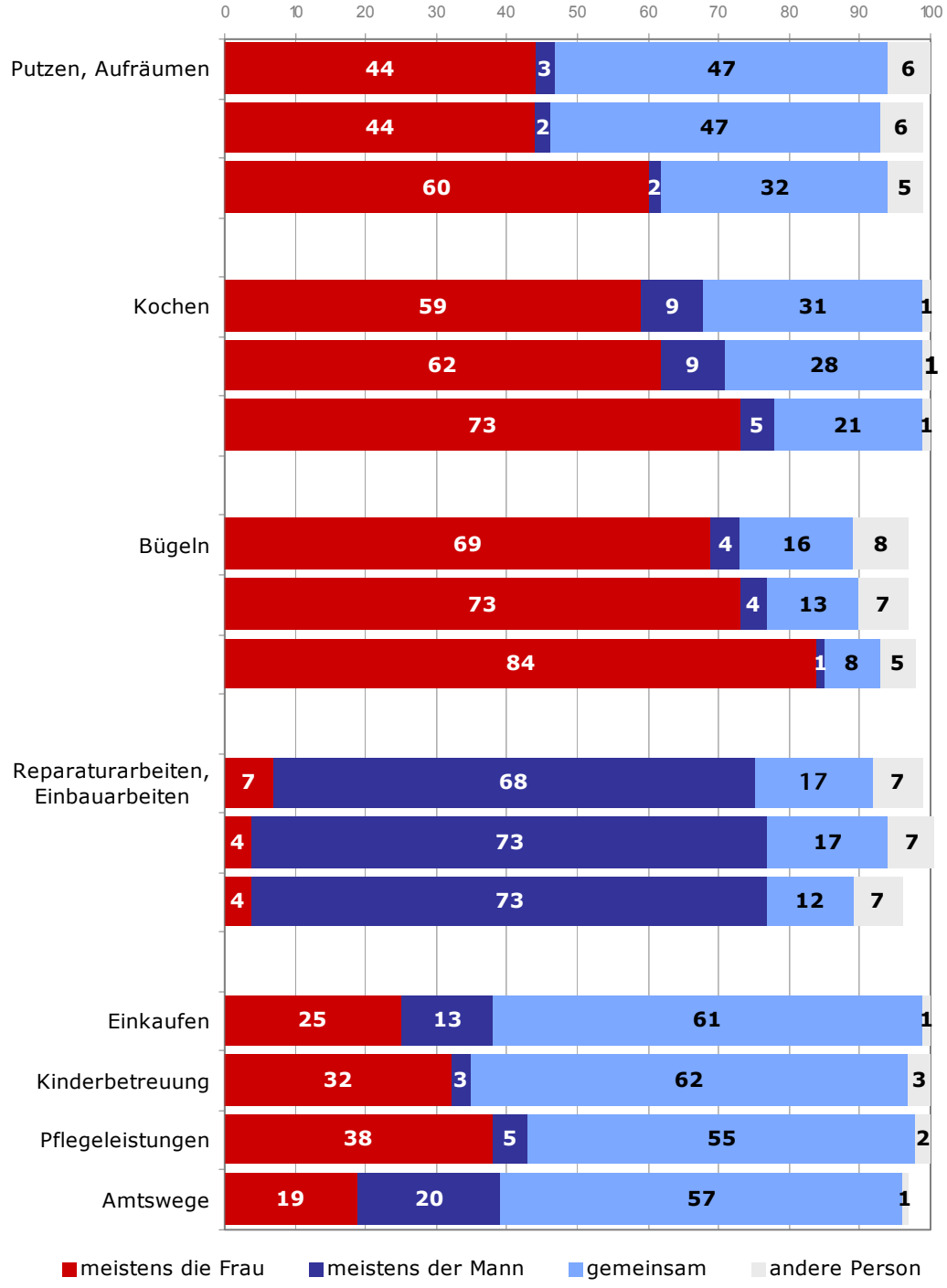
In Wien wurde im Jahr 2008 eine groß angelegte **sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung** (2009) durchgeführt, bei der in Summe 8.700 Wiener/innen befragt wurden und die einen Vergleich mit Vorerhebungen aus den Jahren 1995 und 2003 ermöglicht. Der Fokus liegt in der Aufteilung der Hausarbeit, bei der auch im Wien des Jahres 2008 nach wie vor traditionelle Rollenmuster dominieren. Die Männer sind für Reparatur- und Einbauarbeiten zuständig; die übrigen Hausarbeiten werden zumindest per Saldo überwiegend von den Frauen erledigt.

Wie die Zeitreihen in Grafik 6 illustrieren, bildet sich im längeren Zeitverlauf aber zumindest ein Trend in Richtung einer eher partnerschaftlichen Aufteilung der anfallenden Arbeiten, wie Putzen, Kochen und Bügeln ab. Das ändert noch nichts an der Tatsache, dass diese Tätigkeiten immer noch primär den Frauen obliegen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 6: Aufteilung der Hausarbeit

Anteile in Prozent. Basis: heterosexuelle Paare (1. Balken: 2008, 2. Balken: 2003, 3. Balken: 1995; falls nur ein Balken dargestellt, wurde die Kategorie nur 2008 erhoben).



Quelle: Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung für Wien (2009, S. 79).

In der Mehrzahl der Haushalte erfolgt das Einkaufen von beiden Partner/innen; dasselbe gilt bei jenen, auf die das zutrifft, für die Kinderbetreuung. Bei jenen, die sich diese Arbeiten nicht auf-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

teilen, sind es wieder jeweils zu viel höheren Anteilen Frauen, die dieselben erledigen. Lediglich bei Amtswegen, die vielfach ein persönliches Erscheinen erfordern, manifestiert sich eine ausgeglichene Rollenteilung.

Anzeichen dafür, dass sich die Männer dem Putzen, Kochen und Bügeln in einem höheren Maße widmen, als dies ihre Partnerinnen tun, gibt es allerdings keine. Dies gilt unabhängig von der Alters- und der Bildungsstruktur der Befragten. Was sich ändert, und das auch nur sehr langsam, ist, dass die Männer zumindest einen Teil der Alltagsarbeiten zu Hause übernehmen. Dafür, dass dies der eher kleinere bzw. leichtere Teil der Arbeiten sein dürfte, spricht allerdings sehr, dass die dazu befragten Frauen zu deutlich höheren Anteilen behaupteten, die entsprechenden Arbeiten meistens selbst zu erledigen, als dies die Männer in Ansehung ihrer Partnerinnen zu Protokoll gaben. Die Männer tendieren also offensichtlich dazu, ihren Beitrag zu den Hausarbeiten in einem deutlich höheren Maße als hinreichend zu erachten, um von einer „gemeinsamen“ bzw. partnerschaftlich aufgeteilten Arbeit sprechen zu können.

Davon sind etwa hinsichtlich des Aufräumens und Putzens 53 Prozent der befragten Männer überzeugt, während von den Frauen nur 41 Prozent diese Meinung teilen (diese Relation entspricht fast exakt jener vor 5 Jahren). Dass diese Arbeiten meistens die Frau macht, bestätigen umgekehrt 51 Prozent der Frauen, aber nur 36 Prozent der Männer. Von den wahrgenommenen Abweichungen her sind die Einstufungen beim Kochen und Bügeln sehr ähnlich. Noch viel stärker weichen dieselben beim Einkaufen voneinander ab: Von den Frauen sagten 36 Prozent, dass sie dafür im Regelfall alleine zuständig sind; von den Männern sehen das nicht einmal halb so viele so (15 %). Auch bei der Kinderbetreuung und bei der Pflege sind es jeweils doppelt so viele Frauen wie Männer, die den Eindruck haben, dass letztlich die Frau die Hauptarbeit leistet. Insgesamt 7 Prozent der Partnerhaushalte leisten sich eine Putz- bzw. Haushaltshilfe.

Bei den nicht in Österreich Geborenen respektive den Zugewanderten zeigt sich in Bezug auf die häuslichen Alltagsarbeiten (Putzen, Kochen, Bügeln) folgendes: Die aus Deutschland und aus anderen westlichen EU-Ländern Zugewanderten geben zu überdurchschnittlichen Anteilen an, dass diese Arbeiten zwischen den Partner/innen aufgeteilt bzw. gemeinsam gemacht werden. Bei den in den jugoslawischen Ländern und in der Türkei Geborenen und nach Wien Gezogenen sind die diesbezüglichen traditionellen Rollenstereotypien bei den häuslichen Arbeiten hingegen besonders verbreitet. 77 Prozent der aus dem ehemaligen Jugoslawien eingewanderten Befragten gaben an, dass meistens die Frau kocht (aus der Türkei Zugewanderte: 71 %), beim Bügeln lauten die entsprechenden Quoten 84 Prozent bzw. 75 Prozent und beim Putzen 56 Prozent bzw. 59 Prozent. Dass sich mit solchen Tätigkeiten vorwiegend die Männer beschäftigen, kommt in diesen Haushalten nur ganz selten vor (0 bis 3 %).

Trotz des Ungleichgewichts bei der Erfüllung der elterlichen Betreuungsaufgaben zeigen sich beide Partner/innen mit der Aufteilung sehr zufrieden. Gemessen an einer Skala von eins bis zehn bewerten 65 Prozent der Mütter ihre Zufriedenheit mit mindestens neun bzw. zehn Punk-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

ten. Im Vergleich dazu ist die diesbezügliche Zufriedenheit der Väter mit 74 Prozent deutlich verbreiteter (GGS, 2008/2009, S. 18).

Einen guten Überblick über die Definition der mütterlichen und väterlichen Rollenbilder und der damit verbundenen Beteiligung bietet die **Einstellungs- und Wertestudie des ÖIF** (Kapella & Rille-Pfeiffer, 2007; vgl. auch die Darstellung in Kap. 3.2). Laut dieser Studie kann von einer einstellungsmäßigen Reduktion des Vaters auf die Funktion des „Familienernährers" nicht mehr die Rede sein. Obwohl 60 Prozent der Befragten es als „absolut notwendige" Aufgabe des Vaters ansehen, die Familie finanziell abzusichern, werden zusätzliche Erwartungen an einen guten Vater gestellt: Demnach stimmen 53 Prozent der Aussage zu, dass ein guter Vater mehr Aufgaben in der Familie übernimmt und dass er sich gleichberechtigt um sein Kind kümmert (52%; jeweils Anteil „absoluter" Zustimmung).

Bei der Frage nach dem Zeitbudget eines „guten Vaters" für sein kleines Kind (unter 18 Monate) zeigt sich, dass Männer etwas höhere Ansprüche an einen „guten Vater" haben als Frauen. Das Gros aller Befragten bezeichnet zwar einen Zeitaufwand von ein bis drei Stunden täglich als ausreichend für einen „guten Vater". Einen halben Tag mit seinem Kind zu verbringen, erachten aber 19 Prozent der befragten Männer und nur 9 Prozent der Frauen für sehr wichtig.

In einer Detailanalyse einzelner **Ergebnisse der PPA II-Studie** wird der Fokus auf die Wahrnehmung der sozialen Vaterschaft gelegt. „Es geht um eine Bestandsaufnahme der väterlichen Beteiligung an der Kinderbetreuung und -erziehung und darum, ob es eine Dynamik in der Verteilung der reproduktiven Aufgaben gibt. Anhand der Datenlage der Studie wird der Frage nachgegangen, ob im Verhalten der befragten Männer bzw. in ihrer Einstellung zur Aufteilung der Familienarbeit ein Wandel zu verzeichnen ist. Klaffen Selbst- und Fremdwahrnehmung von Vätern auseinander?" (Tazi-Preve 2004, S. 112). Im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses steht damit zusammenhängend die Frage, ob und inwiefern sich anhand der erhobenen Daten ein Wandel im männlichen Selbstbild erkennen lässt: Die Indikatoren zum männlichen Selbstbild geben Aufschluss über die Bewertung von Familienarbeit und Berufstätigkeit durch die Väter. Auch die Akzeptanz der Väterkarenz als Möglichkeit, die Kinderbetreuung in den ersten Lebensjahren in den Mittelpunkt der Lebensplanung zu stellen, gilt als Indikator für die Veränderung in der Einstellung.

Dass eine Halbtagstätigkeit von Vätern die Lösung der Vereinbarkeit von Beruf und Familie darstellt, glaubt man mehrheitlich nicht. 61 Prozent der Männer und 66 Prozent der Frauen gehen davon aus, dass dies nicht der Fall ist. Andererseits sind 70 Prozent aller Befragten der Meinung, dass das Familienleben oft leidet, weil sich die Männer zu stark auf die Arbeit konzentrieren (vgl. Kap. 3.2). Auf fast ebenso hohe Resonanz stößt die Aussage: „Im Allgemeinen wird von einem Mann erwartet, dass er Karriere macht." Dem stimmten 62 Prozent aller befragten Frauen sowie 70 Prozent der befragten Männer zu.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

In der Studie finden sich zahlreiche Hinweise dafür, „dass die Einstellung zur Vaterschaft im Wandel begriffen ist und sich weit ausgeprägter darstellt als auf der Verhaltensebene. Die Berufstätigkeit als zentrales Merkmal des männlichen Selbstbildes wird zunehmend hinterfragt, wenn zwei Drittel der Befragten – Männer und Frauen – konstatieren, dass das Familienleben oft leidet, weil Männer der Arbeit zu hohen Stellenwert beimessen." (Tazi-Preve, 2004, S.122).

Mit dem ausklingenden 20. Jahrhundert beginnt ein Prozess, der die Auseinandersetzung über den Wandel und Veränderungen in Einstellungen und Werthaltungen gegenüber Familie, Kindern und Vaterschaft mit dem Begriff der „neuen Vaterschaft" prägt. Grundlage für diesen Trend bilden die Pluralisierungen der Bilder von „Mann" und „Vater" ebenso wie jene von „Frau" und „Mutter" und der Verlust der Verbindlichkeit, der über viele Jahre dominierenden Leitbilder des Erwerbsmannes und der Hausfrau (vgl. Kap. 2.2). Die Rolle des traditionellen Vaters, charakterisiert durch Autorität, Strenge und Distanz verlor im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts zusehends an Bedeutung (Beham & Zartler, S.2010 201). Mit diesem Aufweichen der traditionellen Rollen entsteht Platz für neue Modelle, die sich neben der Berufsorientierung auch der Familienorientierung von Vätern und Müttern widmen. Das Zurückweichen der früher dominierenden kulturellen Bilder und das Loslösen von der Fixierung durch gesellschaftliche Leitbilder eröffnet sowohl für Männer als auch für Frauen größere Handlungsspielräume zur Selbstgestaltung ihrer Mutterschafts- bzw. Vaterschaftskonzepte. Die homogene Rolle des Vaters oder der Mutter erfährt ihre Ablösung durch verschiedene, gleichermaßen legitime Vorstellungen von Vaterschaft und Mutterschaft. Die fortschreitende Pluralisierung der Vaterschaftsbilder und somit das Fehlen verbindlicher normativer Muster über die Ausübung von Vaterschaft kann aber auch zur Entstehung von Widersprüchen führen (Tazi-Preve et al., 2007, S. 103f; Leibovici-Mühlberger et al., 2006, S. 33).

Trotz der Existenz verschiedenster Vaterschaftskonzepte ist gegenwärtig der Wunsch nach Partizipation und Engagement im Alltag ihrer Kinder für viele Väter groß. „Diese Väter möchten sich engagiert am Alltagsleben beteiligen und verlässliche Ansprechpartner für ihre Kinder sein. Sie sehen sich als Erzieher und soziale Interaktionspartner ihrer Kinder und möchten nicht auf materielle Versorgungsfunktionen reduziert werden, sondern – ebenso wie ihre Partnerinnen – auch emotionalen Anteil am Heranwachsen ihrer Kinder haben." (Beham & Zartler, 2010, S. 375, Ballnik et.al., 2006, S. 202).

Eine Vielzahl neuerer Studien belegt den positiven Einfluss der väterlichen Beteiligung auf die Entwicklung des Kindes. Umgekehrt gilt, dass ein geringes Engagement der Väter die kindliche Entwicklung in negativer Weise beeinflussen kann (vgl. Beham & Zartler, 2010, S.375f).

Die Begriffe „positive Vaterschaft" und „gute Väter" stehen in den neueren Untersuchungen zur Vaterschaft im Mittelpunkt. Kennzeichnend für „die positive Väterlichkeit" sind spezifische Verhaltensnormen der Väter im Umgang mit ihren Kindern: Sie „nehmen das Kind ernst, begegnen ihm mit Zugneigung, Offenheit und Verständnis und widmen ihm Zeit." (Ballnik et al., 2005, S.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

202). Neben den neueren emotional gelebten Faktoren zählen jedoch auch traditionelle Aspekte wie die Verantwortungsqualität zum Kern „positiver Vaterschaft“.

Einhergehend mit der Geburt des ersten Kindes erfolgt nicht nur die Retraditionalisierung der Geschlechter, sondern zugleich eine Neuordnung in Bezug auf die familiäre Aufgabenteilung. Die Erst-elternschaft ist für das Paar nicht immer nur eine positive Erfahrung bzw. Bereicherung, sondern kann auch eine Reihe unerwarteter bzw. zuvor nicht eingeplanter Belastungen bzw. Einschränkungen nach sich ziehen. Die Einstellungen von Vätern zur Partnerschaft und zur Familie müssen stets im gesellschaftlichen Kontext gesehen werden und unterliegen somit dem sozialen Wandel der Zeit.

„Gute Väter“ zeigen hohe Übereinstimmungswerte mit ihren Partnerinnen in den essentiellen Bereichen von Eltern- bzw. Vaterschaft. Dazu zählen u.a. die Wichtigkeit des väterlichen Engagements im Haushalt (88%), die Verteilung der Erziehungsaufgaben (80%) und die Gleichwertigkeit der Mutter- und Vaterrolle. Doch selbst wenn Änderungswünsche geäußert werden, führt dies nicht zu grundsätzlichen Zweifeln an den getroffenen Vereinbarungen: „Sowohl Väter als auch Mütter meinen, zumindest in Grundfragen der Erziehung Konsens zu erzielen. Dies zwischen den Eltern ausgehandelte Arrangement bildet eine wesentliche Voraussetzung ihrer partnerschaftlichen Zufriedenheit“ (Ballnik, 2005, S. 204).

3.1.4 Beteiligung der Großeltern

Obwohl es bereits eine Reihe von internationalen Untersuchungen zur Großeltern-Enkel-Beziehung gibt, bleibt dieser Forschungszweig in Österreich bislang eher auf punktuelle und demografische Aspekte reduziert. Sowohl in Amerika als auch in einer Reihe europäischer Länder wie Frankreich, Norwegen, Deutschland und der Schweiz befasst man sich wesentlich umfassender und häufiger mit empirischen und theoretischen Analysen zu diesem Thema (vgl. Wilk, 2010, S.407).

Zudem weist die einschlägige Forschungsliteratur kaum explizit die Beziehung von Großvätern zu ihren Enkelkindern aus. Großeltern werden zumeist als eine Einheit betrachtet und kaum einer geschlechtsspezifischen Aufschlüsselung unterzogen. Wenn aber doch nach Geschlechtern unterschieden wird, so konzentrieren sich die Untersuchungen auf die Präsenz und die Arbeits- bzw. Betreuungsleistung von Großmüttern. Dies liegt neben den geschlechtsspezifischen Rollenauffassungen wohl auch daran, dass die Lebenserwartungen von Frauen im großelterlichen Alter höher ist als jene von Männern. Hinzu kommt vermutlich, dass sich die Orientierung der Frauen an der Erziehung der Kinder auch im hohen Alter fortsetzt und es primär die Großmütter als ihre Aufgabe sehen, sich um die Enkelkinder zu kümmern, womit sie zugleich ihre Kinder unterstützen und damit die allgemein engere Bindung zwischen Müttern und Kindern fortgeschrieben wird.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Gegenwärtig haben Enkelkinder – rein aufgrund der zeitlichen Dauer – längere Beziehungen zu ihren Großmüttern als zu ihren Großvätern (Tabelle 3, Höpflinger, 2009, S. 316).

Tabelle 3: Vorhandensein von Großeltern

Anteil an Kindern, die noch Großväter und Großmütter haben, nach Alter der Kinder im Jahr 2000.

Geburtenjahrgänge	Großväter		Großmütter	
	väterlicherseits	mütterlicherseits	väterlicherseits	mütterlicherseits
10 bis 14 Jahre	52%	61%	72%	81%
15 bis 19 Jahre	39%	49%	62%	71%

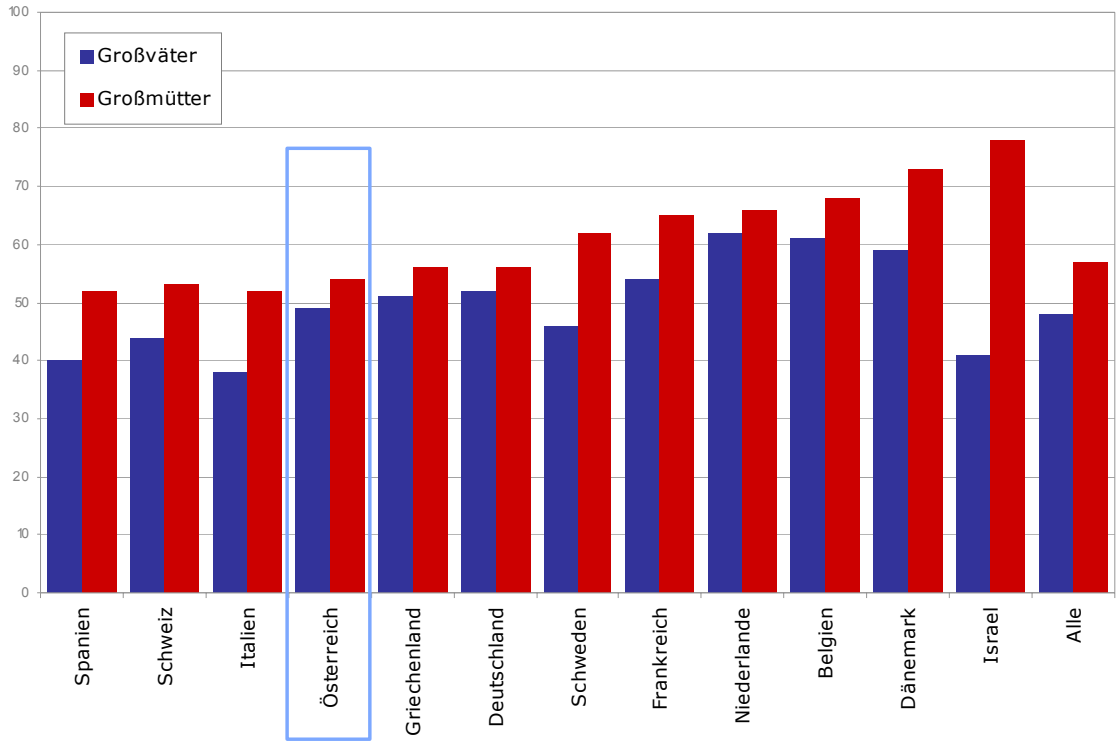
Quelle: BMSG (2003).

Die Kombination der stetig steigenden Lebenserwartung und der geburtsstarken Jahrgänge der 1960er und 1970er Jahre ermöglicht Großeltern-Enkel-Beziehungen über längere Zeiträume hinweg, als dies in den früheren Generationen der Fall war, wobei diesem Trend ein höheres Gebäralter entgegenwirkt. Die wachsende Relevanz der großelterlichen Gesellschaft wird untermauert durch die Daten des Mikrozensus 2001, der Auskunft zu der Kontakthäufigkeit zwischen Großeltern und Enkeln gibt. So sehen beinahe sieben von zehn Enkelkindern im Alter unter 14 Jahren einen (nicht im gleichen Haushalt lebenden) Großelternteil zumindest einmal in der Woche. Dabei werden häufigere Kontakte zu Großmüttern sowie zu Großeltern mütterlicherseits als zu Großvätern und Großeltern väterlicherseits angegeben (Wilk, 2010, S. 408f). Betrachtet man die Ergebnisse des Survey of Health, Ageing and Retirement in Europe (SHARE) für Österreich aus der Perspektive der Großeltern, so ergeben sich nur geringe Unterschiede in der Frage nach Betreuung von Enkelkindern zwischen Großvätern und Großmüttern. So übernahm die Hälfte der Großväter und 55 Prozent der Großmütter in den vergangenen zwölf Monaten Betreuungsaufgaben. Damit liegt Österreich im internationalen Mittelfeld, zählt jedoch zu jenen Ländern mit den geringsten geschlechtsspezifischen Unterschieden (vgl. Grafik 7).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 7: Übernahme von Betreuungsaufgaben in den vergangenen zwölf Monaten

Anteile in Prozent.



Quelle: SHARE (aus Buber & Hank, 2007).

Die Beteiligung der Großeltern bewirkt für die Eltern Unterstützung bzw. Entlastung, in manchen Fällen fungieren sie auch als partieller Elternersatz. Im Vordergrund stehen die Betreuung der jüngeren Enkelkinder, die Mithilfe bei der haushaltsbezogenen Arbeit und finanzielle Transfers. Die Frequenz und das Ausmaß der Kinderbetreuung durch die Großeltern hängen sowohl von ihrem Wertesystem, also der eigenen Einstellung zum großelterlichen Engagement als auch von äußeren Faktoren ab, die für beide Großelternteile in etwa gleich wiegen. Hierzu zählen etwa die eigene gesundheitliche Verfassung, das Alter des jüngsten zu betreuenden Enkelkindes und die örtliche Distanz zu ihren Kindern. Zusätzlich gibt es aber auch Faktoren, die das Betreuungsausmaß von Großmüttern und Großvätern beeinflussen: bei den Großmüttern ist es das eigene Alter, bei den Großvätern die Tatsache, ob die Partnerin im Haushalt wohnt und daher wohl primär für den Kontaktaufbau Sorge trägt (Wilk, 2010, S. 411).

Die bisherige Befundlage und die Ausklammerung der Großväter in vielen Studien legen den Schluss nahe, dass deren Rolle zu wenig wahrgenommen wird. Künftige Studien sollten diese Aspekte jedenfalls stärker beleuchten und die Gründe dafür klären, weshalb unabhängig von zahlreichen Faktoren (Alter, Gesundheit, Entfernung zu den Enkelkindern etc.) ein geschlechtsspezifischer Effekt dahingehend gegeben ist, dass sich Großmütter intensiver um die Betreuung

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

kümmern als Großväter, und welchen Gewinn für die Lebensqualität der Kontakt zu den Enkelkindern bieten kann.

Besondere Bedeutung hat dieses Thema auch für Migrantenkinder, deren Großeltern häufig im Heimatland der Eltern leben. Hierzu gibt es in Österreich gar keine Studien, Hinweise lassen sich aus einer Schweizer Studie von Höpflinger et al. (2006) gewinnen. Demnach sind persönliche Kontakte zu den Großeltern bei den Migrantenkindern weit seltener und beschränken sich häufig auf Ferien- oder Wochenendaufenthalte; häufig besteht jedoch telefonischer Kontakt. Die Kinder wünschten sich mehrheitlich häufigeren und persönlichen Kontakt (vgl. auch Wilk, 2010, S. 417).

3.1.5 Väterkarenz

Die Karenzregelungen wurden im Jahr 1961 erstmals unter dem Namen „Karenzurlaubsgeld“ rechtlich verankert und zählen seitdem zu den wesentlichsten familienpolitischen Maßnahmen in der Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Mehr als 20 Jahre nach der Einführung entstanden gegen Ende der 1980er Jahre Diskussionen rund um die Einbindung der Väter in die Karenzregelung, „mit der Hoffnung, somit eine Aufweichung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zu erreichen.“ (Tazi-Preve, 2009,S.501).

Tabelle 4: Bezug des Kinderbetreuungsgeldes nach Geschlecht

Anteile absolut und Anteil der Männer in Prozent.

Jahr	Insgesamt absolut	Frauen absolut	Männer absolut	Männer in Prozent
2002	55.453	54.928	525	0,9
2003	126.118	124.274	1.844	1,5
2004	163.969	159.126	4.843	3,0
2005	164.408	159.199	5.209	3,2
2006	163.755	158.054	5.701	3,45
2007	161.513	155.776	5.737	3,6
2008	166.579	160.007	6.572	3,9
2009	155.605	148.282	7.323	4,7
September 2010	149.015	142.053	6.962	4,7

Quelle: Statistik Austria, 2010; Arbeiterkammer Österreich, 2010.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Die Etablierung der Väterkarenz zu Beginn der 1990er Jahre eröffnet auch Vätern die Option, die bezahlte Kinderkarenz in Anspruch zu nehmen. Obwohl weitere Flexibilisierungen (2008, 2010) des Kinderbetreuungsgeldes erfolgten, bewegt sich der Anteil jener Väter, die eine Karenzzeit für die Kinderbetreuung wahrnehmen, gegenwärtig (2009) bei 0,4 Prozent der Erwerbstätigen; der Anteil der Väter an den Bezieher/innen von Kinderbetreuungsgeld liegt bei 4,7 Prozent (Statistik Austria, 2010a; BMWFJ, 2010). Dies bedeutet zwar einen Anstieg seit der Einführung der Karenzzeitregelung (vgl. Tab. 4), muss aber in Anbetracht der verhältnismäßig kurzen Karenzzeit und der somit kurzen Unterbrechung der Erwerbstätigkeit relativiert werden: Die Adaption bzw. Erweiterungen in Bezug auf das österreichische Karenzzeitmodell haben kaum anhaltende Trends auf struktureller Ebene bewirkt (vgl. Tazi-Preve, 2009, S. 501).

Laut Aufstellungen der Statistik Austria (2010a, Online verfügbar) und der Arbeiterkammer Österreich (2010) haben im Jahr 2009 insgesamt 155.605 Personen Kinderbetreuungsgeld bezogen, darunter waren 7.323 Väter. Das entspricht einem Anteil von 4,7 Prozent. Im Jahr davor lag der Anteil bei 3,9 Prozent und 2007 bei 3,6 Prozent (Tab. 4). Beide Quellen basieren auf Zahlenmaterial des BMWFJ.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 5: Bezug des Kinderbetreuungsgeldes nach Berufsgruppen und Geschlecht

Anteile absolut und Anteil der Männer in Prozent.

Berufsgruppe	Insgesamt absolut	Frauen absolut	Männer absolut	Männer in Prozent
Angestellte	65.271	63.677	1.594	2,4
ArbeiterInnen	22.120	20.267	1.853	8,4
Vertragsbedienstete	11.252	10.935	317	2,8
Selbständige	3.598	2.800	798	22,2
Bäuerinnen/Bauern	1.974	1.573	401	20,3
Hausfrauen/Hausmänner	23.221	22.794	427	1,8
StudentInnen	1.875	1.740	135	7,2
SchülerInnen	977	969	8	0,8
Beamtinnen/Beamte	2.106	1.900	206	9,8
ArbeitslosengeldbezieherInnen	11.673	10.918	755	6,5
NotstandshilfebezieherInnen	4.948	4.480	468	9,5
GESAMT	149.015	142.053	6.962	4,7

Quelle: Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend – BMWFJ, Stand: September 2010.

Detailliertes Zahlenmaterial zur Väterkarenz bietet das Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (BMWFJ, 2010). In der aktuellen Aufstellung für September 2010 beziehen in Österreich insgesamt 149.015 Personen Kinderbetreuungsgeld. Darunter finden sich 6.962 Väter; diese entsprechen einem Anteil von 4,7 Prozent. Die Auswertung nach Berufsgruppen (Tab. 5) weist unter den Beamten und Beamtinnen mit 9,8 Prozent an Vätern, die Kinderbetreuungsgeld beziehen, den höchsten relevanten Anteil aus. Zwar entfällt unter den Bauern und Bäuerinnen sowie unter den Selbständigen jeweils gut ein Fünftel des Bezugs auf die Männer, doch sind zum einen die Gruppen insgesamt klein und zum anderen ist es gerade bei diesen sehr schwer möglich, die tatsächliche Betreuungssituation anhand des Kindergeldbezugs abzulesen. Einen überdurchschnittlich hohen Anteil gibt es mit 8,4 Prozent auch unter den Arbeiter/innen; bei den Angestellten sind es hingegen nur 2,4 Prozent. Diese Zahlen decken sich mit der Einschätzung sämtlicher Experten und Expertinnen, dass es weniger die Vereinbarung von

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Familie und Beruf allgemein ist, sondern vielmehr die Vereinbarung von Familie und Karriere (primär in Angestelltenberufen), die Männer daran hindert, in Karenz zu gehen.

Zudem sind insbesondere bei der Väterkarenz starke Diskrepanzen zwischen der Werte- und Verhaltensebene augenscheinlich: Zum einen werden die gesetzlichen Maßnahmen und Rahmenbedingungen zugunsten einer stärkeren Vater-Kind-Bindung von den meisten Österreicher/innen begrüßt, zum andern aber nur sehr selten in die Praxis umgesetzt. Diese Divergenz wird von den Betroffenen mit der „problematischen Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ und dem befürchteten Einkommensverlust begründet (siehe auch Kap. 3.2).

Wie sehr hier Realität und Einstellung bzw. Aussage auseinandergehen, zeigen z.B. die Ergebnisse der ÖIF-Wertestudie (2004): 63 Prozent der befragten Männer gaben damals an, sich vorstellen zu können, ihre Erwerbstätigkeit zu unterbrechen, um einen Teil der Karenz zu übernehmen. Beachtlich ist hierbei auch, dass unter den noch kinderlosen Männern sieben von zehn eine diesbezügliche Bereitschaft zeigten. Im Vergleich dazu bezeichneten 50 Prozent der befragten Frauen die Erwerbsunterbrechung ihrer Partner zugunsten einer Karenzzeit als wünschenswert (vgl. Kapella & Rille-Pfeiffer 2007, S. 20f).

Zudem lässt sich ein kausaler Zusammenhang zwischen dem Alter und der Unterbrechungsbereitschaft der Erwerbstätigkeit der befragten Männer ableiten: Je jünger die Männer sind, umso höher ist die signalisierte Bereitschaft zur Unterbrechung der Erwerbstätigkeit.

Befragt nach Erwerbstätigkeit und tatsächlicher Unterbrechung nach der Geburt ihres jüngsten Kindes zeigt sich allerdings wieder, wie weit die Einstellungsebene und die Realität auseinanderklaffen: So waren beinahe alle Männer bei ihrem letzten Arbeitgeber vollzeiterwerbstätig und haben ihr Dienstverhältnis nach der Geburt ihres (jüngsten) Kindes nicht unterbrochen (vgl. Kapella & Rille-Pfeiffer 2007, S. 21f). Vielmehr neigen Männer dazu, ihre Arbeitszeit auszudehnen und die (wirtschaftliche) Verantwortung für die Familie in Form einer noch stärker forcierten Erwerbstätigkeit zu übernehmen (Kap. 2.2 und 3.2).

An dieser Stelle ist anzumerken, dass vorrangig jene Männer in Karenz gehen, die sich beruflich in einer stagnierenden Phase bzw. in einer Phase des Umbruchs befinden. Die Wahrscheinlichkeit der Inanspruchnahme der Karenzzeit durch Väter ist jedoch auch abhängig von der Erwerbstätigkeit der Partnerin und steigt mit ihrer beruflichen Höher- bzw. Gleichstellung. Weitere bedeutende Faktoren sind die Einstellung des/der Vorgesetzten zur Väterkarenz und die „familiengerechte Gestaltung der Arbeitszeit nach dem Wiedereinstieg.“ Besonders hemmend für die Väterkarenz sind die strukturellen Einkommensunterschiede zwischen Männern und Frauen. Für viele Männer bedeutet die Väterkarenz eine zumindest temporäre Reduktion des Lebensstandards und Angst vor Karriereeinbrüchen und Einkommensverlust (vgl. hierzu auch eine Studie der Wirtschaftskammer Niederösterreich, 2010).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Scambor und Faßhauer (2006) haben die strukturellen Rahmenbedingungen aktiver Vaterschaft untersucht und ihren Schwerpunkt auf die Karenzregelungen und die Inanspruchnahme von Teilzeit in Österreich gelegt. Sie identifizieren für Österreich und die EU folgende Hürden, die dem entscheidenden Schritt der Männer, in Karenz zu gehen oder Betreuungsaufgaben zu übernehmen, im Weg stehen:

- Als wichtigsten Grund nennen sie die Einkommensunterschiede zwischen den Geschlechtern. Je mehr die Frau verdient, umso mehr bringt sich der Mann bei den Betreuungsaufgaben ein.

- Karenzregelungen spielen eine zentrale Rolle bei der Entscheidung der Eltern. Die Autoren und Autorinnen weisen auf unterstützende Modelle in Nordeuropa hin, die sich durch kürzere Karenzzeiten, Quoten für beide Elternteile und einkommensabhängige Lohnkompensationen für Betreuungszeiten auszeichnen. Gleichzeitig wird in diesen Ländern der Ausbau von Kinderbetreuungseinrichtungen forciert.

- Männern in Betreuungssituation kommt in Österreich auf gesellschaftlicher und institutioneller Ebene der Status des Ausnahmefalls zu. Dies sei im Wesentlichen auf die weiterhin klar differenzierte Rollen- und Aufgabenverteilung zurückzuführen. Das führe auch dazu, dass „unvorbereitete, ratlose Personen in Behörden und Institutionen“ den Männern das Gefühl vermitteln, „ein ‚nicht vorhergesehener Fall' zu sein.“ Und: „Solange die Integration aktiver Väter in institutionelle Standardabläufe nicht erfolgt, ist nicht mit einer nachhaltigen Entwicklung zu rechnen.“ (S. 8).

- Neben den institutionellen spielen auch die betrieblichen Strukturen eine wesentliche Rolle. „Männer, die Betreuungsaufgaben übernehmen, repräsentieren eine neue Ausprägung des ‚relationalen', auf die Partnerschaft bezogenen Geschlechts, das der traditionellen dichotomen Ausformung des Organisations-Geschlechts in Unternehmen gegenübersteht“, d.h. von Männern wird in den Organisationen anderes erwartet als von Frauen.

Diese zentralen Gründe decken sich auch mit den Ausführungen der beiden Familienforscher/innen Olaf Kapella und Mariam Tazi-Preve. Die Relevanz von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wird von Kapella bestätigt, der die Betrachtung der Einstellungsebene als wichtigen Aspekt der sozialwissenschaftlichen Sichtweise bezeichnet: Er konstatiert Vätern mittlerweile den sehr bewussten Gedanken „Ich will aktiver Vater sein“, stellt aber zugleich fest, dass die Realität bzw. die Umsetzung dieser Vaterschaft ein anderes Bild zeigt. Diesbezüglich weist er darauf hin, dass es wichtig sei, zu beleuchten, warum das nicht gelinge. Dabei seien auch die Umgebungsfaktoren zu berücksichtigen, denn laut Kapella ist die Entscheidung, wie aktiv Väter sind, nicht ausschließlich vom Mann abhängig, sondern basiere auch auf einem Einigungsprozess in der Partnerschaft. Dieser Einigungsprozess wird grundsätzlich von zwei Aspekten beeinflusst:

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

1. Von geschlechtsspezifischen Einkommensunterschieden, also dem Umstand, dass die Frau oftmals weniger verdient und innerhalb der Partnerschaft versucht wird, das höhere Gehalt zu erhalten.

2. Von den Rollenausgestaltungen, die oft durch den Übergang von der Partnerschaft zur Erstelternschaft und dem damit einhergehenden Prozess der Retraditionalisierung der Rollen beeinflusst sind. Im deutschsprachigen Raum wird die Frau immer noch als die wichtigere Bezugsperson für Kinder gesehen als der Mann.

Tazi-Preve weist darauf hin, dass Familienarbeit bzw. das Private seit jeher von der Gesellschaft den Frauen, das Öffentliche – also insbesondere Beruf und Politik – den Männern zugewiesen wurde. Das Bild beginne sich erst allmählich zu ändern, auch auf öffentlichen Druck der Frauenbewegung. Damit ließen sich auch die Einstellungsänderungen begründen, wenngleich gewünschtes Antwortverhalten auf Seiten der Männer nicht außer Acht gelassen werden sollte. Ein gesellschaftlicher Wertewandel sei aber notwendig, wenn man eine höhere Beteiligung der Männer an Betreuungsaufgaben des Nachwuchses wolle, erklärt Kapella. Die Gesellschaft tendiere nach wie vor dazu, die Mutter als die wichtigere Bezugsperson für das Kind zu sehen. Das müsse sich ändern, weil dadurch Männer rein atmosphärisch ein Stück weit vom Kontakt zum Kind ausgeschlossen werden; dadurch würde es ihnen auch leichter gemacht, aus dem Leben des Kindes zu verschwinden bzw. erst gar nicht in Erscheinung zu treten. Die Abwesenheit der Väter sei jedoch als massives Problem zu sehen. Männer müsse man in der Kindeserziehung als Ressource begreifen und die Haltung, wonach die Frauen die besseren Erzieherinnen seien, aufgeben. Das sei schwierig, schließlich müsse man es dann zu bestimmten Zeiten auch aushalten, dass Männer „anders“ an diese Aufgabe herangehen. Dieser Befund korrespondiert gut mit der Einschätzung von Tazi-Preve, dass Frauen häufig als Beziehungsvermittlerinnen zwischen den Kindern und den Vätern fungieren. Sie stellen die Brücke für den sozialen Kontakt her und üben so eine gewisse Kontrolle darüber aus. Geht die Beziehung zu Bruch, sind die Männer in Folge nicht im Stande, eine eigene Beziehung zu ihren Kindern zu haben. Kapella fordert daher konsequenterweise Signale an die Mütter und Väter, dass beide von Beginn weg für das Kind in gleicher Weise verantwortlich und gleich wichtig für die Kindesentwicklung seien. Er verweist hierbei auf die Signalwirkung von Gesetzen und die sich darin widerspiegelnden sozialen Normen.

Als einen wichtigen Grund für die geringe Inanspruchnahme der Elternkarenz seitens der Väter sieht Tazi-Preve die unterschiedlichen Erwartungen an Frauen und Männer im Berufsleben. Was Scambor und Faßhauer (2006) als Organisations-Geschlecht bezeichnen, untermauert die Familienforscherin anschaulich mit Beispielen: So werde von Männern in der Berufswelt erwartet, ständig für den Arbeitgeber verfügbar zu sein. Diese Erwartung gelte insbesondere für die Phase der Karriereentwicklung, die zeitlich meist mit der Familiengründung zusammenfalle. Auf dieses biographisch problematische Zusammenfallen weist auch der Psychologe Herbert Janig hin (vgl. Kap. 3.2). Eine denkbare Strategie, dieser zeitlichen Dichte an wesentlichen Entschei-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

dungen zu entgehen, könnte in der Aufschiebung des Kinderwunsches bestehen, was die Altersunterschiede zwischen Männern und Frauen in dieser Frage erklären würde. Frauen hingegen würden in der Berufswelt anders gesehen, so Tazi-Preve, man rechnet damit, dass sie als Mütter ausfallen würden. Es müsse daher viel Bewusstseinsarbeit geleistet werden – sowohl gesamtgesellschaftlich als auch in der Gruppe der Arbeitgeber/innen. Es müsse selbstverständlicher werden, dass Männer auch Elternarbeit leisten. Organisatorisch müssten Führungspositionen auch in Teilzeit wahrgenommen werden können. Vieles scheint heute undenkbar oder als nicht vereinbar, doch würden erste Beispiele zeigen, dass es funktionieren könne. Dass hierbei Ängste und Vorurteile auf allen Seiten überwunden werden müssen, dass aber an einer Änderung der Arbeitsorganisation kein Weg vorbei führe, wolle man die Elternarbeit gleichmäßiger verteilen, darin sind sich alle interviewten Experten und Expertinnen einig.

Zu Detailauswertungen zum Wiedereinstieg von Vätern nach der Väterkarenz bzw. zu sozioökonomischen Auswirkungen der Väterkarenz liegen auf quantitativer Ebene keine Ergebnisse vor. Aus sozialwissenschaftlicher Sicht handelt es sich dabei noch um eine sehr kleine Gruppe, die nur im Rahmen einer Spezialstudie untersucht werden kann. In umfassenden Bevölkerungserhebungen – wie z.B. dem Mikrozensus – sind die Anteile trotz großer Stichproben zu gering für eine Auswertung. So bilanziert 2006 die Statistik Austria: „Da (hochgerechnet) nur rund 43.000 erwerbstätige Männer in Haushalten mit einem (eigenen) Kind unter 15 Jahren jemals in Elternkarenz waren oder wegen Kinderbetreuung pausiert haben und damit eine weitere Disaggregierung aufgrund der geringen Fallzahl nicht sinnvoll ist, wird in der Folge nur die Situation der Frauen beim Wiedereinstieg betrachtet.“ (Statistik Austria 2006, S. 35). Aus Expertensicht sind jedoch keine größeren Unterschiede zu jenen Problemen zu erwarten, mit denen Frauen in dieser Frage konfrontiert sind: Vereinbarkeit von Familie und Beruf, geringere Arbeitszeiten, Einkommensverlust, Arbeitsplatz- bzw. Karriereunsicherheit, Qualifikationsverlust etc. (vgl. hierzu Frauenbericht 2010; zitiert als BKA, 2010, Kap. 3).

Scambor und Faßhauer (2006, S. 8) schlagen folgende Maßnahmen zur Förderung der Väterkarenz vor:

- Kürzere Karenzzeiten werden von Vätern offenbar eher in Anspruch genommen als lange Karenzzeiten, wobei sich die Motive für Karenz nach der Karenzdauer unterscheiden: Kurze Karenzzeiten sind eher persönlich motiviert, während langen Karenzzeiten eher strukturelle Motive zugrunde liegen (bspw. ein höheres Einkommen der Partnerin).

- Kurze, aber mehrfache Karenzphasen kommen der Vereinbarkeit von Familie und Erwerbsarbeit eher entgegen.

- Einkommensabhängige Transferzahlungen motivieren auch besserverdienende Väter zur Übernahme aktiver Betreuungsaufgaben im Rahmen der Karenz.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

- Elternteilzeit ohne Zuverdienstgrenzen ermöglicht aktive Vaterschaft über einen längeren Zeitraum hinweg, bei gleichzeitiger kontinuierlicher Beschäftigung.

- Die Integration von Karenzvätern in institutionelle Standardabläufe fördert den Aufbau kollektiver Muster im Umgang mit Karenzvätern, verhindert deren gesellschaftlichen Ausnahmestatus und trägt damit zur Normalisierung der sozialen Rolle von Männern mit Betreuungsaufgaben bei.

In Österreich gibt es seit Jänner 2010 insgesamt fünf verschiedene Bezugsvarianten für das Kinderbetreuungsgeld (siehe Infobox). Die Varianten unterscheiden sich in Höhe und Dauer der Inanspruchnahme. Die maximale Dauer kann stets nur erreicht werden, wenn schließlich beide Elternteile die Karenz in Anspruch nehmen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Infobox: Varianten des Kinderbetreuungsgeldes

Seit Jänner 2010 können Eltern zwischen insgesamt fünf verschiedenen Bezugsvarianten des Kinderbetreuungsgeldes wählen:

Pauschalvariante 30 + 6:
Die Bezugshöhe beträgt 436 Euro pro Monat. Die Bezugsdauer läuft bis zur Vollendung des 30. Lebensmonats des Kindes, wenn nur ein Elternteil das Kinderbetreuungsgeld (KBG) bezieht. Bei Inanspruchnahme durch beide Elternteile verlängert sich die Bezugsdauer um jenen Zeitraum, den der andere Elternteil tatsächlich bezogen hat, maximal gebührt das KBG bis zur Vollendung des 36. Lebensmonats des Kindes (ein Elternteil kann nie mehr als 30 Monate KBG beziehen).

Pauschalvariante 20 + 4:
Die Bezugshöhe beträgt 624 Euro pro Monat. Die Bezugsdauer läuft bis zur Vollendung des 20. Lebensmonats des Kindes, wenn nur ein Elternteil das KBG bezieht. Bei Inanspruchnahme durch beide Elternteile verlängert sich die Bezugsdauer um jenen Zeitraum, den der andere Elternteil tatsächlich bezogen hat, maximal gebührt das KBG bis zur Vollendung des 24. Lebensmonats des Kindes (ein Elternteil kann nie mehr als 20 Monate KBG beziehen).

Pauschalvariante 15 + 3:
Die Bezugshöhe beträgt 800 Euro pro Monat. Die Bezugsdauer läuft bis zur Vollendung des 15. Lebensmonats des Kindes, wenn nur ein Elternteil das KBG bezieht. Bei Inanspruchnahme durch beide Elternteile verlängert sich die Bezugsdauer um jenen Zeitraum, den der andere Elternteil tatsächlich bezogen hat, maximal aber gebührt das KBG bis zur Vollendung des 18. Lebensmonats des Kindes (ein Elternteil kann nie mehr als 15 Monate KBG beziehen).

Pauschalvariante 12 + 2:
Die Bezugshöhe beträgt rund 1.000 Euro pro Monat. Die Bezugsdauer läuft bis zur Vollendung des 12. Lebensmonats des Kindes, wenn nur ein Elternteil das KBG bezieht. Bei Inanspruchnahme durch beide Elternteile verlängert sich die Bezugsdauer um jenen Zeitraum, den der andere Elternteil tatsächlich bezogen hat, maximal aber gebührt das KBG bis zur Vollendung des 14. Lebensmonats des Kindes (ein Elternteil kann nie mehr als 12 Monate KBG beziehen).

Einkommensabhängiges Kinderbetreuungsgeld (Variante 12 + 2):
Die Bezugshöhe beträgt 80 Prozent der Letzteinkünfte, maximal rund 2.000 Euro monatlich. Die Bezugsdauer läuft bis zur Vollendung des 12. Lebensmonats des Kindes, wenn nur ein Elternteil das KBG bezieht. Bei Inanspruchnahme durch beide Elternteile verlängert sich die Bezugsdauer um jenen Zeitraum, den der andere Elternteil tatsächlich bezogen hat, maximal aber gebührt das KBG bis zur Vollendung des 14. Lebensmonats des Kindes (ein Elternteil kann nie mehr als 12 Monate KBG beziehen).

Quelle: Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend: Kinderbetreuungsgeld – Bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Stand: 2010a.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Ein Blick auf die aktuellen Zahlen des BMWFJ (2010; Tab. 6) zeigt, dass die Männerbeteiligung dann am höchsten ist, wenn die Karenzzeit für sie vergleichsweise niedrig ausfällt.

Tabelle 6: Bezug des Kinderbetreuungsgeldes nach Berufsgruppen und Geschlecht

Anteile absolut und Anteil der Männer in Prozent.

Kinderbetreuungsgeld Varianten	Insgesamt absolut	Frauen absolut	Männer absolut	Männer in Prozent
Variante 30 + 6	104.575	100.469	4.106	3,9
Variante 20 + 4	29.956	28.202	1.754	5,9
Variante 15 + 3	6.444	5.717	727	11,3
Variante 12 + 2	1.972	1.832	140	7,1
einkommensabhängiges KBG	6.068	5.833	235	3,9
GESAMT	149.015	142.053	6.962	4,7

Quelle: Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend – BMWFJ, Stand: September 2010.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Literatur

Arbeiterkammer Österreich (2010). Wirtschafts- und Sozialstatistisches Taschenbuch 2010. Wien: Bundeskammer für Arbeiter und Angestellte.

Ballnik, P., Martinez E. & Garbani-Ballnik, O. (2005). Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität. Wien: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz.

Beham, M. & Zartler U. (2010). Lebenswelten Eltern und Kinder. Ansprüche, Anforderungen und Ambivalenzen in betreuungsintensiven Phasen. In: 5. Familienbericht 1999-2009. Die Familie an der Wende zum 21. Jahrhundert. Wien: Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (Hg.), S. 367-391.

BKA – Bundeskanzleramt Österreich (2010). Frauenbericht 2010. Bericht betreffend die Situation von Frauen in Österreich im Zeitraum von 1998 bis 2008. Wien: Bundesministerin für Frauen und Öffentlichen Dienst im Bundeskanzleramt Österreich.

Buber, I. & Hank, K. (2007). Was leisten Großeltern heute? Betreuung von Enkelkindern in Europa unterschiedlich. In: Demographische Forschung aus erster Hand, 4, 1-2.

Buber, I. (2009). Kinderbetreuungsaufgaben innerhalb der Familie. In: Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des Generations and Gender Survey (GGS) 2008/09, S. 18-19. Wien: ÖAW & ÖIF.

Buber, I. & Sobotka, T. (2009). Kinderwunsch – gewünschte Kinderzahl. In: Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des Generations and Gender Survey (GGS) 2008/09, S. 8-9. Wien: ÖAW & ÖIF.

Buchebner-Ferstl, S. & Rille-Pfeiffer, C. (2008). Hausarbeit in Partnerschaft: Studie „The glass partitioning wall“ zur innerfamiliären Arbeitsteilung – Ergebnisse für Österreich. Wien: OIF, Working Paper.

Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz – BMSG (2003). Familienstrukturen und Familienbildung. Ergebnisse des Mikrozensus September 2001. Wien: BMSG.

Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend – BMWFJ (2010). Kinderbetreuungsgeld - Statistik.
[URL:
http://www.bmwfj.gv.at/Familie/FinanzielleUnterstuetzungen/Kinderbetreuungsgeld/Seiten/KBG-Statistik2010.aspx, 09.2010].

Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend – BMWFJ (2010a). Kinderbetreuungsgeld – Bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf.
[URL: http://www.bmwfj.gv.at., 2010]

Fthenakis, Wassilios E. und Textor, Martin R. (Hg.) (2002): Mutterschaft, Vaterschaft. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

Eckhard, J./ Klein T (2006). Männer, Kinderwunsch und generatives Verhalten. Eine Auswertung des Familiensurvey zu Geschlechterunterschieden in der Motivation zur Elternschaft. Wiesbaden.

GGS – Generations and Gender Survey 2008/2009 (2009). Familienentwicklung in Österreich. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung der Universität Wien (ÖIF), Vienna Institute of Demography der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW).

Gisser, R. (Hrsg.). (2003). Population Policy Acceptance Survey (PPA II). Familie, Geschlechterverhältnis, Alter und Migration. Wissen, Einstellungen. Wünsche der Österreicherinnen und Österreicher. Tabellenband Zusammenfassung ausgewählter Ergebnisse. For-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

schungsbericht Nr. 25. Wien: Institut für Demographie. Österreichische Akademie der Wissenschaften.

Höpflinger, F., Hummel, C., Hugentobler, V. (2006). Enkelkinder und ihre Grosseltern. Intergenerationelle Beziehungen im Wandel. Zürich: Seismo.

Höpflinger, Francois (2009). Beziehungen zwischen Enkelkindern und Großeltern. In: Lenz, K./Nestmann F. (Hg.): Handbuch Persönliche Beziehungen, Weinheim und München, S. 311-337.

Kapella O./ Rille-Pfeiffer C. (2007). Einstellungen und Wertehaltung zu Themen der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Deskriptive Ergebnisse einer Einstellungs- und Wertestudie zu Mutter- und Vaterrolle, Kinderbetreuung und Erwerbstätigkeit der Frau. ,Wien: OIF: Working Paper.

Leibovici-Mühlberger M. (2006). Allein erziehende Väter in Österreich. Eine qualitative sozialwissenschaftliche Studie zur Konzeptionalisierung und Realisierung allein erziehender Vaterschaft. Wien: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hg.).

Scambor, E. & Faßhauer, M. (2006). Strukturelle Rahmenbedingungen aktiver Vaterschaft, Fokus – Karenregelungen und Teilzeit in Österreich. Graz: Forschungsstelle der Männerberatung, Österreichische Kinderfreunde – Bundesorganisation.

Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien (2009). Universität Wien, Institut für Staatswissenschaft. Empirische Datenerhebung: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 98048001.

STATISTIK AUSTRIA (2006). Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Modul der Arbeitskräfteerhebung 2005. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2009). Demographisches Jahrbuch 2008. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2010b). Zeitverwendungserhebung 2008/2009 (erstellt im Auftrag des Bundesministeriums für Frauen und Öffentlichen Dienst).
[URL: http://www.statistik.at/web_de/ presse/052103, 05.11.2010].

Tazi-Preve, Mariam I. (2004). Vaterschaft im Wandel? Eine Bestandaufnahme von Verhalten und Einstellung von Vätern. In: Cizek Brigitte (Hg.): Familienforschung in Österreich. Markierung – Ergebnisse – Perspektiven, Wien, S. 109-131.

Tazi-Preve, Mariam I., Kapella, O., Kaindl, M., Klepp, D., Krenn, B., Seyyed-Hashemi, S. & Titton, M. (2007). Väter im Abseits. Zum Kontaktabbruch der Vater-Kind-Beziehung nach Scheidung und Trennung, Wien.

Tazi-Preve, Mariam I. (2008). …Väter sein umso mehr – Österreichische Väter in Sozialpolitik und -praxis. In: Brunner José (Hg). Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte (2008): Mütterliche Macht und väterliche Autorität. Elternbilder im deutschen Diskurs. Göttingen.

Tazi-Preve, Mariam I. (2009). Politik zu Vaterschaft. In: SWS-Rundschau: Heft 4/2009, Wien: 491-511.

Zulehner, Paul M. (Hg.) (2003). MannsBilder. Ein Jahrzehnt Männerentwicklung. Im Auftrag des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Ostfildern: Schwabenverlag AG.

Wilk, Liselotte (2010). Großeltern und Enkelkinder zu Beginn des 21.Jahrhunderts. In: 5. Familienbericht 1999-2009.Die Familie an der Wende zum 21. Jahrhundert. Wien: Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (Hg.), S. 407-418.

Wirtschaftskammer Niederösterreich (2010). Projektergebnisse. Elternorientierte Personalpolitik mit Focus auf Väter in Niederösterreich. WKÖ NÖ und Land Niederösterreich, St. Pölten: NÖ Schriften Nr. 195.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Artikel

- „Was Eltern vom Kinderbetreuungsgeld halten. Mehr Möglichkeiten, mehr Planung mehr Eigenverantwortung."
  http://www.oif.ac.at/presse/presse_pdf/bzw_04_08.pdf S.33-35.
- Statistik Austria, 2010: „Weltstatistiktag am 20.10.2010: Europäische Statistik – eine Informationsquelle für alle";
  http://www.statistik.at/web_de/presse/pressemitteilungen_laufendes_jahr/053485?year=2010.
- Statistik Austria, 2010a: „Bezieherinnen und Bezieher ausgewählter Familienleistungen 2000 bis 2009";
  http://www.statistik.gv.at/web_de/statistiken/soziales/sozialleistungen_auf_bundesebene/familienleistungen/020119.html.

Interviewte Experten und Expertinnen

- Dipl.-Sozialpäd.(FH) Olaf Kapella, Forschungskoordinator und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Österreichischen Institut für Familienforschung.
- Dr. Mariam Irene Tazi-Preve, Forschungskoordinatorin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Österreichischen Institut für Familienforschung. Universitätslektorin an den Universitäten Wien und Innsbruck.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafiken

Grafik 1: Gewünschte Kinderzahl 368
Grafik 2: Kinderwunsch von Männern und Frauen 371
Grafik 3: Ökonomische Einflussfaktoren auf den Kinderwunsch 372
Grafik 4: Individuelle Einflussfaktoren auf den Kinderwunsch 373
Grafik 5: Aufteilung der Kinderbetreuungsaufgaben aus Vätersicht 375
Grafik 6: Aufteilung der Hausarbeit 377
Grafik 7: Übernahme von Betreuungsaufgaben in den vergangenen zwölf Monaten 383

Tabellen

Tabelle 1: Kinderlosigkeit und Wunsch, kinderlos zu bleiben 369
Tabelle 2: Gewünschte Kinderzahl 370
Tabelle 3: Vorhandensein von Großeltern 382
Tabelle 4: Bezug des Kinderbetreuungsgeldes nach Geschlecht 384
Tabelle 5: Bezug des Kinderbetreuungsgeldes nach Berufsgruppen und Geschlecht 386
Tabelle 6: Bezug des Kinderbetreuungsgeldes nach Berufsgruppen und Geschlecht 393

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

3.2 FAMILIE UND BERUF

INHALTSVERZEICHNIS

3.2 Familie und Beruf 399
3.2.1 Die wichtigsten Erkenntnisse 400
3.2.2 Familiäre Verpflichtungen 403
3.2.3 Erwerbsbeteiligung von Vätern und Müttern 405
3.2.4 Subjektive Vereinbarkeit von Familie und Beruf 415
Literatur 423
Grafiken 424
Tabellen 424

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

3.2.1 DIE WICHTIGSTEN ERKENNTNISSE

- Familiäre Verpflichtungen umfassen die Betreuung von Kindern unter 15 Jahren sowie die Pflege und Betreuung von Angehörigen und Bekannten, die älter als 15 Jahre sind. Rund 1,7 Millionen in Österreich lebende Personen im erwerbsfähigen Alter müssen Kinder versorgen, 450.000 Menschen pflegen und betreuen Angehörige oder Bekannte. Frauen sind in Kinderbetreuung und Pflege von erwachsenen Personen stärker involviert als Männer.

- Elternschaft wirkt sich für Männer und Frauen deutlich unterschiedlich auf die Erwerbstätigkeit aus: Väter arbeiten häufiger und mehr als Männer ohne betreuungspflichtige Kinder (unter 15 Jahren), Mütter arbeiten seltener und häufiger Teilzeit als Frauen ohne Kinder.

- Die Erwerbsquoten (Erwerbstätige und Arbeitslose) sind für Väter (im Bereich 96 bis 98%) und Männer ohne Kinder (91 bis 92%) seit 1994 weitgehend konstant. Bei den Müttern ist die Erwerbsquote von 64,7 Prozent auf 77,3 Prozent (2009) angestiegen, bei Frauen ohne Kinder von 80,1 auf 88,4 Prozent.

- Die Beteiligung am Erwerbsleben ist bei den Müttern vom Alter des jüngsten Kindes abhängig, auch die Anzahl der Kinder insgesamt spielt eine – kleinere – Rolle. Für die Erwerbstätigkeit der Väter ist das Kindesalter de facto unerheblich. Nur eine kleine Minderheit (ca. 0,4% der erwerbstätigen Männer im Jahr 2009; korrespondierend mit 4,7% der Väter auf Basis der Daten zum Kinderbetreuungsgeld mit Stand September 2010) nimmt die Väterkarenz in Anspruch oder reduziert die Arbeit auf Teilzeit, um vermehrt Betreuungsaufgaben in der Familie wahrzunehmen.

- Der Zuwachs in der Erwerbstätigkeit basiert bei den Müttern auf einer deutlichen Zunahme an Teilzeitarbeitsplätzen: Lag die Quote 1994 noch bei 39,9 Prozent, so beträgt sie aktuell 68,5 Prozent. Zur Vereinbarung der beruflichen und familiären Pflichten stellt die Reduktion der Arbeitszeit bzw. die Annahme einer Teilzeitstelle eine der bedeutendsten Strategien dar, die in den überwiegenden Fällen von Frauen angewendet wird. In den Familien entscheiden sich vor allem Frauen zu diesem Schritt, was die Gefahr prekärer Arbeitsverhältnisse mit sich bringt.

- Das am häufigsten praktizierte Versorgungs- bzw. Ernährungsmodell der Familien ist die Vollzeiterwerbstätigkeit des Mannes bei gleichzeitiger Teilzeiterwerbstätigkeit der Frau: Auf 40,9 Prozent der österreichischen Familien trifft dies zu. Bedingt durch die Einkommensunterschiede zwischen Frauen und Männern auch vor der Familiengründung ist der Beitrag der Männer zum Haushaltseinkommen im Schnitt höher als jener der Frauen. Dies ist neben traditionellen Rollenbildern mit ein Grund dafür, warum Mütter den Großteil der Elternkarenz in Anspruch nehmen und im Falle der Erwerbsbeteiligung eine Teilzeitstelle wählen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

- Traditionelle Rollenbilder erodieren auch in Österreich zunehmend und weichen einem gleichberechtigten Bild von Männern und Frauen, die sich die familiären und beruflichen Pflichten neu aufteilen. Wenngleich die klassische Rollenverteilung des berufstätigen Mannes und der familienbetreuenden Frau in Frage gestellt wird, vertritt nach wie vor die überwiegende Mehrheit die Ansicht, dass der Mann die Familie finanziell absichern muss. Die Änderungen betreffen daher stärker die Rolle der Frau, die nicht mehr auf die Haushaltsführung und Kindererziehung reduziert wird. Auch Männer sollen sich stärker in der Familie engagieren und die Frauen unterstützen. Die Hauptrolle des Mannes bleibt jedoch die des hauptsächlichen Ernährers. Diese Rollenbilder spiegeln sich auch in den Erwerbsbeteiligungsmustern wider.

- Männer mit Kindern nehmen nicht nur häufiger am Erwerbsleben teil, sie erbringen auch öfter Überstunden als Männer ohne Kinder. Die Versorgungspflichten führen also zu einer Ausdehnung der Arbeitszeiten. Dieses Mehr an Arbeit ist jedoch auch belastend – der überwiegende Teil möchte das Stundenausmaß wieder auf das arbeitsvertraglich vereinbarte Ausmaß (maximal 40 Stunden beim Vollzeiterwerb) reduzieren.

- Väter und Mütter sind im Allgemeinen zufrieden mit den Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf – jeweils ein Viertel ist jedoch dezidiert unzufrieden. Das entspricht jeweils etwa 400.000 berufstätigen Vätern und Müttern, also insgesamt 800.000 Personen.

- Eltern, die Teilzeit arbeiten, sind mit der Vereinbarkeit von Familie und Beruf wesentlich zufriedener als Vollzeitbeschäftigte. Dies unterstreicht die Rolle der Arbeitszeitreduktion bzw. Teilzeit als Strategie zur gleichzeitigen Erfüllung beruflicher und privater Pflichten.

Aus den dargestellten Fakten und Ergebnissen lassen sich für die Politik, Unternehmen und Familien folgende **Handlungsempfehlungen** ableiten:

- Abbau von Diskriminierungen in der Berufswelt aufgrund des Geschlechts. Dies betrifft auch Vorurteile gegenüber Männern, die die Väterkarenz in Anspruch nehmen möchten. Die nachhaltige Forcierung der Weiterentwicklung gesellschaftlicher Werte hin zu einer gleichberechtigten Sichtweise und Partizipation am Berufs- und Familienleben.

- Mehr bedarfsgerechte Möglichkeiten zur Kinderbetreuung. Dies umfasst den Ausbau des Angebots und Adaptionen der bestehenden Organisation (z.B. Öffnungszeiten).

- Veränderung der Arbeitsorganisation und mehr Anpassung an die Regelmäßigkeiten eines Familienlebens, was insbesondere auch eine familienfreundliche Flexibilisierung der Arbeitszeiten umfasst.

- Mehr Verständnis für die Thematik in den Unternehmen. Als Best Practice Modelle können in größeren Unternehmen eigene Organisationseinheiten (z.B. Familienservice) oder eine familienbeauftragte Person genannt werden. Diese kann die Interessen beider Geschlech-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

ter im Bereich der Vereinbarkeit von Familie und Beruf unterstützen (Fischer & Kotai-Szarka, 2005, S. 43). Für alle Unternehmen kann geraten werden, die Familienfreundlichkeit im Unternehmen zu leben oder sie in Betriebsvereinbarungen oder einem Firmenleitbild einzuarbeiten. Sie gewinnen dadurch auch an Attraktivität am Arbeitsmarkt.

- Familiäre Verpflichtungen eines Mitarbeiters oder einer Mitarbeiterin sollten in den Unternehmen nicht als notwendiges Übel gesehen werden, vielmehr erhöhen die Erfahrungen im Bereich der Familie und Kindererziehung die soziale Kompetenz der Mitarbeiter/innen.

- Die sich ändernden Rollenbilder werden von den Eltern noch nicht gelebt, wofür zu einem Großteil die Rahmenbedingungen (berufliches Umfeld, Einkommenssituation, Arbeitsorganisation etc.) verantwortlich zu machen sind. Daher sind in dieser Hinsicht primär jene anzusprechen, die diese Rahmenbedingungen schaffen und gestalten können. Und hier sind insbesondere Führungskräfte gemeint, die ihre Rolle und ihre Einflussmöglichkeiten reflektieren sollten, um ein positives Arbeitsklima für Väterkarenz, Väterbeteiligung an der Beziehung und für familiäre Angelegenheiten im Allgemeinen zu schaffen.

- Die entscheidende Frage stellt sich für alle Männer bzw. die Gesellschaft als Gesamtes: Wie viel Zeit und Anteilhabe sollen (wollen) Männer am Leben ihrer Kinder nehmen? Ökonomische Zwänge und Karrierebewusstsein können schließlich nur auf gesellschaftlicher Ebene geändert werden. Dafür ist auch ein positives Rollenbild von Männern, die einen Teil der Karenzzeit übernehmen, eine notwendige Voraussetzung, um diesen Schritt für Männer attraktiv zu machen. Nicht immer scheitert die Bereitschaft an finanziellen Überlegungen, sondern an der Vorstellung der „Unmännlichkeit“ der väterlichen Karenzrolle. Derartige Einstellungsmuster und Wahrnehmungen können nur durch Rollenvorbilder und breitenwirksame Kampagnen geändert werden. Es erscheint uns zu einfach, für die geringe Inanspruchnahme rein ökonomische Rahmenbedingungen verantwortlich zu machen (vgl. hierzu auch Kap. 3.1).

- Der Mangel an Kinderbetreuungseinrichtungen und Ganztagsschulangeboten erschwert auf struktureller Ebene die Vereinbarkeit von Familie und Beruf (siehe auch Frauenbericht 2010). Darüber hinaus sind sämtliche Bemühungen, Modelle und praxiserprobte Beispiele zur Flexibilisierung der Arbeitszeit, die für viele befragte Experten und Expertinnen ein zentraler Punkt ist, zu unterstützen. In diesem Zusammenhang werden die Erfahrungen und Auswirkungen des verpflichteten Kindergartenjahres von Interesse sein.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

3.2.2 FAMILIÄRE VERPFLICHTUNGEN

Spricht man von familiären Verpflichtungen bzw. von der Vereinbarkeit von Beruf und Familie, so sind damit in erster Linie die Betreuungsaufgaben von Kindern sowie die Erledigung der im gemeinsamen Haushalt anfallenden Arbeiten gemeint. Es geht also darum, wer sich um die Körperpflege der Kinder kümmert, Hilfestellungen bei Hausaufgaben gibt, die Kinder beaufsichtigt, Nahrungsmittel einkauft und kocht, mit den Kindern spielt, die Wohnung reinigt etc. Der Angelpunkt ist die Welt der Familie und Partnerschaft und wie die daraus resultierenden Anforderungen auf alle Beteiligten aufgeteilt werden. Und wer schließlich in welchem Ausmaß dafür Sorge trägt, dass der Haushalt finanziell versorgt wird und die materiellen Bedürfnisse zum Leben gedeckt werden.

Neben der Betreuung von Kindern unter 15 Jahren versteht man unter familiären Verpflichtungen aber auch die Betreuung von hilfsbedürftigen Verwandten oder Bekannten ab 15 Jahren. Die verrichteten Tätigkeiten für die Hilfs- und Pflegebedürftigen umfassen dabei die Körperpflege, körperliche Hilfestellungen im Allgemeinen (z.B. beim Gehen), Hilfe bei der Hausarbeit und in finanziellen oder organisatorischen Angelegenheiten. Unter Betreuung fällt nicht nur die Erledigung von Aufgaben, sondern auch, Gesellschaft zu leisten und für eine/n Hilfsbedürftige/n Zeit zu haben (Statistik Austria, 2006).

Im Jahr 2005 betreuten 450.000 Österreicher/innen im erwerbsfähigen Alter (15 bis 64 Jahre) regelmäßig – also zu fix vereinbarten Zeiten – **hilfsbedürftige Angehörige oder Bekannte über 15 Jahren**. Gemessen an der Gesamtbevölkerung im erwerbsfähigen Alter erbringen 8 Prozent entsprechende unbezahlte Hilfs- und Pflegeleistungen. Der überwiegende Teil dieser Arbeit entfällt dabei auf Frauen – 10 Prozent von ihnen kümmern sich regelmäßig um Angehörige und Bekannte. Bei den Männer liegt der entsprechende Anteil bei 6 Prozent. Die Gründe für diese Differenz sind in der sozialen Rollenverteilung zu sehen, die den Frauen stärker die sozialen Verpflichtungen und den Männern die beruflichen Pflichten zuweisen (vgl. Kap. 3.1 und 3.2). Wenngleich diese starren Rollenzuschreibungen in den letzten Jahrzehnten brüchig geworden sind, bestimmen sie nach wie vor das alltägliche Verhalten und dies insbesondere in den älteren Generationen.

Es ist eine Frage des Alters, ob und in welchem Ausmaß die Österreicher/innen mit Betreuungspflichten erwachsener Angehöriger konfrontiert sind, wobei die Schere zwischen Männern und Frauen mit dem Alter auseinander geht und Frauen verstärkt die Rolle der Betreuerinnen einnehmen. Während für junge Menschen im Alter von 15 bis 24 Jahren kaum solche Verpflichtungen anfallen (bei beiden Geschlechtern: ca. 3%), steigt der Anteil der Betreuungsverpflichtung sukzessive an und erreicht in der Altersgruppe der 45- bis 54-Jährigen den Höhepunkt: In dieser Altersgruppe betreuen 16 Prozent der Frauen, aber nur neun Prozent der Männer eine hilfsbedürftige Person. In der letzten Altersklasse der erwerbsfähigen Bevölkerung (55 bis 64

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Jahre) nimmt der Anteil bei den Frauen leicht ab (auf 14%) und bleibt bei den Männern mit zehn Prozent de facto konstant. Die Betreuungspflichten umfassen in der Regel Personen der gleichen Generation oder der Elterngeneration. Daher übernehmen jüngere Personen seltener Betreuungsaufgaben, da die Großeltern von den Eltern gepflegt werden (Statistik Austria, 2006).

Rund 1,7 Millionen in Österreich lebende Personen im erwerbsfähigen Alter hatten im Jahr 2005 **Kinder unter 15 Jahren** zu versorgen, unabhängig davon, ob es die eigenen Kinder oder die des Partners oder der Partnerin waren. 1,5 Millionen davon lebten mit diesen auch im selben Haushalt. Während praktisch alle Frauen, die in diesen Haushalten leben, auch angaben, Betreuungspflichten zu übernehmen, gaben sieben Prozent der Männer (49.000 Väter) an, keine Betreuungsaufgaben zu erfüllen. Die Familien- und Haushaltsstatistik 2009 (Statistik Austria, 2010) weist 677.000 Paarhaushalte mit Kindern unter 15 Jahren insgesamt aus, wobei davon auszugehen ist, dass Personen mit so jungen Kindern in der Regel auch im erwerbsfähigen Alter sind. Hinzu kommen 114.000 Alleinerzieher/innen, die in 92 Prozent der Fälle Frauen sind – bleiben 8.600 alleinerziehende Väter mit jungen Kindern. Rechnet man die erwachsenen Einzelpersonen in diesen Haushalten zusammen, so ergeben sich auch für das Jahr 2009 etwa 1,5 Millionen Personen mit entsprechenden Betreuungspflichten.

Aktuell gibt es in Österreich 2,335.000 **Familien**[1], wobei in 60,7 Prozent dieser Familien Kinder (jeden Alters) leben. 12,5 Prozent – das sind 293.000 Familien – sind Alleinerzieher/innen mit Kindern, wobei der überwiegende Teil davon Mütter sind (85,6%). Der Anteil der Ehepaare oder Lebensgemeinschaften ohne Kinder beläuft sich auf 39,3 Prozent. Die Entwicklung in den vergangenen 25 Jahren in Österreich zeigt einen generellen Anstieg um etwa 300.000 Familien seit 1985, der überwiegend auf Familien ohne Kinder zurückzuführen ist. Dabei handelt es sich hauptsächlich um ältere Ehepaare, deren Kinder den gemeinsamen Haushalt bereits verlassen haben. Der Zuwachs ist daher eine Folge der gestiegenen Lebenserwartung.

[1] Bei der Definition von Familien folgt die Statistik Austria den Empfehlungen der UNECE 2006. Nach dem Kernfamilien-Konzept bilden Ehepaare oder Lebensgemeinschaften mit oder ohne Kinder bzw. Elternteile mit Kindern eine Familie. Der Begriff Kinder umfasst alle Personen, die mit ihren Eltern, einem Elternteil, Stief- oder Adoptiveltern ohne Partner/in in einem Haushalt leben und selber noch keine Kinder haben. Entscheidend ist also das Kriterium des Zusammenlebens, das zum Teil nicht dem alltäglichen Gebrauch des Begriffs Familie entspricht, der sich überwiegend an der Eltern-Kind-Relation orientiert.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

3.2.3 ERWERBSBETEILIGUNG VON VÄTERN UND MÜTTERN

Die **Erwerbstätigenquote** in der Altersgruppe der 15- bis 64-Jährigen beträgt im Jahr 2009 für Männer 76,9 Prozent und für Frauen 66,4 Prozent (vgl. Kap. 2.2). Personen mit Kindern unter 15 Jahren sind insgesamt häufiger erwerbstätig: 92,0 Prozent der Väter und 74,2 Prozent der Mütter gehen einer Beschäftigung nach, wobei 8,3 Prozent der Mütter in Elternkarenz waren, sodass sich nach Abzug dieser Personen eine Quote der aktiven Erwerbsbeteiligung der Frauen mit Kindern unter 15 Jahren von 66,0 Prozent ergibt. Bei den Männern ist der Anteil derer, die in Elternkarenz sind, mit ca. 0,4 Prozent an der Grenze der statistischen Messbarkeit, sodass die oben angeführte Quote de facto als aktive Erwerbstätigkeit gelten kann.

Um die **Auswirkungen der Kinderbetreuung auf die Erwerbstätigkeit** angemessen beurteilen zu können, werden die Erwerbstätigenquoten der Eltern von unter 15-jährigen Kindern mit den Quoten der Personen im Alter von 25 bis 49 Jahren, die keine betreuungspflichtigen Kinder haben, verglichen. Während Väter deutlich öfter erwerbstätig sind als Männer ohne Kinder, ist es bei den Frauen umgekehrt (Tabelle 1).

Männer ohne Kinder weisen in den einzelnen Altersklassen um bis zu acht Prozentpunkte niedrigere Quoten auf als Väter von unter 15-jährigen Kindern. In der jüngsten vergleichbaren Altersklasse der 20- bis 24-Jährigen sind 70,4 Prozent der kinderlosen Männer und 81,2 Prozent der Väter erwerbstätig – eine Differenz von rund 11 Punkten. Eine Erklärung hierfür ist gerade bei den jüngeren Männern in den unterschiedlichen Lebensphasen Ausbildung vs. Familiengründung zu sehen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 1: Erwerbstätigenquoten in Abhängigkeit von betreuungspflichtigen Kindern

Erwerbstätigenquoten in Prozent.

	Erwerbstätige 15 – 64 Jahre	Altersgruppen				
		20-24	25-29	30-34	35-39	40-49
Männer Gesamt	76,9	70,8	84,8	90,9	91,5	90,3
Männer ohne Kinder	69,9	70,4	83,8	90,1	87,3	85,3
Männer mit Kindern unter 15 Jahren	92,0	81,2	89,0	92,2	94,7	93,5
1 Kind	91,9	84,5	91,4	93,9	94,1	93,7
2 Kinder	93,1	-	86,4	92,9	96,1	93,8
3 und mehr Kinder	89,0	-	-	83,5	92,0	90,9
Frauen Gesamt	66,4	67,7	76,7	78,8	81,1	82,6
Frauen ohne Kinder	60,7	70,7	83,3	90,3	87,9	84,1
Frauen mit Kindern unter 15 Jahren	74,2	45,7	64,9	71,4	78,4	80,2
1 Kind	79,0	47,7	73,9	81,2	84,4	83,2
2 Kinder	73,0	-	56,5	72,9	79,4	74,6
3 und mehr Kinder	52,2	-	-	41,7	56,9	73,8

Quelle: Familien- und Haushaltsstatistik 2009 (Statistik Austria, 2010).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

In einer **Einstellungs- und Wertestudie des ÖIF** (Kapella & Rille-Pfeiffer, 2007; vgl. auch Kap. 3.1), die gemeinsam mit IFES durchgeführt wurde, hielten es 60 Prozent der Österreicher/innen für „absolut notwendig", dass ein guter Vater die Familie finanziell absichern soll. Weitere 38 Prozent hielten dies für „eher schon wichtig". In dieser Frage sind sich Männer und Frauen bzw. Väter und Mütter einig. Dieser Aspekt eines „guten Vaters" steht an erster Stelle, gefolgt von der Übernahme von Aufgaben in der Familie (53% absolut notwendig) und der gleichberechtigten Versorgung des Kindes (52%). Dass ein guter Vater seine außerhäuslichen Interessen einschränken muss, erachten 28 Prozent für absolut notwendig. Hier sind Männer auch strenger zu sich selbst: Während diese Einstellung 32 Prozent der Männer bejahen, sind es nur 23 Prozent der Frauen. Interessant ist auch die grundlegende Einstellung, dass ein guter Vater einen Teil der Karenz übernehmen soll: Dies halten insgesamt 16 Prozent der Österreicher/innen für absolut notwendig. Männer tun dies mit 18 Prozent häufiger als Frauen mit 14 Prozent. Es sind damit auch etwas stärker die Frauen, die Karenz für reine Müttersache halten. Wie ein Blick auf die Inanspruchnahme der Männerkarenz zeigt (vgl. Kap. 3.1), klaffen Wunsch bzw. Einstellung und Wirklichkeit stark auseinander. Wenngleich in einer Wertestudie der Aspekt der sozialen Erwünschtheit im Antwortverhalten eine Rolle spielt, sind dennoch auch ökonomische Abwägungen bei der Entscheidung der Aufteilung der Karenz von Bedeutung: Männer in Paarbeziehungen ohne Kinder tragen im Schnitt etwa zwei Drittel zum gesamten **Haushaltseinkommen** bei (Hofinger & Enzenhofer, 2006, vgl. auch Kap. 2.2). Die Einkünfte von Frauen liegen auf der Basis von Bruttostundenverdiensten um 25,5 Prozent niedriger als jene der Männer (vgl. Kap. 2.2). Solange diese Asymmetrie bestehen bleibt, ist es für Paare nur rational, auf das kleinere Einkommen zu verzichten. Diese Entscheidung wiederum trägt dazu bei, diese Asymmetrie zu bestätigen. Väter gehen schließlich dazu über, noch mehr zu arbeiten bzw. eine Vollzeitbeschäftigung noch stärker anzustreben und Überstunden zu machen (vgl. Kap. 3.1).

Traditionelle Rollenbilder erodieren auch in Österreich: 1988 stimmten noch 57 Prozent der Männer und 50 Prozent der Frauen der Aussage zu, dass es die Aufgabe des Mannes sei, Geld zu verdienen und die der Frau, sich um Haushalt und Familie zu kümmern. 1994 lagen diese Anteile weiterhin hoch bei 46 bzw. 54 Prozent – gerade Frauen hielten an dieser Einstellung fest. Rund zehn Jahre später (2003) gaben diese Einstellungen schließlich nach und wurden von einer Mehrheit nicht mehr vertreten: Nur noch 35 Prozent der Männer und 28 Prozent der Frauen stimmten dieser Aussage zu. Während sich Väter mit 33 Prozent nicht von anderen Männern unterscheiden, stimmen Mütter mit 20 Prozent dieser Aussage wesentlich weniger häufig zu. Dass beide Partner zum Haushaltseinkommen beitragen sollen, finden im Jahr 2003 77 Prozent der Männer und 79 Prozent der Frauen – hierfür gab es bereits 1994 Mehrheiten (63% bzw. 69%). Neben finanziellen Aspekten steht einer vollen Erwerbstätigkeit der Frauen auch die Meinung im Weg, dass das Familienleben darunter leide, wenn die Frau voll berufstätig ist: 64 Prozent der Männer und 63 Prozent der Frauen stimmen dieser Aussage im Jahr 2003 zu – unter den Vätern und Müttern liegen diese Anteile gleich hoch (Beham & Haller, 2005, S. 410).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Während sich die traditionellen Rollenbilder hin zu einer gleichberechtigten Sichtweise entwickelten, lassen es die derzeitigen **Arbeitsbedingungen** in der Vielzahl der Fälle nicht zu, diese neuen Werte auch zu leben, erklärt Janig. Die Organisation von Arbeit erschwere es prinzipiell vielen, familiäre und berufliche Pflichten flexibel in Einklang zu bringen. So komme es zwangsläufig zur Schwerpunktbildung, bei der wiederum auf traditionelle Muster zurückgegriffen werde: Der Mann kümmert sich um die finanzielle Versorgung, die Frau um die Familie. Die traditonellen Normen geben dabei Orientierung, eine wesentliche Rolle spielen aber auch unterschiedliche Verdienstmöglichkeiten und berufliche Werte, die gerade für Männer eine stärkere Identifikation mit dem Beruf im Allgemeinen bzw. dem beruflichen Erfolg im Speziellen bedeuteten. Ein Weg wäre daher die weitere Forcierung von Maßnahmen im Bereich der Arbeitsbedingungen und -organisation, die die Vereinbarkeit von Beruf und Familie für beide Geschlechter erleichtere ohne dabei die Arbeitszeit deutlich verkürzen zu müssen.

Janig weist darauf hin, dass die berufliche Welt eine eigene Dynamik habe, gerade wenn es um **Karriere und Aufstieg** gehe. Wer sich an dem „Aufstiegsspiel“ beteilige, der könne nur in den seltensten Fällen in Elternkarenz gehen, da man sich dadurch „aus dem Spiel nehme“. Andere würden dann die Gelegenheit ergreifen bzw. sich auf die Abwesenheit einstellen. Wie im Frauenbericht 2010 (Kapitel 3 und 4) ausführlich argumentiert, sind berufliche Unterbrechungen relevante Faktoren für Einkommen und beruflichen Aufstieg. In einer Studie von Fischer und Kotai-Szarka (2005, S. 44), die die männerspezifischen Perspektiven untersuchte, wurde die Sichtweise der Unternehmer sowie der betroffenen Väter und Mitarbeiter klar: „Elternteilzeit z.B. sehe ich aus unternehmerischer Sicht neutral. Andererseits muss man sich individuell zwischen Anwesenheit zuhause und Karriere entscheiden. Beides geht nicht.“, drückt es ein Manager eines Dienstleistungsunternehmens aus.

Neben der Erwerbstätigenquote ist die **(aktive) Erwerbsquote** von Interesse, die von der Statistik Austria im Zeitverlauf seit 1994 ausgewiesen wird. Die (aktive) Erwerbsquote umfasst alle Erwerbstätigen und Arbeitslosen und exkludiert Frauen in Elternkarenz. Verglichen werden wiederum Väter und Mütter mit Männern und Frauen ohne Kinder in der Altersklasse der 25- bis 49-Jährigen (Grafik 1). Wie in den meisten Industrienationen hat auch in Österreich bei weitgehend unveränderter Erwerbsbeteiligung der Männer die Erwerbsbeteiligung der Frauen zugenommen (vgl. Kap. 2.2). Standen 1994 94,0 Prozent der Männer im Erwerbsleben, so sind es heute 93,8 Prozent. Auch die Erwerbsquote der Väter von Kindern unter 15 Jahren ist mit derzeit 96,5 Prozent nahezu konstant geblieben (1994: 97,9%) und liegt höher als jene der Männer ohne Kinder mit 92,0 Prozent (1994: 90,9%). Bei den Frauen dagegen ist das Ausmaß der Beteiligung am beruflichen Leben seit 1994 um gut 10 Prozentpunkte von 72,4 Prozent auf 83,4 Prozent angestiegen. Die Schere zwischen Müttern und Frauen ohne Kindern ist dabei etwas kleiner geworden: 1994 waren 80,1 Prozent der Frauen zwischen 25 und 49 Jahren und 64,7 Prozent der Mütter dieser Altersgruppe erwerbstätig oder arbeitslos. Im Jahr 2009 liegen die entsprechenden Anteile bei 88,4 bzw. 77,3 Prozent – die Differenz hat sich also von 15,4 Pro-

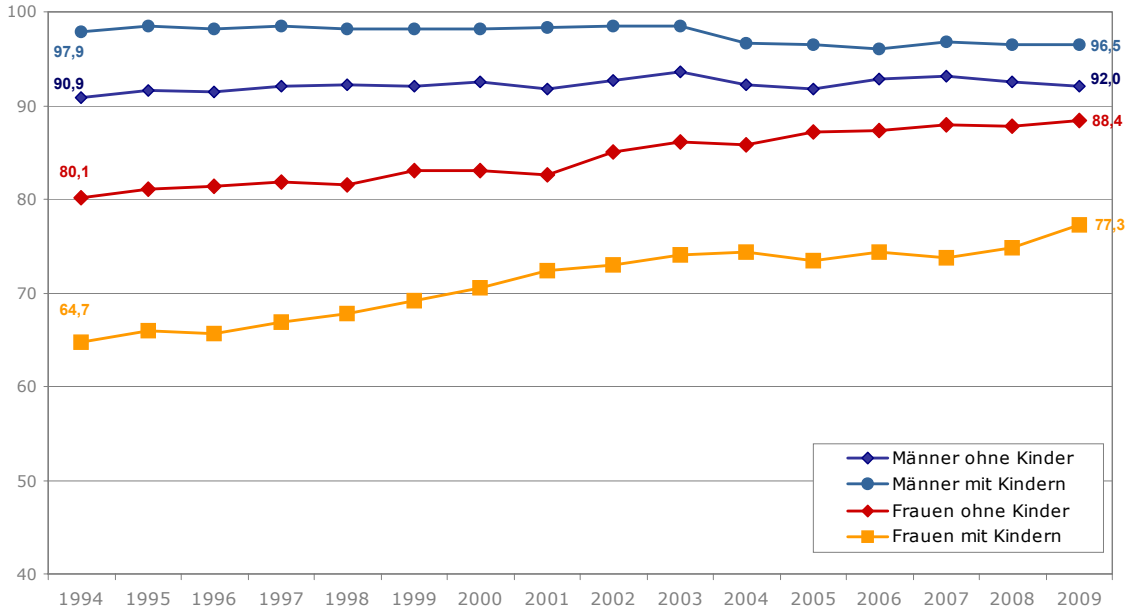
Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

zentpunkten auf 10,9 Punkte verringert. Die Erwerbsbeteiligung der Mütter ist also stärker angestiegen als jene der Frauen ohne Kinder.

Die Schere in der Erwerbsbeteiligung zwischen Männern und Frauen bzw. zwischen Vätern und Müttern ist in den vergangenen 16 Jahren deutlich geringer geworden. Dennoch gilt nach wie vor: Bei Männern steigert die Versorgungspflicht eines Kindes die Erwerbsbeteiligung auf hohem Niveau noch weiter (und auch das Ausmaß der Arbeitstätigkeit – siehe Kap. 2.2), bei Frauen hingegen verringert sich die Erwerbsbeteiligung deutlich. Zu diesem Schluss kommt auch der Frauenbericht 2010 (S. 170).

Grafik 1: Entwicklung der Erwerbsquoten

Erwerbsquoten (aktiv Erwerbstätige und Arbeitslose) der 25- bis 49-Jährigen mit Kindern bzw. ohne Kinder unter 15 Jahren.



Hinweis: Der Bruch in der Zeitreihe von 2003 auf 2004 ist methodisch bedingt – neben anderen kleineren Änderungen wurde die Arbeitskräfteerhebung 2004 auf eine ganzjährige Erhebung umgestellt.
Quelle: Familien- und Haushaltsstatistik 2009 (Statistik Austria, 2010).

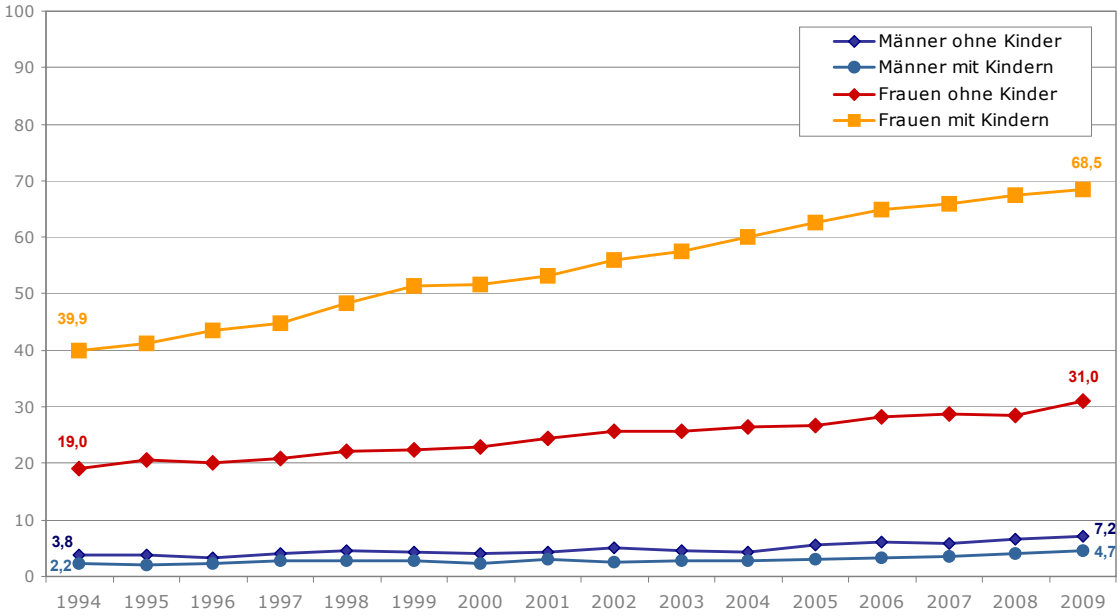
Die stärkere Erwerbsbeteiligung der Mütter im Alter von 25 bis 49 Jahren beruht aber vorwiegend auf der stärkeren Verbreitung von **Teilzeitarbeitsplätzen** (Grafik 2): So ist der Anteil der Teilzeitbeschäftigten bei den Müttern von 39,9 Prozent im Jahr 1994 auf 68,5 Prozent im Jahr 2009 gestiegen – das entspricht einer Steigerung von gut 70 Prozent. Etwas moderater ist der Anstieg der Teilzeitquote bei den Frauen ohne Kindern: Hier waren es 1994 19,0 Prozent und 2009 31,0 Prozent. Auch bei den Männern entwickeln sich die Teilzeitquoten nach oben – wenngleich auf sehr niedrigem Niveau: Waren 1994 3,8 Prozent der Väter und 3,0 Prozent der

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Männer ohne Kinder in Teilzeit beschäftigt, so betragen die entsprechenden Anteile 2009 6,2 bzw. 7,2 Prozent. Väter mit Kindern arbeiten etwas häufiger Teilzeit als Männer ohne Kinder.

Grafik 2: Entwicklung der Teilzeitquoten

Teilzeitquoten der 25- bis 49-Jährigen mit Kindern bzw. ohne Kinder unter 15 Jahren.



Hinweis: Entwicklungen in der Zeitreihe von 2003 auf 2004 sind teils methodisch bedingt – neben anderen kleineren Änderungen wurde die Arbeitskräfteerhebung 2004 auf eine ganzjährige Erhebung umgestellt; die Einstufung in Teilzeitbeschäftigung wurde von der Berechnung auf Basis der wöchentlich geleisteten Arbeitsstunden auf eine Selbstzuordnung der Befragten umgestellt (siehe hierzu auch Fußnote 2).
Quelle: Familien- und Haushaltsstatistik 2009 (Statistik Austria, 2010).

Der Arbeitsklima-Index der Arbeiterkammer Oberösterreich (siehe Infobox in Kap. 2.2) ermöglicht eine Auswertung der Teilzeitbeschäftigung in Abhängigkeit der Schulbildung und der beruflichen Position der Väter und Mütter. Während bei den Frauen die Unterschiede zwischen den einzelnen Schulabschlüssen aufgrund der starken Verbreitung von Teilzeit nur gering sind, spielt bei den Vätern die Frage, ob eine Matura absolviert wurde oder nicht, eine entscheidende Rolle: Bei den Vätern mit höherer Bildung beträgt die Teilzeitquote 9 Prozent, bei jenen mit niedrigerer Schulbildung bewegt sie sich zwischen 3,0 und 3,5 Prozent. Bei den Frauen ist kein einheitlicher Trend festzustellen: die Quoten schwanken zwischen 51 (Pflichtschule) und 58

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

(Lehre, mittlere Schule) Prozent; bei Maturaabsolventinnen sind es 53 Prozent[2].

In Abhängigkeit vom beruflichen Status sind die Teilzeitquoten bei den Vätern in einfachen und qualifizierten Angestelltenberufen mit etwa sechs bis sieben Prozent etwas über und bei den Arbeitern mit fünf Prozent etwas unter dem Durchschnitt. Die Unterschiede sind jedoch gering – von Interesse ist jedoch die Tatsache, dass bei den leitenden Angestellten de facto kein Vater zu finden war, der Teilzeit gearbeitet hätte, d.h. die Ausübung einer leitenden Position als Teilzeitbeschäftigter ist für Männer nicht möglich. Bei den weiblichen leitenden Angestellten schafft dies immerhin ein gutes Drittel der Mütter.

Die Erwerbsbeteiligung ist nur bei den Müttern in relevantem Ausmaß vom **Alter des jüngsten Kindes** abhängig (Grafik 3). Bei den Vätern sind es unabhängig vom Alter des Kindes stets mehr als 90 Prozent, die einer Erwerbstätigkeit nachgehen. Der Anteil der Teilzeit ist tendenziell etwas höher, wenn das jüngste Kind weniger als drei Jahre alt ist. Eine lineare Tendenz ist dabei statistisch nicht zu erkennen. Der höchste Anteil an Teilzeit wird – mit 7,1 Prozent der Väter bei einem Gesamtschnitt von 4,5 Prozent – bei 2- bis 3-jährigen Kindern im Haushalt erreicht. Bei der Erwerbsbeteiligung der Mütter spielt das Alters des jüngsten Kindes hingegen eine große Rolle. Sind die jüngsten Kinder im Alter von ein bis zwei Jahren, so liegt die aktive Erwerbsbeteiligung bei 17,6 Prozent (mit Kindern unter einem Jahr) bzw. 26,2 Prozent (mit Kindern von ein bis zwei Jahren). Rechnet man die Mütter in Elternkarenz – also jene mit aufrechtem Dienstverhältnis – hinzu, gelangt man zu Erwerbstätigenquoten von etwa 64 bis 65 Prozent. Der Rest ist nicht erwerbstätig. Ist das jüngste Kind zwischen zwei und drei Jahre alt, sind nur noch 2,2 Prozent der Frauen in Elternkarenz – die gesamte Erwerbstätigenquote sinkt auf einen Tiefstand von 55,6 Prozent. Diese Altersphase des jüngsten Kindes markiert die wichtige Entscheidungsphase bei Auslaufen der Elternkarenz. Viele Mütter kehren Teilzeit in ihren Beruf zurück – 44,1 Prozent sind hier Teilzeit erwerbstätig – oder bleiben noch beim Kind zu Hause (Tiefstand der Erwerbstätigenquote). Die Schwierigkeiten beim beruflichen Wiedereinstieg von Frauen nach der Elternkarenz werden im Frauenbericht 2010 ausführlich dargestellt (Kap. 3.6.3, S. 179ff).

Mit zunehmendem Alter des jüngsten Kindes steigt die Erwerbsbeteiligung der Frauen bei sinkender Teilzeitquote deutlich an (Grafik 3). Dabei zählt jedes Lebensjahr des Kindes: 70,3 Prozent der Frauen mit einem 3- bis 4-jährigen Kind, 71,8 Prozent mit Kindern von vier bis fünf Jahren und bereits 77,8 Prozent der Frauen mit einem Kind im Alter von fünf bis sechs Jahren sind aktiv erwerbstätig.

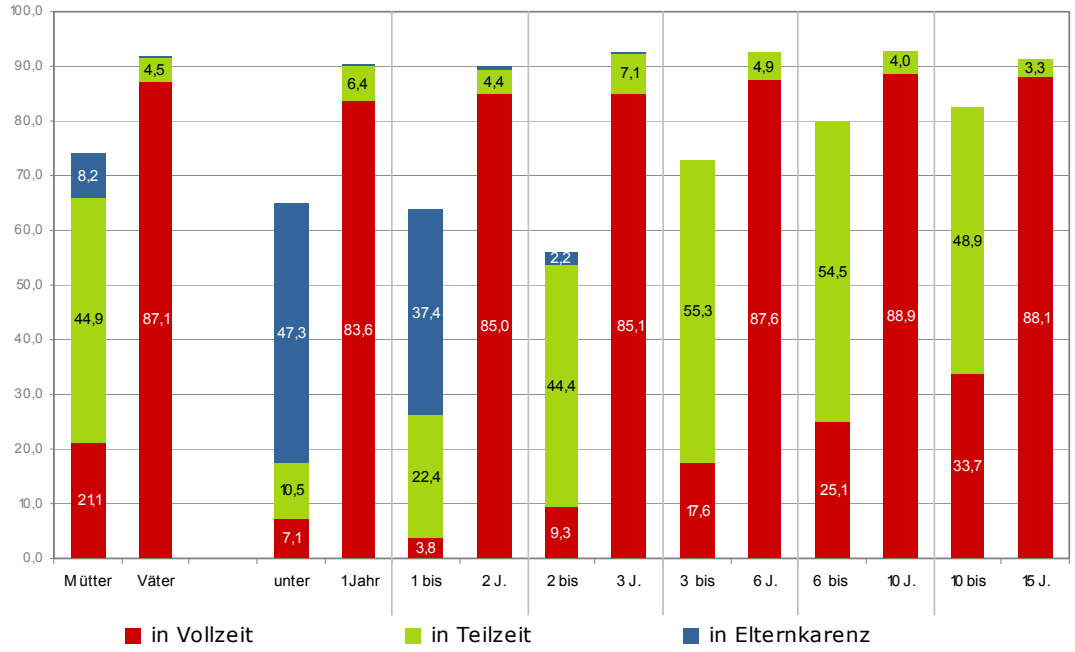
---

[2] Die Teilzeitquoten für Mütter sind im Arbeitsklima-Index um 10 Prozentpunkte niedriger als die Werte der Statistik Austria und sind auf Erfassungsunterschiede zurückzuführen. Im Arbeitsklima-Index wird die Zuordnung auf Basis der durchschnittlich geleisteten Wochenstunden getroffen – Teilzeitbeschäftigte arbeiten weniger als 36 Stunden. Statistik Austria weist die Teilzeitquoten ab 2004 in dieser Auswertung auf Basis der Selbstzuordnung der Befragten aus. Bis 2004 lagen die Quoten von Arbeitsklima-Index und Statistik Austria auf ähnlichem Niveau.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 3: Erwerbsbeteiligung in Abhängigkeit vom Alter des jüngsten Kindes

Erwerbstätigenquoten von Müttern und Vätern mit Kindern unter 15 Jahren nach Alter des jüngsten Kindes.



Quelle: Familien- und Haushaltsstatistik 2009 (Statistik Austria, 2010).

Auch die **Anzahl der betreuungspflichtigen Kinder** (unter 15 Jahren) spielt für Mütter eine entscheidende Rolle bei der Frage nach der Berufstätigkeit: 79,0 Prozent der Frauen mit einem Kind, 73,0 Prozent mit zwei Kindern und nur noch 52,2 Prozent der Frauen mit drei oder mehr Kindern sind erwerbstätig (inkl. Elternkarenz). Bei den Männern sind die entsprechenden Erwerbstätigenquoten (91,9% / 93,1% / 89,0%) nahezu unverändert.

Von Bedeutung sind aber nicht nur die jeweiligen Erwerbsquoten von Vätern und Müttern insgesamt, sondern die Aufteilung der **Erwerbstätigkeit in Paarbeziehungen mit Kindern**. Das häufigste Modell, das von 40,9 Prozent der Eltern mit Kindern unter 15 Jahren praktiziert wird, ist der Vollzeiterwerb des Mannes und der Teilzeiterwerb der Frau. In weiteren 22,8 Prozent der Haushalte ist nur der Mann erwerbstätig, in 17,0 Prozent der Fälle arbeiten beide Vollzeit und leben somit das Doppelversorgermodell (Tabelle 2). 8,8 Prozent werden von der Statistik Austria (2010) für die Kategorie „Mann oder Frau in Elternkarenz“ ausgewiesen. Angesichts der geringen Inanspruchnahme der Elternkarenz von Vätern (vgl. auch Kap. 3.1) können diese Haushalte durchaus zur alleinigen (aktiven) Erwerbstätigkeit der Männer hinzugezählt werden, sodass dieses Modell für etwa 31 bis 32 Prozent der Haushalte gilt.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 2: Versorgungsmodelle bei Familien mit Kindern unter 15 Jahren

Versorgungsmodelle in Abhängigkeit vom Alter des jüngsten Kindes (in Prozent der jeweiligen Altersklasse des Kindes).

	Paare mit Kindern unter 15 Jahren insgesamt	Alter des jüngsten Kindes			
		0-2	3-5	6-9	10-14
Beide Vollzeit	17,0	5,0	14,8	20,8	27,7
Beide Teilzeit	1,9	1,8	2,7	*	1,8
Beide nicht erwerbstätig	3,6	5,0	4,2	2,6	2,5
Nur Mann erwerbstätig	22,8	33,3	23,3	18,3	15,5
Nur Frau erwerbstätig	3,9	2,0	3,3	4,3	5,9
Mann Vollzeit/ Frau Teilzeit	40,9	22,1	50,6	50,7	45,4
Frau Vollzeit/ Mann Teilzeit	1,1	*	*	*	*
Mann oder Frau in Elternkarenz	8,8	30,3	*	*	*

* bedeutet, dass der Anteil für eine Schätzung zu gering ist, also nahe 0 liegt.

Quelle: Familien- und Haushaltsstatistik 2009 (Statistik Austria, 2010).

Das **Versorgungsmodell der Familie** ist abhängig vom Alter des jüngsten Kindes. Im Säuglings- und Kleinstkindalter ist erwartungsgemäß der Vater alleine erwerbstätig (33,3%) bzw. die Mutter in Elternkarenz und der Vater erwerbstätig (etwa 30,3%) – es kann also bei knapp zwei Drittel der Familien mit einem Kind unter zwei Jahren vom männlichen Ernährermodell ausgegangen werden. Das teilmodernisierte Modell – der Mann ist Vollzeit, die Frau Teilzeit erwerbstätig – wird in dieser Altersphase des Kindes von 22,1 Prozent der Familien praktiziert. Das Doppelernährermodell – beide Vollzeit – trifft auf 5,0 Prozent zu. Mit Auslaufen der Elternkarenz in der Altersklasse der 3- bis 5-jährigen Kinder dominiert das teilmodernisierte Modell mit 50,6 Prozent, die alleinige Erwerbstätigkeit des Mannes verliert stark an Bedeutung und trifft nur noch auf 23,3 Prozent der Familien zu. Mit zunehmendem Alter des jüngsten Kindes steigt die Bedeutung des Doppelernährermodells und nimmt mit 27,7 Prozent bei den Familien mit dem jüngsten Kind im Alter von zehn bis 14 Jahren einen wichtigen Stellenwert ein, wenngleich das teilmodernisierte Modell mit 45,4 Prozent nach wie vor dominiert. In nur 15,5 Prozent der Familien ist der Mann alleine erwerbstätig, in 5,9 Prozent der Familien ist es die Frau.

Von Interesse ist auch der **Beitrag** der Väter und Mütter **zum Haushaltseinkommen** in Abhängigkeit des Ernährermodells (zit. n. Frauenbericht 2010, S. 178 ; Rechnungshof, 2008), wobei auf Basis der vorhandenen Datenquellen vorwiegend unselbständiges Einkommen beurteilt werden kann. Nur in einem Viertel der Doppelernährer-Haushalte, in denen beide Vollzeit erwerbstätig sind, tragen beide etwa gleich viel zum Haushaltseinkommen bei. In 41 Prozent dieser Haushalte überwiegt der Anteil des Mannes, in 21 Prozent jener der Frau. In den restlichen

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Haushalten gibt es kein unselbständiges Paareinkommen, d.h. beide Partner beziehen aus anderen Quellen Einkommen. Im männlichen Ernährermodell steuert der Vater in 85 Prozent der Haushalte mehr als 60 Prozent des Einkommens bei (in 65% der Fälle sogar das gesamte Einkommen). Ist die Frau alleine erwerbstätig, so liefert sie in 61 Prozent der Fälle den überwiegenden Teil des Einkommens (in 40% das gesamte Einkommen). Im teilmodernisierten Modell liefert der Vater in 71 Prozent der Haushalte den überwiegenden Anteil zum Gesamteinkommen.

Die Ernährermodelle haben sich seit den späten 1990er Jahren weiter verändert: Das männliche Ernährermodell – das auch als Ein-Rollen-Modell bezeichnet wird – verliert gegenüber dem Zwei-Rollen-Modell, in dem beide Partner zur ökonomischen Versorgung des Haushalts beitragen, an Bedeutung. Die Strategie, die hier von den Paaren angewendet wird, liegt in der Teilzeiterwerbstätigkeit der Mutter, für die sie auch eine längerfristige Bedeutung über das Betreuungsalter der Kinder hinaus besitzt. D.h. diese Frauen bleiben schließlich im Erwerbsleben (Haas, 2010, S. 735).

Trotz der Veränderungen in den Familienstrukturen und den moderneren Rollenbildern kümmern sich Männer und Frauen nach wie vor in sehr traditioneller Art und Weise um die Familie. Männer sorgen für die ökonomische Absicherung des Haushalts und Frauen widmen sich verstärkt der Kindererziehung und dem Haushalt (vgl. auch Frauenbericht, 2010, S. 178). Kinder und die damit verbundene Notwendigkeit, Familie und Beruf zu organisieren, führen zu einer Traditionalisierung der Rollenverteilungen (vgl. Kap. 3.1).

Wie Österreich in Hinblick auf das Versorgungsmodell international liegt, wird von Haas (2010) ausführlich im Familienbericht 2009 des Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend (BMWFJ) dargestellt. Die entsprechenden Daten liegen jedoch nur gesamt für alle Familien (Paarbeziehungen) vor, also auch für jene Familien ohne Kinder. In 40 Prozent der Paarhaushalte (beide im Alter von 20 bis 60 Jahren) versorgen Männer und Frauen Vollzeit die Familie, in 21 Prozent ausschließlich der Mann und in 23 Prozent wird ein teilmodernisiertes Modell praktiziert. Andere Modelle haben nur einen sehr geringen Anteil – dies gilt auch international. In den Niederlanden dominiert mit 41 Prozent ganz klar das teilmodernisierte Modell zu Lasten des Doppelernährer-Modells (25%). Dieses bildet wiederum in Schweden mit 66 Prozent einen deutlichen Schwerpunkt – hier erzielt das teilmodernisierte Modell nur 10 Prozent, das männliche Ernährermodell 13 Prozent.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

3.2.4 Subjektive Vereinbarkeit von Familie und Beruf

In diesem Abschnitt steht die Frage, wie leicht oder schwer den Vätern und Müttern aus ihrer subjektiven Sicht die Vereinbarkeit von Familie und Beruf fällt. Einen wesentlichen Punkt bildet dabei die Abhängigkeit dieser Sichtweise vom soziodemographischen Hintergrund.

In einer Spezialauswertung der Arbeitskräfteerhebung zum Thema Vereinbarkeit von Familie und Beruf ermittelte die Statistik Austria (2006) im Jahr 2005 den Wunsch der Eltern von Kindern unter 15 Jahren, inwiefern sie sich eine **Änderung ihres Verhältnisses von Berufsleben und familiären Pflichten** (Kinderbetreuung) wünschen würden (Tabelle 3). Der Wunsch nach Änderung ist gering – insgesamt 81,7 Prozent der Eltern gaben an, dass sie nicht das Bedürfnis haben, die Kinderbetreuung und das Berufsleben anders zu organisieren. Dieser Befund ist nicht weiter überraschend, schließlich erfolgten hierzu bereits Anpassungsleistungen der Eltern, und hier insbesondere der Frauen, die verstärkt Teilzeit und nicht Vollzeit arbeiten (vgl. Kap. 2.2 und 3.1). Dennoch bestehen zwischen Männern und Frauen Unterschiede im Wunsch nach Anpassungen in der Vereinbarkeit. Während für 86,6 Prozent der Väter kein Veränderungsbedarf besteht, sind es bei den Frauen nur 77,7 Prozent, d.h. umgekehrt, dass sich gut ein Viertel der berufstätigen Mütter Verbesserungen wünscht (wenngleich etwa 10 Prozent hier keinen definitiven Wunsch äußern können). 8,3 Prozent der Mütter würden gerne mehr arbeiten und weniger in die Betreuung investieren (müssen) und 4,8 Prozent würden gerne weniger arbeiten und mehr Zeit für ihre Kinder haben. Dieser Wunsch besteht vor allem bei den jungen Müttern im Alter von 15 bis 34 Jahren, was nicht nur, aber zu einem Gutteil mit dem Alter des Kindes zu tun hat.

Bei den Vätern liegen die Wünsche anders gelagert – sie wollen angesichts ihres Arbeitspensums die Arbeitszeit eher verringern als erhöhen. 7,9 Prozent der Väter würden gerne weniger arbeiten, um mehr Zeit für die Betreuung zu haben und 2,7 Prozent äußern den gegenteiligen Wunsch. Mehr Zeit für ihren Nachwuchs möchten verstärkt Väter von besonders jungen Kindern haben.

Die Zufriedenheit mit der Work-Family-Balance ist abhängig vom soziodemographischen bzw. sozioökonomischen Hintergrund der Väter. Personen mit Pflichtschulabschluss äußern nur in 3,5 Prozent der Fälle den Wunsch, weniger arbeiten zu wollen und dafür mehr Zeit für die Kinderbetreuung zu haben, 4,9 Prozent – und damit überdurchschnittliche viele – wünschen sich hingegen, mehr arbeiten zu können. Bei den Vätern mit Matura- oder Hochschulabschluss möchten hingegen 11,9 bzw. 11,3 Prozent weniger und nur 2,3 bzw. 1,9 Prozent möchten mehr arbeiten. Die Bedürfnisse dürften weniger den (bildungsbedingten) Einstellungen als vielmehr finanziellen Motiven und der generellen Arbeitsdichte geschuldet sein. Während Angestellte und Selbständige häufiger eine Arbeitszeitreduktion wünschen (etwa 11%), ist der Wunsch bei Arbeitern (5,8%) seltener ausgeprägt. Darüber hinaus bzw. damit zusammenhängend führen gerade „unübliche“ Arbeitszeiten wie Nachtarbeit (12,4%) oder Arbeit am Wochenende (10,5%) zu

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

dem Wunsch nach besserer Vereinbarkeit. Für die berufstätigen Mütter gelten ähnliche Zusammenhangsmuster, wenngleich in deutlich abgeschwächter Form, was auch auf die unterschiedlichen Arbeitsverhältnisse (mehr Teilzeit) zurückzuführen ist.

Tabelle 3: Wunsch nach Veränderung im Verhältnis Berufsleben und Betreuung

Wunsch, das Berufsleben und die Betreuungszeiten für Kinder unter 15 Jahren anders zu organisieren.
Anteile in Prozent.

	Wunsch, Berufsleben und Betreuung für Kinder unter 15 Jahren anders zu organisieren		
	Ja, mehr arbeiten und Betreuungszeit verringern	Ja, weniger arbeiten, um mehr Zeit für Betreuung zu haben	nein
Insgesamt	**5,8**	**6,2**	**81,7**
Frauen	**8,3**	**4,8**	**77,7**
Männer	**2,7**	**7,9**	**86,6**
Angestellte	1,8	10,8	85,2
Arbeiter	2,3	5,8	90,4
Beamte	1,6	9,4	88,7
Selbständige	0,9	11,1	86,1
Männer	**2,7**	**7,9**	**86,6**
Pflichtschule	4,9	3,5	86,3
Lehre	2,1	6,8	88,2
Mittlere Schule	3,8	10,0	83,8
Höhere Schule	2,3	11,9	83,4
Hochschule	1,9	11,3	85,7

Quelle: Vereinbarkeit von Familie und Beruf (Statistik Austria, 2006).

Die hauptsächliche **Betreuung der Kinder während der Arbeitszeit** (außerhalb der Schulstunden) ist vorwiegend abhängig von der Berufstätigkeit beider Partner. Von Interesse ist daher insbesondere die Sicht der Frauen, d.h. wer betreut die Kinder, wenn die Mütter in der Arbeit sind? Dies sind zu beinahe gleichen Teilen der in der gemeinsamen Wohnung lebende Partner (24,7%) oder die Eltern bzw. Schwiegereltern (23,6%). 18,5 Prozent greifen auf Kinderbetreuungseinrichtungen zurück; beim Rest sind es andere Verwandte und Bekannte, Partner, die nicht im selben Haushalt wohnen oder der Verzicht auf Kinderbetreuung (17,1%), wenn die Kinder schon alt genug sind. Aus Sicht der Väter gestaltet sich die Situation gänzlich anders: Etwa sieben von zehn können sich auf die Partnerin verlassen (Statistik Austria, 2006). Diese Differenzen sind auf die unterschiedlichen Arbeitsverhältnisse und den höheren Teilzeitanteil

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

der Frauen zurückzuführen. Wenn Männer Vollzeit erwerbstätig sind, springen die Frauen außerhalb der Schulzeiten ein, um die Kinder zu betreuen und organisieren ihre Teilzeitarbeit dementsprechend. Dies lässt sich auch an den Motiven für Teilzeitarbeit ablesen: Während 40 Prozent der Frauen nicht mehr Stunden arbeiten, weil sie Kinder zu betreuen haben, sind es bei den Männern nur 4 Prozent der Teilzeitbeschäftigten (Statistik Austria, 2009).

Die Möglichkeiten zur **flexiblen Arbeitszeitgestaltung** sind für Väter und Mütter trotz unterschiedlichem Ausmaß der Erwerbsbeteiligung annähernd gleich: 61,3 Prozent der Männer können den Beginn oder das Ende der Arbeitszeit um mindestens eine Stunde verschieben (Frauen: 64,3%) und 56,3 Prozent können ganze Tage frei nehmen, ohne Urlaub oder eine Pflegefreistellung zu konsumieren (59,6%). Bei den Vätern ist die Flexibilität abhängig vom sozialen Hintergrund und der beruflichen Position. Für Männer mit Pflichtschulabschluss (für 52,2% möglich) ist das Verschieben von Beginn oder Ende der Arbeitszeit viel schwieriger als für Männer mit höherer Bildung (Matura: 73,3%), wobei sich Männer mit der höchsten Schulbildung – Studium – wieder etwas schwerer tun (64,7%), was auf den höheren Anteil leitender Positionen und die damit einhergehende stärkere Bindung und Verpflichtung gegenüber dem Beruf zurückzuführen ist. Ein ähnliches Bild ergibt sich, wenn es darum geht, ganze Tage freizunehmen: Während dies nur für knapp die Hälfte der Pflichtschulabsolventen möglich ist, sind es bei höher Gebildeten etwa zwei Drittel (Universität: 57,7%). Analoge Resultate ergeben sich nach dem beruflichen Status: 45,5 Prozent der Arbeiter, bereits 62,5 Prozent der Angestellten und 74,3 Prozent der Selbständigen halten es für prinzipiell möglich, ganze Tage freizunehmen, um den Nachwuchs zu betreuen.

Weitere Hinweise für die Flexibilität der Arbeitszeit ergeben sich aus den bereits getätigten Maßnahmen, um für die Kinderbetreuung Zeit zu haben. Insgesamt 23,6 Prozent der Väter haben sich in den vergangenen zwölf Monaten vor der Befragung einen ganzen Tag freigenommen, da die üblicherweise genutzten Betreuungseinrichtungen nicht verfügbar waren. Ein Fünftel hat dafür die Arbeitszeit verkürzt oder Zeitausgleich konsumiert, und 6,1 Prozent haben auf eine spezielle Arbeitszeitvereinbarung (z.B. Heimarbeit, Diensttausch) zurückgegriffen. In Fällen der Nichtverfügbarkeit der üblichen Betreuungseinrichtungen sind eher die Mütter am Zug: 29,6 Prozent haben ganze Tage frei genommen, ein Viertel hat die Arbeitszeit verkürzt und jede zehnte Mutter hat eine spezielle Arbeitszeitvereinbarung genutzt.

Die Möglichkeiten zur flexiblen Gestaltung der Arbeit sind auch in diesem Kontext abhängig von der Bildung und in weiterer Folge von der beruflichen Position (Tabelle 4). Ein Beispiel: 15,8 Prozent der Väter mit Pflichtschulabschluss haben sich einen ganzen Tag frei genommen, um die Betreuung ihrer Kinder zu übernehmen. Dieser Anteil steigt mit der Schulbildung auf 31,1 Prozent der Väter mit Maturabschluss bzw. 28,6 Prozent jener mit Universitätsabschluss. Die Arbeitszeit verkürzt haben 8,3 Prozent der Väter mit Pflichtschule, aber 29,2 Prozent jener mit Universitätsabschluss. Ähnliche Zusammenhänge ergeben sich bei den Frauen in abgeschwächter Form.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Arbeiter (17,5%) konnten sich wesentlich seltener ganze Tage frei nehmen, als etwa Angestellte (28,0%) oder Personen im öffentlichen Dienst (32,7%). Auch für Selbständige ist dies wesentlich schwieriger (19,4%) – sie verkürzen als Kompensation jedoch häufiger ihre Arbeitszeit (21,7%), was Arbeiter (13,3%) ebenfalls nur selten tun (können). Angestellte (25,1%) und öffentlich Bedienstete (23,8%) haben es in dieser Hinsicht wieder leichter. Für die berufstätigen Mütter gelten ähnliche Abhängigkeiten von der beruflichen Stellung.

Tabelle 4: Möglichkeiten flexibler Arbeitszeitgestaltung

Flexible Gestaltung der Arbeitszeit in den vergangenen zwölf Monaten während Zeiten, zu denen die üblichen Kinderbetreuungseinrichtungen nicht verfügbar waren.
Anteile in Prozent.

	In den letzten zwölf Monaten …		
	Ganze Tage frei genommen	Arbeitszeit verkürzt	Spezielle Arbeitszeitvereinbarungen genutzt
Insgesamt	**26,4**	**22,1**	**7,9**
Frauen	**29,8**	**24,5**	**10,2**
Männer	**23,6**	**20,3**	**6,1**
Angestellte	28,0	25,1	8,3
Arbeiter	17,5	13,3	3,2
Beamte	32,7	23,8	5,2
Selbständige	19,4	21,7	8,0
Männer	**23,6**	**20,3**	**6,1**
Pflichtschule	15,8	8,3	1,1
Lehre	22,2	17,6	4,3
Mittlere Schule	21,7	24,8	8,6
Höhere Schule	31,1	28,1	8,2
Hochschule	28,6	29,2	12,9

Quelle: Vereinbarkeit von Familie und Beruf (Statistik Austria, 2006).

Der Arbeitsklima-Index der Arbeiterkammer Oberösterreich (IFES, 2010; siehe auch Infobox in Kap. 2.2) ermöglicht einen Einblick in die täglichen Bemühungen der Väter und Mütter, Beruf und Familie miteinander in Einklang zu bringen.

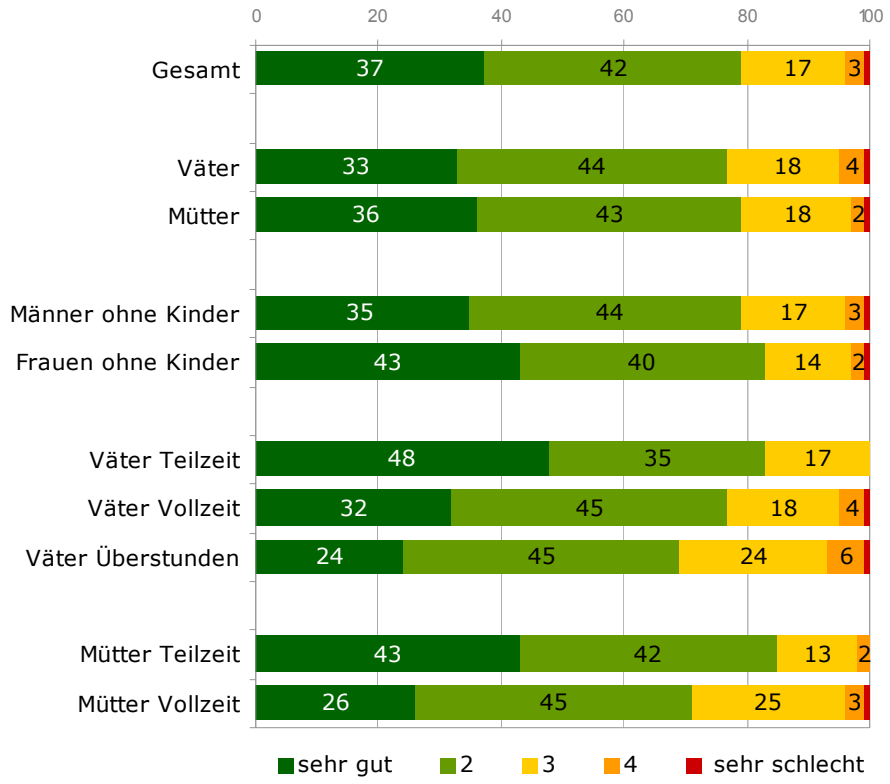
Für die Jahre 2008 bis 2010 geben jeweils gut ein Drittel der Väter und Mütter an, Beruf und Privatleben „sehr gut“ miteinander vereinbaren zu können, weitere 44 bzw. 43 Prozent vergeben die Note 2 auf einer fünfstufigen Skala. Besonders negativ (Noten 4 und 5) sieht nur eine kleine Minderheit von fünf Prozent bei den Männern und drei Prozent bei den Frauen die Möglichkeiten, Beruf und Familie unter einen Hut zu bringen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Dass Frauen in dieser Frage insgesamt gleich gut abschneiden wie Männer und tendenziell seit Befragungsbeginn 1997 sogar etwas besser liegen, ist ausschließlich auf den hohen Anteil an Teilzeitbeschäftigten zurückzuführen. Nur für 26 Prozent der vollzeiterwerbstätigen Mütter funktioniert die Vereinbarkeit von Beruf und Familie sehr gut, bei den teilzeiterwerbstätigen liegt der Anteil bei 43 Prozent. Auch Väter in Teilzeit – wenngleich eine kleine Minderheit (vgl. Kap. 3.1) – tun sich leichter (47,7%) als die Masse der Vollzeiterwerbstätigen. Daraus kann der Schluss gezogen werden, dass Teilzeit eine Strategie für Eltern darstellt, die Betreuungspflichten zu erfüllen und die finanzielle Versorgung des Haushalts sicher zu stellen. Die Entscheidung, wer Teilzeit arbeitet, fällt aber in aller Regel auf die Mütter.

Grafik 4: Zufriedenheit mit der Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben

Anteile in Prozent. Elternschaft bezieht sich auf Kinder unter 15 Jahren. Auswertungszeitraum: 2008 bis 2010. Stichprobengröße: 10.714 Befragte.



Quelle: Arbeitsklima-Index der Arbeiterkammer Oberösterreich (IFES, 2010).

Korrespondierend mit niedrigen Teilzeitquoten sind es dieselben Gruppen, die auch subjektiv von einer schwierigeren Vereinbarkeit ihres Berufs mit den privaten Verpflichtungen sprechen: So vergeben nur 21 Prozent der Väter in Arbeiterberufen die Bewertung „sehr gut“. Bei Facharbeitern, die einen größeren Entscheidungsspielraum im Beruf haben, sind es immerhin 31 Prozent. Unter den Angestellten wird es mit zunehmender Qualifikation und Verantwortung im Beruf schwieriger, den privaten Interessen nachzukommen: Die Hälfte der einfachen Angestellten beurteilen die Möglichkeiten zur Vereinbarung als sehr gut, bei den qualifizierten Angestellten

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

sind es 36 Prozent und bei den leitenden Angestellten nur noch 32 Prozent. Vergleichsweise positiv sehen die nicht leitenden öffentlich bediensteten Väter die Situation: 43 Prozent unter ihnen sind in dieser Frage sehr zufrieden. Interessanterweise lassen sich bei den Frauen keine derartigen Unterschiede hinsichtlich des beruflichen Status feststellen – tendenziell bewerten hier die qualifizierten Angestellten und die nicht leitenden Beamtinnen die Situation etwas besser als die Mütter in anderen Berufsfeldern.

Schulische Bildung ermöglicht berufliche Positionen mit mehr Gestaltungs- und Entscheidungsspielraum und höherer Verantwortung. Damit einher gehen auch längere Arbeitszeiten. Dennoch beurteilen höher gebildete Väter ihre Möglichkeiten zur Vereinbarung beruflicher und familiärer Pflichten besser (38%) als Personen mit Pflichtschulabschluss (29%). Die Unterschiede sind bei den Müttern geringer, wobei auch hier Pflichtschulabsolventinnen mit nur 31 Prozent sehr guten Beurteilungen am schlechtesten abschneiden.

Die zeitliche Entwicklung bei der Einschätzung der Vereinbarkeit ließ längere Zeit vermuten, dass sich die Möglichkeiten deutlich verbessert haben – so stieg Ende der 1990er Jahre die Zufriedenheit der Eltern wesentlich an und erreichte in den Jahren 2000 bis 2005 einen Höhepunkt mit Quoten an „sehr Zufriedenen“ an der 40-Prozentmarke. Ab 2006 ist die Zufriedenheit jedoch wieder schrittweise zurückgegangen – trotz steigender Teilzeitquoten. So muss der Schluss von Hofinger und Enzenhofer (2006), dass sich die Vereinbarkeit für Väter und Mütter verbessere, aus heutiger Sicht wieder korrigiert werden.

Väter von Kindern unter 15 Jahren arbeiten nicht nur häufiger Vollzeit als Männer ohne Kinder, sie leisten auch insgesamt mehr **Arbeitsstunden** und machen damit häufiger **Überstunden** (Tabelle 5). Väter erbrachten in den Jahren 2008 bis 2010 im Schnitt 42,2 Stunden pro Woche, bei Männern ohne Kinder im Betreuungsalter waren es 40,7 Stunden. Bei Frauen ist es angesichts der hohen Teilzeitquote erwartungsgemäß umgekehrt, sodass ein direkter Vergleich nur eingeschränkt möglich ist: Mütter arbeiten insgesamt 31,0 Stunden, Frauen ohne Kinder 36,2 Stunden pro Woche. Vergleicht man nur Vollzeit erwerbstätige Frauen und Mütter, ergeben sich keine Unterschiede – bei beiden liegt die durchschnittliche Wochenarbeitszeit bei 40,6 Stunden. Dies bestätigt einmal mehr den Stellenwert der Teilzeitbeschäftigung als Strategie bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Tabelle 5: Durchschnittliche wöchentliche Arbeitszeit in Stunden

Durchschnittliche Wochenarbeitszeit von Vätern und Müttern von Kindern unter 15 Jahren im Vergleich zu Männern und Frauen ohne Kinder in diesem Alter.

	in Stunden pro Woche		
	Vertragliche Arbeitszeit	Geleistete Arbeitszeit	Gewünschte Arbeitszeit
Insgesamt	35,7	**37,9**	36,0
Väter	38,8	**42,2**	39,5
Mütter	29,8	**31,0**	29,7
Männer ohne Kinder	38,0	**40,7**	38,4
Frauen ohne Kinder	34,8	**36,2**	34,8

Quelle: Arbeitsklima-Index der Arbeiterkammer Oberösterreich (IFES, 2010).

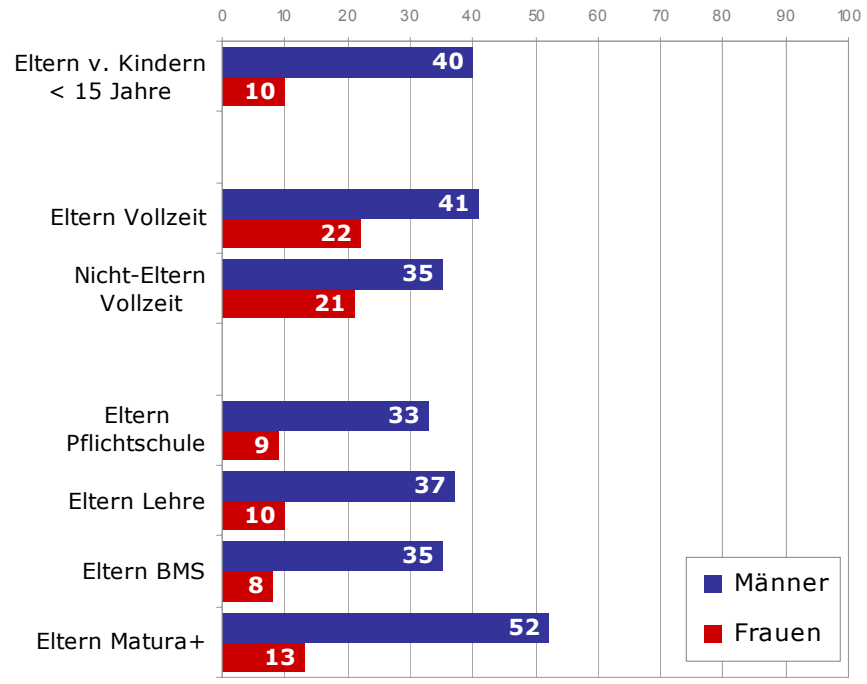
Vier von zehn Vätern machen regelmäßig Überstunden und arbeiten mehr als 40 Stunden pro Woche, bei den Männern ohne betreuungspflichtige Kinder ist es hingegen nur jeder Dritte. Bei den Müttern sind es insgesamt 10 Prozent. Berücksichtigt man nur Mütter, die Vollzeit arbeiten, ergibt sich ein Anteil von 22 Prozent. Bei den Frauen ohne Kinder sind es in dieser Gruppe 21 Prozent.

In nahezu allen Bildungsgruppen (Ausnahme: berufsbildende mittlere Schulen) leisten Väter häufiger Überstunden als Männer ohne Kinder. Die Anteilsunterschiede betragen jeweils zwischen sieben und zehn Prozentpunkten (Tabelle 5). Des Weiteren steigt die Häufigkeit von Überstunden mit dem Bildungsniveau – während ein Drittel der Väter mit Pflichtschulabschluss mehr als 40 Stunden pro Woche arbeitet, ist es bei den höher Gebildeten etwa die Hälfte. Je mehr Stunden gearbeitet werden, desto schwieriger wird die Vereinbarkeit von Beruf und Familie: Nur ein Viertel der Väter, die Überstunden leisten, sagt, dass berufliche und private Verpflichtungen sehr gut vereinbar sind; bei jenen ohne (regelmäßige) Überstunden liegt der Anteil bei 39 Prozent.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 5: Überstunden

Anteil der Personen, die Überstunden leisten.
Anteile in Prozent.



Quelle: Arbeitsklima-Index der Arbeiterkammer Oberösterreich (IFES, 2010).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

LITERATUR

Beham, M. & Haller, R. (2005). Work-Life-Balance – Wie bringen Österreichs Familien Beruf und Familie in Einklang? In Schulz, W., Haller, M. & Grausgruber, A. (Hrsg.). Österreich zur Jahrhundertwende. Gesellschaftliche Werthaltungen und Lebensqualität 1986 – 2004. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

BKA – Bundeskanzleramt Österreich (2010). Frauenbericht 2010. Bericht betreffend die Situation von Frauen in Österreich im Zeitraum von 1998 bis 2008. Wien: Bundesministerin für Frauen und Öffentlichen Dienst im Bundeskanzleramt Österreich.

Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (BMWFJ) (2010). 5. Familienbericht 2009. Wien: BMWFJ.

Fischer, S.M. & Kotai-Szarka, K. (2005). Vereinbarkeit von Familie und Beruf unter besonderer Berücksichtigung männerspezifischer Bedürfnisse aus der Sicht der Arbeitgeber (Unternehmer, Manager) und Arbeitnehmer (Mitarbeiter). Im Auftrag der Männerpolitischen Grundsatzabteilung des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz. Wien: BMSGK.

Haas, B. (2010). Family-Work-Life-Balance: Österreich, die Niederlande und Schweden im Vergleich. In BMWFJ . 5. Familienbericht. Wien: BMWFJ.

Hofinger, C. & Enzenhofer, E. (2006). Mehr Beruf, weniger Familie? – Zur Lage der berufstätigen Väter in Österreich. In Werneck, H./ Beham, M./ Palz, D. (Hrsg.): Aktive Vaterschaft - Männer zwischen Familie und Beruf. Psychosozial Verlag.

IFES (2010a). Der Österreichische Arbeitsklima-Index. Im Auftrag der Arbeiterkammer Oberösterreich. Ergebnisse im Zeitverlauf seit 1997 und Wissenschaftliche Grundlagen. Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 214000096.

Kapella, O. & Rille-Pfeiffer, C. (2007). Einstellungen und Werthaltungen zu Themen der Vereinbarkeit von Familie und Erwerb. Deskriptive Ergebnisse einer Einstellungs- und Wertestudie zu Mutter- und Vaterrolle, Kinderbetreuung und Erwerbstätigkeit der Frau. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung der Universität Wien.

Rechnungshof (2008). Allgemeiner Einkommensbericht 2008. Wien: Rechnungshof.

STATISTIK AUSTRIA (2006). Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Modul der Arbeitskräfteerhebung 2005. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2009). Arbeitskräfteerhebung 2008. Ergebnisse des Mikrozensus. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2010). Familien- und Haushaltsstatistik 2009. Ergebnisse der Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung. Wien: Verlag Österreich GmbH.

Interviewter Experte

- Univ.-Prof. Dr. Herbert Janig, Professor am Institut für Psychologie an der Universität Klagenfurt.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

GRAFIKEN

Grafik 1: Entwicklung der Erwerbsquoten 409
Grafik 2: Entwicklung der Teilzeitquoten 410
Grafik 3: Erwerbsbeteiligung in Abhängigkeit vom Alter des jüngsten Kindes 412
Grafik 4: Zufriedenheit mit der Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben 419
Grafik 5: Überstunden 422

TABELLEN

Tabelle 1: Erwerbstätigenquoten in Abhängigkeit von betreuungspflichtigen Kindern 406
Tabelle 2: Versorgungsmodelle bei Familien mit Kindern unter 15 Jahren 413
Tabelle 3: Wunsch nach Veränderung im Verhältnis Berufsleben und Betreuung 416
Tabelle 4: Möglichkeiten flexibler Arbeitszeitgestaltung 418
Tabelle 5: Durchschnittliche wöchentliche Arbeitszeit in Stunden 421

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

3.3 VÄTER IN PATCHWORKFAMILIEN

INHALTSVERZEICHNIS

3.3 Väter in Patchworkfamilien 425
3.3.1 Die wichtigsten Erkenntnisse 426
3.3.2 Zunehmende Bedeutung der Patchworkfamilie 427
3.3.3 Zusammenwachsen der Patchworkfamilie 429
3.3.4 Rechtliche und faktische Bedürfnisse in Patchworkfamilien 432
Literatur 434

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

3.3.1 Die wichtigsten Erkenntnisse

Etwa jedes zehnte Kind unter 15 Jahren wächst in Österreich in einer Patchworkfamilie bzw. Stieffamilie auf. In einer Patchworkfamilie lebt ein Paar zusammen, bei dem zumindest ein Partner eines oder mehrere Kinder aus einer früheren Beziehung in die neue Lebensgemeinschaft mitbringt. Ein gemeinsames Element solcher Familien ist die Trennungserfahrung, die der leibliche Elternteil und das (Stief-)kind gemacht haben. Im Beziehungsgefüge spielt daher auch der leibliche Elternteil, von dem das Kind getrennt lebt, eine wichtige Rolle. Da das Kind nach der Trennung meist bei der Mutter aufwächst, ergibt sich die typische Konstellation der Integration des Stiefvaters in die Mutter-Kind-Beziehung und die Neudefinition der Rolle des leiblichen Vaters, von dem das Kind getrennt lebt.

Die besonderen psychosozialen Schwierigkeiten im Prozess der Formierung einer Patchworkfamilie liegen in den potenziellen Loyalitätskonflikten, die sich für das Kind bei der Akzeptanz des neuen Partners gegenüber dem getrennt lebenden leiblichen Elternteil ergeben. Um diese Konflikte zu vermeiden bzw. so gering wie möglich zu halten, sei ein behutsames Kennenlernen notwendig, erläutert die Expertin Margit Picher, die einen eigenen Verein zur Beratung von Patchworkfamilien gegründet hat. Der neue Mann an der Seite der Mutter sei prinzipiell mit Ablehnung durch das Kind konfrontiert und dürfe daher nicht als neuer Vater vorgestellt werden. Auch das Einbringen in Erziehungsfragen sei tunlichst zu vermeiden; das Kind bestimme die Rolle des neuen Partners selbst und zu einem individuellen Zeitpunkt. Der leibliche Vater außerhalb der Patchworkfamilie dürfe nicht ersetzt werden. Ähnliches gelte auch für Stiefmütter und getrennt lebende leibliche Mütter.

Die Formierung einer Patchworkfamilie benötigt in der Regel mehrere Jahre und gelingt nur dann, wenn sich alle Beteiligten viel Zeit geben in der Übernahme neuer Rollen. Für das Wohl des Kindes ist es von besonderer Bedeutung, Loyalitätskonflikte zwischen Stiefelternteilen und leiblichen Elternteilen zu vermeiden.

Die Änderungen im Familienrecht, die 2009 in Kraft getreten sind, berücksichtigen die neuen Familienformen, wobei eine grundlegende Unterscheidung zwischen verheirateten und nicht verheirateten Lebensgemeinschaften getroffen wurde. Für verheiratete Paare wurde die Pflicht und das Recht geschaffen, den Obsorgeberechtigten in der Ausübung der Obsorge des minderjährigen Stiefkindes in bestimmten Fällen (Abwesenheit, Erfordernis der Situation etc.) zu vertreten. Diese Möglichkeit gibt es für nicht verheiratete Paare nicht. Für alle Stiefelternteile wurde jedoch eine Beistandspflicht gegenüber dem Stiefkind verankert, d.h. Hilfe bei der Pflege und Betreuung, Unterstützung bei Schulaufgaben, Begleitung zur Schule, Gewähren von Trost und emotionaler Unterstützung etc.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Aus den Expertinnengesprächen lassen sich folgende **Diskussionspunkte** ableiten:

- Patchworkfamilien sind zur Realität geworden. Ob die 2009 geschaffenen Regelungen für den Alltag der angesprochenen Familien eine Erleichterung sind, kann derzeit noch nicht beurteilt werden.

- Die derzeit bestehenden gesetzlichen Regelungen müssen unter dem Aspekt der Stabilisierung des neuen Patchworkfamiliensystems im Sinne des Kindeswohls evaluiert werden.

3.3.2 Zunehmende Bedeutung der Patchworkfamilie

Die Familie stellt in allen Kulturen eine zentrale Organisationsform für das zwischenmenschliche Zusammenleben dar. Wichtige und typische Merkmale sind eine grundsätzliche dauerhafte Organisation, blutsverwandtschaftliche Verhältnisse, Eltern-Kind-Beziehungen und das gemeinsame Ziel der Lebenserhaltung. In der Realität gestalten sich diese Merkmale jedoch unterschiedlich aus. In den westlichen Industrieländern hat sich die Kern- bzw. Kleinfamilie etabliert, in der zwei Generationen (Eltern und Kinder) zusammenleben. Neben dieser Familienform gewinnen jedoch Alleinerziehende (Ein-Eltern-Familien) und Patchworkfamilien (Stieffamilien) zunehmend an Bedeutung. Es handelt sich dabei um Formen des Zusammenlebens, die mit spezifischen Bedürfnissen und Problemen konfrontiert sind.

Eine Patchworkfamilie besteht aus einem Paar, bei dem zumindest ein Partner ein oder mehrere Kinder aus einer früheren Beziehung mitbringt. Es ist weder notwendig, dass beide Partner Kinder mitbringen, noch, dass sie verheiratet sind, wenngleich sich aus Letzterem gravierende rechtliche Unterschiede ergeben (Kap. 3.3.3).

Im Rahmen des Mikrozensus wird eine umfassende Familien- und Haushaltsstatistik erhoben (Statistik Austria, 2010; S. 76). Diese zählt für das Jahr 2009 im Schnitt 77.900 Patchworkfamilien mit Kindern unter 18 Jahren. In 42.300 Familien sind die Paare verheiratet, das entspricht einem Anteil von 54 Prozent. Umgekehrt gilt daher, dass in knapp der Hälfte der Patchworkfamilien die neuen Parter nicht verheiratet sind, woraus folgt, dass sich für jeweils die Hälfte dieser Familien die rechtliche Situation unterschiedlich gestaltet (Kap. 3.3.3).

Unter allen Familien bzw. Paaren mit Kindern unter 18 Jahren beträgt der Anteil an Patchworkfamilien 9,8 Prozent. In diesen Familien leben insgesamt rund 154.400 unter 18-Jährige, das sind pro Familie im Schnitt zwei Kinder. Die Zahl der jüngeren Kinder unter 15 Jahren beträgt 135.600. Diese Zahl lässt sich nun gut mit jener aus den 114.400 Ein-Eltern-Familien vergleichen (Statistik Austria, 2010, S. 77), in denen insgesamt rund 157.500 Kinder leben. Es lohnt sich, diese Zahlen aus den offiziellen Statistiken herauszurechnen und mit der Gesamtzahl an Kindern unter 15 Jahren (1.252.300) in Österreich in Beziehung zu setzen. Es zeigt sich, dass knapp jedes vierte Kind (23,4%) in Österreich nicht in der klassischen Kernfamilie aufwächst,

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

sondern in den neuen Formen der Patchworkfamilie (10,8%) oder in Ein-Eltern-Familien (12,6%). Ein Blick auf die aktuellen Eheschließungs- und Scheidungszahlen (siehe auch Kap. 2.4) und deren Entwicklung in den letzten Jahrzehnten untermauert die zunehmende Bedeutung von Familien- und Lebensformen abseits klassischer Vorstellungen. So ist die Zahl der Eheschließungen (Statistik Austria, 2010a; ÖIF, 2010) seit den frühen 1990er Jahren weiter stark gesunken (von rund 45.000 auf rund 35.000), die Zahl der Scheidungen hingegen gestiegen (von rund 16.000 auf knapp 20.000).

Die gesellschaftliche Entwicklung führt zu einem quantitativen Bedeutungsgewinn der Patchworkfamilie und der Ein-Eltern-Familie. Beiden haftet jedoch ein gravierendes Vorurteil an – so können sie nach verbreiteter Meinung nicht jene Geborgenheit herstellen, die dem konventionellen Familienmodell zugeschrieben wird, sie gelten als Familien zweiter Wahl bzw. zweiter Qualität. Zur Entwicklung der Familie siehe weiters Buber und Neuwirth (2009), den Familienbericht des Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend (BMWFJ, 2009; insbesondere Zartler, Zartler & Wilk, Beham & Zartler), Peuckert (2008) sowie Wernhart & Neuwirth (2007).

Auch Margit Picher, Sozialpädagogin und jahrelange Beraterin von Patchworkfamilien, kennt dieses Vorurteil und hält es für unangebracht. Die Patchworkfamilien sichern vielmehr den Fortbestand der Familie in anderer Form und müssen als Chance begriffen werden. Wirklich problematisch seien hingegen Alleinerzieherfamilien, da hier der Druck, die Herausforderungen des Alltags zu bewältigen, auf besonders wenige Schultern verteilt werde. Vielfach werde der Verfall der Familie beklagt, wobei die Klagenden dabei nicht erkennen, dass Wandel und Entwicklung nicht mit Verfall gleichzusetzen sind. Es änderten sich die Modelle und man arbeite stets an der Realität vorbei, wenn man Familie mit der Triade Vater-Mutter-Kind gleichsetze. So begreift Picher den gesellschaftlichen Wandel auch als persönliche Herausforderung und versucht, mit ihrem Verein „Patchwork-Familien-Service, Verein für Elternteile und Familien im Wandel“, die Möglichkeiten einer Patchworkfamilie gemeinsam mit den Betroffenen positiv zu gestalten. Für die Kinder sei das Aufwachsen in einer Patchworkfamilie nicht prinzipiell nachteilig gegenüber dem Aufwachsen in der Ursprungsfamilie, die zentrale Frage sei, ob es den Erwachsenen gut gehe und ob sie sich gut verstünden. Pflegten diese einen konstruktiven Umgang mit Konflikten, dann gehe es auch den Kindern gut und sie könnten im Falle einer Patchworkfamilie gut mit den geänderten Lebensverhältnissen leben.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Infobox: Patchwork Familien Service – Verein für Elternteile und Familien im Wandel

Der Verein wurde im Jänner 2002 in Graz auf Initiative von Margit Picher gegründet und verstand sich zunächst als Alleinerzieher/innen-Service. Der Aufgabenbereich wurde aber rasch erweitert und richtet sich an alle Alleinerziehenden, Besuchselternteile und Patchworkelternteile, um beim Prozess der Bildung einer neuen Familie zu helfen. Das Ziel ist es, in Trennung befindliche Paare, Alleinerziehende, Besuchselternteile sowie Patchworkfamilien in Konflikt- und Krisensituationen bei Lösungsmöglichkeiten zu unterstützen und zu begleiten. Der Grundsatz dabei lautet, dass nur gestärkte Eltern(-teile) auch "gute Eltern" sein können.

Quelle: www.patchworkfamilien.at, www.patchworkcoaching.at

3.3.3 Zusammenwachsen der Patchworkfamilie

Eine Patchworkfamilie ist alleine durch die Mehrzahl an betroffenen Personen komplexer strukturiert als eine konventionelle Kernfamilie. Bei der Neuformierung bringen die meisten Beteiligten bereits Erfahrungen aus anderen Beziehungen, Partnerschaften und dem Leben in der Ursprungsfamilie mit. Ein gemeinsames Element ist die Trennungserfahrung. Eine Patchworkfamilie kann nur entstehen, wenn Paare zusammenleben, bei denen ein Partner ein oder mehrere Kinder aus einer früheren Partnerschaft oder Ehe mitbringt. Damit verbunden ist in der Regel die Trennung vom früheren Partner bzw. vom leiblichen Elternteil. Die übrigen Verhältnisse und Rahmenbedingungen sind vielfältig. Es lassen sich in der Patchworkfamilie jedoch folgende Beteiligte definieren, die jeweils eigene Bedürfnisse haben:

- Stiefkinder werden von einem oder beiden Partnern in die neue Familie mitgebracht. Für sie ist insbesondere die Beziehung zum leiblichen Elternteil, der nicht im gemeinsamen Haushalt lebt, von Bedeutung.

- Gemeinsame Kinder des neuen Paares gibt es nicht in jeder Patchworkfamilie. Im Gegensatz zu den Stiefkindern wohnen sie jedoch mit beiden leiblichen Elternteilen im Haushalt. Geschwisterkonflikte zwischen den gemeinsamen Kindern des Paares und den Kindern, die in die Beziehung mitgebracht wurden, haben eine eigene Qualität und erhöhen die Komplexität des Systems.

- Stiefväter und Stiefmütter sind mit der Situation konfrontiert, zu „fremden“ Kindern eine Beziehung aufzubauen. Da die Obsorge der Kinder meist den Müttern zugesprochen wird (vgl. Kap. 2.4), wachsen diese auch bei der Mutter auf. Daher bringen Frauen häufiger die eigenen Kinder in die Patchworkfamilie mit. Der neue Partner bzw. der Mann nimmt dementsprechend häufiger die Rolle des Stiefvaters ein.

- Der leibliche Elternteil, der nicht im gemeinsamen Haushalt lebt, ist häufiger der Vater.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Dadurch, dass Kinder im Falle einer Trennung häufig bei der Mutter aufwachsen, hat man es bei Patchworkfamilien typischerweise mit Stiefvätern zu tun, die in Konkurrenz zum leiblichen Vater stehen. Dieses Konkurrenzverhältnis meint hier jedoch nur die Grundstruktur der Beziehungen und nicht die gelebte Praxis. Es gibt keine quantitativen Zahlen zur individuellen Beziehungsstruktur in den Patchworkfamilien. Für den vorliegenden Bericht sind es damit jedoch zwei grundsätzliche Perspektiven, um die es bei der Darstellung männerspezifischer Bedürfnisse geht: die Perspektive des Stiefvaters und jene des leiblichen Vaters, der getrennt vom eigenen Kind lebt.

Alice Pitzinger-Ryba, Geschäftsführerin des Vereins Family Business St. Pölten und Herausgeberin der Zeitschrif *family extra* (siehe Infobox), betont die Herausforderungen in einer Patchworkfamilie. Man müsse vermitteln, dass es nicht einfach sei, eine Patchworkfamilie zu gründen und zu stabilisieren. In den Medien und im Film würden die Schwierigkeiten heruntergespielt und binnen kürzester Zeit gelöst – das entspreche jedoch nicht der Realität.

Pitzinger-Ryba beschreibt zwei grundlegende Probleme, die sich vor allem aus der Perspektive der (Stief-)Kinder ergeben: Nach der Trennung gerät das Kind sehr oft in einen Loyalitätskonflikt zwischen dem neuen Partner und dem leiblichen Elternteil, von dem das Kind getrennt lebt. Dieser Konflikt sei eine enorme Belastung für das Kind und dürfe nicht übersehen werden. In weiterer Folge komme es vor allem dann zu Problemen, wenn z.B. der Stiefvater beginne, sich in die Erziehung des Kindes einzubringen. Prinzipiell sei die Formierung einer neuen Familie jedenfalls zu unterstützen, biete sie doch für alle Beteiligten mehr Geborgenheits- und Unterstützungspotenzial und damit bessere Entwicklungsmöglichkeiten als eine Ein-Eltern-Familie. Es sei auch nicht einzusehen, warum eine alleinerziehende Mutter bzw. Vater nicht eine neue, stabile Beziehung eingehen solle. Man dürfe nur nicht übersehen, dass hierbei eine Reihe spezifischer Herausforderungen zu bewältigen sind.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Infobox: Family Business

Family Business ist eine Initiative zur Vernetzung, Vermittlung und Analyse von Kinderbetreuungsangeboten. Ziel ist es, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu verbessern. Zu diesem Zweck hat der Verein sämtliche Kinderbetreuungsmöglichkeiten in ganz Österreich erhoben und in einer Datenbank zusammengefasst. Hierzu zählen Kindergärten, Kindergruppen, Horte, Tagesmütterorganisationen, Schulformen mit Betreuung sowie spezielle Einrichtungen, die sich mit Kinderbetreuung in ganz Österreich beschäftigen.

Quelle: www.kinderbetreuung.at, www.family-business.at, www.family-extra.at.

Margit Picher kennt die Probleme und Schwierigkeiten beim Aufbau einer Patchworkfamilie aus der eigenen Beratungstätigkeit und hat eine Reihe von Ratschlägen entwickelt, die von den Betroffenen berücksichtigt werden können. Diese Ratschläge spiegeln auch die psychosozialen Aspekte und Bedürfnisse der einzelnen Beteiligten wider und sollen daher im Folgenden kurz zusammengefasst werden. Zur vertiefenden Auseinandersetzung mit dem Thema Patchworkfamilien sei auf die Internetseite des Vereins verwiesen (siehe Infobox).

- Der neue Mann bzw. die neue Frau sollte keinesfalls als Vater bzw. Mutter auftreten, vielmehr soll er oder sie dem Kind als jene Person vorgestellt werden, die er oder sie ist: der neue Freund der Mutter bzw. die neue Freundin des Vaters. Prinzipiell stehen die Kinder dem neuen Partner bzw. der neuen Partnerin am Beginn ablehnend gegenüber. Dies sei vollkommen natürlich und müsse von den Erwachsenen verstanden und nicht als Kränkung empfunden werden. Würde das Kind das neue Familienmitglied sofort akzeptieren, geriete es in einen starken Loyalitätskonflikt mit dem außer Haus lebenden Elternteil.

- Der neue Parter bzw. die neue Partnerin sollte sich (vor allem am Beginn) aus Erziehungsthemen möglichst heraushalten. Das Kind werde den Zeitpunkt selbst bestimmen, ab wann es den Stiefvater bzw. die Stiefmutter in die Familie einordnet und in welcher Form. Dies hänge entscheidend auch davon ab, welche Rolle der leibliche Elternteil außerhalb der Patchworkfamilie spielt.

- Für den leiblichen Elternteil außerhalb des Haushalts gelte, dass diesem nicht das Gefühl gegeben werden darf, in seiner Rolle als Vater bzw. in ihrer Rolle als Mutter ausgetauscht worden zu sein. Kinder haben hier eine sehr klare Wahrnehmung der Verhältnisse.

- Alle Beteiligten brauchen Zeit, vor allem die Kinder. Eine Patchworkfamilie wächst ganz langsam zusammen, die neuen Rollen müssen erst von allen gefunden werden. Zu hohe und falsche Erwartungen nützen niemandem; die Formierung dauert zwischen drei und fünf Jahren, bis das System wirklich eingespielt ist.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

3.3.4 Rechtliche und faktische Bedürfnisse in Patchworkfamilien

Das Familienrecht regelt die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sowie zwischen den erwachsenen Personen im Rahmen verschiedener Lebensformen. Die Grundstruktur ist Anfang 1812 in Kraft getreten, wodurch sich nach wie vor eine starke Orientierung des Rechts an der ehelichen Gemeinschaft ergibt (Mottl, 2010, S. 11, S. 56f).

Das Familienrechtspaket 2009 (FamRÄG 2009) dient der Anpassung an moderne Familienformen und beinhaltet insbesondere neue Regelungen für Patchworkfamilien. Die grundlegenden Neuerungen umfassen eine Beistandspflicht seitens des Stiefvaters oder der Stiefmutter gegenüber dem in die Ehe mitgebrachten minderjährigen Kind sowie die Pflicht und das Recht, den obsorgeberechtigten Elternteil in der Ausübung der Obsorge gegebenenfalls zu unterstützen. Während die Beistandspflicht auch für den nicht-ehelichen Stiefelternteil besteht, gilt die Möglichkeit zur Obsorgevertretung nur für eheliche Gemeinschaften.

Das heißt nun im Detail:

- Die Beistandspflicht des Stiefelternteils umfasst z.B. die Hilfe bei der Pflege und Erziehung des Stiefkindes, Begleitung zum Arztbesuch, Beaufsichtigung in der Wohnumgebung oder auf dem Schulweg, Gewährung von Trost und Zuspruch in Krisenzeiten sowie die Pflege im Krankheitsfall. Für verheiratete Paare stellt eine Verletzung dieser Beistandspflicht eine scheidungsrelevante Eheverfehlung dar.
- Der verheiratete Stiefelternteil ist verpflichtet und berechtigt, den obsorgeberechtigten Elternteil bei der Ausübung der Obsorge zu vertreten, wenn es aufgrund der gegebenen Umstände erforderlich ist, z.B. wenn der Obsorgeberechtigte verhindert oder sofortiges Handeln geboten ist.
- Die Beistandspflicht umfasst auch eine zumutbare Schutzpflicht von anderen Erwachsenen im Haushalt in verwandtschaftlicher Beziehung, wie z.B. Großeltern, anderen Verwandten und Verschwägerten.

Für Margit Picher sind die im Familienrechtspaket 2009 (FamRÄG 2009) umgesetzten Bestimmungen nicht ausreichend, um das wichtigste Ziel, die Stabilisierung des neuen Familiensystems, zu erreichen. Das Gesetz sei ein erster Schritt zur vertieften Auseinandersetzung mit der Thematik, Patchworkfamilien würden durch das neue Gesetz aber nicht ausreichend entlastet. Picher gibt folgende Aspekte zu bedenken:

- Das Element des wechselseitigen Vollmacht-Erteilens müsse gerade für nicht-verheiratete Lebensgemeinschaften weiter abgebaut werden, da es für den Alltag oftmals wenig tauglich sei und den psychologischen Zusammenhalt der Familie nicht fördere.
- Es sollte für alle Stiefelternteile die Möglichkeit geboten werden, Teile der Obsorge übernehmen zu können. Diese Aufwertung des Stiefelternteils sei dabei keineswegs mit einem Verlust der Rechtsstellung des leiblichen Elternteils verbunden. Dies ist gerade für leibliche

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Väter außerhalb der Patchworkfamilie von großer Bedeutung. Daher erfolgt die Übernahme von Obsorgeangelegenheiten im Idealfall in Absprache mit dem leiblichen Elternteil. Gemeint seien insbesondere Angelegenheiten des täglichen Lebens, wie das Abholen von Schule oder Kindergarten, Teilnahme an Elternsprechtagen, Informationen beim Arztbesuch etc. An weitergehende Befugnisse (z.B. Vermögensverwaltung) sei nur dann zu denken, wenn der leibliche Vater keinen Kontakt zum Kind möchte oder aus triftigen Gründen von der Obsorge gänzlich ausgeschlossen wurde.

- Öffnung des Arbeitsrechts in der Form, dass z.B. Pflegeurlaub für im Haushalt lebende Kinder in Anspruch genommen werden kann.
- Die Vertretung in Obsorgeangelegenheit sollte vom Bestand einer Ehe unabhängig sein und als Recht und nicht als Pflicht definiert werden. Die Obsorgepflicht sollte nur an die leiblichen Eltern ergehen bzw. an Personen, die diese übernommen haben (Pflegeeltern, Adoptiveltern).

Margit Picher betont, dass man nicht die Negativbeispiele im Auge behalten solle, wenn es um die Schaffung von rechtlichen Möglichkeiten geht. In der Mehrheit der Patchworkfamilien bestehe der Wunsch, gemeinsam getroffene Vereinbarungen zwischen den leiblichen Elternteilen, den verheirateten oder unverheirateten Stiefeltern und minderjährigen Kindern in der Lebenspraxis ausüben zu können. Solchen gemeinsamen Vereinbarungen stehe jedoch das Recht derzeit noch im Wege. Denkbar wäre aus ihrer Sicht die Bewilligung solch eines Übereinkommens durch das Pflegschaftsgericht. Dies wäre für Picher ein wichtiger Schritt zum Abbau von Problemen einer großen Zahl an Patchworkfamilien, die es geschafft haben, ein neues, stabiles Familiensystem zu gründen.

Der Aspekt der Stabilität ist für Alice Pitzinger-Ryba von besonderer Bedeutung. Sie hält neue Rechte für den Stiefelternteil nur dann für gerechtfertigt, wenn gesichert sei, dass die neue Beziehung stabil ist. Es sei daher grundsätzlich nachvollziehbar, dass zwischen verheirateten und nicht verheirateten Lebensgemeinschaften in dieser Frage unterschieden werde. Zumindest könne beim Schritt zu einer neuerlichen Ehe eine gewisse Ernsthaftigkeit vorausgesetzt werden. Könne diese auch bei nicht verheirateten Paaren in einer Patchworkfamilie festgestellt werden, sei nichts gegen die Ausweitung von Rechten und Pflichten auf den Stiefelternteil einzuwenden. Pitzinger-Ryba betont aber, dass der leibliche Elternteil – und hier ist in der Regel der Vater gemeint – jedenfalls in den Entscheidungsprozess eingebunden werden müsse und dessen Recht prinzipiell über jenem des Stiefelternteils stehe.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

LITERATUR

BMWFJ – Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (2009). 5. Österreichischer Familienbericht – auf einen Blick.
[URL: http://www.bmwfj.gv.at/Familie/Familienforschung/Documents/Familienbericht%202009/Band%20III%20%20F%C3%BCnfter%20Familienbericht%201999%20%202009%20auf%20einen%20Blick.pdf, 15.11.2010].

Buber, I. & Neuwirth, N. (2009). Familienentwicklung in Österreich. Erste Ergebnisse des „Generations and Gender Survey (GGS)“ 2008/09. Vienna Institute of Demography - Österreichische Akadmie der Wissenschaften. Österreichisches Institut für Familienforschung der Universität Wien.
[URL: http://www.ggp-austria.at/familienentwicklung.pdf, 15.11. 2010].

Mottl, I. (2010). Familienrecht – Ausgangslage und Neuerungen. In 5. Familienbericht 1999 – 2009: Die Familie an der Wende zum 21. Jahrhundert, Band II. S. 5-91.

ÖIF – Österreichisches Institut für Familienforschung (2010). Familien in Zahlen 2009. Statistische Informationen zu Familien in Österreich. Wien: Universität Wien, ÖIF.

Peuckert, R. (2008). Familienformen im sozialen Wandel. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften / GWV Fachverlage GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2010). Familien- und Haushaltsstatistik 2009. Ergebnisse der Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung. Wien: Verlag Österreich GmbH.

STATISTIK AUSTRIA (2010a). Statistisches Jahrbuch Österreichs 2010. Wien: Verlag Österreich GmbH.

Wernhart, G & Neuwirth, N (2007). Geschlechterrollenwandel und Familienwerte (1988 – 2002). Österreich im europäischen Vergleich. Working Paper Nr. 54. Österreichisches Institut für Familienforschung.
[URL: http://131.130.67.132/ftp/projekte/wp_54_geschlechterrollenwandel_familienwerte/wp_54 _geschlechterrollenwandel_familienwerte.pdf, 15.11.2010]

Interviewte Expertinnen

- Margit Picher, Sozial- und Berufspädagogin sowie staatlich anerkannte Ehe- und Familienberaterin; Obfrau des „Patchwork-Familien-Service, Verein für Elternteile und Familien im Wandel“ in Graz.
- Alice Pitzinger-Ryba, Geschäftsführerin des Vereins Family Business und selbständige Journalistin, Herausgeberin der Zeitschrift family extra.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

4 SPEZIFISCHE MÄNNERBERATUNGSSTELLEN IN ÖSTERREICH

INHALTSVERZEICHNIS

4 Spezifische Männerberatungsstellen in Österreich ... 435

4.1 Überblick: Männerberatung in Österreich ... 436

4.2 Die wichtigsten Erkenntnisse ... 439

4.3 Organisation der Männerberatungsstellen ... 441

4.3.1 Träger der Beratungsstellen ... 441

4.3.2 Finanzierung ... 443

4.3.3 Mitarbeiterstruktur: Berater und Therapeuten ... 444

4.3.4 Spezialisierung und Vernetzung ... 445

4.4 Inanspruchnahme der Beratung ... 447

4.4.1 Kontaktaufnahme ... 447

4.4.2 Entwicklung der Beratungsleistungen ... 448

4.4.3 Themen und Dauer der Beratungen ... 450

4.4.4 Beratungsbarrieren ... 456

4.4.5 Klienten mit Migrationshintergrund ... 458

4.5 Anliegen der Männerberatungsstellen ... 459

Quellen ... 462

Grafiken ... 462

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

4.1 ÜBERBLICK: MÄNNERBERATUNG IN ÖSTERREICH

In der Männerberatung kann zwischen zwei Typen von Beratungsstellen unterschieden werden. Einerseits gibt es reine Männerberatungsstellen, die ausschließlich ein männerspezifisches Angebot haben, das prinzipiell auch von Frauen (für Männer) in Anspruch genommen werden kann. Andererseits gibt es Familienberatungsstellen, die keine reinen Männerberatungseinrichtungen sind, jedoch neben zahlreichen anderen Dienstleistungen auch ein männerspezifisches Angebot haben. Die reinen Männerberatungsstellen verfolgen einen **spezifischen Ansatz** und sind an der Zielgruppe Mann orientiert, die Familienberatungsstellen stellen mit dem **integrativen Ansatz** eine breitere Zielgruppe – die gesamte Familie – in das Zentrum ihres Interesses. Aus Sicht der Männerberatung wird hierbei das Ziel verfolgt, die Familie, insbesondere die Frau oder Partnerin, in die Beratung zu integrieren, um so möglichst die Gesamtheit der Schwierigkeiten und Probleme einer Ehe oder Paarbeziehung zu erfassen und zu thematisieren.

Nicht alle Einrichtungen, die den integrativen Ansatz verfolgen, bieten auch männerspezifische Angebote an. Daher ist es für beratungssuchende Männer von großer Bedeutung, beim Erstkontakt abzuklären, ob die Einrichtung auch eine entsprechende Dienstleistung bieten kann. So gesehen ist bei den reinen Männerberatungsstellen die Zuständigkeitsfrage von vornherein offensichtlich geklärt, sodass diese Einrichtungen auch zur Bewusstseinsbildung und zur Information, dass es ein entsprechendes Angebot für Männer gibt, beitragen. Wie in weiterer Folge noch detaillierter dargestellt wird, sind mit dem Beratungsangebot auch bestimmte Vorurteile seitens der Männer verbunden.

Der vorliegende Bericht hat ausschließlich jene **Männerberatungsstellen** zum Inhalt, die dem **spezifischen Ansatz** zuzuordnen sind und ihre Dienstleistungen rein auf die Zielgruppe Mann maßschneidern. Die nachstehende Infobox gibt einen Überblick über die Stellen und deren Basis-Kontaktdaten.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Infobox: Männerberatungsstellen in Österreich

Männerberatungsstellen in Österreich

Wien
Männerberatung Wien
Leitung: Mag. Jonni Brem
Erlachgasse 95/5, 1100 Wien
info@maenner.at
www.maenner.at
Außenstelle: Hollabrunn

Informationsstelle für Männer
Leitung: DSA Bernd Kühbauer
Senefelderstraße 11/8, 1010 Wien
www.maenner.at/jugendarbeit
jugendarbeit@maenner.at

MEN Männergesundheitszentrum
Leitung Mag. Romeo Bissuti
Kaiser Franz Josef Spital, WHO-Modellprojekt
Kundratstraße 3, 1100 Wien
kfj.men@wienkav.at
www.men-center.at

Steiermark
Männerberatung Graz
Leitung: Roland Elmer, Christoph Lins
Dietrichsteinplatz 15/8. Stock, 8010 Graz
info@maennerberatung.at
www.maennerberatung.at

Männerberatung Obersteiermark
Mareckkai 6, 8700 Leoben
oberstmk@maennerberatung.at
www.maennerberatung.at

Oberösterreich
Männerberatung des Landes Oberösterreich
Leitung: Dr. Maria-Theresia Müllner
Figulystraße 27, 4020 Linz
maennerberatung.ftz.post@ooe.gv.at
www.maennerberatung-ooe.at
Außenstellen: Wels, Ried, Schärding

Männerberatung bei Männergewalt der Diözese Linz
Leitung: Josef Hölzl MSc
Kapuzinerstraße 84, 4. Stock
4021 Linz, Diözesanhaus
beziehungleben@dioezese-linz.at
www.beziehungsleben.at
Außenstellen: Rohrbach, Freistadt, Steyr, Schärding, Ried, Vöcklabruck, Mondsee, Gmunden und Kirchdorf

Männerberatung im Familienzentrum Pichling
Leitung: DSA Mag. Markus Kraxberger
Heliosallee 84, 4030 Linz
familienzentrum.picling@mag.linz.at
www.linz.at/famiz-pichling.asp

Salzburg
Männerwelten
Leitung: Mag Harald Burgauner
Bergstraße 22, 5020 Salzburg
office@maennerwelten.at
www.maennerwelten.at
Außenstelle: Zell am See

Männerbüro und Männerberatung Salzburg
Leitung: Mag. Eberhard Siegl
Kapitelplatz 6 , 5020 Salzburg
maennerbuero@salzburg.co.at
www.maennerbuero-salzburg.co.at
Außenstelle: Pongau

Vorarlberg
Männerberatung im Ehe- und Familientherapiezentrum Feldkirch
Leitung: Mag. Stefan Schäfer
Herrengasse 4, 6800 Feldkirch
albert.feldkircher@kath-kirche-vorarlberg.at
www.maennerbuero.at

Klartext – IfS-Gewaltberatung
Leitung: Arno Dalpra
Schillerstraße 18, 6800 Fefldkirch
klartext@ifs.at
www.ifs.at

Tirol
Männerberatung Mannsbilder
Leitung: Martin Christandl
Anichstraße 11, 6020 Innsbruck
beratung@mannsbilder.at
Außenstellen: Wörgl, Landeck

Niederösterreich
Männerberatung St. Pölten
Leitung: Martin Steiner
Heitzlergasse 4/1 Stock
3100 St. Pölten
maennerberatung@stpoelten.caritas.at
www.ratundhilfe.net

Burgenland
„Männerstärken" – Männerberatung der Caritas Burgenland
Leitung: Toni Schuster
Bründelfeldweg 75, 7000 Eisenstadt
mb.eisenstadt@eisenstadt.caritas.at
Außenstellen: Mönchhof, Oberwart

Kärnten
Männerberatung des Kärntner Caritasverbands
Leitung: DI Karlheinz Weidlinger
Adolf-Kolpinggasse 6/3, 9020 Klagenfurt
maennerberatung@caritas-kaernten.at
www.caritas-kaernten.at/maennerberatung

Stand Oktober 2010.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

In der **Männerarbeit** werden allgemein **drei Säulen** als wesentlich erachtet:

1. Beratung
2. Bildung
3. Begegnung

Die **Beratung** soll im vorliegenden Kapitel ausführlich besprochen werden. Sie ist prinzipiell von therapeutischen Angeboten zu unterscheiden, wenngleich dies nicht immer klar abgegrenzt werden kann, wie die befragten Vertreter/innen der Männerberatungsstellen betonen. Im Wesentlichen geht es bei der Beratung um eine lösungsorientierte Hilfestellung, die die Selbstwirksamkeit und das Vertrauen in die eigene Lösungskompetenz stärken soll.

Unter **Bildung** werden all jene Angebote der Jugend- und Erwachsenenbildung zusammengefasst, die eine männerspezifische Ausrichtung aufweisen. Es handelt sich dabei meist um Seminare und Vorträge zu Themen, die für Männer besonders relevant sind, wie gesundheitsbezogene Inhalte (z.B. Prostata), Rollenverständisse, Vater-Sein, Vereinbarkeit von beruflichen und familiären Pflichten von Vätern, Gewaltprävention, Stressbewältigung etc. Solche Inhalte werden von sämtlichen Männerberatungsstellen angeboten. Auch private Vereine und das Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (BMUKK) haben einschlägige Angebote. Das Betätigungsfeld Bildung ist jedoch nicht der primäre Arbeitsschwerpunkt der spezifischen Männerberatungsstellen und soll daher nicht näher beleuchtet werden. Zur Erwachsenenbildung bzw. zum Lebenslangen Lernen sei an dieser Stelle auf das Kapitel 2.2 verwiesen.

Unter **Begegnung** werden Zusammenkünfte von Männern verstanden, die entweder unter dem bewussten Vorhaben der gemeinsamen inhaltlich männerspezifisch ausgerichteten Reflexion stehen oder die eine gemeinsame Aktivität im Rahmen von Vereinen zum Ziel haben. Auch in den spezifischen Männerberatungsstellen kommt es im Falle von Gruppenberatungen zu Begegnungen von Männern, wo bestimmte Themen im Vordergrund stehen. So können Männer beispielsweise miteinander einen neuen Begriff von Gewalt erlernen und so ihr Verhalten besser verstehen und verändern. Dennoch steht auch der Aspekt der Begegnung nicht im Mittelpunkt der Aktivitäten der Männerberatungsstellen, sodass auf eine nähere Erörterung verzichtet wird. Kapitel 1.4 beleuchtet relevante Facetten des sozialen Eingebundenseins von Männern und die Bedeutung von Vereinen für die männliche Identität und Freizeitgestaltung.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Die nachstehenden Darstellungen beruhen im Wesentlichen auf drei **Quellen**, die miteinander in enger Verbindung stehen:

1. **Experten und Expertinnen-Gespräche** mit Leiter/innen und führenden Mitarbeitern der Männerberatungsstellen (siehe Liste im Quellenverzeichnis).
2. Informationen, die auf den **Webseiten** der Männerberatungsstellen dargestellt werden, sowie **Jahresberichte** der Einrichtungen, die zur Verfügung gestellt wurden.
3. Die Ergebnisse einer Aufarbeitung zum Thema „**Männerarbeit in Österreich**“, die 2004 im Auftrag des damaligen Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (BMSG) erstellt wurde. Diese Quelle bietet Befragungsdaten von Männerberatungseinrichtungen und deren Klienten und Klientinnen, wobei hier integrativ und spezifisch arbeitende Stellen berücksichtigt werden. Da es im vorliegenden Bericht nur um die spezifischen Männerberatungsstellen geht, werden die Ergebnisse nur dann zitiert, wenn sie sich ohne größere Bedenken auf diese Stellen umlegen lassen.

4.2 DIE WICHTIGSTEN ERKENNTNISSE

Aus der Analyse der Quellen und der geführten Expertengespräche ergeben sich folgende Haupterkenntnisse und politische Handlungsempfehlungen für die Männerberatung und Männerarbeit in Österreich:

- Die Männerberatungseinrichtungen werden gemäß dem Familienberatungsförderungsgesetz 1974 vom Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend gefördert. Die Landesstelle Oberösterreich wird vom Land Oberösterreich vollfinanziert. Mit der Subventionierung des Ministeriums können nach Angaben der befragten Experten die Einrichtungen ihre Kosten nicht decken, da lediglich personelle Kosten getragen würden und Raum- und Energiekosten ausgeschlossen seien.
- Die Männerberatungsstellen verzeichnen seit einigen Jahren einen deutlichen Anstieg an Klienten. Die Anzahl der Beratungsleistungen in den Männerberatungsstellen kann auf Basis der Jahresberichte aktuell auf rund 18.000 Beratungen pro Jahr geschätzt werden.
- Die letzten Jahre haben gezeigt, dass die therapeutische Arbeit deutlich zugenommen hat. Daher haben eine Reihe von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Beratungsstellen zusätzliche therapeutische Ausbildungen. Vielfach sind auch Psychotherapeuten in den Einrichtungen tätig. Die Berufsausbildungen der Mitarbeiter/innen umfassen weiters Sozialarbeiter/innen, Soziologen und Soziologinnen und Juristen und Juristinnen.
- In der Befragung zur Bestandsaufnahme der Männerarbeit in Österreich gab 2002/2003 rund ein Drittel der Klienten an, sich freiwillig an die Beratungsstelle gewendet zu haben. 41 Prozent stufen ihre Motivation als „halbfreiwillig“ ein und wurden von der Partnerin, Bekannten oder Freunden dazu motiviert. Etwa jeder Zehnte wurde von einer Behörde zugewiesen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

- In den letzten Jahren hat die Arbeit mit gewalttätigen Männern und Jugendlichen zur Gewaltprävention deutlich zugenommen, vor allem unter Jugendlichen wird verstärkt zum Thema Gewalt und Gewalttätigkeit beraten und gearbeitet. Angesichts der steigenden Beratungsfälle in diesem Bereich kann jedoch nicht darauf geschlossen werden, dass die Gewalttätigkeit und die Opfererfahrungen in diesem Zeitraum zugenommen haben. Durch den steigenden Bekanntheitsgrad des Angebotes unter den Betroffenen bzw. unter den relevanten Personenkreisen – wie Polizisten und Polizistinnen, Richter/innen, Jugend- und Sozialarbeiter/innen etc. – kann es auch zu einer höheren Sensibilität zum Thema bzw. zu einer höheren Bereitschaft, sich beraten zu lassen, gekommen sein (siehe dazu auch Kap. 2.5 zum Thema Gewalt im Hell- und Dunkelfeld). Insbesondere sei gerade Gewalt in der Familie immer noch ein tabuisiertes Thema, es sei jedoch zu beobachten, dass dies immer häufiger Thema von Beratungen würde.

Auf Basis der geführten Experten- und Expertinnen-Gespräche können folgende zentrale **Optimierungserfordernisse** im Bereich der spezifischen Männerberatung identifiziert werden, die sich gleichzeitig auch als **Handlungsempfehlung bzw. Unterstützungsbedarf seitens der Politik** auffassen lassen:

- Aufklärungsarbeit über Männerberatung, um die gesellschaftliche Akzeptanz und die Bekanntheit des Angebots zu erhöhen. Die Einstellungen der Männer und der Gesellschaft im Allgemeinen müssen sich dahingehend ändern, dass auch Männer Probleme haben, über die sie reden müssen und die sie nicht immer alleine lösen können. Das zu erzeugende Bewusstsein umfasst daher auch diesen grundlegenden Gedanken. Die Politik ist hier aufgefordert, die Tabuisierung abzubauen und die Information über Männerberatung zu fördern. Der dadurch ansteigende Bedarf erzeugt zusätzlichen finanziellen Bedarf.
- Positive Besetzung der Vaterschaft und Väterkarenz, um ein realistisches und gleichberechtigtes Bild von Väterlichkeit zu fördern und zu entwickeln. Dazu ist es auch notwendig, familienfreundliche Arbeitsplätze – insbesondere auch für Männer – zu schaffen. In den Köpfen der überwiegend männlichen Entscheidungsträger muss hier noch ein Umdenkprozess stattfinden.
- Qualifikation und Ausbildung der Männerberater/innen müssen forciert werden, um den komplexen Anforderungen gerecht zu werden.
- Die Vernetzung zwischen den Beratungsstellen muss weiter ausgebaut werden.
- Flächendeckende Angebote an spezifischen Männerberatungsstellen sowie Anti-Gewaltarbeit mit Jugendlichen und Männern müssen gefördert werden; derzeit liegt der Fokus noch sehr stark auf dem urbanen Raum.
- Eine umfassende Befragung zum aktuellen Stand der Akzeptanz und Notwendigkeit von Männerberatung gibt es nicht; auch die bestehenden Vorurteile und Barrieren wurden noch nicht umfassend und repräsentativ untersucht, könnten aber entscheidende Hinweise für

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

die Stärkung der Männerberatung bringen und so den gesellschaftlichen Mehrwert dieser Institution erhöhen.

4.3 ORGANISATION DER MÄNNERBERATUNGSSTELLEN

4.3.1 TRÄGER DER BERATUNGSSTELLEN

Die Träger der Vereine lassen sich in drei Gruppen einteilen:

1. private Träger, die meist in Form von Vereinen organisiert sind;
2. öffentliche Träger sind meist die Bezirkshauptmannschaften oder Magistratsabteilungen;
3. kirchliche oder kirchennahe Träger, wobei hier die katholische Kirche angesichts ihrer langen Tradition im sozialen Bereich eine starke Präsenz hat.

In der nachstehenden Infobox sind fünfzehn Männerberatungsstellen nach Bundesländern, deren Träger und die Einordnung des Trägers in privat/öffentlich/kirchlich aufgelistet. Alle gelisteten Einrichtungen weisen ein rein spezifisches Männerangebot auf. Es wird nicht der Anspruch auf Vollständigkeit erhoben, da es vor allem auch regional kleinere Initiativen gibt, die sich der Männerberatung, -arbeit, -bildung und -begegnung verschrieben haben und meist in einem eingegrenzten Feld (z.B. Gesundheit, Bewegung, Wandern etc.) arbeiten. Deren Arbeit – meist auf ehrenamtlicher Basis – ist wertvoll und wichtig und soll an dieser Stelle ausdrücklich gewürdigt werden. Es ist jedoch im Rahmen dieses Berichts nicht möglich, sie allesamt zu erfassen und deren Arbeit darzustellen.

Die aufgelisteten Einrichtungen – mit Ausnahme von MEN Männergesundheitszentrum (Wien), der Informationsstelle für Männer Wien (spezialisiert auf Jugendarbeit), der Männerberatung bei Männergewalt (Linz), Männerberatung im Familienzentrum Pichling und Klartext (IfS-Gewaltberatung) – haben ein umfassendes Angebot für Männerberatung und sind nicht auf einzelne Themen eingeschränkt. In Zusammenarbeit mit und finanziert seitens der Männerpolitischen Grundsatzabteilung des BMASK organisieren sie auch jährlich den Boys´ Day (vgl. Kap. 2.3).

Das MEN Männergesundheitszentrum und die Männerberatung bei Männergewalt führen die Spezifität ihres Angebots im Namen und richten in diesen Feldern ihre Dienstleistungen an die Zielgruppe der Männer.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Infobox: Rechtsträger der Männerberatungsstellen

Bundesland	Beratungsstelle	Rechtsträger	
Wien	Männerberatung Wien	Verein Männerberatung	privat
	Informationsstelle für Männer	Verein Informationsstelle für Männer	privat
	MEN Männergesundheitszentrum	Krankenanstaltenverbund	öffentlich
Oberösterreich	Männerberatung des Landes Oberösterreich	Land Oberösterreich	öffentlich
	Männerberatung bei Männergewalt der Diözese Linz	Katholische Kirche in Oberösterreich	kirchlich
	Männerberatung im Familienzentrum Pichling	Magistrat Linz	öffentlich
Salzburg	Männerwelten	Verein Männer gegen Männergewalt	privat
	Männerbüro und Männerberatung Salzburg	Katholische Kirche	kirchlich
Burgenland	Männerberatung „Männerstärken“	Caritas Burgenland	kirchlich
Steiermark	Männerberatung Graz & Obersteiermark	Verein Männerberatung Graz	privat
Vorarlberg	Männerberatung im Ehe- und Familientherapiezentrum Feldkirch	Diözese Feldkirch	kirchlich
	Klartext – Gewaltberatung	IfS – Sozialdienst	öffentlich
Tirol	Männerberatung Mannsbilder	Verein Mannsbilder	privat
Niederösterreich	Männerberatung St. Pölten	Caritas St. Pölten	kirchlich
Kärnten	Männerberatung des Kärntner Caritasverbandes	Caritasverband Kärnten	kirchlich

Einen Hinweis, welchen Stellenwert private, öffentliche und kirchliche Träger im Bereich der Männerberatung haben, liefert die Studie „Männerarbeit in Österreich“ – jedoch für alle Einrichtungen zusammen, also spezifische und integrative Stellen: 51 Prozent der Einrichtungen werden von privaten Trägern betrieben, 23 Prozent von der öffentlichen Hand und 24 Prozent von kirchlichen bzw. kirchennahen Organisationen (S. 20).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

4.3.2 FINANZIERUNG

Da die Beratungsstellen von unterschiedlichen Trägern betrieben werden und auch nicht zentral organisiert entstanden sind, gibt es auch keine eigene Verwaltungseinheit, die für sie zuständig wäre. Jonni Brem von der Männerberatungsstelle Wien bemängelt daher, dass die Zuständigkeiten für die Männerberatung innerhalb der Politik nicht eindeutig geklärt seien. Es gebe keinen zentralen Ansprechpartner. Dies erhöhe gerade in Fragen der Finanzierung den Aufwand für die Einrichtung.

Die Männerberatungsstelle Wien ist auf Landesebene beispielsweise der Abteilung Tourismus zugeordnet. Die Männerberatung des Landes Oberösterreich führt den zuständigen Träger bereits im Namen. Die Männerpolitische Grundsatzabteilung des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMASK) ist die offizielle Ansprechstelle auf Bundesebene für Männeragenden, so wie es das Bundesministerium für Frauen und öffentlicher Dienst (BKA/Frauen) für Frauenagenden ist. Die Männerpolitische Grundsatzabteilung selbst ist keine Beratungsstelle und auch nicht primär für die Förderung von Vereinen zuständig, die Männerberatung durchführen. Beratungsstellen werden nach dem Familienberatungsförderungsgesetz 1974 vom Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (BMWFJ) gefördert. Es erfolgt jedoch eine Zusammenarbeit mit der Männerpolitischen Grundsatzabteilung im BMASK mit Finanzierung für konkrete Projekte, wie z.B. beim österreichischen Boys´ Day. Sehr wohl steht die Männerpolitische Grundsatzabteilung für individuelle Beratung von Einzelpersonen im Sinne der Erteilung von Rechtsauskünften zur Verfügung.

Die Beratungseinrichtungen erhalten neben der Förderung des BMWFJ (Abteilung Familienberatung) und eigenen Einnahmen auch Geld- und Sachleistungen von den jeweiligen Trägern (z.B. Caritas oder Kirche). Auch Beiträge von Klienten dürfen entgegengenommen werden.

Die Männerberatungsstelle in Oberösterreich ist als Einrichtung des Landes Oberösterreich von diesem vollfinanziert – daher fördert der Bund diese Männerberatungsstelle nicht. Die anderen privaten Männerberatungsstellen (Vereine) werden von den verschiedenen öffentlichen Subventionsgebern (voll)finanziert (Bund, Länder und Gemeinden). Die kirchlichen bzw. Caritas-Männerberatungsstellen bekommen öffentliche Mittel überwiegend aus der Familienberatungsförderung des Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend (BMWFJ) und müssen die übrigen Kosten aus Eigenmitteln tragen. Eine Ausnahme ist hier die Männerberatung St. Pölten, die auch eine Förderung aus dem Jugendwohlfahrtsbudget des Landes Niederösterreich erhält.

Das Thema Finanzierung ist erwartungsgemäß ein wichtiges Anliegen für die Männerberatungsstellen und deren Vertreter/innen. Jonni Brem erläutert beispielsweise, dass die Subventionierung des Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend (BMWFJ) nur etwa ein Viertel der Gesamtkosten der Männerberatungsstellen abdecken würde, gleichzeitig wird in

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Österreich für die Arbeit mit gewalttätig gewordenen Männern und Burschen erst Geld ausgegeben, wenn diese bereits im Visier der Justiz sind.

4.3.3 MITARBEITERSTRUKTUR: BERATER UND THERAPEUTEN

Die Experten und Expertinnen weisen darauf hin, dass die Zunahme der Diversität der Schwierigkeiten und Probleme von Männern sowie Burschen zur Folge habe, dass die therapeutische Ausrichtung der Männerberatungsstellen deutlich angestiegen sei. Gerade die verschiedenen Ausprägungen von Gewalttaten – Gewalt in Schulen und Jugendzentren oder auf der Straße, häusliche Gewalt oder (sexueller) Missbrauch – würden vielfach therapeutische Arbeit erfordern. Dies gelte für Opfer und Täter gleichermaßen. Gerade im Bereich der Gewalt würde der Beratungsansatz zu kurz greifen, wenngleich es sich in der Abgrenzung von Beratung und therapeutischer Intervention um einen Graubereich handle, gibt Harald Burgauner, Leiter der Männerwelten in Salzburg, zu bedenken.

Dennoch gebe es auch Gewaltberater und Gewaltpädagogen. Diese haben eine mehrjährige (geschlechtsspezifische) Ausbildung oder weisen vergleichbare Qualifikationen und Erfahrungen in der Arbeit mit Gewalttätern auf.

Die Beratungsstellen sind, was die formale Ausbildung der Beraterinnen und Berater angeht, sehr breit aufgestellt. In den Beratungsstellen finden sich:

- Sozialarbeiter/innen,
- Trainer/innen und Coaches,
- Lebens- und Sozialberater/innen,
- Therapeuten und Therapeutinnen, Psychotherapeuten und Psychotherapeutinnen,
- Soziologen und Soziologinnen, Psychologen und Psychologinnen sowie
- Juristen und Juristinnen.

Hierbei kommt den Psychotherapeuten und Psychotherapeutinnen insbesondere die Aufgabe zu, den Klienten die eigenen Denk- und Handlungsmuster aufzuzeigen und ihnen Möglichkeiten zu geben, diese zu verändern. Juristen und Juristinnen sind hingegen häufig für finanzielle Anliegen wie beispielsweise Schuldenberatung oder auch andere rechtliche Fragen und Anliegen – vor allem im Bereich der Scheidung und Obsorge – zuständig.

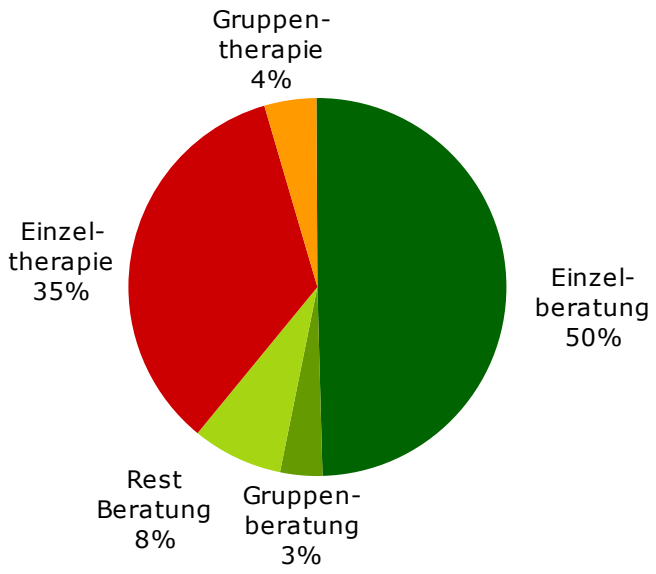
Einen Hinweis über das Verhältnis von Therapie und Beratung gibt der Jahresbericht der Männerberatungsstelle des Landes Oberösterreich (Grafik 1): Im Jahr 2009 wurden 1.522 Beratungen und 983 Therapien durchgeführt, was einem Anteil von 39 Prozent an allen Interventionen entspricht. Der überwiegende Teil der Beratungen (1.237) waren Einzelberatungen, 87 fanden

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

in einer Gruppe statt, Der Rest entfiel auf E-Mail-Beratungen, Telefonberatungen, Rechts-, Familien- und Paarberatungen sowie Workshops. Auch bei den Therapien überwiegen Einzelinterventionen (864) gegenüber Gruppentherapien (111). Der Rest waren Familien- und Paartherapien.

Grafik 1: Betreuungs- bzw. Therapieeinheiten

Männerberatungsstelle des Landes Oberösterreich (2009).
Anteile in Prozent.



Quelle: Jahresstatistik 2009 der Männerberatungsstelle des Landes Oberösterreich.

4.3.4 SPEZIALISIERUNG UND VERNETZUNG

Männerberatungsstellen sind Einrichtungen für psychologische, juristische und sozialarbeiterische Beratung – in manchen Fällen auch medizinische Beratung – für Männer und Jugendliche, die Fragen haben. Meistens befinden sich die Informations- und Hilfesuchenden in Krisensituationen. Grundsätzlich geht es darum, Männer dabei zu unterstützen und zu stärken, die Probleme selbst bewältigen und überwinden zu können. Im Vordergrund steht dabei weniger die therapeutische Arbeit, sondern die Intention, mit selbstreflektiven Mechanismen über die Situation nachzudenken, um selbst wieder aus der Krise herauszufinden. Das Prinzip lautet demnach Hilfe zur Selbsthilfe.

Im Gegensatz zu reinen psychotherapeutischen Einrichtungen wollen Männerberatungsstellen Männern dabei helfen, ihre Kräfte – im mentalen Sinne – zu mobilisieren, um so selbst Lösungsansätze und -strategien entwickeln zu können. Insbesondere gilt dies für Spiel-, Alkohol-

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

oder Drogensucht, aber auch für Trennungs- sowie Scheidungssituationen, in denen Männer ihre Kinder nicht mehr besuchen dürfen oder in finanziell schwierigen Situationen stecken.

Beim Konzept der Männerberatung könne prinzipiell zwischen der therapeutischen und beratenden Tätigkeit unterschieden werden, erläutert Harald Burgauner (vgl. Grafik 1). Wenn der Beratungssuchende die Krise nicht überwinden könne und schwerwiegende psychologische Probleme habe, müsse therapeutische Arbeit geleistet werden. In weniger schwerwiegenden Fällen werde versucht, den Mann zu bestärken, um so die Krise selbst zu überwinden – dies sei im Kern der Beratungsgedanke. Um die geeignete Maßnahme wählen zu können, sei es unerlässlich, möglichst viele Informationen, einerseits von dem Beratungssuchenden selbst und andererseits von Behörden, mit denen der Klient in Kontakt gekommen ist, zu erhalten. In Abstimmung zwischen Berater/innen und Therapeuten und Therapeutinnen werde schließlich entschieden, welche Form der Arbeit für die betroffene Person die fruchtbarsten Ergebnisse liefern könne.

Burgauner präzisiert, dass die Grenzen zwischen therapeutischen und beratenden Leistungen nicht klar gezogen werden könnten, da die Trennung von Beratung und Therapie häufig nicht möglich sei. Grundsätzlich werde nicht, wie bei klassischen Therapien, von einer Diagnose ausgegangen. Bedeutender sei für seine Beratungsstelle vielmehr ein pädagogischer Ansatz, wonach Verhaltensweisen und deren Veränderung im Mittelpunkt stünden. Teilweise habe die beratende Arbeit mit den Männern auch eine begleitende Funktion zu therapeutischen Behandlungen in einer anderen Einrichtung. Es komme auch vor, dass Männerberater merken, dass ihre Hilfe nicht ausreicht und versuchen, den Betreffenden zusätzlich an eine rein therapeutische Einrichtung zu verweisen bzw. die Hemmschwelle, eine Therapiestelle aufzusuchen, zu reduzieren.

Männerberatungsstellen nehmen damit auch eine kanalisierende Funktion wahr, indem sie Männer zu anderen – geeigneteren – Einrichtungen weiter vermitteln. Dazu ist eine umfassende Vernetzung der handelnden Akteure von zentraler Bedeutung. Die spezifischen Männerberatungsstellen mit breitem Beratungsangebot vernetzen sich untereinander bei vierteljährlich stattfindenden Tagungen der Arbeitsgemeinschaft der Männerberatungsstellen und Männerbüros Österreichs (AMÖ) sowie bei der Koordinierung des Boys´ Days. Dies führt zu weiterer Spezialisierung, Professionalisierung und Institutionalisierung der zum Teil noch recht jungen (spezifischen) Männerberatung.

Die Vernetzung mit anderen Einrichtungen sei für die Arbeit in der Männerberatung weitgehend unerlässlich, befindet auch Jonni Brem. Aufgrund der relativ großen Nachfrage an Beratungsleistungen in Wien sei es nicht möglich, diese ohne die Zusammenarbeit mit anderen Stellen und Organisationen zu decken. Die Männerberatung in Wien stehe beispielsweise in enger Zusammenarbeit mit dem MEN Männergesundheitszentrum, der Interventionsstelle gegen Gewalt in der Familie, mit Frauenhäusern, Jugendämtern und der Bewährungshilfe von Neustart.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Das Männerbüro Salzburg unter der Leitung von Eberhard Siegl steht bei Themen, die sich um Gewalt drehen, ebenfalls in enger Zusammenarbeit mit Neustart.

Auch die transkulturelle (häufig muttersprachliche) Beratung sowie die Thematisierung von Buben und Männern als Opfer (z.B. im Rahmen der Prozessbegleitungsarbeit der Informationsstelle für Männer Wien) sind Teil eines speziellen Angebots der Männerberatungsstellen.

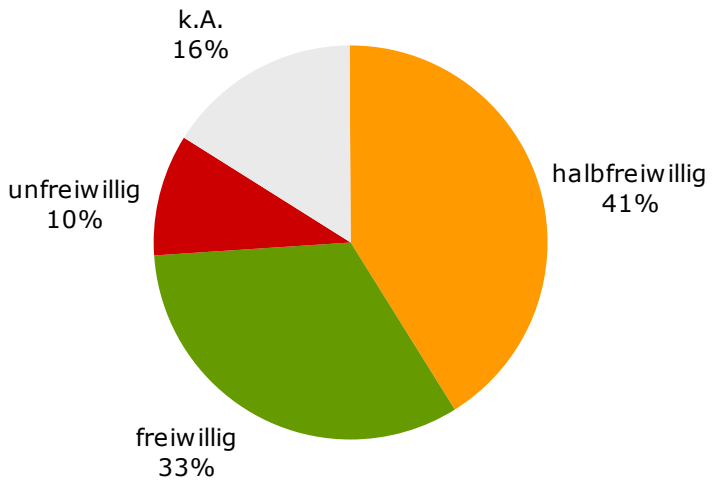
4.4 Inanspruchnahme der Beratung

4.4.1 Kontaktaufnahme

Die Kontaktaufnahme ist unterschiedlich motiviert. Nicht immer kommen Männer von sich aus zur Beratung. In vielen Fällen ist die Partnerin die Initiatorin und es kommt auch vor, dass Behörden die Männer vermitteln. Eine Befragung von Klienten aller Männerberatungsstellen – also insbesondere auch der Familienberatungsstellen – im Rahmen der Studie zur Männerarbeit in Österreich hat für die Jahre 2002/03 ergeben, dass sich rund ein Drittel der Klienten eigeninitiativ an eine Männerberatungstelle wendet. 41 Prozent gehen auf Anraten oder Drängen nahestehender Personen (Lebensgefährtin, Ehefrau, Familie) zu einer Beratungsstelle (Grafik 2).

Grafik 2: Freiwilligkeit beim Erstkontakt

Anteile in Prozent.



Quelle: Männerarbeit in Österreich, BMSG (2004).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Auch Frauen nehmen Kontakt mit den Einrichtungen auf. Ist dies der Fall, so werde stets versucht, den Termin mit dem Mann selbst zu vereinbaren, da so bereits ein erster Kontakt mit dem Beratungssuchenden selbst erfolge und etwaige Hemmungen reduziert werden können, erläutern die befragten Experten und Expertinnen die Praxis.

Lediglich einer von zehn Männern wird von einem Gericht verpflichtet. Harald Burgauner erklärt, dass Männer die Inanspruchnahme professioneller Hilfe oft so lange aufschieben würden, bis der Leidensdruck nahezu unerträglich wird. Das heißt, mit dem Erstkontakt werde häufig relativ lange Zeit zugewartet. Wenn sich der Mann jedoch einmal zu einem Anruf oder einer Beratungssitzung entschlossen hat, ist der erste große Schritt getan. Es gelte daher noch eine Reihe von Barrieren abzubauen und Akzeptanz und Bekanntheit aufzubauen.

4.4.2 Entwicklung der Beratungsleistungen

Auf Basis der zur Verfügung stehenden Jahresberichte der Männerberatungseinrichtungen kann der jährliche Aufwand auf etwa 18.000 Beratungsleistungen geschätzt werden. Als Beispiele sind die Entwicklung der Beratungseinheiten der Männerberatungsstellen Wien (Grafik 3) und Innsbruck (Grafik 4) angeführt.

In Wien ist es um die Jahrtausendwende zu einem starken Anstieg der Beratungsleistungen gekommen. Im Jahr 2000 erhielt die Männerberatungsstelle Wien eine zusätzliche Förderung vom Bundesministerium für Inneres (BMI) zur Arbeit mit gewalttätigen Männern, was einen deutlichen Zuwachs an Klienten und Klientinnen zur Folge hatte. Seither steht die Männerberatungsstelle Wien in enger Kooperation mit der Gewaltinterventionsstelle. Männer, die eine polizeiliche Wegweisung erfahren haben, erhielten auch die Adresse der Beratungsstelle, um die Gründe für ihre Gewalttätigkeit besprechen zu können.

In Innsbruck ist es im Jahr 2008 mit Einsetzen der Wirtschaftskrise zu einer deutlichen Zunahme von Beratungsleistungen und Klienten und Klientinnen gekommen. Diese Entwicklung deckt sich auch mit den Befunden der Experten und Expertinnen, wonach in den letzten beiden Jahren die Zahl der Männer zugenommen habe, die Beratung zum Thema Arbeit und Arbeitslosigkeit suchen.

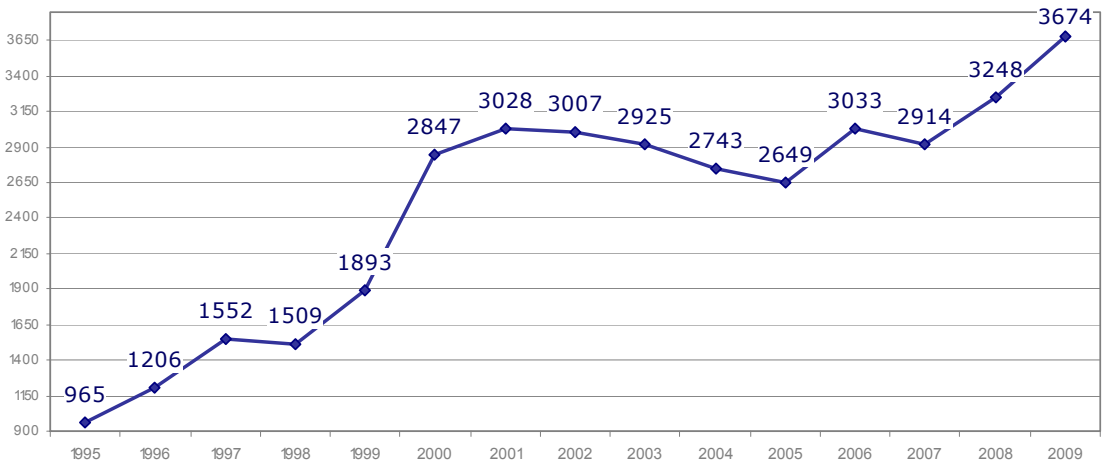
Im Männerbüro Salzburg werden jährlich etwa 600 Beratungen durchgeführt. Diese Einrichtung verfügt über einen tendenziell größeren Beraterstab und kann somit der gesteigerten Nachfrage nachkommen, befindet Eberhard Siegl.

Insgesamt ist seit Mitte der 1990er Jahre eine Vervielfachung der Beratungseinheiten und Klienten und Klientinnen festzustellen. Die spezifischen Männerberatungsstellen haben sich etabliert und betreuen mittlerweile eine relevante Zahl von Männern. Damit steigern sie weiterhin Bekanntheit und Akzeptanz von Männerberatung in Österreich.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 3: Beratungsleistungen der Männerberatungsstelle Wien

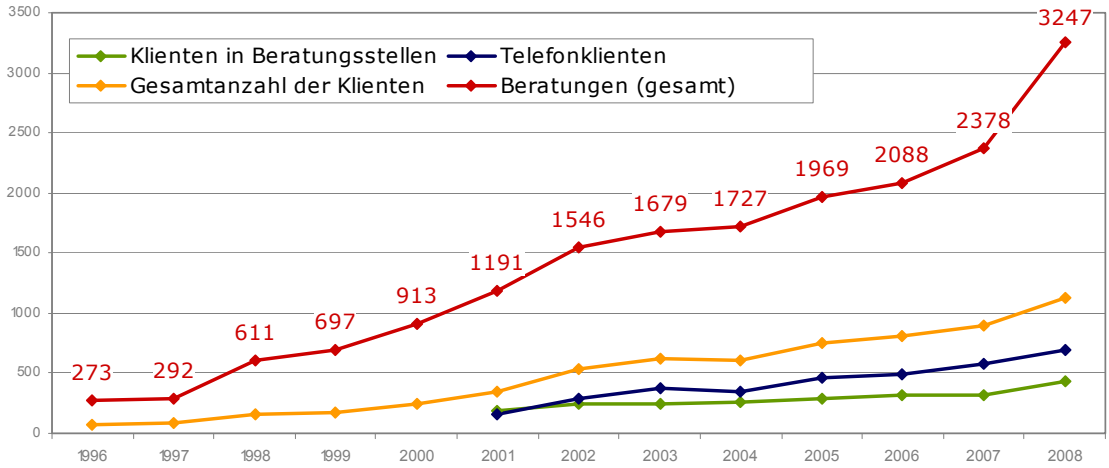
Anteile in Prozent.



Quelle: Jahresbericht 2008, Männerberatung Wien (2008).

Grafik 4: Beratungsleistungen der Männerberatungsstelle Innsbruck

Anteile in Prozent.



Quelle: Jahresbericht 2008, Mannsbilder (2008).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

4.4.3 Themen und Dauer der Beratungen

Grundsätzlich bieten Männerberatungsstellen allgemein Hilfestellungen für Männer und männliche Jugendliche, die ihre Probleme nicht mehr im Griff haben und diese somit nicht mehr alleine lösen können. In einem ersten Schritt wird hierzu ein offenes und ehrliches Gespräch – in den meisten Fällen von Mann zu Mann – geboten. Am häufigsten sind Beratungen zu Gewalt, familiären Konflikten, Beziehungs- und Trennungskrisen sowie allgemeine Fragen der Partnerschaft und Vaterschaft. Darüber hinaus werden Fragen zu Sexualberatung, Identitäts- und Persönlichkeitsentwicklung, Erziehungsfragen sowie Suchtberatung häufig thematisiert. Bei rechtlichen Fragen wird auch eine fundierte juristische Beratung geboten.

Männer, die sich an eine Beratungsstelle wenden, haben konkrete Erwartungen an die Arbeit mit den Beratern. Im Wesentlichen gehe es darum, die eigenen Verhaltensmuster zu erkennen, zu ändern und einen Weg aus persönlichen Krisen herauszufinden. Dies erfordere von den Beratern enorme Sensibilität, erläutert Jonni Brem. Für die gemeinsame Arbeit sei klarerweise eine gute Vertrauensbasis zwischen dem Berater und dem Beratungssuchenden unerlässlich. Häufig habe man allerdings den Eindruck, dass das Vertrauen aufgrund der hohen Erwartungshaltung in manchen Fällen fast schon zu schnell aufgebaut werde.

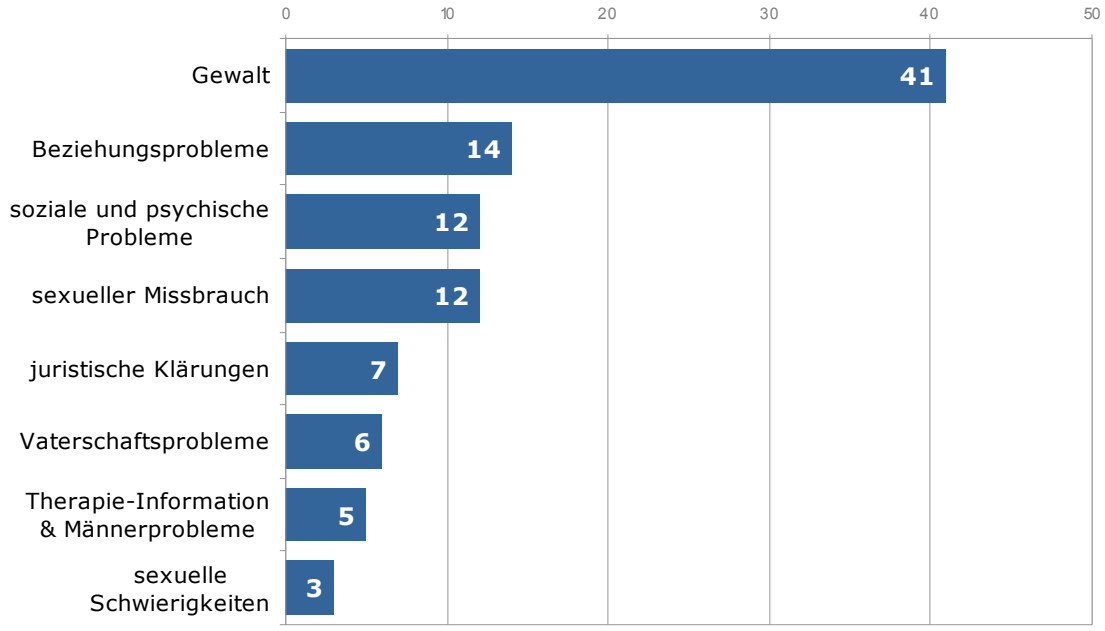
Häufig haben Männer – was die Beratung betrifft – einen pragmatischen Zugang und wollen möglichst rasch Informationen und Orientierungshilfen zu gesetzlichen Grundlagen erhalten, an welche Behörden und Institutionen sie sich wenden sollen. In anderen Fällen sind Therapie- oder Beratungsleistungen notwendig, um die persönliche Krise zu überwinden.

Um die Beratungsschwerpunkte zu veranschaulichen, werden drei Quellen dargestellt: Die Jahresberichte für Wien und Innsbruck weisen jeweils einen sehr starken Schwerpunkt von Gewalt als Beratungsinhalt auf. In Wien entfielen 2008 41 Prozent der Beratungen, in Innsbruck 38 Prozent auf dieses Thema (Grafiken 5 und 6). Die Auswertung der Befragung aller Beratungseinrichtungen – Männerberatung und Familienberatung – aus dem Jahr 2002/03 listet das Thema Gewalt nur in das obere Drittel. Durch das Überwiegen der Familienberatungsstellen stehen erwartungsgemäß Beziehungsberatung, Scheidung und Trennung, Sexualberatung und Familienrecht im Vordergrund (Grafik 7).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Grafik 5: Beratungsschwerpunkte der Männerberatungsstelle Wien

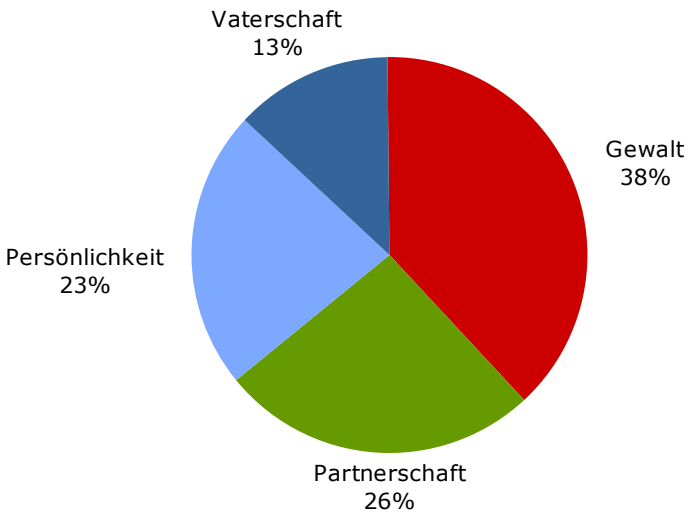
Anteile in Prozent.



Quelle: Jahresbericht 2008, Männerberatung Wien (2009).

Grafik 6: Beratungsschwerpunkte der Mannsbilder Innsbruck

Anteile in Prozent.



Quelle: Jahresbericht 2008, Mannsbilder (2008).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Die spezifischen Männerberatungsstellen weisen damit einen sehr starken **Gewaltschwerpunkt** auf. Auch die Einschätzungen der Experten und Expertinnen gehen in die Richtung, dass dieser Schwerpunkt in den vergangenen Jahren noch weiter zugenommen habe, was nicht zwingend mit einer Zunahme von Gewalt zu tun haben müsse, sondern auch auf einer stärkeren Sensibilität und Bereitschaft zur Inanspruchnahme von Hilfe – seitens Täter und Opfer – zurückgeführt werden könne (siehe hierzu auch Kapitel 2.5). Die Palette reiche dabei von Gewalt in der Familie sowie Gewalt am Arbeitsplatz bei erwachsenen Männern bis hin zu Gewalt in der Schule oder auf der Straße bei Jugendlichen. Die Intention der Beratungen sei es insbesondere in diesem Bereich, Jugendliche und Männer zur Auseinandersetzung mit der eigenen Unsicherheit zu bewegen, um Gewalttätigkeiten zu reduzieren und zu beenden. Gewaltpräventionsarbeit solle hierbei nicht nur die öffentliche sowie private Sicherheit steigern und den Mann bei dessen Entwicklung fördern, sondern auch dem Opferschutz dienen. Dazu sei eine enge Zusammenarbeit mit Angehörigen, Jugendämtern und Opfereinrichtungen unerlässlich.

Beratungsleistungen und die therapeutische Arbeit dauere bei gewalttätigen Männern deutlich länger als bei Männern mit anderen Problemen oder Krisen, erklärt Jonni Brem. Die Arbeit mit gewalttätigen Männern nehme häufig acht bis zehn Monate in Anspruch. Es sei zu Beginn oft notwendig, den Klienten erst einmal aufzuzeigen, wo Gewalt beginnt und was Gewalt ist. Eine gewalttätige Handlung bestehe nicht erst dann, wenn der Mann auf seine Partnerin einschlägt, sondern beginne schon früher. Die Männerberatungsstelle und die Interventionsstelle stünden hierbei in einem ständigen Austausch und Wechselspiel miteinander, um den Therapieerfolg zu erreichen bzw. zu maximieren. Dazu gebe es wöchentliche oder monatliche Sitzungen mit der oder den Frauenberaterinnen. Zur erfolgreichen Gewaltprävention sei es unumgänglich, den Mann und die Frau oder Partnerin in die Beratung bzw. therapeutische Arbeit einzubinden, meint Eberhard Siegl. Dabei werde mit der Frau üblicherweise nicht in der Männerberatungsstelle gearbeitet, sondern in einer zuständigen Interventionsstelle oder die Frau werde zuhause aufgesucht.

Häufig würden auch Gruppensitzungen mit gewalttätigen Männern abgehalten, so Brem. Das Ziel dabei sei es, dass Männer, die ihre eigenen Handlungen als nicht gewalttätig einschätzen, einen Blick auf Gewalttätigkeit und gewaltsame Handlungen anderer Männer bekommen, um zu zeigen, dass sie mit ihrem Problem nicht alleine sind. Der hinter der Gruppenarbeit stehende Gedanke sei, dass Männer anhand der Handlungsmuster von anderen Männern ihre eigenen gewaltsamen Handlungen in einem selbstreflektiven Prozess erkennen.

Im Männerbüro Salzburg wird Gewalt häufig auch als Frage der Gesundheit thematisiert. Eberhard Siegl stellt fest, dass es auch wichtig sei, Männer als Opfer von Missbrauch zu sehen und nicht nur als Täter. Neben dem Thema Gewalt werden im Männerbüro Salzburg oftmals Beratungsleistungen zu Paarbeziehungen, Trennung, Scheidung sowie Vaterschaft in Anspruch genommen. Siegl merkt hier zwei Grundfragen von Männern nach der Trennung aus der Praxis an: Wie kann ein Mann, der sich in Trennung respektive Scheidung befindet, seine Vaterschaft

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

leben? Und: Wie kann eine neue Partnerschaftsbeziehung begonnen werden, ohne dass dabei die vergangene Beziehung in die neue eingebracht wird?

Männer und Burschen bzw. männliche Jugendliche haben häufig die gleichen Probleme und Schwierigkeiten. Vor allem im Bereich des Suchtverhaltens (Spiel-, Alkohol-, Drogensucht) unterscheiden sich Männer und Burschen kaum voneinander (vgl. auch Kap. 2.1). Bei der Sexualaufklärung oder sexuellen Störungen komme es jedoch häufig vor, dass die erwachsenen Männer weniger aufgeklärt wären als Jugendliche, so Jonni Brem. Aber besonders die Reaktionen in bestimmten Konfliktsituationen, also die verinnerlichten Muster zur Konfliktbewältigung, seien bei Männern und Burschen sehr ähnlich. Darüber hinaus hat der Männerberater den Eindruck, dass Burschen im jugendlichen Alter in ihrer Vorstellung von Rollen-, Familien-, Weltbildern und Werten oft deutlich konservativer eingestellt seien als erwachsene Männer. Sie hätten dabei relativ starre Vorstellungen von Paarbeziehungen und Zukunftsperspektiven.

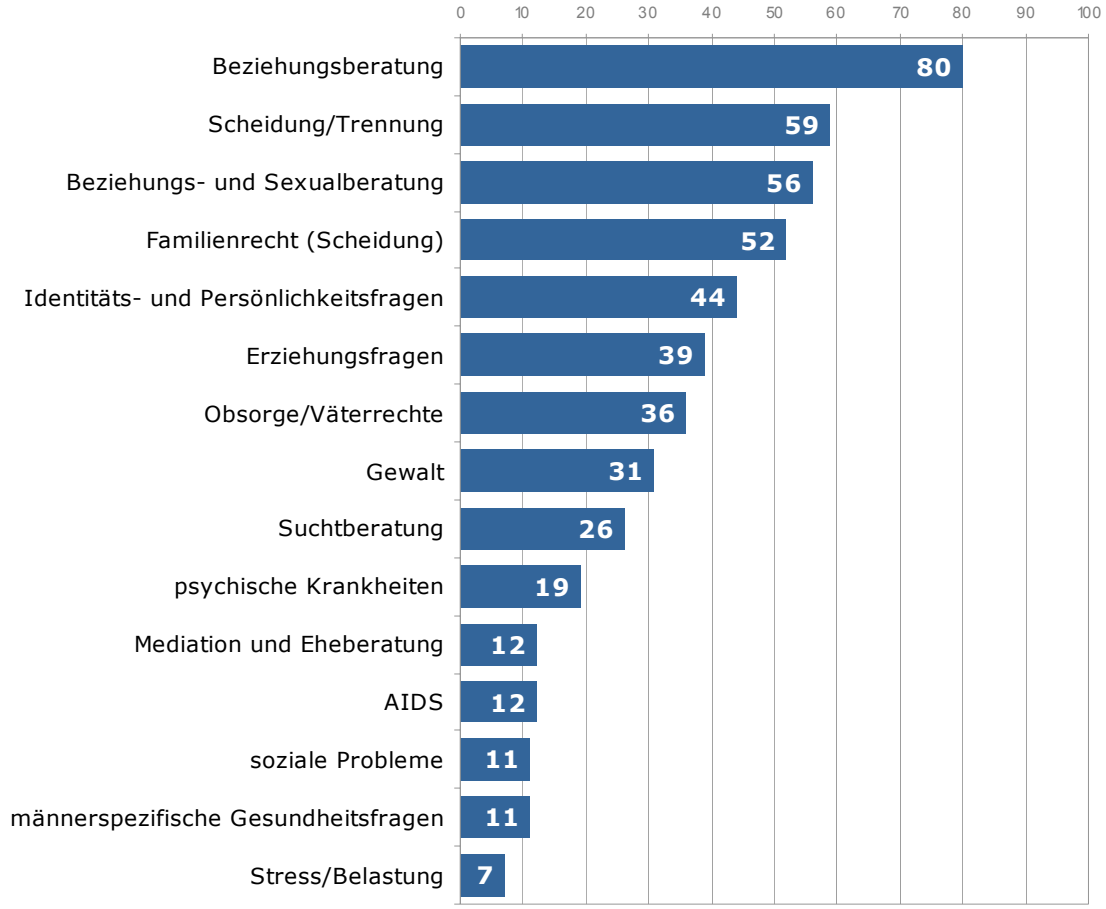
Die letzten Jahre haben gezeigt, dass Karrierebrüche bzw. Phasen ohne Erwerbsarbeit als Themen der Männerberatung zugenommen haben. Gerade ab 2008 mit dem Einsetzen der Wirtschaftskrise ist es zu einem starken Anstieg dieser Themen gekommen. Hierbei überwiegen die Sorgen um die Familie und deren Versorgung – eine Rolle, die in der Gesellschaft nach wie vor überwiegend den Männern zugeschrieben wird (vgl. die Kapitel 2.2 und 3.2). Arbeitslosigkeit löst unter den Betroffenen vielfach große Unzufriedenheit aus, was wiederum zu Aggressionen gegen die Familie oder die Partnerin führen kann. Rund 40 Prozent der Männer, die sich wegen Gewalt in der Familie an die Männerberatungsstelle in Wien wenden, sind von Arbeitslosigkeit betroffen, schätzt Brem. Arbeitslosigkeit stellt in den meisten Fällen einen tiefen Einschnitt im Leben eines Menschen dar und darf als Problem daher nicht unterschätzt werden. Insgesamt ist die ökonomische Unsicherheit angestiegen, und die Zusammenhänge zwischen Bildung, persönlicher Anstrengung und Erfolg sind brüchiger geworden (vgl. Kap. 2.2).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Der Fokus der spezifischen Männerberatungsstellen auf das Thema Gewalt wird insbesondere im Vergleich zu den Schwerpunkten der Männerberatung insgesamt, die zum Großteil in den integrativen Familienberatungsstellen stattfindet, deutlich (Grafik 7).

Grafik 7: Themenschwerpunkte in der Männerberatung allgemein

Berücksichtigt sind hier sowohl spezifische als auch integrative Beratungsstellen (Familienberatung).
Anteile in Prozent.



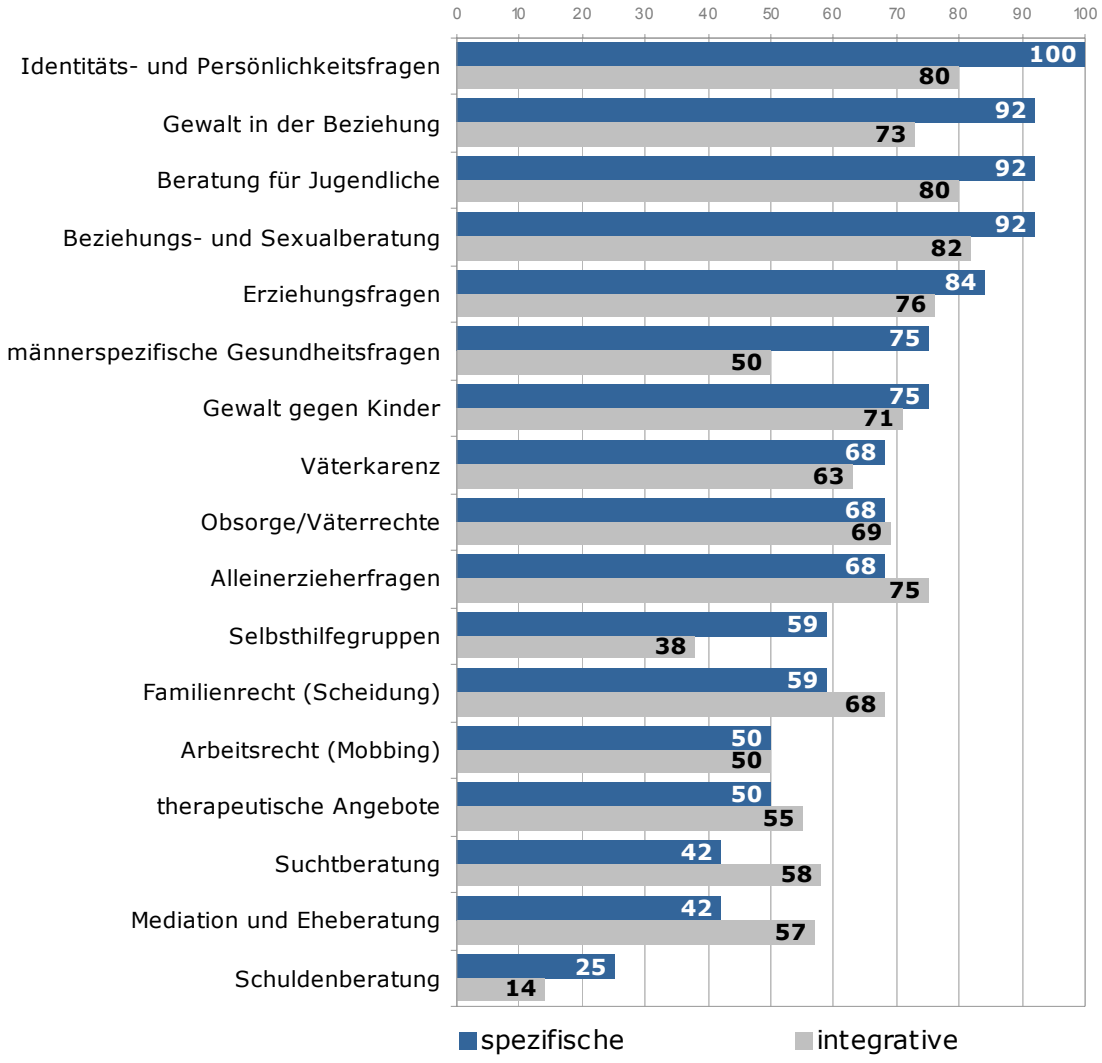
Quelle: Männerarbeit in Österreich, BMSG (2004, S. 36).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Die nachstehende Grafik 8 veranschaulicht das allgemeine Angebot von spezifischen und integrativen Beratungsstellen. Es wird ersichtlich, dass der Fokus der spezifischen Beratungsstellen stärker auf Persönlichkeitsfragen, Gewalt, Jugendberatung, Gesundheitsfragen, Väterkarenz und allgemein auf Selbsthilfegruppen liegt.

Grafik 8: Männerspezifisches Angebot aller Beratungsstellen

Berücksichtigt sind hier sowohl spezifische als auch integrative Beratungsstellen (Familienberatung).
Anteile in Prozent.



Quelle: Männerarbeit in Österreich, BMSG (2004, S. 26).

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

4.4.4 BERATUNGSBARRIEREN

Die Erfahrungen der Männerberater zeigen, dass es relativ wenige Barrieren bei der Beratung gibt. Die Klienten bauen sehr schnell Vertrauen zu den Mitarbeitern der Männerberatungsstellen auf. Die größte Barriere der Männerberatung bestehe jedoch darin, dass Männer erst einmal einen Beratungsbedarf erkennen und akzeptieren müssen, also sich selbst motivieren und sich an eine hilfeleistende Stelle wenden, bringt Harald Burgauner die grundsätzliche Problematik der Anerkennung und Akzeptanz der Männerberatung seitens der potenziellen Klienten auf den Punkt. Die Ursache dafür sieht er in der Sozialisation von Männern.

Nach dem Eindruck von Jonni Brem habe Männerberatung und Männerarbeit in Österreich immer noch eine relativ skurrile Note in der öffentlichen Meinung und werde nahezu ausschließlich mit Gewalt in Verbindung gebracht. Darüber hinaus hafte der Männerberatung das Credo der Unmännlichkeit an. Die Schwierigkeit für die breite Masse sei es daher, sich überhaupt vorstellen zu können, dass Männer auch Probleme und Krisen haben, über die sie reden wollen und sollen. Sein Salzburger Kollege Harald Burgauner kommt zu einem ähnlichen Befund. Seine Erfahrung habe aber auch gezeigt, dass mit der Bekanntheit der Männerberatungsstellen auch die Akzeptanz für diese Einrichtungen gestiegen ist. Dies werde auch durch den Anstieg an Beratungsleistungen über die Jahre hinweg deutlich (siehe Grafiken 3 und 4).

Richard Schneebauer ist der Meinung, dass die gestiegene Akzeptanz auch mit einem gesellschaftlichen Umdenken einhergehe, wonach auch Männer das Bedürfnis haben, über ihre Probleme und Schwierigkeiten zu reden – und dies vor allem mit anderen Männern. Der Mann gelte nun nicht mehr als „einsamer Kämpfer“, der keine Probleme habe. Männer gelinge es in der spezifischen Männerberatung zum Teil besser, über ihre Sorgen und Probleme zu reden, da ihnen hier eigener Raum geboten werde und die Beratungs- oder Therapieleistungen individuell für sie seien. Eberhard Siegl beobachtet in diesem Zusammenhang, dass Männer, die sich durchringen eine Beratung in Anspruch zu nehmen, durchwegs froh sind, über Ihre Probleme sprechen zu können, dabei auch gehört werden und Hilfe erhalten.

In einer zunehmend auf Dienstleistungen ausgerichteten Gesellschaft werden die Beratungsleistungen, wie schon die letzten Jahre gezeigt haben, weiterhin ansteigen. Bisher tabuisierte und hinter verschlossener Tür gehaltene Themen – nicht nur die Partnerschaft betreffend – werden verstärkte Thematisierung erfahren. Seit der Entkoppelung der Männerberatung von der Familienberatung hat die Zahl der Beratungs- und Therapieleistungen sehr stark zugenommen und steigt weiterhin. Im Gegensatz zur Familienberatung haben Männer in der spezifischen Männerberatung die Möglichkeit, sich auf ihre eigenen Probleme und Krisen zu fokussieren. In der Regel hat dies auch auf die Partnerschaft eine gute Wirkung, sind die Experten und Expertinnen überzeugt.

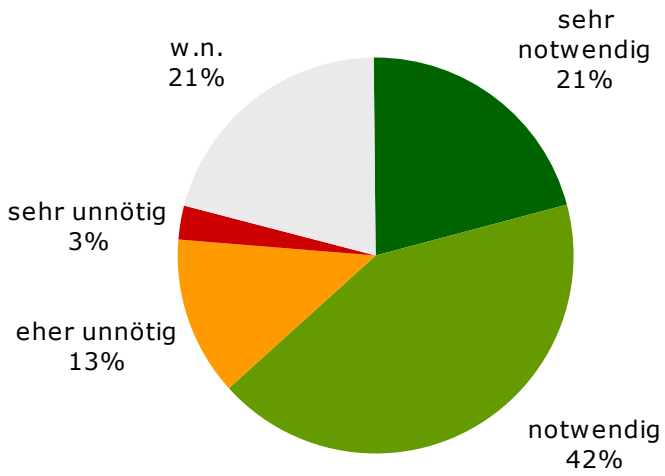
Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Eine umfassende Befragung zum aktuellen Stand der Akzeptanz und Notwendigkeit von Männerberatung gibt es nicht; auch die bestehenden Vorurteile und Barrieren wurden noch nicht umfassend und repräsentativ untersucht, könnten aber entscheidende Hinweise für die Stärkung der Männerberatung bringen und so den gesellschaftlichen Mehrwert dieser Institution erhöhen.

Es liegen nur vereinzelte Befragungen und Ergebnisse vor, die nicht als repräsentativ eingestuft werden können. Im Bericht zur Männerarbeit in Österreich wurden auch die Ergebnisse einer Straßenbefragung unter Männern vorgestellt, wonach die Männerberatung von insgesamt 63 Prozent als notwendig eingestuft wurde. Lediglich 16 Prozent sehen diese als (eher) unnötig und 21 Prozent haben hierzu keine Meinung (Grafik 9).

Grafik 9: Notwendigkeit von Männerberatung

Anteile in Prozent.



Quelle: Männerarbeit in Österreich, BMSG (2004).

Problematisch sehen die Experten und Expertinnen die langen Wartezeiten vom Erstkontakt bis zur ersten Beratungssitzung. Die Wartezeiten schwanken bei großem Andrang zwischen rund zehn Tagen bis hin zu sechs bis acht Wochen. Dies sei gerade in der Männerberatungsstelle in Oberösterreich ein großes Problem, bedauern Maria-Theresia Müllner und Richard Schneebauer. Umso länger die Wartezeit für die erste Sitzung sei, desto größer werde auch die Gefahr, dass der Mann sich nicht mehr an die Beratungsstelle wendet und von dem Beratungsprozess absieht. Im Idealfall erfolge der erste Termin innerhalb von einer Woche bis zehn Tagen, um ein Umdenken möglichst zu verhindern.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Die Zunahme der Beratungsleistungen bedinge noch längere Wartezeiten und verschärfe somit auch den Druck auf die Beratungsstellen und Berater/innen.

4.4.5 KLIENTEN MIT MIGRATIONSHINTERGRUND

Rund ein Fünftel bis ein Viertel der vom Männerbüro Salzburg durchgeführten Beratungsleistungen wird von Männern mit Migrationshintergrund in Anspruch genommen. Das Gros der Klienten kommt aus der Türkei, Russland, Tschetschenien, Kroatien, Serbien und Afrika. Die Einrichtung steht hierbei auch in enger Zusammenarbeit mit den Integrationsbeauftragten der Stadt Salzburg. Die Probleme und Themen von Männern mit und ohne Migrationshintergrund unterscheiden sich hierbei kaum voneinander, konstatiert Siegl. Er merkt jedoch an, dass vor allem bei türkischen Männern die patriarchalen Denkstrukturen noch sehr stark ausgeprägt seien und hier vermehrt Bildungs- sowie Aufklärungsarbeit notwendig sei.

In der Männerberatungsstelle Wien ist der Anteil der Klienten mit Mitgrationshintergrund mit 40 Prozent deutlich höher. Diese stammen größtenteils ebenfalls aus der Türkei, Russland, Tschetschenien, Kroatien und Serbien, erläutert Jonni Brem. Auch er bestätigt, dass sich die Themen unwesentlich von jenen der Österreicher unterscheiden. Bei polizeilichen Wegweisungen, so Brem weiter, werde gerade von Migranten der Hinweis der Polizei, sich an die Männerberatung zu wenden, als Verpflichtung aufgefasst. Der Vorsatz, innerhalb weniger Tage einen Gesprächstermin anzubieten, erhöht den Druck auf die Wiener Männerberatung enorm, da hier sehr rasch gehandelt werden muss. In der Beratung selbst hätten die Betroffenen einerseits ein ausgeprägtes Rechtfertigungsgefühl und andererseits verstünden diese den Besuch in der Männerberatungsstelle als Chance, in Zukunft ihre Verhaltensmuster zu ändern. Im Bereich der Gewaltarbeit und des Antigewalttrainings stellt Brem einen tendenziell höheren Migrantenanteil fest. In diesem Kontext sei auch die Motivation der Betroffenen für längerfristiges Antigewalttraining höher. Etwaigen Sprachbarrieren werde mit muttersprachlicher Beratung entgegengewirkt. Auch Jonni Brem nimmt zwar ein ausgeprägtes patriachales Rollenbild wahr, ist jedoch der Meinung, dass sich dieses mit der Aufenthaltsdauer in Österreich reduziere. Bei Gruppenarbeiten setzt man sich kritisch mit der Männer- sowie Frauenrolle auseinander und fördert den transkulturellen Austausch. Für ihn sei die Arbeit mit Männern mit Migrationshintergrund auch eine Möglichkeit, die Integration zu fördern, da viele Männer auch das Bedürfnis hätten, die Alltagsregeln, Werte und Normen sowie die Kultur kennenzulernen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

4.5 ANLIEGEN DER MÄNNERBERATUNGSSTELLEN

Ein großes Anliegen der interviewten Männerberater/innen ist die **Aufklärungsarbeit über Männerberatung** – dies gelte insbesondere für die Zielgruppe der Männer, aber auch für die Gesellschaft und politischen Entscheidungsträger im Allgemeinen. Es solle ein kollektives Bewusstsein für Männer und männliche Probleme geschaffen und aufgezeigt werden, dass Männerberatungseinrichtungen nicht ausschließlich mit gewalttätigen Männern arbeiten oder nur Täterarbeit betreiben. Männer definieren sich auch nicht ausschließlich über ihren Job. Traditionelle Rollenbilder greifen heute zu kurz, um Männer und Männlichkeit zu fassen. Die gesellschaftlichen Veränderungen stellen Männer vor große Herausforderungen. Hier kann die Arbeit mit Männern ansetzen und Erfahrungs- sowie Erlebnisräume bieten, um die Veränderungen zu kompensieren und Möglichkeiten aufzuzeigen, wie Mannsein sinnerfüllend gestaltet werden kann.

Damit zusammenhängend bestehe die Notwendigkeit, **Väterlichkeit** positiver zu besetzen, erläutern Maria-Theresia Müllner und Richard Schneebauer von der Männerberatungsstelle des Landes Oberösterreich sowie Eberhard Siegl vom Männerbüro Salzburg. Auch Männer verspürten zunehmend den Wunsch, sich aktiv an der Kindeserziehung zu beteiligen und diese auch zu erleben. Die Schaffung **familienfreundlicherer Arbeitsplätze** sowie ein Ausgleich zwischen beruflichen Verpflichtungen und dem „Mann-Sein“ bzw. auch „Vater-Sein“ wäre aus ihrer Sicht wünschenswert (siehe hierzu auch die Kap, 2.2, 3.1 und 3.2).

Ein wesentlicher Punkt, so Harald Burgauner von den Männerwelten in Salzburg, sei die **Qualifikation und Ausbildung** der Männer, die in diesem Bereich tätig sind. Mitarbeiter/innen der Männerberatung brauchen eine Basisqualifikation, um in dem sensiblen Bereich tätig zu sein. Weiters ist es wichtig, zu wissen, was Männerberatung leisten kann und was nicht in deren Bereich falle.

Für die stetige Weiterentwicklung der Männerberatung und deren Herangehensweisen und Methoden wäre ein permanenter aktiver Austausch bzw. die weitere **Vernetzung** zwischen den österreichweiten Einrichtungen wünschenwert. Erfahrungsaustausch und unterschiedliche Sicht- sowie Herangehensweisen könnten die Qualität der Arbeit enorm steigern, so die interviewten Männerberater/innen.

Harald Burgauner verweist auf die **mangelnde Flächendeckung des Beratungsangebotes**. Derzeit ist Männerberatung sehr stark auf den urbanen Raum konzentriert, in ländlichen Regionen fehle es oft noch an einem derartigen Angebot für Männer. Lediglich die Männerberatungsstelle Niederösterreich kann dies seiner Ansicht nach mit Hilfe ihrer sieben Nebenstellen gewährleisten.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Häufig artikulieren Beratungssuchende, die sich an eine Beratungsstelle wenden, einen **Mangel an Beratungsmöglichkeiten** für Männer, beobachten Müllner und Schneebauer. Dies müsse jedoch nicht zwingend an dem vorhandenen Angebot für Männer liegen, sondern an der mitunter noch geringeren Bekanntheit der Männereinrichtungen. Familienberatungseinrichtungen seien insgesamt besser etabliert als spezifische Männerberatungseinrichtungen. Dieser Befund stimmt auch mit der mangelnden Flächendeckung des spezifischen Angebots überein, das Burgauner angesprochen hat.

Aufgrund der gestiegenen Nachfrage bei Männerberatungseinrichtungen stelle die Deckung der **Kosten** eine große Herausforderung dar, erklären Harald Burgauner und sein Wiener Kollege Jonni Brem. Die gesteigerte Nachfrage fordere auf der einen Seite mehr Ressourcen bei Personal und Räumlichkeiten, auf der anderen Seite auch mehr Flexibilität der Mitarbeiter/innen. Auch Eberhard Siegl würde sich hier eine Art Basisfinanzierung wünschen.

Der **Mangel an finanziellen Mitteln** erlaube es den Männerberatungsstellen kaum, **Öffentlichkeitsarbeit** zu betreiben, befindet Jonni Brem von der Männerberatungsstelle Wien. Dieser Umstand begünstige die ambivalente Meinung der breiten Öffentlichkeit. Vermehrte Öffentlichkeitsarbeit würde aber auch die Nachfrage in den Männerberatungsstellen weiter steigern. Dies hätte jedoch zur Folge, dass nicht alle Anfragen gedeckt werden könnten, da auch hierzu die Mittel fehlten.

Die interviewten Experten und Expertinnen sind der Meinung, dass dem Thema Männerberatung und Männerarbeit von Seiten der Politik mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte, da die Männerberatungseinrichtungen einen wichtigen gesellschaftlichen Beitrag leisten – z.B. zur Gewaltprävention – was die Folgekosten in diesem Bereich senken würde. Die Politik könne auch einen großen Beitrag zur Öffentlichkeitsarbeit leisten, indem über Männerberatung gesprochen würde.

Insgesamt sollte der Bereich Männer und „männliche Probleme“ häufiger und offensiver thematisiert werden, da so die **Aufmerksamkeit der Bevölkerung** für dieses Thema erhöht werden kann – so die interviewten Männerberater/innen.

Die **Umsetzung der bisherigen Erkenntnisse aus der Männerberatung** bzw. aus der Soziologie würde viele Bereiche des gesellschaftlichen Lebens abdecken, meint etwa Burgauner. Die grundsätzlichen Fragen dabei sind für ihn: Wie bekommt man mehr Männer in die Männerberatung? Wie bekommt man mehr Männer in den Pflege-, Sozial- bzw. Bildungsbereich? Welche Bildungsarbeit muss für Männer noch geleistet werden? Wie erreicht man die Zielgruppe früher und besser? Darüber hinaus sei Aufklärungsarbeit im Gebiet der Gesundheitsversorgung zu leisten, da Männer insbesondere hier noch als „Muffel“ gelten, befindet Eberhard Siegl (vgl. auch Kap. 2.1). Für Siegl wäre auch eine Leitkulturdiskussion wünschenswert, welche Rollenbilder bzw. welches Rollenverständnis in der Bevölkerung vorherrschen, da seiner Meinung nach von einem unreflektierten und zu hinterfagenden Männlichkeitsbild ausgegangen wird.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

Die Arbeit der Männerberater in den letzten 15 Jahren habe die **Aufmerksamkeit und Sensibilisierung** für das Thema Mann gefördert, zeigt sich Harald Burgauner auch für die zukünftige Entwicklung zuversichtlich. Die Zielgruppe Mann werde häufiger wahrgenommen, zumindest in Fachkreisen. Es sei zu erwarten, dass in Zukunft die Nachfrage an Männerberatungseinrichtungen weiterhin steigen werde. Dies hätten die bisherigen Entwicklungen deutlich gemacht. Männerarbeit erfahre immer mehr Akzeptanz und Zuspruch, da ihr der Erfolg Recht gebe. Männer wendeten sich nicht mehr nur nach Verpflichtung durch eine staatliche Institution oder auf Drängen der Partnerin oder Ehefrau an eine Beratungsstelle, sondern suchen diese immer häufiger freiwillig auf, um über Krisen, Probleme und Schwierigkeiten zu sprechen.

Die Arbeit der Männerberatungsstellen habe durchwegs positive Effekte, so die Männerberater/innen unisono. Sie biete nicht nur dem Einzelnen Hilfe zur Selbsthilfe und leiste juristische Beratung, sondern habe darüber hinaus einen positiven Einfluss auf das familiäre und gesellschaftliche Zusammenleben. Auch persönliche sowie Folgekosten für den Staat können durch die gezielte Arbeit in den Beratungseinrichtungen reduziert werden. Im Bereich der Gewaltprävention beispielsweise komme dies deutlich zum Tragen.

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

QUELLEN

Heindl-Becker, B. (2004). Männerarbeit in Österreich. Wien: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (BMSG).

Jahresberichte

Männerberatung & Informationsstelle für Männer Wien. Jahresbericht 2008. Wien 2009.

Institut für Frauen- und Männergesundheit (FEM, FEM Süd, MEN). Tätigkeitsbericht 2009.

Mannsbilder: Mannsein – Mannwerden (2008). Jahresbericht. Innsbruck 2008.

Männerberatungsstelle des Landes Oberösterreich (2005). Jahresbericht. Linz 2005.

Statistik der Männerberatung des Landes Oberösterreich 2009. Linz 2010.

Männerberatung Graz (2008). Tätigkeitsbericht. Graz 2008

Kärntner Caritasverband (2009). Tätigkeitsbericht 2009. Klagenfurt 2009

Interviewte Experten und Expertinnen

- Mag. Jonni Brem, Leiter der Männerberatungsstelle Wien.
- Dr. Maria-Theresia Müllner, Leiterin der Männerberatungsstelle Oberösterreich.
- Dr. Richard Schneebauer, Soziologe in der Männerberatungsstelle Oberösterreich.
- Mag. Harald Burgauner, Geschäftsleiter der Männerwelten in Salzburg.
- Mag. Eberhard Siegl, Leiter des Männerbüros Salzburg.

GRAFIKEN

Grafik 1: Betreuungs- bzw. Therapieeinheiten 445
Grafik 2: Freiwilligkeit beim Erstkontakt 447
Grafik 3: Beratungsleistungen der Männerberatungsstelle Wien 449
Grafik 4: Beratungsleistungen der Männerberatungsstelle Innsbruck 449
Grafik 5: Beratungsschwerpunkte der Männerberatungsstelle Wien 451
Grafik 6: Beratungsschwerpunkte der Mannsbilder Innsbruck 451
Grafik 7: Themenschwerpunkte in der Männerberatung allgemein 454
Grafik 8: Männerspezifisches Angebot aller Beratungsstellen 455
Grafik 9: Notwendigkeit von Männerberatung 457

Dieser Text wurde elektronisch übermittelt. Abweichungen vom Original sind möglich.
www.parlament.gv.at

bmask.gv.at
BUNDESMINISTERIUM FÜR
ARBEIT, SOZIALES UND
KONSUMENTENSCHUTZ

SOZIALTELEFON
Bürgerservice des Sozialministeriums
Tel.: 0800 - 20 16 11
Mo bis Fr 08:00 - 12:00 Uhr
Do 08:00 - 16:00 Uhr

PFLEGETELEFON
Tel.: 0800 - 20 16 22
Mo bis Fr 08:00 - 16:00 Uhr
Fax: 0800 - 22 04 90
pflegetelefon@bmask.gv.at

BROSCHÜRENSERVICE
Tel.: 0800 - 20 20 74
broschuerenservice@bmask.gv.at
http://broschuerenservice.bmask.gv.at

ALLGEMEINE FRAGEN
post@bmask.gv.at

**BUNDESMINISTERIUM FÜR
ARBEIT, SOZIALES UND
KONSUMENTENSCHUTZ**
Männerpolitische Grundsatzabteilung
Stubenring 1, 1010 Wien
www.bmask.gv.at

Dieser Text wurde elektronisch üb